L 70000
9
1916
7/III.–16/VII.
Stimmungsbilder
8.

Neues Wiener Tagblatt Abendbl. 7. 1/III. 1916

Schmalspurbahnen in Polen.

Krakau, 7. März. (Privattelegramm.) Der „Czas" meldet: Dank der eifrigen Bestrebungen des Generalgouvernements in Polen begann die Militärverwaltung in dem von Oesterreich-Ungarn okkupierten Teile Polens mit dem Bau eines Netzes von schmalspurigen Bahnen in der Gesamtlänge von 300 Kilometer. Eine Strecke von elf Kilometer, welche die Linie der Iwangorodbahn mit der Stadt Miechow verbinden wird, wird bereits in diesem Monat eröffnet werden.

Amtsblatt der Stadt Wien

Z. III. 1916

2

Nach dem Berichte und Antrage des **St.-R. Schmid** wird beschlossen:

(P. Z. 2005, M. A. V, 547.) Die Gemeinde erachtet es für zeitgemäß, schon jetzt an die Vorarbeiten zur Herstellung eines Großschiffahrtsweges von der Nord- und Ostsee bis zum Schwarzen Meere zu schreiten.

Zu diesem Behufe wird die k. k. Regierung ersucht, im Einvernehmen mit der königlich-ungarischen Regierung, sowie den Regierungen des Deutschen Reiches und der Staaten am Unterlaufe der Donau, die Durchführung einer allen Anforderungen des Verkehres entsprechenden Schiffahrtsstraße vom Rhein zur Donau und auf der Donau bis zum Schwarzen Meere sicherzustellen.

Der Gemeinde Wien erscheinen hiebei folgende Maßnahmen empfehlenswert:

1. Die Herstellung eines entsprechend leistungsfähigen Schiffahrtskanales vom Rhein über den Main zur Donau.

Fortsetzung der Donauregulierung von Regensburg aufwärts bis Ulm.

Weitere Ausgestaltung der Donauregulierung in Österreich und Ungarn, namentlich Verbesserung der Schiffahrtsverhältnisse beim Eisernen Tor.

Entsprechende Regulierungsbauten im Unterlauf der Donau.

Eheste Durchführung des Donau-Oderkanales und des Donau-Moldaukanales.

2. Die Herstellung ausreichend und technisch vollkommener Lände- und Hafenplätze samt Geleiseanschlüssen, Magazinen, Zollfreilagern u. s. w. an solchen Punkten, die für die Stapelung oder den Umschlag der Güter in Betracht kommen; hiebei ist, was die österreichische Reichshälte betrifft, auf die Reichshauptstadt Wien, als den Mittelpunkt des Verkehres und der Güterverteilung, gebührend Rücksicht zu nehmen.

3. Die möglichste Förderung der Schiffahrt durch tunlichste Vermeidung oder wenigstens Verminderung der Gebühren für die Benützung der verschiedenen dem Schiffahrtsbetriebe dienenden Anlagen.

4. Die Erlassung einer einheitlichen Strompolizeiordnung für das ganze Stromgebiet.

5. Die Förderung der Errichtung heimischer Werftanlagen. sowie die Errichtung von Schifferschulen zur Heranziehung heimischer Kräfte für die Dampf-, Ruder- und Floßschiffahrt.

6. Revision der Donau-Schiffahrtsakte vom 7. November 1857,

7. Die Erlassung eines Binnenschiffahrtsgesetzes zur Regelung der privatrechtlichen Verhältnisse der Binnenschiffahrt.

8. Schaffung eines einheitlichen Betriebsreglements.

Die vorstehenden Entschließungen sind dem k. k. Handelsministerium mit einer Begründung im Sinne des Magistratsberichtes zur Kenntnis zu bringen. (An den Gemeinderat.)

Fremdenblatt
8./III. 1916

3

Die Zukunft des Fremdenverkehrs zwischen Deutschland, Oesterreich und Ungarn.

Wie uns von der Leitung der Verbände für Fremdenverkehr in Oesterreich mitgeteilt wird, hatten im Sinne der entsprechenden Verkehrsförderung zwischen Deutschland, Oesterreich und Ungarn in der Zukunft nach wiederholt stattgefundenen Vorbesprechungen in Wien, Berlin und Leipzig die großen Landesverkehrsorganisationen von Deutschland und Oesterreich und die Vertretung der Verkehrskommission der ungarischen Hauptstadt Budapest eine Anzahl praktischer Verkehrsmänner und Vertreter der Eisenbahnministerien zu einer Besprechung nach Leipzig berufen, bei der die Förderung der Verkehrsbeziehungen zwischen Deutschland, Oesterreich und Ungarn auf der Tagesordnung stand. In dieser Besprechung zu Leipzig erstattete der Vorsitzende des Bundes deutscher Verkehrsvereine, Gontard-Leipzig, einen ausführlichen Bericht über die Notwendigkeit des wirtschaftlichen Zusammengehens von Deutschland, Oesterreich und Ungarn auch auf dem Gebiete des Fremdenverkehrs, führte aus, welche Schritte noch während des Krieges zu machen und welche Maßnahmen nach dem Kriege zu treffen seien, um den Gedanken des wirtschaftlichen Zusammengehens auch auf dem Gebiete des Fremdenverkehrs wirksam in die Tat umzusetzen.

Nach zustimmenden Erklärungen der Vertreter aus Oesterreich und Ungarn, insbesondere der Reichsrats-Abgeordneten Dobernig und Dr. Kofler u. a., und nach der Erstattung von Sonderberichten zu den verschiedenen Fragen des Fremdenverkehrs wurden die nachstehenden Erklärungen fast einstimmig zum Beschlusse erhoben und dem vorbereitenden Ausschuß als Unterlagen und Richtlinien für das Programm der zukünftigen gemeinsamen Arbeit empfohlen: „Die in Leipzig versammelten Vertreter verkehrsfördernder Körperschaften aus Deutschland, Oesterreich und Ungarn erachten eine wechselseitige Förderung der Verkehrsbeziehungen der drei verbündeten Länder für dringend erforderlich. Ein geschlossenes systematisches Vorgehen zur Heranziehung des internationalen Verkehrs und sich gegenseitig ergänzende Maßnahmen zur Hebung des inneren Verkehrs ihrer Länder betrachten sie als das Hauptziel einer zu begründenden Organisation. — Die gemeinsame Verkehrswerbung ist durchzuführen unter Zusammenfassung der in den drei Ländern zur Belebung des Reiseverkehrs tätigen Kräfte. Ein Zusammenschluß mit anderen verbündeten oder befreundeten Ländern bleibt späterer Vereinbarung vorbehalten. An Maßnahmen, die schon während des Krieges in Angriff zu nehmen sind, kommen u. a. in Betracht: Errichtung gemeinsamer Auskunftsstellen zunächst in Berlin, Wien, Budapest, zum Teil im Anschluß an vorhandene Einrichtungen unter der zu erbittenden Mitwirkung der Staatseisenbahnen, der Schiffahrtsgesellschaften und anderer großer Verkehrsanstalten, ferner Presseangelegenheiten usw. Als vorzubereitende gemeinsame Arbeiten, die nach Beendigung des Krieges durchzuführen sind, kommen in Betracht: 1. Es ist dafür einzutreten, daß unter Führung der Staatseisenbahnen, der sonstigen großen Verkehrsanstalten usw. ein großes Reisebureau für den Weltverkehr, auf geschäftlicher Grundlage errichtet, wenigstens jetzt schon vorbereitet wird. 2. Gemeinsame Werbearbeiten im Auslande, insbesondere durch die Presse. Ein gemeinsames Vorgehen bei Ausgestaltung und Verbesserung des Eisenbahn- und Grenzverkehrs, sowie die Ausgestaltung der Unterkunftsverhältnisse wird als wichtige Aufgabe des Ausschusses anerkannt. — Die Vorschläge zur Behandlung kultureller und wirtschaftlicher Fragen, soweit sie mit dem Verkehr und der Verkehrswerbung zusammenhängen, sollen dem Ausschuß zur weiteren Bearbeitung überwiesen werden. — Zur Durchführung der in der Leipziger Tagung gefaßten Beschlüsse wird die Bildung eines Verkehrsausschusses beschlossen, mit drei Unterausschüssen für Deutschland, Oesterreich und Ungarn, in denen die in Betracht kommenden Staatsministerien, die zusammenfassenden Organisationen für Fremdenverkehr der drei verbündeten Länder, andere große verkehrsfördernde Körperschaften usw. vertreten sein können. Zur Durchführung des Arbeitsprogramms ist ein kleinerer Arbeitsausschuß zu begründen.

Die Geschäftsleitung soll abwechselnd der Gesamtvereinigung der Verkehrsverbände in Deutschland, Oesterreich und Ungarn übertragen werden. Erstmalig übernimmt die geschäftliche Leitung der Bund deutscher Verkehrsvereine in Leipzig. Die Sitzungen des Arbeitsausschusses, in den Deutschland 8, Oesterreich 5 und Ungarn 3 Vertreter entsenden, sollen abwechselnd in den drei Ländern stattfinden. Wie gemeldet, fand am 11. Februar in Wien eine Sitzung der österreichischen Landesverbände für Fremdenverkehr statt, in der von den Vertretern der Fremdenverkehrskörperschaften fast aller Kronländer Oesterreichs, darunter auch der Abgeordneten Dobernig, Dr. Kofler und Pacher, beschlossen wurde, im Sinne der Leipziger Richtlinien sich der Organisation anzuschließen und 5 Vertreter in den Arbeitsausschuß zu entsenden.

Die Zeit 8/III. 1916

Der Fremdenverkehr nach dem Kriege.

Verkehrsfragen des Vierbundes.

Ueber die großen Wandlungen, die der Krieg im Wiener Fremdenverkehr herbeigeführt hat, ist gestern in einem Artikel der „Zeit" die Rede gewesen, in dem der starke ungarische Einschlag im Fremdenzuzug Wiens geschildert wurde. Wer die Wiener Fremdenverkehrsfrage verfolgt hat, dem schien diese Schilderung die Erfüllung lang gehegter Wünsche. Jahrelang sind die Bestrebungen zur Förderung des Wiener Fremdenverkehrs falsche Bahnen gegangen. Man gab sich unlogischen Spekulationen über die Anlockung reicher Amerikaner, Engländer und Franzosen hin, suchte Sommerspielzeiten der Theater und Musikwochen zu organisieren, und glaubte auch durch Errichtung luxuriöser Nachtlokale Bedeutendes zum Aufschwung des Fremdenverkehrs beitragen zu können. Den einzig richtigen Gedanken, daß nämlich der Fremdenverkehr weniger von den Luxus- als von den Geschäftsreisenden alimentiert werde, übersah man lange Zeit hindurch. Man übersah, daß der gigantische Fremdenverkehr Londons, daß der große Fremdenzustrom nach Berlin in der Hauptsache aus Leuten bestand, die geschäftliche Interessen nach den beiden genannten Großstädten führten. Der Krieg hat nun gezeigt, wo die Fremdenverkehrsreservoirs Oesterreichs zu suchen sind: in Deutschland, in Ungarn, in den Balkanländern und in der Türkei.

Daß nun unsere Beziehungen zu Deutschland und den Balkanländern auch nach dem Krieg sowohl in wirtschaftlicher wie in politischer Beziehung sehr enge sein werden, steht gewiß fest. Deshalb treffen die Fremdenverkehrsvereine Oesterreichs, Ungarns und Deutschlands Vorkehrungen, um den zu erwartenden Reiseverkehr nach Tunlichkeit zu begünstigen. Man hat sich auch mit weitreichenderen Plänen über eine Fremdenverkehrsförderung befaßt, die alle Vierbundländer umschließen soll; in der richtigen Erkenntnis aber, daß es gelte, vorerst für das Naheliegendere, praktisch Erreichbare zu sorgen, sind in Leipzig Vertreter der österreichischen, ungarischen und deutschen Fremdenverkehrsvereine zusammengetreten, um in Anwesenheit von behördlichen Vertretern der drei Staaten über die gemeinsame Verkehrsförderung zu beraten. Die Konferenz tagte unter dem Präsidium der Vorsitzenden des Bundes deutscher Verkehrsvereine Gontard und faßte Beschlüsse, die in einer kürzlich stattgefundenen Sitzung des Bundes österreichischer Fremdenverkehrsvereine genehmigt wurden.

Die Beschlüsse der Leipziger Konferenz.

Die in Leipzig gefaßten Beschlüsse lauten:

Die in Leipzig versammelten Vertreter der verkehrsfördernden Körperschaften aus Deutschland, Oesterreich und Ungarn erachten eine wechselseitige Förderung der Verkehrsbeziehungen der drei verbündeten Länder für dringend erforderlich. Ein geschlossenes, systematisches Vorgehen zur Heranziehung des internationalen Verkehrs und sich gegenseitig ergänzende Maßnahmen zur Hebung des inneren Verkehrs ihrer Länder betrachten sie als das Hauptziel einer zu begründenden Organisation. Die gemeinsame Verkehrswerbung ist durchzuführen unter Zusammenfassung der in den drei Ländern zur Belebung des Reiseverkehrs tätigen Kräfte. Ein Zusammenschluß mit anderen verbündeten oder befreundeten Ländern bleibt späterer Vereinbarung vorbehalten. An Maßnahmen, die schon während des Krieges in Angriff zu nehmen sind, kommen unter anderem in Betracht Errichtung gemeinsamer Auskunftsstellen zunächst in Berlin, Wien, Budapest, zum Teil im Anschluß an vorhandene Einrichtungen unter der zu erbittenden Mitwirkung der Staatseisenbahnen, der Schiffahrtgesellschaften und anderer großer Verkehrsanstalten, ferner Presseangelegenheiten usw.

Als vorzubereitende gemeinsame Arbeiten, die nach Beendigung des Krieges durchzuführen sind, kommen in Betracht: 1. Es ist dafür einzutreten, daß unter Führung der Staatseisenbahnen, der sonstigen großen Verkehrsanlagen usw. ein großes Reisebureau für den Weltverkehr auf geschäftlicher Grundlage errichtet und jetzt schon vorbereitet wird. 2. Gemeinsame Werbearbeiten im Auslande, insbesondere durch die Presse. Ein gemeinsames Vorgehen bei Ausgestaltung und Verbesserung des Eisenbahn- und Grenzverkehres sowie die Ausgestaltung der Unterkunftsverhältnisse wird als wichtige Aufgabe des Ausschusses anerkannt.

Die Vorschläge zur Behandlung kultureller und wirtschaftlicher Fragen, soweit sie mit dem Verkehr und der Verkehrswerbung zusammenhängen, sollen dem Ausschuß zur weiteren Bearbeitung überwiesen werden.

Zur Durchführung der in der Leipziger Tagung gefaßten Beschlüsse wird die Bildung eines Verkehrsausschusses beschlossen, mit drei Unterausschüssen für Deutschland, Oesterreich und Ungarn. Zur Durchführung des Arbeitsprogramms ist ein kleinerer Arbeitsausschuß zu begründen. Gegenwärtig übernimmt die geschäftliche Leitung der Bund Deutscher Verkehrsvereine in Leipzig.

Berlin—Wien—Sofia—Konstantinopel.

Wie uns von beteiligter Seite mitgeteilt wird, werden derzeit parallel mit obigem Programm die Verkehrsfragen im Sinne einer Forderung des Friedensverkehrs zwischen Berlin, Wien, Sofia und Konstantinopel studiert. In absehbarer Zeit wird das gesammelte Material den maßgebenden Körperschaften zur Begutachtung und Beschlußfassung überreicht werden.

Frankfurter Zeitung

8/III. 1916

Ausbau von Wasserkräften des Mains.

N Berlin, 8. März. (Priv.-Tel.) Dem preußischen Abgeordnetenhause ist ein Gesetzentwurf über den Ausbau von Wasserkräften des Mains zugegangen. Er bestimmt:

„Die Staatsregierung wird ermächtigt, zum Ausbau der infolge der Mainkanalisierung bis Aschaffenburg entstehenden Staustufen bei Mainkur, Kesselstadt und Groß-Krotzenburg für die Gewinnung elektrischer Energie und zur Herstellung einer Verbindungsleitung mit den staatlichen Kraftwerken im oberen Quellgebiet der Weser einen Betrag von 6,2 Millionen Mk. zu verwenden."

In der Begründung der Vorlage wird gesagt:

Die technische Prüfung hat ergeben, daß in den drei Stauwehren zu Mainkur, Kesselstadt und Groß-Krotzenburg, die auf Grund des am 21. April 1906 mit Bayern, Baden und Hessen abgeschlossenen Staatsvertrages wegen Kanalisierung des Mains von Offenbach bis Aschaffenburg mit den vom Landtage bewilligten Mitteln zur Zeit erbaut werden, durch Einbau von je vier Turbinen durchschnittlich jährlich 30 Millionen Kilowattstunden gewonnen werden können, von denen nach Abzug von Leistungs- und Transformationsverlusten rund 25 Millionen Kilowattstunden verfügbar bleiben. Die zu gewinnenden Kräfte unterliegen, wie bei allen Strömen mit erheblich wechselnden Wasserständen, starken Schwankungen. Während bei Niedrigwasser die Wasserkraft wegen zu geringer Wassermengen teilweise oder ganz versagt, muß bei Hochwasser oder Eisgang der Stau aufgehoben werden, so daß das Gefälle und damit die ausnutzbare Wasserkraft verschwindet. Für solche Zeiten bedarf es der Ersatzkraft durch eine Dampfzentrale, deren Kosten für Verzinsung, Tilgung und Unterhaltung den Wert der Wasserkraftausnutzung in der Regel wesentlich einschränken. Es wurden deshalb eingehende Untersuchungen darüber angestellt, ob etwa durch Verbindung mit den Kraftanlagen der in gewissen Grenzen hinsichtlich der Wasseransammlung und Abgabe nach dem Kraftbedarf zu regulierenden Talsperrenwehre im oberen Wesergebiet ein Ausgleich mit den unvermeidbaren Schwankungen der Mainwasserkräfte erreicht werden könnte. Hierbei ergab sich, daß die Kraftwerke der Talsperre gerade in den Monaten Februar und März, in denen die Wasserkräfte des Mains hauptsächlich versagen, fast durchweg über große, sonst nicht ausgenutzte Wassermengen verfügen. Zu anderen Zeiten, in denen es den Kraftwerken im Oberen Wesergebiet an Kraft fehlt, können die Mainwasserkräfte vielfach aushelfen und zwar durchschnittlich jährlich mit fast zwei Millionen Kilowattstunden. Wenn nun auch durch eine solche gegenseitige Unterstützung der verschiedenen Wasserkraftwerke die zeitweilige Inanspruchnahme von Kraft aus Dampfzentralen nicht entbehrlich wird, so vermindert sie sich doch, und dieser Umstand in Verbindung mit der Wasserausnutzung aller zur Verfügung stehenden Wasserkräfte wirkt günstig auf ihre Wirtschaftlichkeit ein.

Mit den in Aussicht genommenen Turbinen- und Elektrizitätsanlagen wird eine mittlere Leistung von 3800 Kilowatt geschaffen. Die Kosten für Unterhaltung und Betrieb der Kraftwerke setzen eine Verzinsung von 5 Prozent und eine Tilgung von ½ Prozent des Anlagekapitals voraus, die erreicht wird, wenn, was in absehbarer Zeit zu erwarten ist, 16 Millionen Kilowattstunden zum Durchschnittspreis von 4 Pfg. abgesetzt werden. Eine weitergehende Verwertung der elektrischen Energie würde einen geldlichen Gewinn herbeiführen.

Die durch den Ausbau der Mainwehre gewonnenen Kräfte können, soweit sie nicht für das Versorgungsgebiet der Kraftwerke im oberen Wesergebiet beansprucht werden, an die zwischen dem Gebiet der Oberweserwerke und dem Main liegenden Kreise, insbesondere Fulda, Hünfeld, Schlüchtern, Gersfeld, Gelnhausen und die Stadt Hanau abgegeben werden. Mit zweien dieser Kreise sind die Abmachungen wegen Bezugs elektrischer Energie bereits getroffen, mit den übrigen konnte eine Einigung noch nicht erzielt werden. Die Verhandlungen werden aber mutmaßlich zu einem beide Teile befriedigenden Ergebnis führen. Soweit dies aber nicht der Fall sein sollte, würde von den übrigen in reichem Maße vorhandenen Absatzmöglichkeiten Gebrauch gemacht werden.

Durch die neue Kraftanlage wird es gelingen, die Stromversorgung aus staatlichen Elektrizitätswerken auf ein Gebiet, das sich von Bremen bis zum Main erstreckt, auszudehnen.

Nach Artikel 10 des oben erwähnten Staatsvertrages vom 21. April 1906 würde die Ausnutzung der neuen Stauanlage zur Kraftgewinnung der Regierung des Territorialstaates jeweils aus ihrem Gebiet vorbehalten. Infolgedessen stand, da bei allen drei Staustufen der Main die Grenze zwischen Preußen und Hessen bildet, die Hälfte der Wasserkraft dem Großherzogtum Hessen zu. Die hessische Regierung hat aber sowohl den eigenen Ausbau ihres Kraftanteils, wie eine Kapitalsbeteiligung an einer gemeinsamen Ausnützung abgelehnt und zugunsten Preußens auf ihren Anteil an der Wasserkraft verzichtet gegen Zahlung einer jährlichen Anerkennungsgebühr. Die bayerische Regierung, auf deren Staatsgebiet die Wasserkraft von Groß-Krotzenburg auf dem rechten Mainufer übergriff, erklärte sich mit der Zahlung einer nach den gleichen Grundsätzen berechneten Anerkennungsgebühr hinsichtlich ihrer Ansprüche an die Kraftausnützung für abgefunden.

Die Einnahmen aus den Mainkraftwerken mit den Einnahmen aus den Kraftwerken im oberen Quellgebiet der Weser zu verschmelzen verbietet sich schon wegen der von diesen gemäß § 2c des Gesetzes vom 9. Juni 1913 als Einnahme des Rheinweserkanals abzuführenden Abgabe von 1 Pfg. für jede aus Wasserkraft gewonnene und gegen Bezahlung abgegebene Kilowattstunde. Um aber über die jeweilige finanzielle und wirtschaftliche Lage des Unternehmens völlige Klarheit zu gewinnen, soll alljährlich eine besondere Verrechnung der Einnahmen aus den Mainkraftwerken nach dem in dem § 2 des vorerwähnten Gesetzes festgelegten Grundsatze stattfinden. Sie würden demnach in folgender Reihenfolge verrechnet werden: a) Zur Bezahlung der Anerkennungsgebühren an Bayern und Hessen für die Ueberlassung ihrer Anteile an der Wasserkraft; b) zur Deckung der Betriebs- und Unterhaltungskosten; c) zur Bildung eines Erneuerungsfonds für die einer Abnutzung unterliegenden Einrichtungen nach einem angemessenen Satz von Hundert für diese Einrichtungen aufgewendeten Kosten; d) zur Verzinsung des verausgabten Anlagekapitals mit 5 pCt. und zu dessen Tilgung mit ½ pCt. zuzüglich der durch die Tilgung ersparten Zinsen; e) zur Bildung eines Ausgleichsfonds für die Deckung der unter a—d bezeichneten Ausgaben im Falle mangelnder Einnahmen; f) zur Deckung der in den früheren Betriebsjahren entstandenen Fehlbeträge in der unter a—d festgesetzten Reihenfolge, jedoch ohne Zinsen; g) als Reinüberschuß des Unternehmens.

Für den zum Zweck der einzustellenden Ausweisfonds (e) würden 20 Prozent der nach Deckung der unter a bis d bezeichneten Ausgaben verbleibenden Einnahmen einzusetzen sein, bis der Fond 10 Prozent des verausgabten Anlagekapitals erreicht hat. Diese Verrechnung der Einnahmen soll auch in den mit den Kreisen und Stadtgemeinden abzuschließenden Verträgen als maßgebend für die Bestimmung des Reinüberschusses festgelegt werden, der auf die Regulierung der Strompreise von Einfluß ist.

Soweit sich die von den Main- und den Oberweserkraftwerken in gegenseitiger Aushülfe bezogenen und abgegebenen Kilowattstunden decken, kann von einer Vergütung abgesehen werden. Der von der einen oder anderen Seite darüber hinaus in Anspruch genommene Strom wird den Abgebenden Kraftwerken angemessen gutzuschreiben und den abnehmenden Werken entsprechend zu belasten sein, jedoch nicht höher als zu dem niedrigsten Preise, zu dem Ersatzstrom von einer Dampfzentrale hätte bezogen werden können.

Tägliche Rundschau 9. III. 1916

6

Zentralverein für deutsche Binnenschiffahrt.

(Eigener Bericht.)

Berlin, 8. März.

Unter außerordentlich zahlreicher Beteiligung hielt heute abend der Zentralverein für deutsche Binnenschiffahrt im großen Saale der Handelskammer seine außerordentliche Hauptversammlung ab. Besondere Vertreter hatten entsandt: Kriegsministerium, Landwirtschaftsministerium, Handelsministerium, Ministerium für öffentliche Arbeiten und verschiedene andere Behörden. Der Vorsitzende Geh. Regierungsrat Professor Dr. Flamm gab eine Drahtung des Königs Ludwig von Bayern bekannt, der den Verhandlungen ersprießlichen Verlauf wünscht.

Der Geschäftsbericht des stellvertretenden Geschäftsführers Wolff stellt eine erfreuliche Entwicklung des Vereins fest. Ueber den Einfluß der Tarifmaßnahmen der Eisenbahnen und über die Beeinflussung der Binnenschiffahrt durch die bestehenden Verhältnisse, sowohl in wirtschaftlicher wie technischer Richtung, wird nach Friedensschluß eingehend zu sprechen sein. Jedenfalls hat der Krieg in eindrucksvoller Weise Wert und Nutzen leistungsfähiger Wasserstraßen und Kanalverbindungen dargetan. Es ist mit Sicherheit für die Zukunft anzunehmen, daß auf allen binnenschiffahrtlichen Gebieten nach dem Kriege ein gewaltiges Leben einsetzen muß. Namentlich ist es die Donauschiffahrt, die in den Vordergrund des Interesses tritt und damit auch den Kanalplänen erhöhte Bedeutung verleiht, die sich auf die Kanalverbindung mit dem Rhein, der Weser und der Oder beziehen. Ferner ist die Notwendigkeit einer durchgehenden nordwestlichen Wasserstraße erwiesen.

Nach Erledigung weiterer geschäftlicher Angelegenheiten sprach Reichs- und Landtagsabgeordneter Bergrat a. D. Gothein

über den Donau—Oder-Kanal.

Bereits 1711 tauchte das erste Projekt, die Donau mit der Oder zu verbinden, auf. Es wurde auch von österreichischer Seite eifrig betrieben, dann ruhte es bis 1868. Im Jahre 1873 hatte Hofrat Oelwein ein Projekt ausgearbeitet für einen Schleusenkanal, aber wirtschaftliche Verhältnisse hinderten ebenfalls die Ausführung. 1911 wurde schließlich durch ein Gesetz in Oesterreich der Bau des Donau—Oder-Kanals, sogar mit Anschluß an die Weichsel, beschlossen. Trotzdem 1910 dieses Projekt schon baureif war, waren nur kleine nebensächliche Flußkorrektionen ausgeführt, und 1912 wurde beschlossen, dieses Gesetz zu vertagen. Der Vortragende schildert dann eingehend die Kanallinie, die von Wien über Gänserndorf, Prerau nach Oderberg verläuft und ohne Anschluß an die Weichsel eine Länge von 268 Km. hat; jetzt ist es wieder ein Schleusenkanal. Die Donauschiffahrt leidet heute besonders an einem Mangel an Talfrachten, wodurch sich die Bergfrachten sehr verteuern. Aber durch den Anschluß der Donau an die deutschen Wasserstraßen an verschiedenen Punkten und namentlich auch durch den Donau—Oder-Kanal würden der Donau-Talfahrt die Massenfrachten zugeführt werden. Damit würde die Donau-Schiffahrt in verkehrswirtschaftliche Bedeutung gebracht werden; denn auch das Projekt der Kanalisierung der Weichsel würde einen großen Zubringer bedeuten. Diese Strecke ist 130 Km. lang und hat 19 Schleusen. Die Baukosten würden 85 Mill. M. betragen. Es besteht auch noch ein sehr wichtiges Projekt, das dahin geht, dem Donau—Oder-Kanal eine Verbindung zur oberen Elbe zu schaffen. Allerdings sind hier 32 Schleusen nötig sowie 4 Tunnels in einer Länge von 4745 Mtr. Die Kanallänge würde 180 Km. betragen. Die richtige Bedeutung bekäme der Donau—Oder-Kanal aber erst mit der Schiffbarmachung der Oder auf preußischem Gebiet von Kosel bis Oderberg, entweder dadurch, daß man die Oder kanalisiert, oder, was empfehlenswerter wäre mit Rücksicht auf die Hochwassergefahr, indem man einen Kanal nebenher führte. Damit würde bis zum Eisernen Tor und, wenn dieses kanalisiert sein wird, bis zum Schwarzen Meer ein Durchgangsverkehr geschaffen sein. Diese Kanalverbindung ist eine unbedingte Notwendigkeit, wenn Oesterreich-Ungarn und die anderen Donaustaaten sich wirtschaftlich entwickeln sollen. Sie ist eine Notwendigkeit, um im Falle einer Wiederholung dieses Krieges unsere Verbindung mit dem Balkan zu sichern. Es handelt sich also nicht bloß um ein spezifisch österreichisches Interesse, sondern um ein mitteleuropäisches Interesse, und deshalb würden wir auch unser eigenes Interesse vertreten, wenn wir an den Kosten für den Bau dieser Wasserstraße mit tragen. (Lebhafte Zustimmung.)

An zweiter Stelle sprach der Geschäftsführer des Bayerischen Kanalvereins Steller-Nürnberg über die Großschiffahrtsstraße Rhein—Main—Donau. Er schilderte zunächst die wirtschaftliche und technische Seite der Frage und hob hervor, das der Bayerische Kanalverein zur Klärung der technischen Seite mehr als 250 000 M. aufgebracht hat. Sodann schilderte er im einzelnen die verschiedenen in Frage kommenden Wasserstraßen und faßte seine Ausführungen in folgendem Antrag zusammen, der die Zustimmung der Versammlung fand:

Der Zentralverein für Deutsche Binnenschiffahrt schließt sich der dem Herrn Reichskanzler in seiner Eingabe vom 26. Oktober 1915 unterbreiteten Erklärung des bayerischen Kanalvereins und des württembergischen Handelskammertages vom 7. März 1916 an, daß der Ausbau einer leistungsfähigen Rhein—Donau-Wasserstraße nach den in dem gegenwärtigen Krieg gemachten Erfahrungen aus wirtschaftlichen wie aus militärisch politischen Gründen als eine der wichtigsten Aufgaben des Deutschen Reiches zu erachten ist, um dem außereuropäischen Verkehr Deutschlands neben dem östlichen Seewege eine Nordwest-Südost-Straße zu eröffnen. Zu diesem Zwecke sind folgende Maßnahmen erforderlich:

1) daß das Deutsche Reich im Benehmen mit Bayern, Württemberg und Baden von der Bestimmung unter der 8. Ziffer im 4. Artikel der Reichsverfassung Gebrauch macht, wonach der Beaufsichtigung durch die Gesetzgebung des Reiches die Herstellung von Wasserstraßen im Interesse der Landesverteidigung und des allgemeinen Verkehrs unterliegt;

2) daß wie nach dem bayerischen Plan die Mainstrecke Aschaffenburg—Bamberg für den Verkehr mit Schiffen von 1000 To. Tragefähigkeit ausgebaut werden soll, auch dem neuen Verbindungskanale zwischen dem Main und der Donau, ferner der Donau von der Kanalmündung an abwärts die gleiche Leistungsfähigkeit gegeben wird;

3) daß nach den württembergischen Plänen die wichtigsten Teil- und Anschlußlinien für Württemberg, nämlich die Kanalisierung des Neckar bis Stuttgart-Eßlingen (gemäß dem Reichsgesetz von 1911) als Teilstrecke des kürzesten Weges Rhein—Neckar—)Donau sowie die auch von bayerischer Seite bereits gewünschte Kanalisierung der Donau bis Ulm als Teilstrecke der Verbindung Rhein—(Bodensee)—Donau ausgeführt werden;

4) daß über den Ausbau der Donau in den Gebieten der östlichen Donauuferstaaten und über die „Freiheit" der Donau neue Verträge mit diesen Staaten geschlossen werden unter Hinwegräumung jeglichen Mitbestimmungsrechtes von Staaten, die nicht Donauuferstaaten sind.

Österr. Volkszeitung
9./II. 1916

7

* **Die Verkehrsförderung zwischen Deutschland, Oesterreich und Ungarn.** Wie uns von der Leitung der Verbände für Fremdenverkehr in Oesterreich mitgeteilt wird, fand kürzlich in Leipzig eine Tagung statt, auf der der Vorsitzende des Bundes deutscher Verkehrsvereine, Gontard, einen Bericht über die Notwendigkeit des wirtschaftlichen Zusammengehens von Deutschland, Oesterreich und Ungarn auch auf dem Gebiete des Fremdenverkehrs erstattete. Nach zustimmenden Erklärungen der Vertreter aus Oesterreich und Ungarn, insbesondere der Reichsratsabgeordneten Dobernig und Dr. Kofler und anderen, und nach der Erstattung von Sonderberichten zu den verschiedenen Fragen des Fremdenverkehrs wurden die nachstehenden Erklärungen zum Beschluß erhoben: Die Vertreter verkehrsfördernder Körperschaften aus Deutschland, Oesterreich und Ungarn erachten eine wechselseitige Förderung der Verkehrsbeziehungen der drei verbündeten Länder für dringend erforderlich. Ein geschlossenes systematisches Vorgehen zur Heranziehung des internationalen Verkehrs und sich gegenseitig ergänzende Maßnahmen zur Hebung des inneren Verkehrs ihrer Länder betrachten sie als das Hauptziel einer zu begründenden Organisation. Als vorzubereitende gemeinsame Arbeiten, die nach Beendigung des Krieges durchzuführen sind, kommt zunächst in Betracht, daß unter Führung der Staatseisenbahnen, der sonstigen großen Verkehrsanstalten usw. ein großes Reisebureau für den Weltverkehr auf geschäftlicher Grundlage errichtet, wenigstens jetzt schon vorbereitet wird. Zur Durchführung des Arbeitsprogramms ist ein kleinerer Arbeitsausschuß zu begründen. Die Geschäftsleitung soll abwechselnd der Gesamtvereinigung der Verkehrsverbände in Deutschland, Oesterreich und Ungarn übertragen werden.

Fremdenblatt Abendbl.
9. III. 1916

Kein „Habern", kein Benzin . . .

Löbliche Schriftleitung!

Gestern abends war ich auf dem Stephansplatze Zeuge folgender Szene: Eine alte Dame, die mit Taschen, Paketen beladen war, verhandelte mit einem Einspänner, den sie zu bewegen suchte, sie in die Edelhofgasse zu fahren. Ich hörte, wie der Kutscher auseinandersetzte, daß die voraussichtliche „Tax" sich für ihn nicht lohne, da er sie höchstens mit 2 Kronen 80 Heller veranschlage. Die Dame erbot sich, ihm 4 Kronen zu geben. Ich habe jetzt einen gehörigen Respekt vor den Herren Kutschern, daher entfernte ich mich schleunig. Denn ich kenne mein Temperament. Ich frage aber: „Was helfen da alle Verordnungen und Androhungen?" Und überhaupt das Kapitel „Fuhrwerkswesen". Die Kutscher verweigern die Fahrt, weil sie keinen „Habern", die Chauffeure, weil sie kein Benzin haben. Man scheut Anzeigen, denn man weiß, welchen Scherereien man dann ausgesetzt ist. Ließe sich da nicht irgendein vereinfachter Weg einschlagen? Auch gegen die Tafel „außer Betrieb" müßte Stellung genommen werden. Oft stehen fünf, sechs Vehikel vor einem Wirtshause und auf jedem prangt hoheitsvoll dieser ominöse Vermerk. Ich glaube, eine energische Aktion, vielleicht aus dem Publikum heraus, wäre am besten. Wozu mit allem die Behörden behelligen! Vielleicht können Sie eine solche Aktion in die Hand nehmen.

Ergebenst Dr. L. D.

Österr. Volkszeitung
9./III. 1916

Soldatensprache.

Bei den Deutschmeistern und Niederösterreichern.

Wie jeder Beruf seine Fachausdrücke hat, so ist dies auch beim Militär der Fall. Auf welche Art diese Ausdrücke entstehen, ist nicht immer nachzuweisen, sicher jedoch ist, daß solche Wortschöpfungen gewöhnlich ihre Histerie haben. Es ist hier so wie beim Volksliede, es entsteht im Volke, man weiß nicht, wer es erdacht. In den Wiener und niederösterreichischen Regimentern sind diese Ausdrücke besonders originell. Allgemein bekannt ist zum Beispiel der „Pfeifendeckel" oder „Christl" (Offiziersdiener). Der Stolz jedes Deutschmeisters ist der „Wuck". Es ist dies jenes Produkt der Behandlung der Mütze, welches ihr die Schneid verleiht und dadurch entsteht, daß der vordere obere Teil der Mütze zu einem dreikantigen Zipf herausgearbeitet wird. Doch wage es kein Rekrut, einen „Wuck" zu tragen, das ist das Vorrecht des alten Dieners, des „alten Jupfs". Würde der Deutschmeister seine Montur so tragen, wie er sie vom Magazin ausfaßt, so gäbe es nie so ferme Vertreter dieses Regiments. Die Montur muß vorerst „eing'haut" werden. Das heißt, sie kommt in die Behandlung des Kompagnieschneiders, welcher sie erst individuell anpaßt.

Das Bajonett ist das „Titschkerl", das Gewehr die „Spritzen". Der Feldwebel ist der „Gelbe", diese Bezeichnung ist auf das gelbe Börtel am Kragen zurückzuführen. Der Wachtmeister wird „Wachter", der Rittmeister „Ritter" genannt. Der Rechnungsunteroffizier ist der „Rechtsum". Erfreut sich ein Soldat einer besonders strengen Behandlung eines Vorgesetzten, so heißt dies in der Soldatensprache „einifahr'n". Wird eine ganze Abteilung streng behandelt, werden zum Beispiel häufig Monturvisiten abgehalten oder aber wenig Ueberzeit gegeben, so wird das „Zwirn" genannt, während die Soldaten große Strapazen bei Uebungen uff. dadurch bezeichnen, daß sie sagen, sie „tschechern". Bei solchen Gelegenheiten ist es weniger disziplinfreudigen Elementen lieber, wenn sie „verkommen", das heißt, wenn sie sich drücken können. Man schaut sich um einen „Schwindel" um, das ist irgendein Dienstgang oder eine anderweitige leichte Beschäftigung, zu welchen Geschäften sich der „Schwindler" herandrängt, um sich größere Mühen zu ersparen. Solche „Schwindler" werden auch „Abgriesler" oder „Tachenierer" genannt.

Das Putzen der Montur oder der Rüstung heißt man „wachseln". Das Kommißbrot heißt „Pims". Dient ein Soldat freiwillig über seine Dienstzeit, so sagt man, er hat „ang'haut". Solche Längerdienende werden „Suppak" genannt. Der Rekrut ist der „Spate", „Spätling" oder in weiterer Ableitung der „Spediteur" (Spätiteur). Der Ersatzreservist heißt „Travers" oder „Trabukerl". Der Koch ist der „Schmierkel". Die Kleinen im letzten Zug beim Exerzieren sind die „Hasen", dieser Zug heißt daher „Hasenstall". Der unangenehme Kasernenarrest heißt „Kabs" oder „Kasino", der Garnisonsarrest „Garni".

Ich benützte eine unbeschäftigte Dienststunde zu dieser kleinen Arbeit; bei mehr Zeit und Mühe würde das Ergebnis über diesen Gegenstand natürlich größer sein. — Gefreiter A. E.

Fremdenblatt Abendbl.
9. III. 1916

10

Der Liebesbriefkasten.

Wir haben nun Liebesbriefkästen. Für graziöse, niedliche Kuverts in kleinen Dimensionen, mit beschränkt abgemessener Zentimeterzahl. Für größere Geschäftsbriefe taugen sie nicht. Und auch diese sind wichtig . . . nicht wahr? Abends, wenn die Bureaudiener die Post aufgeben, kann man beobachten, wie sie mühsam die Briefe in die enge Spalte hindurchzwängen, sie zusammenlegen und einrollen . . . umsonst, der Briefkasten nimmt bloß die leichte Post, nur das kleine Format an. Jeder etwas kompaktere, in seiner Form unbescheidenere Brief kann bloß in der Amtsfiliale aufgegeben werden. Nun ist es gewiß etwas umständlich, Briefe in eine entlegene, entfernte Straße zu tragen, nur deshalb, weil der Briefkasten die Annahme verweigert. Warum diese lästige, unbequeme Einrichtung? Die Oeffnung der Briefkästen könnte doch wohl um einige Zentimeter weiter sein, ohne daß Pakete oder schwere Sendungen eingeworfen werden können, was offenbar durch das gar zu sparsame Zentimetermaß verhindert werden soll. Ja, wenn man die Briefe wenigstens auf dem Amt befördern könnte. Aber Postämter haben die begreifliche Eigenschaft, geschlossen zu werden. Und da zeigt sich, daß ihre Einwurfstellen so angebracht sind, daß man nicht dazu gelangen kann, oder sie sind mit einem Schloß abgesperrt. Warum — fragt man — sind Briefe in Postfilialen nicht von der Straße aus, zu jeder Tageszeit, aufzugeben? Nur beim Hauptpostamt ist diese Verfügung getroffen, Sonntags muß man also mit jedem größeren Brief auf den Fleischmarkt wandern. Läßt sich das nicht ändern? Auch hier scheint sich so etwas wie eine Begründung herausfinden zu lassen: die Postverwaltung will verhindern, daß Sendungen über Nacht bis zum nächsten Beförderungstag liegen bleiben. Aber wieder fragt man: Warum? Wem würde es schaden? . . . Bei dieser Gelegenheit: Weshalb sind die Briefe schutzlos dem Regenwetter ausgesetzt, warum sind sie nicht durch ein größeres, das Kuvert überdeckendes Dach, das über dem Spalt angebracht werden könnte, geschützt? Unsere zierlichen Briefkästen sind in der Tat stark reformbedürftig . . . Sie sind zu zierlich! Sie hätten aber vor allem praktisch zu sein. Ein Briefkasten des allgemeinen Verkehrs, und nicht nur für Liebespost.

Viennensis.

Tägliche Rundschau
10. III. 1916

10

* **Für reisende Offiziere und Soldaten** ist bei weiten Entfernungen die Frage der Schnellzugbenutzung von großer Bedeutung. In Ergänzung der darüber erlassenen Vorschriften ist soeben ein Nachtrag zum „Kriegsmerkbuch für den Personen- und Gepäckverkehr" erschienen, welcher über die Benutzung von Schnell- und Eilzügen folgendes bestimmt:

Offiziere, obere Beamte und deren Stellvertreter usw. dürfen bei Dienst- und Urlaubsreisen zur Wiederherstellung der Gesundheit Schnell- und Eilzüge nur dann benutzen, wenn der Militär-Fahrschein die Berechtigung dazu enthält. Fehlt ein solcher Vermerk, so muß bei Benutzung von Eil- oder Schnellzügen eine Fahrkarte des gewöhnlichen Verkehrs nachgelöst werden. Mannschaften vom Offizierstellvertreter abwärts und Angehörige der freiwilligen Krankenpflege mit Militärfahrscheinen 3. Klasse dürfen bei Urlaubsreisen (außerhalb der Festzeiten) Eilzüge benutzen, auch wenn ihr Fahrschein nur für Personenzüge gilt, Schnellzüge dagegen nur, wenn die Berechtigung dazu vom Truppenteil oder Bahnhofskommandanten (-vorsteher) schriftlich erteilt ist. (Voraussetzung hierbei sind aber: Dringlichkeit der Reise, Mindestentfernung 100 Km. und genügender Platz im D-Zuge.) Vermerke der Truppenteile auf dem Fahrschein: „Hat Schnellzugszuschlag selbst zu zahlen" u. dgl. gelten nicht; auch in solchen Fällen wird die Nachlösung gültiger Fahrkarten verlangt. Mannschaften, die zur Front zurückkehren, sollen in ihrer Reise nicht aufgehalten werden; sie sind daher nur dann an den Bahnhofskommandanten zu verweisen, wenn ihre rechtzeitige Rückkehr zum Truppenteil dadurch nicht in Frage gestellt wird. Andernfalls wird auf dem Militärfahrschein vermerkt, daß Schnell- oder Eilzüge benutzt worden sind. Bei Dienstreisen dürfen Transporte bis zu drei Mann von einem Truppenteil Eilzüge jederzeit benutzen, auch wenn der Fahrschein nur für Personenzüge gilt; bei Transporten über drei Mann dürfen Schnell- und Eilzüge nur benutzt werden, wenn dies der Fahrschein vorschreibt. Die Bahnhofsvorsteher sind nicht berechtigt, bei Dienstreisen Militärfahrscheine für Schnellzüge gültig zu schreiben; die Ermächtigung, dies bei Reisen über 100 Km. zu tun, bezieht sich nur auf Urlaubsreisen.

Frankfurter Zeitung

10. III. 1916

12

Zentralverein für deutsche Binnenschiffahrt.

N Berlin, 9. März. Der Zentralverein für deutsche Binnenschiffahrt hielt hier gestern unter außerordentlich starker Beteiligung, im Beisein zahlreicher Vertreter der Behörden eine außerordentliche Hauptversammlung ab. Von König Ludwig von Bayern war ein Begrüßungstelegramm eingelaufen. Der Geschäftsführer wies in dem Jahresbericht darauf hin, daß der Krieg in eindrucksvoller Weise Wert und Nutzen leistungsfähiger Wasserstraßen und Kanalverbindungen dargetan habe. Nach dem Kriege müsse auf binnenschiffahrtlichem Gebiete Gewaltiges geleistet werden. Dann hielt Reichstagsabgeordneter Bergrat Gothein einen Vortrag über den Donau—Oder-Kanal.

Bereits 1711 tauchte das erste Projekt, die Donau mit der Oder zu verbinden, auf. Es wurde auch von österreichischer Seite eifrig betrieben, dann ruhte es bis 1868. Im Jahre 1873 hatte Hofrat Oelwein ein Projekt ausgearbeitet für einen Schleusenkanal. Aber wirtschaftliche Verhältnisse hinderten ebenfalls die Ausführung. 1911 wurde schließlich durch ein Gesetz in Oesterreich der Bau des Donau-Oder-Kanals, sogar mit Anschluß an die Weichsel, beschlossen. Obschon 1910 dieses Projekt schon baureif war, waren nur kleine nebensächliche Flußkorrektionen ausgeführt, und 1912 wurde beschlossen, dieses Gesetz zu vertagen. Der Vortragende schildert dann eingehend die Kanallinie, die von Wien oder Gänserndorf, Prerau nach Oderberg verläuft und ohne Anschluß an die Weichsel eine Länge von 268 Kilometer hat; jetzt ist es wieder ein Schleusenkanal. Die Donauschiffahrt leidet heute besonders an einem Mangel an Talfrachten, wodurch sich die Bergfrachten sehr verteuern. Aber durch den Anschluß der Donau an die deutschen Wasserstraßen an verschiedenen Punkten und namentlich auch durch den Donau-Oder-Kanal würden der Donautalfahrt die Massenfrachten zugeführt werden. Damit würde die Donauschiffahrt in verkehrswirtschaftliche Bedeutung gebracht werden; denn auch das Projekt der Kanalisierung der Weichsel würde einen großen Zubringer bedeuten. Diese Strecke ist 130 Kilometer lang und hat 19 Schleusen. Die Baukosten würden 85 Millionen Mark betragen. Es besteht auch noch ein sehr wichtiges Projekt, das dahin geht, dem Donau-Oder-Kanal eine Verbindung zur oberen Elbe zu schaffen. Allerdings sind hier 32 Schleusen nötig sowie 4 Tunnels in einer Länge von 4745 Meter. Die Kanallänge würde 180 Kilometer betragen Die richtige Bedeutung bekäme der Donau-Oder-Kanal aber erst mit der Schiffbarmachung der Oder auf preußischem Gebiet von Kosel bis Oderberg, entweder dadurch, daß man die Oder kanalisiert, oder, was mit Rücksicht auf die Hochwassergefahr empfehlenswerter wäre, indem man einen Kanal nebenher führte. Damit würde bis zum Eisernen Tor und, wenn dieses kanalisiert sein würde, bis zum Schwarzen Meere ein Durchgangsverkehr geschaffen sein. Diese Kanalverbindung ist eine unbedingte Notwendigkeit, wenn Oesterreich-Ungarn und die anderen Donaustaaten sich wirtschaftlich entwickeln sollen. Sie ist eine Notwendigkeit, um im Falle einer Wiederholung dieses Krieges unsere Verbindung mit dem Balkan zu sichern. Es handelt sich also nicht bloß um ein spezifisch österreichisches Interesse, sondern um ein mitteleuropäisches Interesse, und deshalb würden wir auch unser eigenes Interesse vertreten, wenn wir an den Kosten für den Bau dieser Wasserstraße mit tragen. (Lebhafte Zustimmung.)

Der Geschäftsführer des Bayrischen Kanalvereins Steller-Nürnberg sprach über die Großschiffahrtsstraße Rhein-Main-Donau, worüber eine der kürzlichen Nürnberger Beschlüssen entsprechende Resolution gefaßt wurde.

Neues Wiener Tagblatt
10. III. 1916

13

(Ein Antrag des Wiener Stadtrates für einen Großschiffahrtsweg von der Nord- und Ostsee zum Schwarzen Meer.) In Deutschland haben in der jüngsten Zeit Stadtvertretungen und Schiffahrtsvereine die Ausgestaltung der Wasserstraßenverbindungen zugunsten der Herstellung eines Großschiffahrtsweges von der Nord- und Ostsee bis zum Schwarzen Meer befürwortet und diese Aktion zu einer Zeitfrage von besonderer Wichtigkeit erhoben. Nunmehr hat auch der Wiener Stadtrat hiezu Stellung genommen, zumal bei dem Großschiffahrtsweg der Donau eine besondere Bedeutung zukommt. In der letzten Sitzung des Stadtrates legte Regierungsrat Stadtrat Schmid ein ausführliches Referat über die Ausgestaltung des Wasserweges vom Rhein zum Schwarzen Meer vor. Als im Herbst 1915 die verbündeten österreichisch-ungarischen, deutschen und bulgarischen Truppen Serbien niedergerungen, den Donauweg frei gemacht und so die Verbindung mit der Türkei hergestellt hatten, lenkte sich, wie das Referat darlegt, naturgemäß auch die Aufmerksamkeit der großen Oeffentlichkeit in erhöhtem Maße auf diese Verkehrsstraße. Immer weitere Kreise werden von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Donaustrom, der jetzt im Kriege ein wertvolles Hilfsmittel zum gegenseitigen Austausch wichtiger Güter zwischen den verbündeten Mächten Mitteleuropas und des Orients darstellt, auch im Frieden berufen sein wird, bedeutende, ja hervorragende Aufgaben im Welthandelsverkehr zu erfüllen. Das Bestreben der Zentralmächte muß daher dahin gerichtet sein, die natürliche Wasserstraße des Donaustromes auszugestalten und sie mit den Stromgebieten des Rheins, der Oder sowie der Elbe in Verbindung zu bringen, damit ein Austausch der Güter von der Nord- und Ostsee bis zum Schwarzen Meer und bis an den Persischen Golf erfolgen kann, wodurch die verbündeten Reiche von fremden Einflüssen unabhängig gemacht werden, ihr Bestand gesichert, ihr Wohlstand mächtig gehoben werden wird. Aufgabe der Regierungen Oesterreich-Ungarns wird sein, den Donaustrom im Bereiche der Monarchie so auszugestalten, daß er unter allen Umständen eine entsprechende und leistungsfähige Großschiffahrt ermöglicht. Im Anschluß daran wird auch sowohl der Oberlauf der Donau in Bayern bis nach Ulm, wie auch der Unterlauf entsprechend zu regulieren sein. Durch den schon lange geplanten neuen Kanal vom Main zur Donau (an Stelle des unzureichenden Ludwigskanals) muß eine Verbindung mit dem Rhein hergestellt werden, während die österreichische Regierung nicht länger säumen darf, die schon im Gesetze vom Jahre 1901 vorgesehenen Wasserstraßen des Donau-Oder-Kanals und Donau-Moldau-Kanals zur Ausführung zu bringen, um die Donau auch mit den Stromgebieten der Oder und der Elbe in unmittelbare Verbindung zu setzen. Die Einwände, die von verschiedenen Seiten in frühren Jahren gegenüber den natürlichen wie auch gegenüber den künstlichen Wasserstraßen erhoben wurden, sind wohl durch den Weltkrieg hinfällig geworden. Gerade die Erfahrungen des Krieges haben gezeigt, welchen hervorragenden Wert die Wasserstraßen für die Binnenstaaten haben. Es ist eine Reihe von Fragen zu lösen; die Erfüllung mancher Aufgabe wird der österreichischen Regierung allein obliegen, die Mehrzahl kann aber nur durch ein Einvernehmen mit der ungarischen Regierung sowie mit den Regierungen der verbündeten Staaten zur Austragung gebracht werden. Bei dem Umfang und der Wichtigkeit der Fragen muß aber rechtzeitig ihre Lösung vorbereitet werden; je früher dies geschieht, desto früher werden die Segnungen des neuen Wasserweges unserm Vaterlande zugute kommen. Um bei der Regierung die sofortige Inangriffnahme der Vorarbeiten für die Lösung der erwähnten Fragen anzuregen, beantragte der Berichterstatter, der Stadtrat möge folgende Entschließung fassen: „Die Gemeinde erachtet es für zeitgemäß, schon jetzt an die Vorarbeiten zur Herstellung eines Großschiffahrtsweges von der Nord- und Ostsee bis zum Schwarzen Meer zu schreiten. Zu diesem Behufe wird die Regierung ersucht, im Einvernehmen mit der ungarischen Regierung sowie den Regierungen des Deutschen Reiches und der Staaten am Unterlaufe der Donau die Durchführung einer allen Anforderungen des Verkehres entsprechenden Schiffahrtsstraße vom Rhein zur Donau und auf der Donau bis zum Schwarzen Meer sicherzustellen." Dieser Antrag wurde vom Stadtrat angenommen.

Vossische Zeitung

10./III. 1916.

14

Der Eisenbahnminister zur Reichseisenbahnfrage.

Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 9. März.

(Fortsetzung.)

In der zweiten Lesung des Eisenbahnetats ergreift nach dem konservativen Abg. v. d. Groeben-Oest der

Minister der öffentlichen Arbeiten v. Breitenbach

das Wort:

Mit freudigem Dank begrüße ich die Anerkennung der Kriegsleistungen der Eisenbahn; das ganze Personal bis zum jüngsten Arbeiter wird sein Bestes einsetzen, um zum Siege unserer Waffen beizutragen, mögen die Anforderungen an das Personal noch so groß sein. — Die außerordentlich bedeutungsvolle Frage, ob

die deutschen Eisenbahnen auf das Reich übertragen

werden sollen, ist in der Presse und Literatur vielfach behandelt worden, u. a. auch in einer sehr interessanten Schrift des früheren Ministerialdirektors Kirchhoff. 1870 war das deutsche Eisenbahnnetz zersplittert, Privatbahnen beherrschten zum größten Teil die wichtigsten Linien, der Betrieb wurde nach privatwirtschaftlichen Grundsätzen geführt und die Konkurrenzverhältnisse übten eine unglückliche Wirkung auf die Gestaltung der Gütertarife aus. Die Betriebsverhältnisse waren unzureichend. Den Wunsch, dem jungen neu erstandenen Reich ein entsprechendes Bahnnetz zu schenken, gab dem Fürsten Bismarck Anlaß, an die Ueberführung der preußischen Eisenbahnen auf das Reich heranzugehen; ein vergeblicher (Abg. **v. Pappenheim** (kons.): Gott sei Dank!), großzügiger und großherziger Gedanke. Heute werden die deutschen Eisenbahnen ganz überwiegend staatlich betrieben. Die preußisch-hessischen Staatsbahnen und die mit ihnen durch Personalunion verbundenen Reichseisenbahnen umfassen 67 v. H. der ganzen deutschen Eisenbahnen und 71 v. H. der deutschen Staatseisenbahnen. Betrieb und Verwaltung sind durchaus einheitlich gestaltet, durchdacht und organisiert. Die Förderung des Verkehrs steht bei den deutschen Eisenbahnverwaltungen in erster Reihe, sie stimmen darin überein, daß die Eisenbahnpolitik selbstverständlich mit der allgemeinen Wirtschaftspolitik des Reiches zusammengehen muß. Infolgedessen besteht in allen Bundesstaaten im großen und ganzen volle Befriedigung mit den Leistungen der Eisenbahnen, auch dort, wo aus anderen Gründen der Uebergang auf eine größere Gemeinschaft oder auf das Reich gewünscht und vielleicht angestrebt wird. Trotz der partikulären, immerhin doch dem föderativen Aufbau des Reiches entsprechenden Gestaltung des Eisenbahnwesens, haben die deutschen Eisenbahnen zu keiner Zeit den Reichsgedanken beiseite geschoben, im Gegenteil, sie sind bestrebt gewesen, durchaus im Sinne der Reichsverfassung die deutschen Eisenbahnen als eine Allgemeinheit zu betrachten, und sie haben Einrichtungen und Veranstaltungen getroffen, die weit über dasjenige hinausgehen, was die Reichsverfassung selbst seinerzeit vorausgesehen hat. So ist die tatsächliche Einheit der deutschen Eisenbahnen zweifellos durch ihre Leistungen bewiesen. Die deutschen Eisenbahnen sind sich auch vollkommen klar darüber, auf diesem Wege weiter fortzuschreiten, auch im Wege der Verhandlung etwa bestehende Gegensätze auszugleichen. (Zustimmung.) Die führende Stellung, die Preußen im Reiche einnimmt, und das natürliche Schwergewicht der preußischen Staatseisenbahnen fördern diese Bestrebungen insbesondere auf wirtschaftlichem Gebiet. Wenn also aus solchen Gründen eine auch nach außen erkennbare Vereinheitlichung des Eisenbahnwesens nicht notwendig erschiene, dann müßte das Verlangen danach aus anderen, aus materiellen Gründen gerechtfertigt sein. Das könnten doch nur Gründe finanzieller Natur sein, aber auch diese liegen meines Erachtens nicht vor. Würde das Reich genötigt sein, die bundesstaatlichen Eisenbahnen zu erwerben, so würde es ein außerordentliches Risiko eingehen, das um so größer wäre, weil die mäßigen Ersparnisse aufgesogen würden durch die Steigerung der personellen und sachlichen Betriebs- und Verwaltungskosten. (Sehr richtig! rechts.) Es ist ja nicht meine Aufgabe, diese Frage vom Standpunkte des Reiches hier zu behandeln. Aber so viel kann ich sagen, daß das Reich andere Wege einschlagen muß, um zu höheren Einnahmen zu kommen.

Kommen materielle Gründe für den Uebergang der Eisenbahnen auf das Reich nicht in Frage, so vielleicht ideelle Momente, wie sie dem Fürsten Bismarck bei seiner Reichseisenbahnpolitik mit vorgeschwebt haben, wenn sie auch nicht entscheidend waren. Man wird zugeben können, daß nach dem glanzvollen Bestehen des Reiches und, nachdem es von neuem durch Blut und Eisen gefestigt ist, die deutschen Eisenbahnen das, was ihnen heute noch an materieller erstrebenswerter Einheit fehlt, sehr wohl erreichen werden und erreichen können durch bundesfreundliches Entgegenkommen unter Festhaltung des Reichsgedankens. Die preußische Staatsregierung hat sich mit dieser Frage eingehend beschäftigt und ist nicht geneigt, von ihrer bisherigen Haltung abzugehen. (Beif.) Sie kann diesen Standpunkt vertreten, da das Schwergewicht der preußischen Staatseisenbahnen wie in der Vergangenheit so auch in der Zukunft auch in der Förderung der Interessen des Reiches liegen wird. (Erneuter Beif.) Die Kirchhoffschen Schriften wollen im Interesse der Ersparnisse einmal den Personenverkehr völlig umgestalten. Statt der bisherigen vier Klassen soll es nur noch zwei Klassen geben: eine Klasse mit Holz und eine Klasse mit Polster. Der Gedanke ist nicht neu und wird schon seit Jahrzehnten erwogen. Man kann ihn aber jetzt im Kriege und auch in der Zeit unmittelbar nach dem Kriege unmöglich durchführen, dazu ist die Umwälzung zu gewaltig und von zu erheblicher finanzieller Tragweite. Ich berechneten den Ausfall aus dieser Aenderung auf 60 bis 80 Millionen. (Hört! hört!) Dann will Kirchhoff zwar auf den großen Linien den Bedürfnissen des Verkehrs auch durch Vermehrung der Züge gerecht werden, er will aber die Zahl der Züge auf den Nebenlinien verringern. (Hört! hört! rechts.) Eine solche Politik steht mit der bisherigen preußischen Eisenbahnpolitik im schärfsten Widerspruch, denn sie hat alle Linien in gleicher Weise berücksichtigt. Weiter schlägt Kirchhoff technische Verbesserungen zu

Ersparnissen im Güterverkehr

vor, vor allem durchgehende Güterzugbremsen. Ich kann versichern, daß wir von technischen Errungenschaften jeden möglichen Gebrauch machen. Ich kann mitteilen, daß die Versuche mit durchgehenden Güterzugbremsen zu einem sehr günstigen Ergebnis geführt haben, so daß mit ihrer Einführung zu rechnen ist. (Beifall.) Kirchhoff erwartet auch große Ersparnisse von seinen Umleitungsvorschlägen. Die preußische Eisenbahnverwaltung ist durchaus geneigt, das Prinzip der kürzesten Routen zu wählen, falls sie die leistungsfähigsten sind. Aber ganz allgemein möchte ich über Ersparnisse das Folgende sagen: Wir leben in einer Zeit allgemeiner Preissteigerung. Die Personalkosten bei der Eisenbahn sind gewaltig gestiegen. Für Kohle haben wir ganz erhebliche Mehraufwendungen machen müssen usw. Ich bin in vieler Beziehung ein Optimist, aber in der Beziehung nicht, daß ich angesichts der ungeheuerlichen Belastung unseres gesamten Wirtschaftslebens darauf hoffen könnte, daß gerade die Eisenbahnverwaltung erhebliche Ersparnisse machen kann. Wir müssen vielmehr mit einer dauernden starken Belastung rechnen. Auf die Eisenbahnen kann das Reich also nicht zurückgreifen, es muß, so schwer es mir als Verkehrsminister wird, das auszusprechen, zu Verkehrssteuern greifen, um sich Einnahmen zu verschaffen. Schließlich sagt Geheimrat Kirchhoff, daß wir nach dem Kriege einen Verkehr von so gewaltigem Umfang und so ungeheurer Größe erleben werden, daß nur durch eine Reichszentralstelle dieser Verkehr zusammengefaßt werden kann. Gerade auf Grund seiner Kriegserfahrungen ist Geheimrat Kirchhoff, wie er sagt, ein Anhänger des Gedankens von Reichseisenbahnen geworden. Ich kann mir von einer

deutschen Zentralstelle

nichts versprechen, denn auch sie wird z. B. die Schwierigkeiten in den Industrierevieren nicht beseitigen können. Kirchhoff sagt, er sei der Vollzieher Bismarckscher Pläne. Ich stehe auf dem Boden der Wirklichkeit, ich fühle mich verantwortlich als Leiter und Verwalter des großen Bismarckschen Werkes der preußischen Staatseisenbahnen und an dessen Grundfesten lasse ich nicht rütteln, es sei denn, daß ich einen festen und sicheren Boden unter den Füßen habe. Die Kirchhoffschen Vorschläge aber lassen diesen Boden vermissen. (Lebh. Beifall rechts.)

Darauf vertagte das Haus die Weiterberatung auf Freitag 11 Uhr.

Kölnische Zeitung 10/III.1916.

I. 15

Reichseisenbahnen.

Es folgt die 2. Lesung des Eisenbahnetats. Der Ausschuß beantragt, das Abkommen über die Trennung der Eisenbahnfinanzen und der allgemeinen Staatsfinanzen über das Jahr 1916 hinaus um zwei weitere Jahre, einbegreifend die Etatsaufstellung für 1918, zu verlängern.

Hirsch-Essen (nl.): Es fand in der Kommission zunächst eine allgemeine Besprechung über die finanztechnische und wirtschaftliche Seite des gesamten Etats statt. Von allen Parteien wurde der außerordentlichen Leistungen der Eisenbahnverwaltung im Kriege gedacht. Die Verwaltung habe sich den Dank des Vaterlandes verdient. Dies einleitend zum Ausdruck zu bringen, ist mir eine besondere Ehre.

Die Aufrechterhaltung des Ausgleichsfonds

und Überschuß des Finanzabkommens von 1910 wurde im Jahre 1914 für zwei weitere Jahre beschlossen. Maßgebend für diesen Entschluß war die Erwägung, daß die im Ausgleichsfonds angesammelten Reserven in wirtschaftlich günstigen Zeiten angesammelt wurden, mithin Erfahrungen über die Wirksamkeit in weniger günstigen Zeiten nicht vorliegen, sodann weiter die Erwägung, daß, wenn die Eisenbahnverwaltung technisch auf der Höhe bleiben solle, in Zukunft größere Mittel aufgewandt werden und insbesondere auf Jahre hinaus große Zuwendungen an das Extraordinarium stattfinden müßten. Somit hatte man es im Interesse der notwendigen Ausgestaltung unseres Eisenbahnapparates für zweckmäßig gehalten, es zunächst bei dem getroffenen Abkommen zu belassen. Bei dieser Sachlage ist im vorigen Jahre eine Prüfung der Frage, ob die umfassende Heranziehung des Ausgleichsfonds für das Extraordinarium formell gerechtfertigt erscheine, beiseite gelassen und die Erörterung über diese Frage, wie auch insbesondere über die Frage, ob der Satz von 1,15 v. H. des statistischen Anlagekapitals für das Extraordinarium nach genüge, und ob ferner der Satz von 2,1 v. H.

des statistischen Anlagekapitals

für allgemeine Staatszwecke dauernd aufrechterhalten werden könne, bis zu dem Zeitpunkt verschoben worden, wo die Erneuerung des Abkommens in Frage stehe. Das ist nun jetzt allerdings der Fall, denn man befindet sich in der Etatsaufstellung für 1916, und man müßte sich daher darüber schlüssig werden, welche Änderungen an dem Finanzabkommen für die Zukunft vorgenommen werden sollten, wenn man nicht etwa vorzieht, eine weitere Verlängerung eintreten zu lassen. Die Kommission hat für die Verlängerung entschieden. Den Maßnahmen der Verwaltung zur Aufrechthaltung und Förderung unserer gewerblichen Tätigkeit, insbesondere auch durch zahlreiche Kriegsausnahmetarife wurde volle Anerkennung gezollt, ebenso für Gewährung einer Übergangszeit bei Wiederaufhebung dieser Ausnahmetarife im Einvernehmen mit den Vertretungen der Interessenten. Völlige Übereinstimmung des Ausschusses mit dem Minister herrschte darüber, daß

der technische Apparat

auch während des Krieges auf der Höhe gehalten und so verstärkt werden müsse, daß er den voraussichtlich hohen Anforderungen nach Friedensschluß völlig genüge. Das wurde bezogen sowohl auf den Ausbau des Eisenbahnnetzes als auch auf die Beschaffung rollenden Materials an Lokomotiven und Wagen. Es ist geradezu als das Gegenteil von Sparsamkeit bezeichnet worden, wenn man bei der Ausgestaltung des Fuhrparks etwa Zurückhaltung üben wollte, da nach dem Krieg mutmaßlich mit einer geradezu gewaltsamen Entfaltung der unterbrochenen wirtschaftlichen Betätigung zu rechnen sei. Wie steht es in Deutschland?

Landwirtschaft und Industrie

stehen auf festen Füßen. Unsere Landwirtschaft, deren Kraft sich in diesem Kriege gezeigt hat, und die in der Hauptsache für den inländischen Bedarf arbeitet, wird nach dem Kriege alle Hände voll zu tun haben, um den an sie herantretenden Ansprüchen zu genügen. In der ganzen Welt werden landwirtschaftliche Erzeugnisse aller Art stark begehrt sein, ein Umstand, aus dem allein schon sich Transportnotwendigkeiten der umfassendsten Art für allerlei Materialien und Erzeugnisse ergeben werden. Ist es aber richtig, daß wir mit einer umfassenden und lohnenden Beschäftigung unserer Landwirtschaft auf Jahre hinaus rechnen dürfen, so ist damit auch die Grundlage gegeben für die Kräftigung unseres Inlandmarktes und unseres Inlandabsatzes für unsere Industrie und Gewerbetätigkeit,

Aufgaben von einer Größe,

wie man sie heute sich kaum vorzustellen vermag. Der Wiederaufbau der vernichteten Städte und Dörfer nicht nur bei uns, die Wiederherstellung der zerstörten oder im Kriege stark abgenutzten Verkehrseinrichtungen und Verkehrswege, der notwendige Ersatz des rollenden Materials, der Neubau von Schiffen, die notwendigen Aufwendungen für die Wiederherstellung unserer Rüstungen zu Lande und zu Wasser, der Ersatz der Tausenderlei von Bedarfsartikeln aller Art, hinsichtlich deren Millionen von Haushaltungen in der Heimat wie in der ganzen Welt sich Einschränkungen auferlegt hatten, alles dies wird trotz geschwächter Kaufkraft sich mit elementarer Gewalt geltend machen, und gerade die deutsche, in ihren Grundlagen unangetastet gebliebene Gewerbetätigkeit wird es sein, die wegen ihrer Leistungsfähigkeit in der Lage sein wird, den größten Nutzen aus alledem zu ziehen, zumal hinsichtlich gewisser Erzeugnisse

das Ausland gerade auf uns angewiesen

ist. Das gilt beispielsweise für Teerfarbstoffe, für Kalisalze, aber auch für Brennstoffe. Denn die Kohlenlager der ganzen Welt sind leer, und das gilt für zahlreiche andere Waren, die wir, ohne auf das Ausland angewiesen zu sein, ohne fremde Zufuhren, aus einheimischen Rohstoffen herzustellen vermögen, und hinsichtlich deren die im Ausland vorhandenen Anlagen gar nicht ausreichen, oder sich in ihrer Leistungsfähigkeit mit uns nicht messen können. Man spricht ja viel davon in den Kreisen unserer Gegner, daß man uns nach dem Kriege wirtschaftlich bekämpfen und niederzwingen wolle, und wir tun sicherlich gut, diese freundlichen Absichten in ihrer Bedeutung nicht zu unterschätzen. Insbesondere werden wir uns in den Friedensverträgen grundsätzlich dagegen sichern müssen, daß uns nicht zollpolitische Benachteiligungen zugefügt werden können. Im übrigen aber wird

in dem wirtschaftlichen Kampf

hinterher derjenige oben bleiben, der am leistungsfähigsten ist, der die benötigten Bedarfsartikel am besten und am preiswertesten und am raschesten herstellen und liefern kann. Darauf müssen wir uns einrichten, auch auf verkehrstechnischem und verkehrspolitischem Gebiete. Die Möglichkeit für Deutschland, sich von den schweren Schäden zu erholen, ist zum großen, ja, zum größten Teil davon abhängig, ob unsere Eisenbahnen sich hinterher als genügend leistungsfähig erweisen. Dasjenige Land, das nach dem Kriege die besten Verkehrseinrichtungen, die meisten Lokomotiven und Wagen, die meisten Schiffe für Transporte aller Art hat, wird aus dem zu erwartenden wirtschaftlichen Aufschwunge auch die größten wirtschaftlichen Vorteile ziehen und am ersten seine Verluste ausgleichen. Dabei werden auch die Staatsfinanzen nicht zu kurz kommen.

Eisenbahn- und Finanzverwaltung

müssen bei der Ausgestaltung unseres verkehrstechnischen Apparates und insbesondere beim Ersatz und bei der Neubeschaffung des rollenden Materials, der Lokomotiven und Wagen, ganz Außergewöhnliches tun, sonst werden wir in der kritischen Zeit nach dem Kriege versagen. Damit würde aber auch unsere Währung zum Schaden unserer ganzen Wirtschaft auf Jahre hinaus notleidend bleiben. In der Zeit der hohen Seefrachten, die in ihrer vier- bis fünffachen Höhe sicherlich verschiedene Jahre nach dem Kriege noch anhalten, werden die kontinentalen Bahnen mit ihren festen Tarifen für den Güteraustausch auch auf große Strecken eine ganz andere Bedeutung gewinnen als bisher. Das wird sich für den Verkehr nach gewissen Nachbarländern nachdrücklich geltend machen.

Dieser Entwicklung der Dinge

kann man nicht mit kleinen Mitteln begegnen, nach dem Maßstabe in Friedenszeiten, sondern nur in weitsichtigster und großzügigster Weise bei der Beschaffung von rollendem Material wie von Frachtraum überhaupt. Daß auf diesem Gebiete etwa zuviel geschehen könne, davon kann gar keine Rede sein, denn jede Lokomotive, jeder Wagen, jedes Schiff werden auf lange Zeit hinaus Goldes wert sein und ihren Anschaffungswert in kürzester Zeit wieder einbringen. Daher möge man die Werke anspannen bis zum äußersten. Man möge auch ruhig, wo es angängig erscheint, Werke in besetzten Gebieten mit heranziehen. Wenn unsere Leistungsfähigkeit auf diesem Gebiete nicht ausreicht, dann ist es vom Standpunkt unserer gesamten Volkswirtschaft aus nicht richtig, Warnungssignale gegenüber Erweiterungsbestrebungen zu geben, denn was jetzt versäumt wird, ist später überhaupt nicht gut zu machen. Bei dieser Sachlage soll man

lieber etwas zuviel Optimismus

hinsichtlich der wirtschaftlichen Entwicklung nach Friedensschluß walten lassen als Skeptizismus und Pessimismus. Wer hier nicht optimistisch denkt und danach seine Maßnahmen trifft, der verpaßt sicherlich die Gelegenheit, und schädigt unsere Wirtschaft und unsere Finanzen. Also Förderung, aber nicht Hemmung auf diesem Gebiete. Diesen Standpunkt hat auch der Minister als zutreffend anerkannt, und wir hoffen, daß es auch die Finanzverwaltung tut. Der Redner verbreitet sich über die Fortführung der Bautätigkeit trotz der hemmenden Momente der Kriegszeit. Unter keinen Umständen dürfen wir in die Lage kommen wie früher, daß Sachen zurückgestellt werden, die sich hinterher als durchaus notwendig erwiesen. Darüber herrschte zwischen Kommission und Minister vollständiges Einverständnis. Weitern Raum nahm das Projekt einer

Vereinheitlichung unseres deutschen Eisenbahnwesens

ein. Übereinstimmung bestand darüber, daß Preußen seine Bahnen fest in der Hand behalten muß. Selbst Abgeordnete, die dem Gedanken strafferer Zentralisierung sympathisch gegenüberstehen, erkannten doch an, daß unter keinen Umständen davon die Rede sein könne, die preußischen Staatsbahnen an das Reich zu überführen. (v. Pappenheim (kons.): Sehr richtig.) Man darf sich nicht von Schlagworten gefangennehmen lassen. Die Kommission erachtet sehr wohl ein Zusammenarbeiten der deutschen Staatseisenbahnen auf verschiedensten Gebieten als wünschenswert und notwendig, aber eine materielles Bedürfnis einer Verschmelzung ist auch in diesem Jahre nicht anerkannt worden. Will man in dieser wichtigen Frage den richtigen Standpunkt gewinnen, so darf man sich nicht von Gefühlsmomenten leiten lassen, sondern man muß die realen Verhältnisse im Auge behalten. Es ist ja gewiß begreiflich, daß in einer von so hohem nationalen Schwunge getragenen Zeit wie der heutigen auch die Frage der Schaffung eines einheitlichen deutschen Eisenbahnwesens wieder in den Vordergrund gerückt wird, diese Frage darf aber

nicht unter rein politische Gesichtspunkte

gestellt werden, sondern es muß geprüft werden, ob denn wirklich ein wirtschaftliches Bedürfnis zu einem die Verhältnisse der Bundesstaaten derartig tief berührenden Schritte vorliegt. Nach den Mitteilungen des Ministers über die wirkliche Sachlage und das tatsächliche Zusammenarbeiten der deutschen Eisenbahnverwaltungen ist das nicht der Fall. Gerade nach den Erfahrungen in diesem Kriege soll man nicht ohne Not an einer Organisation rütteln, die sich in dieser schwersten Prüfung bewährt hat (Beifall) sondern darauf hinzuwirken suchen, daß die deutschen Eisenbahnverwaltungen auch weiterhin in enger Fühlung miteinander sich bemühen, Unebenheiten, wo solche sich noch zeigen, zu beseitigen. Zum mindesten soll man aber eine so schwerwiegende und weittragende Frage nicht zu einer grundsätzlichen Entscheidung zu bringen sich bemühen in einer Zeit, wo jeder leicht geneigt ist, gewisse Gefühlsempfindungen mitsprechen zu lassen und dahinter sachliche Erwägungen zurückzuschieben. (Zustimmung.) Der Redner unterbreitet dem Hause die Beschlüsse des Ausschusses, so den bereits mitgeteilten über den Kölner Anschluß an den Balkanzug. Beim Güterverkehr wurde wieder die Frage der Auslegung und Handhabung der Verträge über Privatanschlußgleise berührt. Der Minister wies auf die eingeleiteten Erhebungen hin, die allerdings während des Krieges ins Stocken geraten seien, er sagte aber in einzelnen Fällen die Untersuchung zu.

Neues Wiener Tagblatt 10./III. 1916

Kriegsrätsel Sesam.

Von Bruno Fellner.

Herrn Tobias Bachhubers Stammtischfreunde wurden täglich besorgter. Er wurde blaß und blässer, und zehn Kilo Gewichtsverlust in zwei Wochen war wohl selbst bei zwei fleischlosen Tagen die Woche ein sehr bedenklicher Verlust! Nahe Verwandte hatte der Junggeselle nicht draußen; aus Landsturm- und Liebessorgen war er auch heraus, seine Papiere waren ebenso von Eisen wie seine Gesundheit; und dennoch war er nervös, unruhig, zerstreut und nahm an den wichtigsten strategischen Beratungen des Biertisches nicht mehr teil.

Der Arzt des Stammtisches sprach von einer Kriegspsychose, der Herr Bezirkskommissär von einer Vorratsverheimlichung.

Als aber die offenbare Teilnahmslosigkeit für die Allgemeinheit soweit ging, daß er an dem Tage der Waffenstreckung Montenegros schon um 9 Uhr nach Hause fliehen wollte, war es wohl eine patriotische Pflicht seiner Freunde, ihn energisch in die Mitte zu nehmen. Man setzte ihm die freundschaftlichen Daumenschrauben an, durchwühlte sein Gewissen wie die Koffer an einer neutralen Grenze, bis er endlich verzweifelnd gestand.

„Ja, glauben Sie vielleicht, daß Rihfyfi den Krieg gewinnen wird?" Die Geistesgestörtheit war offenbar in ein akutes Stadium getreten.

Aber nein — verdreht war er noch nicht, meinte er, aber wenn es so weiter ginge, würde er es noch werden. Denn das verwünschte Kriegsrätsel Sesam gebe ihm keine Ruhe bei Tag und Nacht.

Das Kriegsrätsel! Freilich, das war die Lösung für seine Freunde. Sie wußten es gleich, um etwas Geringes konnte unser Freund Bachhuber seine bewährte Strategenruhe nicht aufgeben.

Ja, das Kriegsrätsel — aber nicht vielleicht das große und ewige: warum und wozu dieser Krieg sein mußte, oder das noch viel unbedeutendere, wann er zu Ende ging; eine so vage Sorge bekümmerte Herrn Bachhuber nicht. Seine Unruhe war viel konkreter. War er doch immer ein begeisterter Rätsellöser gewesen, und hatte man nicht vor vierzehn Tagen sich allgemein von dem findigen Stammhausierer das Kriegsrätsel Sesam anhängen lassen? . . .

Eine Krone kostete es zu wohltätigen Zwecken, und 2500 Kronen konnte der glückliche Löser verdienen, also 2499 K. netto! Da rentierte es sich schon, wohltätig zu sein, und rentierte sich auch, den Kopf zu zerbrechen.

Also das Kriegsrätsel und seine Lösung hatten es Herrn Bachhuber angetan. Die andern hatten es nach einigen vergeblichen Versuchen zu allen den Knöpfen, Nadeln und Medaillen des Arsenals der Kriegswohltätigkeit geworfen. Herr Bachhuber aber war immer ein Denker, ein gründlicher, gewesen.

Schon durch vierzehn Tage stand er nun im Banne der großen Lebensaufgabe aus Pappendeckel, bedeckt mit roten und schwarzen mystischen Zeichen.

Kriegsrätsel Sesam hieß es, und mit einem großen Fragezeichen war es ausgestattet, bestand aus acht Scheiben, die man spielend drehen konnte. Auf jeder Scheibe war das ganze Alphabet einmal in schwarzen, einmal in roten Lettern untereinander aufgetragen. Die Reihenfolge des Alphabets war überall eingehalten, nur die Gruppierung der roten und schwarzen Lettern untereinander war auf jeder Scheibe nach geheimnisvollen Regeln angeordnet. Dies Geheimnis sollte man lösen. Dazu mußte man jede der acht Scheiben solange drehen, bis acht rote Buchstaben nebeneinander den unglücklichen Beginner des Krieges anzeigten. Hatte man das richtige Schlüsselwort gefunden, so sollten eben die acht darunter stehenden schwarzen Buchstaben den glücklichen Gewinner dieses Krieges angeben. Also ein Rätsel, dessen Lösung automatisch registriert wurde.

Ach, es schien ja auf den ersten Blick so einfach, und Herr Bachhuber, der richtige Rätselfex, glaubte es in einer Stunde zu lösen. Und nun hatte er durch vierzehn Tage alle möglichen Kriegswühler ausgesonnen und sie, insofern sie mit acht Buchstaben behaftet waren, an Stelle der roten Lettern eingesetzt, ohne daß der Prüfstein, die schwarzen Lettern, einen Sinn oder auch nur ein Wort ergaben.

Denn er zog einen Zettel heraus und meinte: „Glaubt Ihr vielleicht, daß derjenige, der diesen Krieg gewinnen könnte, bvrapoghw oder dyofgey heißt, wenn man Nikolaus oder Poincaré als Urheber dieses Krieges in blutigroten Lettern zusammenschiebt? Lord Grey ist wohl ein großer . . . Gott hat England mit Ihm gestraft. Aber daß er deswegen mpyshsof, der wäre, der den Krieg infolge der schwarzen Lettern gewinnen müßte, diese Gemeinheit mute ich selbst ihm nicht zu. Ja auch der Serbe und der Russe sind zwei feine Herren, die an dem Krieg schuld sind, aber muß darum der künftige Sieger rihthxoi oder rihsxyfi heißen? Oder umgekehrt, wenn der Gewinner dieses Krieges Germania, Vierbund oder Krobatin hieße, sollte sablxhow offenbar ein Russe oder heoqyoax oder wnyaxnoj den Krieg begonnen haben? Das klingt wohl eher spanisch."

Kurz und gut, es war zum Verzweifeln. Bei Tag drehte Herr Bachhuber ebenso emsig wie erfolglos an den acht Scheiben, und in der Nacht drehten sich die acht Scheiben mit Herrn Bachhuber als großes Fragezeichen in der Mitte in unruhigen Träumen weiter.

Nun wurde es natürlich eine Ehrensache für das Hauptquartier am Stammtisch, Herrn Bachhuber bei der Lösung des Kriegsrätsels zur Wiedererlangung seiner Ruhe bei Tag und Nacht zu helfen. Ueber die Verwendung des Preises war natürlich gar kein Zweifel. An einem Kriegsrätsel, das zugunsten der Kriegsfürsorge durch die Welt wanderte, wollte doch kein anständiger wohlsituierter Staatsbürger etwas verdienen. Noch dazu für eine Krone vielleicht 2500 einhamstern wäre unanständig, direkte Preistreiberei. Selbstverständlich spendierte man den ganzen Betrag der Kriegsfürsorge. Aber wie schön sich das in allen Zeitungen ausnehmen würde: „Der einzige Löser des Kriegsrätsels, Herr Bachhuber, hat die volle Summe von 2500 K. der Kriegsfürsorge gewidmet...." Die vollständige Summe.... Wenn es aber mehrere glückliche Löser geben sollte?... Schwer möglich, nachdem es ein Bachhuber seit vierzehn Tagen vergeblich versucht hatte..., ein andrer, einfach lächerlich! Freilich, wenn die geschickten Taktiker des Stammtisches ihm helfen wollten.... Kurz, man verpflichtete sich mit Ehrenwort, niemand von der richtigen Lösung Mitteilung zu machen. Nun hieß es aber auch, die richtige Lösung, und es wiederholten sich in vervielfältigtem Maße die einzelnen Krankheitserscheinungen, die man bereits an Herrn Bachhuber kannte. Unruhe, Aufgeregtheit, Blässe, Schwanken zwischen Hoffnung und stummer Resignation, Vernachlässigung der wichtigsten Geschäfte, Schlaflosigkeit, Gewichtsverlust. Und der Stammtisch selbst glich nur mehr dem Hauptquartier einer Feldarmee oder dem Spieltisch von Monte Carlo mit sechs drehenden Croupiers am Tisch, und da wurde geraten und an den Pappendeckeln gedreht bis spät in die Nacht, bis man zum Schluß wieder völlig ratlos und verdreht nach Hause ging. Der einzelne Fall der Kriegsrätselpsychose war zur Massensuggestion geworden, wie sich der Herr Doktor ausdrückte, der allerdings selbst einer der eifrigsten „Drahrer" geworden war.

Herr Bachhuber aber blieb nach wie vor der Meistgequälte. Stand doch seine durch Jahrzehnte unangefochtene Reputation als Rebuslöser, Rösselspringer und Scharadier auf dem Spiel. Ach, es ging ihm wie dem Bruder Ali Babas nach dem vergessenen Wort: Da lagen im Berge die Schätze nur so zum Mitnehmen, und er konnte das Zauberwort nicht finden — der Sesam öffnete sich nicht.

Neues Wiener Tagblatt 10. III. 1916

II

Kriegsrätsel Sesam.

Als Herr Bachhuber schon bei 15 Kilogramm Gewichtsverlust war, schien ein Retter zu nahen. Ein Stammtischbruder, ein höherer Mathematiker, kam aus dem Felde auf Urlaub zurück; der mußte helfen können. Erstens war er doch mit „dabei", zweitens konnte er vielleicht mittels der hohen Kunst der Mathematik der achtscheibigen Sphinx den geheimnisvoll verschlossenen Rachen lösen.

Also Dr.-Ing. Welten erschien in seiner ganzen feldgräulichen Herrlichkeit. Man legte ihm einen Sesam vor, er versprach, am nächsten Tage wieder zu kommen, erschien aber erst nach drei Tagen, sichtlich sehr herabgekommen, und verkündete unter allgemeiner Spannung folgendes: In dem Sesam seien verschiedene gesetzmäßige Buchstabenfolgen zu konstatieren, welche die Lösung wesentlich vereinfachen.

1. Der zweite und der achte rote Buchstabe befinden sich im Alphabet um je drei Buchstaben vor dem betreffenden Buchstaben der schwarzen Reihe.

2. Der vierte Buchstabe ist in Rot und Schwarz nur um eine Stelle different.

3. Eingehende Beratung mit einem Germanisten hätte zu der Ueberzeugung geführt, daß, sofern die beiden Worte überhaupt deutsch seien, sie nach allen Lautgesetzen sehr reich an Selbstlauten sein müßten.

4. Auch sprächen die achtstelligen Worte mit 67 Prozent Wahrscheinlichkeit dafür, daß es sich um eine Mehrzahl handle.

Nach all diesen mathematisch-germanistischen Gesetzen hatte sich nun Dr. Welten drei Tage und Nächte bemüht, die Lösung zu finden, und kam dann eben zum Resultat, daß man doch „probieren" müßte. Als er nun die Liste jener Worte vorlas, die er seinen Gesetzen entsprechend ausprobierte, gab es eine nicht mehr zu verheimlichende katastrophale Niederlage, da alle diese Worte zu den beliebten, von jedem einzelnen Stammgast wiederholt ausprobierten gehörten, wie „Iswolski", „Neid—Haß", und ähnliche Variationen. Der Herr Doktor erklärte nun, sollte niemand das richtige Wort zufällig einfallen, so wäre ja noch der Versuch möglich, jeden einzelnen Buchstaben mit allen folgenden zu kombinieren; so müßte man endlich die glückliche Lösung finden. Allerdings rechnete er sofort aus, ergäbe das zirka vier Milliarden Kombinationen und bedürfte es bei einer zirka zwanzigstündigen täglichen Arbeitszeit sechzig menschlicher Händepaare, um in drei Monaten diese vier Milliarden Kombinationen auszudrehen!

Diese höhere Mathematik schien nicht nach dem Geschmack der Stammtischfreunde. „Entweder wir kriegen die Drehkrankheit oder wird selbst der Weltkrieg früher alle", meinte gar mancher.

Herr Dr. Welten mußte sich demgemäß nach rückwärts konzentrieren, nicht ohne vorher dem Stammtisch gedankt zu haben, daß man ihn auf den Sesam aufmerksam gemacht habe. Das wäre etwas für den Schützengraben, und um eine Hoffnung ärmer, um eine Erfahrung reicher ging Herr Bachhuber an jenem Abend nach Hause. Sollte er wirklich nicht berufen sein, als einziger glücklicher Löser den armen Kriegswaisen zu ihren 2500 Kronen zu verhelfen? Ach wie schön würde sich in allen Zeitungen der Name Tobias Bachhuber in fetten Lettern ausnehmen! Und so wollte er vor dem Schlafengehen ganz mechanisch an seinem Kriegsrätsel drehen, konnte es aber zu seinem Aerger nicht finden. Im Traume verfolgte ihn noch die Idee, sah er die Morgensonne des Ruhmes in der Gestalt des Sesam am Horizont auftauchen ... Da, als er am andern Morgen erwachte, war eine seltsame Siegesahnung über ihn gekommen: heute mußte er Jagdglück haben, heute der große Wurf gelingen. Und rasch rief er nach seiner Wirtschafterin und seinem Sesam. Diese wurde bei der Inquisition sehr verlegen, eilte hinaus und kam mit dem ewigen Quälgeist in der Hand zurück.

„Verzeihen Sie, Herr Bachhuber, aber mein Bub, der Rudi, hat gestern abend beim Aufräumen den Pappendeckel gefunden, und weil er so fakrisch hinter die Rätsel her ist, hat er sich damit gespielt, hoffentlich hat er nichts verdorben." Und sie reichte ihm den Sesam.

Herr Bachhuber wollte schon ein Donnerwetter gegen den jugendlichen Amateur loslassen, als sein Blick wie vergeistert auf den Sesam gerichtet blieb. Da — standen sie ja — zwei Worte untereinander, zwei wirkliche Worte, die sogar einen Sinn hatten, die zwei Worte seiner Sehnsucht! Wer immer auch bloß nur nach einem Wort gesucht hat, das ihm nicht einfallen mochte, wird Herrn Bachhubers Jubel ermessen, denn in flammenden Lettern stand es da: Rot, wer den Krieg begonnen, und wie zum Greifen deutlich, Schwarz, einfach natürlich, wer den Krieg gewinnt. War er noch im Traume? Herr Bachhuber hatte die so äußerst einfache, glückliche Lösung des Rätsels in der Hand.

Tobias Bachhuber hatte das Kriegsrätsel gelöst! Nun, allerdings, der kleine Rudi hatte ihm durch einen blinden Zufall geholfen; aber den Kleinen würde man schon durch ein Spielzeug verpflichten, und der blinde Zufall war bei jedem Spiel dabei, sogar bei dem ernsten wirklichen Kriegsrätsel — Kriegsglück muß man haben! Tobias Bachhuber hatte es, und mußte nun der Held aller kommenden Stammtischabende werden; in fetten Lettern prangte sein Name demnächst in allen Zeitungen, und als Wohltäter priesen ihn die Verarmten, denn der Sesam hatte sich geöffnet, und auf den acht Scheiben standen die Worte ...

Ach so, ich gehöre ja auch zum Stammtisch und habe strengste Verschwiegenheit versprochen, darf die Worte noch nicht niederschreiben und nicht verkünden, wer den Krieg gewinnen wird. Aber nach den 15. April soll es die ganze Welt erfahren! So hat ein spielendes Kind in seinem Unverstand das kleine Kriegsrätsel gelöst, das vielen Weisen schlaflose Stunden bereitet hat. Wo ist das glückliche große Kind, das uns das furchtbare Kriegsrätsel lösen wird, an dem schon alle Diplomatenkniffe und Gelehrtenkünste vergeblich gedreht haben?

Neues Wiener Tagblatt 10./III. 1916

19

Faschingsonntag am Eisernen Tor.

Wir haben kürzlich berichtet, daß der vielfrequentierte Aussichtsturm auf dem Eisernen Tor, der der Touristenwelt seit Kriegsbeginn verschlossen war, nun freigegeben wurde. Diese Kunde hat natürlich im Kreise der Freunde des Eisernen Tores angenehm berührt, die sich am letzten Sonntag, dem Faschingsonntag dieses Jahres, in großer Zahl ein Rendezvous bei Meister Lindner gaben, um von dort aus zum erstenmal wieder zum Aussichtsturm zu eilen, dessen Besuch so lange unmöglich war. Man kann von hier aus den schönen Fernblick genießen, der die Gegenden von Mayerling, Heiligenkreuz, Baden, den Anninger, die Rax, den Schneeberg, das Veitschgebiet sowie die Semmeringgruppe umfaßt. Dieses friedliche Bild, das eine ganze Fülle von den Wienern wohlvertrauten Schönheiten birgt, wird allerdings jetzt noch von kriegerischen Tönen erfüllt; denn deutlich vernehmbar dröhnen die Probeschüsse der Kanonen zur Höhe empor, die unten auf dem Steinfeld von den Fachmännern geprüft werden, ehe sie hinausgeschickt werden ins Feld, um Tod und Verderben in die Scharen der Feinde zu säen. Noch ein andres Moment erinnert an den furchtbaren Weltkrieg, der draußen tobt. In den Reihen der Stammgäste fehlt die Jugend ganz, die draußen im Felde steht; man sieht nur ältere Touristen, die aber dafür in um so stattlicherer Zahl erschienen sind. Sie gehören zu jenen Großstädtern, denen es ein Bedürfnis ist, wenigstens einmal in der Woche hinauszuziehen in die freie Natur und ihren Körper in frischer Luft und bei tüchtiger Bewegung zu regenerieren und für die Strapazen des Alltagslebens während der kommenden Woche zu stählen. Sie sammeln draußen in den Bergen am Sonntag neue Kraft, und das Wort ist am Platze, das ein ständiger Besucher des Eisernen Tores für die Stammgäste gerade dieses Etablissements, das eine der beliebtesten Partien der Wiener bildet, geprägt hat: Das Eiserne Tor ist der richtige Spaziergang für die Wiener, um ihr „Pfeifenröhrl auszuputzen".

Der Weg zum Eisernen Tor ist touristisch wohl nur eine Kleinigkeit, aber die Partie reicht als Wochendosis für Durchschnittstouristen vollkommen aus. Von den vielen reizenden Aufstiegen seien nur der Steinerne Weg, der Mardergraben, der Glöckerlsteig und der Beethovensteig genannt. Wie viel Schönheiten besitzt jeder einzelne dieser Wege, von denen jeder eine große Anzahl begeisterter Anhänger zählt, die, nach Wien zurückgekehrt, jedesmal als kräftige Agitatoren wirken und allwöchentlich dazu beitragen, die Popularität des Eisernen Tores zu heben. Die Touristen kehren oben in der vortrefflich geführten Restauration des Herrn Lindner gern ein, denn sie wissen, daß sie dort gut aufgehoben sind und daß allen ihren Wünschen bezüglich guter Verpflegung in vollstem Maße entsprochen wird. Dazu kommt noch eine begrüßenswerte Einrichtung, die das Restaurant einem seiner Stammgäste verdankt, daß nämlich die in Wien zur Ausgabe gelangenden Kriegsbulletins unmittelbar nach ihrem Erscheinen in das Restaurant telephoniert werden und die Touristen auf diese Weise trotz ihrer Abwesenheit von Wien auf dem Laufenden erhalten werden. Jede Siegesnachricht weckt natürlich begeisterten Jubel, und die vorwöchige Kunde vom Falle Durazzos hat hier stürmische Kundgebungen für unsre heldenhaften Soldaten hervorgerufen. Unsre Lebensverhältnisse haben sich im Verlaufe der Kriegszeit vollkommen geändert. Auch die Natur scheint den anormalen Vorgängen Rechnung tragen zu wollen und gefällt sich darin, noch in der Rodelsaison Frühjahr zu markieren. Während auf der Spitze des Eisernen Tores noch Schnee liegt, findet sich einige hundert Meter tiefer schon eine gut entwickelte prächtige — Frühjahrsflora. Am Glöckerlsteig sprießen wunderschöne Eriken. Am Mardergraben und am Beethovensteig wächst der wohlriechende Seidelbast und drunten im Tal ist alles mit Primeln, den Frühlingskünderinnen, übersät. Am Steinernen Weg gedeihen die lieblichen Leberblümchen, Unmassen von Schneeglöckchen und Primeln. Man hatte unwillkürlich den Eindruck, in einer Frühjahrslandschaft zu lustwandeln. Es läßt sich trotz aller gegenteiligen Anschauungen doch nicht von der Hand weisen, daß die Erschütterungen der Atmosphäre durch die vielfachen Kanonaden auf die Wettergestaltung und im weiteren Zuge auch auf das Wachstum der Pflanzen von bestimmendem Einfluß sind. Wie dem auch immer sei, ob jetzt die Verfechter oder Gegner dieser Theorie im Recht sind, man hatte Gelegenheit, einen genußreichen Faschingsonntag im Reiche des Herrn Lindner zu verleben, der dort oben mit seiner tüchtigen Tochter Elsa waltet und ängstlich darauf Bedacht nimmt, daß jeder Ankommende das findet, was er erwartet: eine erstklassige Küche, Portionen, die dem Appetit der Touristen entsprechen und oft so groß sind, daß sie darüber hinaus zur Sättigung zweier Personen hinreichen, und dabei Preise, die absolut nicht darauf schließen lassen, daß jeder Bissen und sogar jeder Tropfen Wassers vom Tale aus auf einem dreistündigen beschwerlichen Wege auf das Eiserne Tor emporgeschafft werden müssen. In welch glänzender Weise Herr Lindner seiner Aufgabe gerecht wird, ersieht man am besten aus der Speisekarte, die Sonntags den Gästen vorgelegt wurde und die nachstehende Speisenfolge umfaßt: Rindfleisch mit Beilage 2 K. 20 H., garniert 2 K. 40 H., Rostbeaf, gedünstete Beiried, Jungfernbraten, Nierenbraten, Schlußbraten, gefüllte Kalbsbrust und Schweinskaree per Portion 2 K. 20 H., Apfelstrudel 70 H., Marknödel- und Lungenstrudelsuppe je 30 H.; als Beilage gab es Kohl, Semmelknödel, Rotkraut, Semmelkren und Gurken, per Portion 40 H. —, also ein mehr als ausreichendes und billiges Menü, das so vorzüglich zubereitet ist, daß Herr Lindner die Konkurrenz mit vielen guten Restaurants in Berg und Tal in Ehren bestehen könnte.

Der Sonnwendsteiner.

Kölnische Zeitung 11/III. 1916.

20

Die Rhein-Donau-Verbindung im Wiener Stadtrat.

WTB **Wien**, 10. März. (Telegr.) In der letzten Sitzung des Wiener Stadtrats legte Stadtrat Regierungsrat Schmid einen ausführlichen Bericht über die Gestaltung des Wasserweges vom Rhein zum Schwarzen Meer vor. Der Berichterstatter erklärte, das Bestreben der Mittelmächte müsse dahin gehen, die natürliche Wasserstraße des Donaustromes auszugestalten und sie mit den Stromgebieten des Rheins, der Oder und der Elbe in Verbindung zu bringen, damit ein Austausch der Güter von der Nordsee und Ostsee bis zum Schwarzen Meer und bis zum Persischen Golf erfolgen könne, wodurch die verbündeten Reiche von fremden Einflüssen unabhängig gemacht, ihr Bestand gesichert und ihr Wohlstand mächtig gehoben werden würde. Die Erfahrungen des Krieges hätten gezeigt, welch hervorragenden Wert die Wasserstraßen für die Binnenstaaten haben. Der Berichterstatter beantragte folgende Entschließung: Die Gemeinde Wien erachte es für zeitgemäß, schon jetzt an die Vorarbeiten für die Herstellung eines Großschiffahrtsweges von der Nord- und Ostsee bis zum Schwarzen Meer zu schreiten. Zu diesem Behufe wird die Regierung ersucht, im Einvernehmen mit der ungarischen Regierung sowie mit den Regierungen des Deutschen Reiches und der Staaten am Unterlauf der Donau die Durchführung einer allen Anforderungen des Verkehrs entsprechenden Schiffahrtsstraße vom Rhein zur Donau und auf der Donau bis zum Schwarzen Meere sicherzustellen. Der Stadtrat stimmte dem Antrage zu.

Neues Wiener Tagblatt
11. III. 1916

Ausverkauft!

Aus den Erfahrungen eines humorvollen Mitbürgers.

Ausverkauft — dieses Wort hat bei mir, so oft ich es gelesen, immer das Gefühl der Enttäuschung hervorgerufen, aber in letzterer Zeit erst hatte ich es in der unangenehmsten Weise kennen gelernt, nämlich von dem Moment an, da meine liebe Frau mir die betrübende Mitteilung machte, sie könne ihre Einkäufe für den Haushalt absolut nicht mehr allein besorgen, ich müsse ihr helfen. Angefangen hat es mit der Milch; zehn Jahre hindurch hat unser Milchmann täglich die Milch ins Haus geschickt, vor einiger Zeit erhielten wir nur die Hälfte unsres gewohnten Quantums, zuletzt blieb die Milchsendung ganz aus. Unser Lieferant hat seinen Stall aufgelassen, die Kühe verkauft und privatisiert jetzt. Wo wir uns auch hinwandten, niemand wollte oder konnte uns als Kundschaft annehmen, da hieß es denn früh morgens auf die Suche gehen und wir erhielten wirklich da und dort einen Viertelliter. Wir waren ratlos. Da lächelte uns das Glück. Auf der Suche nach einer ergiebigen Milchquelle kam meine Frau in ein Geschäft, wo man ihr die tägliche Lieferung ins Haus versprach, der Zufall war uns hold, eine Kunde des Milchgeschäftes zog in einen entlegenen Bezirk, und so wurden wir in Gnaden statt derselben angenommen.

Die Milchfrage war zu unsrer Zufriedenheit erledigt, aber eine andre, bange Frage tauchte auf: die Mehlfrage. Da wir beide, meine Frau und ich, keine biederen Landleute als Verwandte haben, von denen wir ein Paar Kilogramm bekommen könnten, sind wir auf die Wiener Bezugsquellen angewiesen, und da sieht es sehr traurig aus. Wenn man nicht die richtige Zeit errät, wo Mehl im Geschäft verkauft wird, kann man Straße auf- und Straße abwandern, in jedem Bäckerladen oder Kaufmannsgeschäft hängt die ominöse Tafel: „Mehl ausverkauft!" Doch — ich muß es zu meiner Schande gestehen — dies alles ließ mich gleichgültig gegenüber den Lamentationen meiner Frau, bis eines Tages ein Ereignis eintrat, das mich aus meiner Teilnahmslosigkeit aufrüttelte: in der Trafik, wo ich meine Einkäufe besorgte, hing ebenfalls an der Ladentür eine Tafel mit dem Inhalt: „Zigaretten und Tabak ausverkauft!" Nun bin ich ein leidenschaftlicher Raucher, und wer mit mir der gleichen Leidenschaft fröhnt, wird meine Gefühle begreifen. Jetzt erst erfaßte ich die Situation, jetzt erst hatte ich das richtige Verständnis für die Sorgen meiner Frau, und ich war beschämt über meinen Egoismus. Es mußte etwas geschehen, so konnte es nicht weiter gehen. Hatte ich früher ironisch gelacht, wenn ich den einen oder den andern meiner Bureaukollegen früh morgens mit der gefüllten „Aktentasche" aus einem Spezerei- oder Bäckerladen treten sah, so dämmerte in mir ein leises Verstehen auf. Freund P., den ich ins Vertrauen zog und den ich wegen seiner genauen Kenntnisse auf dem Gebiete des „Einkaufens" für ein kleines „Simandl" hielt, weihte mich in kollegialster Weise in die Geheimnisse ein, wie man zur Not darauskommen kann.

„Sehen Sie, mein lieber Freund, die Sache ist nicht gar so schwer, wie Sie sich dieselbe vorstellen. Man muß sich halt ein bißchen umschauen, dann bekommt man schon etwas. Ist es denn ein Wunder, wenn eine Knappheit in den verschiedensten Artikeln eintritt. Bedenken Sie doch, der durch die Einrückungen reduzierte Betrieb, die Transportschwierigkeiten und so weiter —, und dann — die Angstmeierei, das blöde, sinnlose Zusammenhamstern! Kaum wird ein Artikel rar oder man erhält ein kleineres Quantum als man gewünscht, bricht schon der Rummel los, jeder (der es hat) kauft ein, so viel er bekommt, häuft zu Hause Vorräte auf — und dann wundert man sich, wenn alles knapp wird. Man kann an einem Sonntagmorgen da ganz interessante Beobachtungen machen. Früher zogen die Touristen mit vollen Rucksäcken aus und mit leeren kehrten sie heim; heute ist dies anders: die ganze Familie, Vater, Mutter, Kinder, jedes einen leeren Rucksack am Rücken, streifen die Gegend um Wien herum ab; ihre Ausflüge dehnen sich im Umkreis von St. Pölten, Tulln, Absdorf, Horn, Stockerau bis hinunter nach Preßburg, der Grenzstadt, aus, und alles wird zusammengekauft. Abends kehrt dann die Familie mit vollgepfropften Rucksäcken heim. Ist es dann ein Wunder, wenn die Landleute sich darnach richten und Preise für ihre Waren begehren, die sie sich nie erträumt hätten. Sehen Sie, dies ist auch mit eine Ursache der Teuerung. Wären die Leute vernünftig und würde nur jeder kaufen, was er in seinem Haushalt braucht, so würde nicht eine so große Knappheit herrschen. Die Landleute und die Händler würden nicht ihre Waren zurückhalten, um höhere Preise zu erzielen, und die Bevölkerung würde die Sachen billiger bekommen."

„Ja, lieber Freund, Sie mögen Recht haben, und ich glaube es auch, aber wollten Sie nicht die Güte haben, mir zu sagen, wie Sie es anstellen, um darauszukommen?"

„Das ist doch ganz einfach, nur muß man sich einige Mühe geben, dann geht es schon." Und nun entwickelte Freund P. seinen Einkaufsplan, den ich nun aufs genaueste befolge. Durch ein liebenswürdiges und freundliches Benehmen den geehrten Ladenfräulein gegenüber habe ich so mancher das Geheimnis entlockt, wann man denn eigentlich Mehl bekommt. Habe mir auch ein kleines Verzeichnis angelegt. Abends wird dann immer der Einkaufsplan für den nächsten Tag festgelegt. Nachdem ich mir eine „Kriegszigarette" (Mischung, bestehend aus einem Paket Herzegowina und zwei Packerln Dramatabak) angezündet, wird Kathi (unser dienstbarer Geist) beauftragt, morgen, 5 Uhr früh, sich beim „Ankerbrot" anzustellen, um 7 Ur früh muß sie beim „Konsum" sein; sie wird mit den nötigen Brot- und Mehlkarten versehen. Meine Frau muß den Kaffee bereiten und ich mache mich um 7 Uhr auf den Weg. Eine größere „Aktentasche" ist mein steter Begleiter. Heute hatte ich Glück; schon beim ersten Bäckerladen erhielt ich mein „halbes Kilerl", aber nicht ohne Schwierigkeiten. Als ich nämlich die Ladentür öffnete, sah ich viele Leute drinnen, die alle Mehl haben wollten. Mein durch die Belehrungen meines Freundes geschärfter Blick sah mit Schrecken nur mehr wenige Packerln auf dem Verkaufspult liegen. Ich drängte mich vor, so gut es ging, aber erschreckt blieb ich stehen, als ich die verehrte Inhaberin, einer alten Frau, nicht ohne Raison sagen hörte:

„Ja, was glaub'n S' denn, hab'n S' denn ka klans Geld? Na, so was, a Fünfkronenstück! Wann i da an jeden außergeb'n müaßt bei dem Rummel, da zahlet i schön d'rauf.

Die alte Frau wollte protestieren, es half ihr aber nichts, sie erhielt kein Mehl. Durch das Hinweggehen der Frau war ein kleiner Wirbel entstanden, und ich benützte die Gelegenheit und stand im Nu vor dem Verkaufstisch. Ein schmachtender Blick, dem Ladenfräulein zugeworfen, die Tasche geöffnet mit

Neues Wiener Tagblatt 11./III. 1916

II.

22

Ausverkauft..

beiden Händen hochhaltend, flötete ich mit süßer Stimme: „Ein halbes Kilo, bitte, Kleingeld ist auch vorhanden!“ Die geehrte Frau Bäckerin sieht mich nicht unfreundlich an, und trotz des Protestes mehrerer Frauen und Mädchen händigt sie mir ein halbes Kilogramm ein. Jetzt noch auf die A.... straße, vielleicht haben wir einen Glückstag. Aber nichts ist's, ich bin zu spät gekommen. Na, also nächstesmal.

Mich schreckt auch bei der Trafik die Tafel „Zigaretten und Tabak ausverkauft!“ nicht mehr ab; ich habe jetzt keine Stammtrafik mehr, ich vagabundiere von einer zur andern, ich weiß ganz genau, wann Fräulein Berta oder Fräulein Minna „faßt“, und finde mich pünktlich ein. Freilich muß man bescheiden sein und nehmen, was man bekommt.

Wer mich jetzt beobachten würde, käme vielleicht auf den Gedanken, ich sei ein Geheimagent. Um mein Verzeichnis zu vervollständigen und um sicher zu gehen, falls die eine oder die andre Quelle versiegen sollte, halte ich meine Augen offen und beobachte jedes Geschäft genau. Sehe ich in einem Bäcker- oder Spezereigeschäft mehrere Leute ihre Einkäufe besorgen, fluggs bin auch ich d'rinnen und erkundige mich, ob man etwa Mehl oder Grieß bekommen könnte. Da wäre mir neulich fast etwas Unangenehmes passiert, als ich abends 9 Uhr nach Hause gehend, in der Fl... gasse bei einem Spezereigeschäft den Rollbalken nur bis zur Hälfte herabgelassen und Licht in dem Laden sehe. Neugierig stecke ich den Kopf durch die Oeffnung und sehe wie der Chef mit seinen Lehrjungen gerade Mehl auswiegt. Als er mich erblickte, schreit er mich an und fragt mich, was ich wolle; ich entfernte mich schleunigst, teilte aber meiner Frau die Sache mit, und nächsten Morgen zeitlich früh wurde da dem betreffenden Geschäft Mehl eingekauft.

Es wäre bis jetzt ganz gut gegangen — bis zum gestrigen Tage. Als ich nachmittags aus dem Bureau heimkehrte, empfing mich meine liebe Frau mit einem betrübten Gesicht und vom Weinen geröteten Augen.

„Na, was ist denn wieder los?“ frug ich ahnungslos.

„Es ist nicht mehr zum aushalten, jetzt kommt das Ende,“ schluchzte meine Frau. „Ist dir heute auf deinem Wege nichts aufgefallen? Hast du nichts gelesen?“

„Nein, nicht das Geringste. Was soll's denn sein?“

„Da, lies selbst.“ Und die Frau hielt mir die Zeitung entgegen und zeigte auf die Stelle, wo die Mitteilung von der Einführung der Zuckerkarte stand.

„Heute, beim Einkaufen, habe ich nur mehr ein Achtel Kilogramm Kaffee bekommen, und jetzt noch die Zuckerkarte dazu — das kann schön werden. Aber ich sage dir, wenn ich mir keinen Kaffee mehr vergönnen kann, dann freut mich mein Leben nicht mehr!“ schluchzte meine Frau.

Ich tröstete, so gut ich konnte, die arme Seele. Sprach von dem unsinnigen Treiben der Leute, die alles zusammenkaufen; versuchte ihr klar zu machen, wie schwierig die Beschaffung von Kaffee wäre, und lobte die weise Maßregel, daß niemand mehr wie ein „Achtelkilo“ einkaufen könne. „Wir müssen uns eben „im Laufenden erhalten,“ sagte ich tröstend zu ihr. „Ich werde mich fleißig umschauen, damit du deinen gewohnten Kaffee bekommst. Nur nicht verzweifeln, gar so arg ist es nicht, und wir haben noch immer bekommen, was wir brauchten. Nur keine Angst. Jetzt heißt es halt, sich umschauen, und statt auf einmal alles zusammenzukaufen, kauft man halt öfters ein.“ So suchte ich meine arme, geplagte Frau zu trösten. In meinem Innern aber gährte es furchtbar, und der Wunsch, den ich für die Urheber all dieses Ungemachs hegte, war alles, nur kein Segensspruch.

Urban.

Arbeiterzeitung
12-III-1916

„Wachmann! Wachmann!"

Ein bekannter Schrei. Der Schrei der Gasse, der Nacht, nach Hilfe, nach Genugtuung, nach Recht.

„Wachmann! Wachmann!"

Trapptrapp, da war er schon (zuweilen ja auch nicht) und nahm dir die Bedrängnis ab. Schön. Die Wachleute waren immer eine sehr wichtige Einrichtung. Indes so wichtig wie jetzt waren sie noch nie. Sie haben jetzt eine ganz und gar besondere Aufgabe, die sicherlich bald ihre ganze Zeit und Energie in Anspruch nehmen dürfte. Schrei du dann immerhin in irgend einer zuwideren Sache (vielleicht in Erwartung einer Ohrfeige, einer Prügelsalve, einer Bauchaufschlitzung) nach dem Auge des Gesetzes. Es wird dir nicht leuchten. Es hat anderwärts zu tun. Dort, wo es viel notwendiger ist, solange sich die Frauen das Einkaufen nicht etwa völlig abgewöhnen.

Kling, kling!

„Hallo, wer dort?"

„Hier Polizeikommissariat!"

„Meine Hochachtung! Hier Firma Preistreiber und Kompagnie."

„Sehr angenehm, was wünschen Sie?"

„Bitte, senden Sie uns sofort einen Trupp Wachleute! ... Eben finden sich in meinem Geschäft Frauen ein, die einkaufen wollen, aber weit und breit ist kein Wachmann zu sehen! ... Merkwürdige Wirtschaft, das!"

„Oooh! ... Entschuldigen Sie das Versäumnis, hochgeschätzter Herr Preistreiber! ... Aber wir haben riesig viel zu tun ... Jetzt ist es neun Uhr vormittags und Sie sind schon der dreihundertsiebzehnte, der uns mit ein und derselben Klage anklingelt ... So geht es Tag um Tag ... Wo sollen wir die Wachleute hernehmen? ... Aber bitte, Sie sollen als alte Kundschaft promptest bedient werden ... In zehn Minuten fünf Mann!"

Na, siehst du! Der Schrei „Wachmann! Wachmann!" hat in diesen Zeiten der maßlosen Teuerung, der Freudenfeste der Lebensmittelwucherer, der behördlichen Schnitzer in der Versorgung der Bevölkerung mit Nahrung einen ganz anderen Sinn erhalten. Der mit der verflossenen Bedeutung behaftete Schrei muß ungehört verhallen. „Wo sollen wir die Wachleute hernehmen?" Jedoch du mußt deshalb durchaus nicht düster blicken! Du sollst dich im Gegenteil innigst der Wandlung freuen! Denn siehe, allnun hat die Einkaufstasche deiner Frau den ausgiebigsten polizeilichen Schutz. Sie mag mit ihr wandern straßauf, straßab, stundenlang, tagelang, sie mag sich mit ihr vor den Geschäften drängen, stundenlang, tagelang, sie wird stetig einen, zwei, drei Wachleute zur Seite haben, sie mag Brot, Mehl, Kaffee, Milch, Zucker, Erdäpfel erringen wollen, immer wird das Auge der Sicherheit auf ihr ruhen. Und das ist notwendig genug. Denn das Einkaufen ist nicht nur eine außerordentlich kostspielige, sondern auch eine die Gesundheit der Gliedmaßen bedrohende Tätigkeit geworden und es wäre immerhin möglich, daß deine Frau etlichemal ohne Brot, Mehl, Kaffee, Milch, Zucker, Mehl, Erdäpfel, aber mit blaugeschlagener Haut nach Hause kommt ...

„Wohin denn, Frau Nachbarin?"

Frau Stiaßny, die eben aus dem Haustor tritt, nickt der Fragerin einen zerstreuten Gruß zu. Schaut dann nach rechts, nach links ... stellt sich auf die Zehenspitzen ... streckt den Hals ... und sagt:

„Einkauf'n will i gehn! Aber i kann ja net, i muaß do wart'n, bis a Wachmann kummt! ... Schon seit zwa Monat' bin i's so g'wöhnt!"

„Nur Geduld! 's wird si schon aner find'n, der Ihna begleit't! ... Möcht' aa wiss'n, wia S' das treff'n sollt'n: ohne Wachmann einkauf'n gehn! ... Das macht heutz'tag ka Mensch mehr! ... Allerdings kumman die Wachleut' schon lang ohne Ueberstund'n nimmer z'recht! ... Aber der Wachmann g'hört zum Einkauf'n wia d'r Schnee zum Winter! Pfiat Ihna Gott! Viel Glück, kriag'n wer'n S' eh nix!"

Frau Stiaßny schaut nach rechts, nach links ... stellt sich auf die Zehenspitzen ... streckt den Hals.

„Wachmann! Wachmann!" ertönt ihr Schrei. Der Schrei, der eine ganz andere Bedeutung gewonnen hat.

„Wachmann! Wachmann!"

Trapptrapp, da ist schon einer! Wie gut, denn Frau Stiaßny brächte sonst das Einkaufen nicht zuwege. Auch die siebenhundert anderen Frauen nicht, in deren säuberlich geordnete Viererreihen sie sich gewohnheitsmäßig einordnet. Aber die Wachleute (es sind auch zehn Berittene da) scheinen nicht recht bei der Sache. Und einem auf hohem Roß entschlüpft es sorgenvoll:

„War' net übel, wann i wüßt', wo si jetzt grad mei Frau anstellt! ... Seit drei Tag is s' um Erdäpfeln fort!"

Die Frauen exerzieren brav. Die Viererreihen sind wie aus dem Schachterl. Und wenn die Einkaufstaschen auch leer bleiben sollten, so sind sie es doch unter fürsorglich-behördlicher Aufsicht geblieben ...

—i—

Vossische Zeitung

13./III. 1916.

26

Neue Mittel für Wasserstraßenbauten.

Dem Abgeordnetenhaus ist ein „Gesetzentwurf betreffend die Bereitstellung weiterer Staatsmittel für die durch Gesetz vom 1. April 1905 angeordneten Wasserstraßenbauten" zugegangen. § 1 dieses Gesetzentwurfs lautet:

„Die Staatsregierung wird unter Abänderung des § 1 des Gesetzes, betreffend die Herstellung und den Ausbau von Wasserstraßen, vom 1. April 1905 ermächtigt, 1. für Herstellung eines Schiffahrtskanals vom Rhein zur Weser und Nebenanlagen ausschließlich Kanalisierung der Lippe von Wesel bis Datteln und von Hamm bis Lippstadt statt 206 150 000 M. die Summe von 239 590 000 M., 2. für Verbesserung der Wasserstraße zwischen Oder und Weichsel sowie der Warthe von der Mündung der Netze bis Posen statt 21 175 000 M. die Summe von 23 935 000 M., im ganzen statt 227 325 000 M. die Summe von 263 525 000 M., also zusammen 36 200 000 (Sechsunddreißig Millionen zweihunderttausend) Mark mehr zu verwenden."

Nach § 3 des neuen Gesetzentwurfs ist hinter § 4 Absatz 3 des Gesetzes vom 1. April 1905 folgende Bestimmung einzufügen:

„Bei Berechnung der aufgewendeten Betriebs- und Unterhaltungskosten wird ein bisher zur Unterhaltung der freien Flußstrecken der Unteren Brahe und der Netze verausgabter Betrag von fünfundachtzigtausend (85 000) Mark abgesetzt."

Nach der Begründung werden die im Jahre 1905 für Wasserbauten zur Verfügung gestellten Mittel um 36 200 000 Mark überschritten. Diese Ueberschreitung ist in der Hauptsache 1. auf die seit 10 Jahren erheblich gestiegenen Bodenpreise, 2. auf leistungsfähigere Ausgestaltung der Anlagen, 3. auf die Entwicklung der von den Wasserstraßen durchschnittenen Gegenden und daraus abzuleitende gesteigerte landespolizeiliche Auflagen sowie endlich 4. auf die seit Aufstellung der Entwürfe eingetretene Erhöhung der Löhne und Baustoffpreise, insbesondere während des Krieges, zurückzuführen.

Reichspost 14. III. 1916

27

Die Donau.

Vom Abgeordneten Heinrich Held, Regensburg,
Mitglied des bayrischen Landtages.

Nicht erst der Weltkrieg hat die Blicke der Donaustaaten auf die verkehrs- und wirtschaftspolitische Bedeutung des gewaltigen Stromes und auf seine Eigenschaft als Brücke von Europa zum Orient gelenkt. *) Schon der Römer folgte dem Lauf der Donau, da er als Eroberer und Kolonisator gegen Osten zog und das Mittelalter sieht die Donaustaaten und die Donaustädte zum Teil schon in einer sehr regen wirtschaftlichen Beziehung zu den deutschen Wirtschaftsgebieten. Von Ulm, Regensburg und Passau aus wanderte damals der Handel bereits tief in den Balkan bis nach Kleinasien. Dieser Wechselverkehr wurde wesentlich durch die Kolonisation gehoben, die Bayern in den Oststaaten durchführte und die von Regensburg, Freising, Passau und Salzburg ausging. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts kam dann die große Krise: es begannen Dampfschiff und Lokomotive gegen den Binnenwasserverkehr in Konkurrenz zu treten und so groß war die Umwälzung, daß bedeutende Männer der Volkswirtschaft, wie Friedrich List und Bunsen, meinten, das Ende der Donauschiffahrt sei gekommen. Aber auf der anderen Seite erstanden dem alten Wasserwege in Adalbert v. Müller, der ein epochemachendes Werk über die Donau schrieb und dessen Arbeiten Jakob Philipp Fallmerayer fortsetzte, und König Ludwig I., der den Donau-Main-Kanal baute und der Gründung der bayerisch-württembergischen Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft nahestand, tatkräftige Freunde. In den Siebziger- und Achtzigerjahren hob sich dann auch das Schiffahrtsleben wieder auf der Donau; die erste k. k. priv. Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft, durch Staatsmittel unterstützt, begann zu wirken und regte mit ihrem Beispiele die Gründung anderer Gesellschaften an, die sich in Rußland, Rumänien, Bulgarien und Serbien bildeten. Vor allem in Futtermitteln und Brotgetreide begann ein lebhafter Bergverkehr bis nach Deutschland, der seinen Haupthandelsplatz im Umschlag- und Winterhafen von Passau hatte, 1890 ungefähr setzte dann auch der Verkehr mit Petroleum ein, der in Regensburg zentralisiert wurde. Allerdings konnte sich diese Wasserfracht noch immer nicht mit der des Rheines, der Weser, der Elbe und der Weichsel messen. Von dem nahezu 2600 Kilometer langen Strom waren nur etwa 2400 Kilometer zeitweise für einen mittleren Schiffsverkehr geeignet, also von Sulina bis nach Regensburg. Zwar wurde 1910 in Regensburg ein großer Winter- und Donauumschlaghafen angelegt; man verbesserte die Häfen in Passau und Deggendorf und in Bamberg erbaute man neue, aber trotzdem blieb der Donauverkehr noch weit zurück. Er betrug 1913 in Regensburg rund ¼ Million Tonnen und auch in Wien nur rund 2 Millionen. Man vergleiche damit den Rhein! Ludwigshafen am Rhein hatte im gleichen Jahre 2¾ Millionen, Straßburg über 1 Million, Mannheim an 6 Millionen, Mühlheim und Duisburg zwischen 8 und 9 Millionen Tonnen Verkehr.

Der Völkerkrieg hat uns an die Bedeutung der Donau und ihres Verkehres mächtig erinnert, nicht zuletzt dank des englischen Aushungerungsplanes. Als wir dann uns den Donauweg frei erkämpft hatten, da mit einem Schlag erkannte die große Oeffentlichkeit die wirtschaftspolitische und die militärische Bedeutung einer freien Donau, die über den Hellespont eine gewaltige Weltwirtschaftsbrücke bis zum Persischen Golf zu schlagen fähig ist, zu einem riesigen neuen Bezugs- und Absatzgebiet. Die strategische Bedeutung des freien Donauweges wurde durch die Entwicklung auf dem Balkan deutlich erwiesen; wäre der Verkehr aber auf ihr im Frieden schon so ausgebaut worden, daß er den Eisenbahnverkehr hätte wesentlich entlasten können, so würde heute die strategische Bedeutung dieses Stromes für die Mittelstaaten noch erheblich deutlicher hervortreten. Und diese unsere neu zu erschließende, militärisch wie wirtschaftlich wertvolle Ader hat den Vorteil, daß sie auch in Zukunft weder von England, noch von Frankreich und Rußland unterbunden werden kann — wir sind hier die Herren, niemand kann durch feindselige Schranken hier dem Schiffer und Kaufmann den Zug gegen Osten wehren! Freilich, auch die Donau hat ihre Zweifler und Flaumacher, sogar Verketzerer. Die einen sagen, die Donau sei ein Fluß, den die Natur ungeeignet für einen größeren Schiffahrtsverkehr mache, die andern, sie führe zu ihrem Unglück von hochkultivierten Ländern mit gewaltiger Produktion und großem Bedarf zu Ländern mit minderer Zivilisation, minderer Produktion und minderem Konsum und lenke deshalb den Verkehr nicht in die rechte Richtung. Andere heben hervor, sie münde nicht ins offene Meer, ihre Schiffahrthindernisse seien zu groß, Hochwasser wechsle zu rasch mit Niederwasser, Eisbildung bedinge eine lange Winterruhe, Felsen, Stromschnellen, Versandungen, Verästelungen, Versumpfen machten einen regelmäßigen großen Verkehr unmöglich; Berg- und Talverkehr würden sich nicht genügend ergänzen, weshalb die Schiffsgefäße nicht ausgenützt werden könnten; die Höhe der Donauschiffahrtstarife würde einen Wettbewerb mit Bahn- und Seeverkehr ausschließen; die Menge der Anliegerstaaten lasse den Verkehr über die Donau als unsicher gelten und keine Vereinbarungen würden das erreichen, was den Pariser Akten von 1856 und dem Berliner Kongreß 1878 nicht gelang.

Gewiß haben diese Einwände ihre teilweise Berechtigung; aber wer sagt es, daß wirklich bestehende Schwierigkeiten nicht auch behoben werden können? Die Kultur der Anliegerstaaten des Stromes wird sich gewiß bedeutend heben; die Häfen von Galatz, Braila und Sulina waren schon vor dem Kriege in steten Aufschwung. Mit der Neuordnung der Dinge auf dem Balkan werden von selbst die östlichen Völker in unser Wirtschafts- und Verkehrsleben hineinwachsen. Jetzt schon beweisen ausgezeichnete Arbeiten in Bulgarien, Rumänien und in der Türkei, daß man überall beginne, das Wirtschaftsleben des Westens sich zum Vorbild zu nehmen. Schriften, wie die von Dr. Paly, Artur Dix, Dr. Kunzer lassen erkennen, wie es überall danach drängt, den Donauverkehr vom wirtschaftlichen Standpunkte aus mit allen Kräften zu heben. Die Hindernisse? Die Eisbildung ist auf der Donau nicht größer als in der Oder oder in der Elbe,

*) Der bekannte Zentumsführer, Landtagsabgeordneter Chefredakteur Heinrich Held aus Regensburg sprach am Montag, 13. März, bei der Generalversammlung des Zweigvereines der österreichischen Leo-Gesellschaft in Salzburg über „Die Donau als Großschiffahrtsstraße West-Ost." Wir folgen im nachstehenden seinen aktuellen Ausführungen. Bei dieser Gelegenheit sei auf die von Held im Verlag Habbel gegründete und herausgegebene Halbmonatsschrift „Die Donau" (10 Kronen jährlich) hingewiesen, die systematisch für die Verwirklichung der im Vortrag angedeuteten Donauprobleme zu arbeiten sich zum Ziele setzt.

Die Zeit 14. III. 1916

Das Berliner Kriegsdienstmädchen.

Wie es der Krieg erzog.

f Berlin, 8. März.

Das in Friedenszeiten unerschöpfliche Kapitel vom Dienstmädchen, jenes Thema, dem die Frauenwelt stets neue Seiten abzugewinnen vermochte, hat durch den Krieg eine überraschende Einengung erfahren. Wenn jetzt zwei Frauen irgendwo zusammenkommen, sprechen sie nicht ausschließlich mehr von ihren Mädchen. Die Hausregentin ist entthront gleich einer anderen Herrscherin, deren Regierungsdauer für die Ewigkeit begründet schien, der Mode. In anderthalb Jahren hat der Umsturz der Weltgeschichte gründlich gelehrt, sich neuen Verhältnissen anzupassen und sich in die Neuordnung der Dinge hineinzuleben. Die Hausfrau wurde gezwungen, eine andere zu werden, und das Dienstmädchen auch. Es vollzog sich auf beiden Seiten eine Wandlung zum Besseren. Die „gnädige Frau" hütet sich jetzt, leichten Herzens ein Mädchen „fliegen zu lassen", und „Juste" oder „Trude" überlegt es sich in ihrer Kammer doppelt und dreifach, „die Pässe zu fordern", weil es „jute Brotstellen" in Hülle und Fülle gebe. Allzu jäh haben sich die Zeiten geändert, und die Menschen durften sich nicht lange auf das Tempo des Mitmarsches besinnen, wollten sie in Reih und Glied bleiben.

Besonders rasch vollzog sich die Wandlung des Berliner Dienstmädchens von der anspruchsvollen, gebieterischen Haustyrannin zur bescheidenen Arbeiterin. Das „Fräulein" hat einsehen gelernt, daß der Krieg nicht mit sich spassen läßt, auch wenn man ihn weit hinter der Front bei Küchentöpfen und Teppichklopfen miterlebt und Unterröcke statt Landsturmhosen trägt. Das gesamte, in lange Register eingeteilt gewesene Verhör, das die Magd bei der „Miete" mit der Dame anstellte und das von jeder neuen Dienstbotengeneration um einige Fragen bereichert wurde, ist nahezu vollkommen weggefallen. Die Fragen, die sich immer wiederholten und die mit einem unheimlich finsteren Ernst, fast mit einer offensichtlichen Gehässigkeit im Bewußtsein einer gewissen organisierten Ueberlegenheit gestellt wurden: wie viel Zimmer, wie viele davon zu bohnern, wie viel Kinder, welche Wäsche zu Hause, ob die große oder die kleine oder gar keine, die Frage nach der Lage der Mädchenkammer in der Wohnung und nach deren Lage im Hause, die Frage nach der Beschaffenheit des zweiten Frühstücks, nach der Reichhaltigkeit des Mittagessens, nach der Höhe der Vergütung für das Abendbrot, nach der Zahl und dem Dienstcharakter der anderen Mädchen, nach der Religion und Nationalität der „Herrschaft" und nach dem Lohn, sind nur noch selten zu hören; die Dame gebraucht das urgewaltige Schlagwort unserer Zeit: „Ja, der Krieg ...!", und das Mädchen nimmt resigniert den Mietstaler in Empfang und folgt sein Buch aus, um am Letzten des Monats spät abends mit seinen „Klamoken" anzurücken und sein Teil Last an der Weltgeschichte zu tragen.

Der Beginn des Krieges schnellte die Forderungen der Dienstmädchen zu einer unverschämten Höhe empor. Als die Millionen von Männern ins Feld mußten und die Ausfüllung der Lücken durch Frauen und Mädchen begann, trat zunächst mit einem Schlag eine nahezu gänzliche Leerung des Dienstbotenmarktes ein. Der Zuzug vom Lande war jäh abgerissen. Alles mußte daheim beim Pflug und Vieh bleiben, und was in der Stadt diente, dahin zurückkehren. Ein anderer breiter Strom von Frauen und Mädchen ergoß sich in die Fabriken, weil der Lebenswandel unbeschränkter und das Lohnverhältnis besser war. Die Lokalbahnen, die Hoch- und Untergrundbahn, die Straßenbahnen, die Kaffeehäuser, ja selbst öffentliche Aemter, wie die Post, stellten als Männerersatz die weibliche Arbeitskraft ein; was da noch übrigblieb und sich für den Haushalt verdang, wußte nicht, was es als Gegenleistung für diese „Treue zum Beruf" fordern sollte. Die Naturgeschichte des Berliner Dienstmädchens ist wesentlich verschieden von jener des Wiener Mädchens für Alles. Die Berliner Magd ist in der durchschnittlich besseren Lebenshaltung des deutschen Bürgers aufgewachsen und durch sie verwöhnt geworden. Die Vornehmheit der Berliner Wohnungen ist größer als die der Wiener. Selbst die kleine Gartenhauswohnung im Westen — entsprechend der Wiener Hofwohnung — hat fast überall Zentralheizung und Warmwasser. Diese Bequemlichkeiten reflektieren auf das Wesen und die Lebensanschauungen des Dienstmädchens. Es gab bis zum Ausbruch des Krieges in Berlin eine Dienstmädchenzeitung, die „organisatorisch, aufklärend und erzieherisch" wirkte. Der Berliner im allgemeinen hat vor dem Krieg kein trockenes Brot gegessen, und jeden, der es tat, wie ein Wesen aus einer ihm unbekannten Welt der Armut angestaunt. Das rücksichtslose Uebersäen des Grunewaldes mit Stullenpapier ist zum geflügelten Wort geworden. Die „belegte Stulle" war die Normalmahlzeit des Berliners, und als Beleg galt nur Wurst, Fleisch und Fettkäse. Butter allein war verpönt und schuf den widerspruchsvollen Ausdruck: trockene Butterstulle. Eine solche trockene Butterstulle als zweites Frühstück lehnte ein standesbewußtes Dienstmädchen ab oder verschrie seine Dienstgeber im Hause, in der Nachbarschaft, beim Milchhändler, Fleischhauer, Bäcker und Grünkrämer als geizig. Ein Mädchen, das nicht seinen reichlichen Belag zum Gabelfrühstück und seine ausgiebige Fleischportion zu Mittag hatte, „litt Hunger", und die kongenialen Kreise erklärten mitleidig und übereinstimmend: „Fräulein, wat for'n Jesicht machen Se denn? Lassen Se doch endlich Ihre mieße Herrschaft loofen. Na, wenn Ihre Jnädige meine Jnädige wär, mußt' es Strippen in die Bude reinen. Son 'ne Jemeinheit von die Leite!" Viel Essen, wenig Arbeit und zarteste Behandlung waren die gewöhnlichsten Forderungen der Mädchen, die ihr Talent zur schneidigen und boshaften Kritik weidlich ausnützten. Besonders auf scharfe Abgrenzung der Dienstobligenheiten wurde gehalten. Eine Arbeit, die dem Hausmädchen zukam, lehnte die Köchin rundweg ab, und eine Verrichtung, die in der Vereinbarung bei der Miete nicht bedungen war, verweigerte das Hausmädchen. Der Dienstbotenwechsel war also ein unvermeidliches Uebel, und es gab gegen ihn ebensowenig Schutz wie gegen eine Epidemie. Ein seßhaftes Mädchen, arbeitsfreudig, kinderlieb, bescheiden, liebhaberlos und nicht direkt ausgehwütig, kurz, die berühmte Dienstbotenperle, war ein Museumsstück, das es aber leider nicht gab.

Ungemein vieles hat der Krieg in dieser Hinsicht gebessert. Die Zwangserziehung ging merkwürdigerweise von den reichen Klassen aus. Diese bangten zu allererst um ihr Vermögen. Großkaufleute erlitten schwere Verluste in den feindlichen Ländern, russische, französische und serbische Renten und Papiere wurden entwertet, große Betriebe kamen ins Stocken und zum Stillstand, und die Folge war eine hastig durchgeführte Einschränkung des Haushaltes, die Ausschaltung jedes überflüssigen Luxus, das

Die Zeit 14. III. 1916

29 II

Der Berliner Kriegshaushalt.

Aufgeben der großen Wohnungen, das Bescheiden mit kleinen Räumen und das radikale Beschneiden des Wirtschaftsetats im Haushalt. So lernte auch Rieke und Lotte dran glauben. Das Umsatteln war nicht allen gegeben, und auch die Gelegenheit für alle bot sich nicht. Ja, es trat sogar die Tatsache ein, daß Mädchen aus gutem Hause durch die Ungunst der Zeit gezwungen waren, in „den Dienst zu gehen", und das wirkliche Fräulein dem zünftigen Dienstmädchen empfindliche Konkurrenz machte. Bald gab es bei den „gewerbsmäßigen Stellenvermittlerinnen" und beim städtischen Arbeitsnachweis viel Angebot und wenig Nachfrage, eine gründliche Umkehrung der früheren Erscheinung, daß die Dienstmädchen rar waren und die Damen sich drängten. Dies waren die Ursachen, daß die Mägde lernen mußten, mit „Kriegskuche" und „Kriegslohn" sich zu befreunden. Die Gehaltsziffern, die die „Zeit" vor einigen Tagen veröffentlichte, sind durchaus zutreffend. Die Löhne, die zwischen 15 Mark bis zu 80 Mark im Monat sich bewegten, betragen heute 8 bis 35 Mark, ja die Fälle, in denen Mädchen auf Kriegsdauer nur für Wohnung und Essen ohne Lohn dienen, sind durchaus nicht vereinzelt. Und die Kost ist lange kein Postulat erster Ordnung mehr. „Kriegsküche!" sagte die Gnädige, und Lotte rümpft schon lange nicht mehr die Nase und wiegt schon lange nicht mehr den wohlfrisierten Kopf mit dem Federnhut. Sie ist auch mit dem Bohnern einverstanden und mit der großen Wäsche, und Religion und Nationalität sind Privatsache geworden. „Doch der Kriech muß'n Ende haben," sagen sie und zollen ihm ihren Tribut in stiller Hoffnung auf eine ausgiebige Revanche im Frieden.

Fremdenblatt Abendbl.
15. III. 1916 31

Luftschiff-Schnellverkehr Wien—Budapest.

Wie wir erfahren, sind zur Zeit Verhandlungen im Zuge, welche die Einrichtung eines regelmäßigen Luftschnellverkehrs zwischen Wien und Budapest zum Ziele haben. Es sollen zu diesem Zwecke Flugmaschinen ähnlich jenen Groß flugzeugen, die sich zurzeit im Kriege so gut bewähren, gebaut werden. Diese „Luftomnibusse sollen etwa acht bis zehn Personen in ungefähr zwei Stunden von Wien nach Budapest, beziehungsweise von Budapest nach Wien befördern.

Neues Pester Journal

17. VIII. 1916

32

Luftschnellverkehr Wien—Budapest.

— In zwei Stunden. —

Wie das Wiener „Fremdenblatt" meldet, sind zur Zeit Verhandlungen im Zuge, welche die Einrichtung eines regelmäßigen Luftschnellverkehrs zwischen Wien und Budapest zum Ziele haben. Es sollen zu diesem Zwecke Flugmaschinen, ähnlich jenen Großflugzeugen, die sich zur Zeit im Kriege so gut bewähren, gebaut werden. Diese Luftomnibusse sollen etwa 8—10 Personen in ungefähr zwei Stunden von Wien nach Budapest, beziehungsweise von Budapest nach Wien befördern.

Das Blatt, welches diese Meldung bringt, ist ernst-offiziös, und so können wir an ihrer Richtigkeit nicht zweifeln. Leider ist das Communiqué so lakonisch abgefaßt, daß daraus nicht ersichtlich ist, wer diese Verhandlungen eigentlich führt. Die Idee ist jedenfalls sehr löblich und gut. Würde doch durch die Verwirklichung dieses Projektes zweierlei erreicht: einerseits würde die auf der Budapest-Wiener Route stets überfüllte Eisenbahn entlastet, andererseits die Reisedauer um mehr als die Hälfte abgekürzt, da ja die Schnellzugfahrt von Budapest nach Wien und umgekehrt vier bis viereinhalb Stunden währt. Anfangs würde der Luftomnibus wohl nicht viele Passagiere haben, wenn aber einige Fahrten glücklich absolvirt sein werden und das Publikum sehen wird, daß man sich dem Flugzeuge ohne jede Gefahr anvertrauen kann, wird die Zahl der Luftreisenden rasch zunehmen und die Luftomnibusse mit der Zeit geradeso überfüllt sein wie die Eisenbahnzüge. Hatten doch viele Leute, als die Eisenbahn neu war, vor dieser ebenso große Angst, wie heute die meisten Menschen vor dem Flugzeuge. Mit der Zeit aber gewöhnte man sich an die Eisenbahn und man wird sich auch an den „Luftomnibus" gewöhnen.

Unser Wiener Korrespondent telegraphirt uns: In Fachkreisen wird darauf hingewiesen, daß die Einrichtung eines regelmäßigen Luftfahrdienstes für den Personenverkehr zwischen Wien und Budapest schon vor drei Jahren geplant war, kaum nachdem man die Luftpost versuchsweise hauptsächlich in Deutschland und Frankreich eingeführt hatte. Aber die Sache war damals noch nicht spruchreif, und sie ist es auch heute noch nicht. Die große Sicherheit, die die selbstverständliche Voraussetzung für einen Personenverkehr bedingt, ist nicht in dem Maße gegeben, wie es nothwendig wäre, und erst wenn auf dem Gebiete der automatischen Stabilisirung des Flugzeuges greifbare Erfolge festzustellen sein werden, ist die Frage einer weiteren Erörterung fähig. Wenn ferner von Großflugzeugen gesprochen wird, wie sie sich im Kriege so oft bewährt haben, die acht bis zehn Personen fassen können, so muß gesagt werden, daß begreifliche Gründe das Vorhandensein derartiger Apparate bei uns der allgemeinen Kenntniß entziehen. Vor dem Kriege gab es nur einen Typ dieser Art, von dessen halbwegs vorhandener Verläßlichkeit man wußte: der Sigorski, der Konstruktion des russischen Ingenieurs gleichen Namens. Es wäre auch kaum anzunehmen, daß man jetzt an die Einrichtung eines derartigen Luftschiffverkehrs dächte. Die heimische Flugzeugindustrie hat reichlich für die Deckung des Bedarfs der Armee zu thun. Das schließt wohl nicht aus, daß Verhandlungen geführt werden; mit der Durchführung des Ergebnisses dieser Verhandlungen wird es aber noch gute Weile haben müssen.

Tägliche Rundschau

17. III. 1916 33

Bundesratsverordnung über den Frachtverkehr mit dem Auslande.

Berlin, 16. März. Der Bundesrat hat in seiner heutigen Sitzung eine Verordnung, betreffend den Nachnahme- und Frachtverkehr mit dem Ausland mit folgendem Wortlaut erlassen:

Zahlungen nach dem Ausland im Wege der Nachnahme sind verboten.

Bei Eisenbahngütersendungen nach dem Ausland muß die Fracht in Ueberweisung gestellt werden.

Eisenbahngütersendungen aus dem Ausland werden nur übernommen, wenn die Fracht im Ausland gezahlt wird.

Der Reichskanzler kann Ausnahmen von den Vorschriften dieser Verordnung zulassen.

Diese Verordnung tritt mit dem 1. April 1916 in Kraft.

Der Reichskanzler bestimmt, wann und inwieweit diese Verordnung außer Kraft tritt.

Wie wir hören, wird auf Grund der Ausnahmebefugnis des Reichskanzlers der Verkehr mit Oesterreich-Ungarn und den darüber hinaus gelegenen Ländern, sowie mit Luxemburg und mit den besetzten Gebieten von der Regelung ausgenommen. (W. T. B.)

Die Zeit
19. III. 1916

35

Spaziergang in Klosterneuburg.

Das ist so wunderschön an Wien, daß es noch zum Teil im alten Oesterreich liegt und daß unsere zweckbewußte Zeit noch nicht alles, was zart und traut aus geruhsameren Tagen herüberwinkt, zu zerstören vermochte. Trotz Großstadt und Verkehr und zwanzigstem Jahrhundert gibt es stille Winkel, deren köstliche Stimmung voll Erinnerung und Vergangenheit ist, und wie ein verheißendes Symbol wienerischer Zukunft mutet es an, daß hart hinter der entsetzlichen Prosa der Fabriken und Schornsteine heute wie einst auf sanften Hängen der altberühmte Wein blüht. Und der Blick vom Kahlenberg, der Grillparzers Einsamkeit liebevoll machte und den er zum Verständnis seines Schaffens in Versen empfahl, die nach einer Marmortafel verlangen, wirkt wie ehedem begeisternd und heimatlich. Er zeigt uns unser Oesterreich. Auf der einen Seite Wien, heiß, mächtig, fiebernd, immer schneller die Zukunft zur Gegenwart machend, auf der anderen Seite weichgebettet die gute alte Zeit, die zäh am Vergangenen festhält und das Heute und das Morgen nicht recht erfassen kann. Wie ein zeitfernes Idyll grüßt Klosterneuburg, die alte Babenbergerstadt, zum Kahlenberg empor. Vom fürstlichen Massiv des Chorherrenstiftes überragt, von Berg und Wald in weitem Bogen umkränzt, zu des Stromes breitem Silberband vortastend, ist sie ein Stück unberührtes Alt-Oesterreich vor den Toren Wiens.

Sie gehört dem Wiener Sonntag. Die Fachleute in Sonntagsausflügen wissen sie zu schätzen. Sie fahren mit der Elektrischen bis Grinzing und freuen sich, daß hier schon das Gedenken an die alte Ostmark beginnt. Denn der Weg geht am „Landtäflichen Brauhaus zum heiligen Leopold" vorbei. Dann steigt er sachte an, überquert das scherzhafte Gleis der Zahnradbahn und führt durch Weinberg und Wald zur Höhe des Kahlenbergs. Bergab leiten verschiedene Wege in leiser Senkung zum Weidlingtal und nach Klosterneuburg. Einer von diesen Wegen führt sogar den Namen Propst Ubald-Weg, und das klingt doch wahrhaftig nach den Rittergeschichten unserer Jugend.

Man rechnet drei bis vier Stunden für diese Partie. Es ist daher kein Wunder, wenn sie unvermeidlich im Stiftskeller endet, wo nach der frohen Wanderung in frischer Luft die Pärchen enger aneinanderrücken und in sonntäglicher Seligkeit die schöne Welt hochleben lassen. Obzwar es jetzt im Stiftskeller ein wenig stiller geworden ist, im großen Saal liegt nämlich Landsturm in Einquartierung, läßt man sich doch den Krieg nicht sehr anmerken. Nur am Leopolditag, der sonst eine übermütige und trinkfeste Völkerwanderung nach Klosterneuburg zu bringen pflegt und die stille Stadt in einem einzigen großen Bacchanal durchtobt, ging es im vergangenen Jahr recht trübselig zu, und St. Leopoldus, Klosterneuburgs Schirmherr und des schönen Landes unter der Enns erlauchter Schutzpatron, mag sich in seiner Kapelle verwundert gefragt haben, warum er diesmal so trocken gefeiert wurde und es zu seinen Ehren weder Libation noch verliebtes Hollodrioh gab. Aber seine Verehrer lagen im Feld, um das Reich, das aus seiner Ostmark entstanden, vor den andrängenden Scharen der Russen zu schützen, und sei Verehrerinnen saßen tugendlich zu Hause und strickten Liebesgaben. So kam es, daß es nur wenige gab, die es sich nicht nehmen ließen, den hohen Tag korybantisch zu verklären.

Es ist schade, daß Wiens Lust an Klosterneuburg meist schon im Stiftskeller ihr Ziel findet und sich gerade dort, wo es schön zu werden beginnt, zufrieden und selbstgefällig zu Tische setzt. Denn die landesfürstliche Stadt Klosterneuburg mit ihren versteckten und verschwiegenen Gäßchen, mit der zärtlichen, barocken Architektur ihrer Häuschen aus Urgroßvaters Zeiten bietet viel, das dem Auge gefällt und das Herz erfreut. Die Maler wissen es, und im Sonnenglanz sommerlicher Tage bannen sie in liebevollem Erfassen den schlichten, treuherzigen Zauber der biedermeierischen Stimmungen auf ihre Leinwand. In den alten Teilen der Stadt ist noch alles so wie zu den Zeiten, da Nikolaus Lenau drüben im benachbarten Weidling seinen schwermütigen Träumen nachhing. Manche Gasse, die plötzlich abenteuerlich enge wird und in die seltsam unsymmetrisch verteilte Fenster herabblicken, sieht aus, als ob sie in Pirano stünde. Hier ist Klosterneuburgs Lokalgeschichte zu Hause, Türkennot und Franzosenzeit haben hier ihre Erinnerungen zurückgelassen. Das alte Niuwenburc hat alle Geschicke der Hauptstadt jenseits des Kahlengebirges redlich geteilt, und seine heutigen Straßenbezeichnungen halten vielfach das Gedenken der wackeren Männer von Anno 1683 und Anno 1809 lebendig. Die alte Stadtmauer, die die Obere Stadt umschloß, ist zum Teil mit ihren Zinnen und Bastionen noch erhalten und zeugt davon, wie wohlbedacht Klosterneuburgs geistliche Herren waren, um die Stadt zu verteidigen. Denn die Donaustraße war in alten Zeiten wenig harmlos, und unerwünschte Gäste kamen von Osten an ihr entlang herangezogen. Heute, im Zeitalter der Schützengräben, nuten diese verwitterten Mauerreste wie Kinderspielzeug an und stechen seltsam ab von den großen Militärautos, die mit barbarischem Getöse an ihnen vorbeisausen. Klosterneuburg ist im Kriege Automobilstadt geworden. Hier werden die Lastautokolonnen ausgerüstet und zur Abrückung an ihre Bestimmungsorte an den Fronten bereit gehalten. Die vielen Autosoldaten und die Verwundeten in den zu Spitälern umgewandelten Schulen machen den Krieg für die stille Provinzstadt augenfällig. Einrückung und Teuerung werden freilich auch in den Gesprächen in den kleinen Kaufmannsläden beklagt, aber fatalistischer und selbstverständlicher als es in Wien geschieht, und unsere österreichische Daseinsformel „Da kann man halt nix machen!" klingt hier um vieles distanzierter. Die kleinen Schicksale gehen ihren ruhig gemessenen Lauf weiter, und mehr als Krieg und Kriegsgeschrei liegt den Leuten, die rings um das stattliche Stift zur Welt, zu ihrer ewig gleichen Welt gekommen sind, die Sorge um Garten und Acker am Herzen. Denn, wenn auch noch die Februarstürme vom Plöcking bitterkalt durchs Kierlingtal herunterbrausen, so wird doch wieder ein Frühling werden und trotz Waffenlärm in jungen Blüten prangen.

Wien steht im Banne großer Ideen und kämpft für ferne Ziele. Das Heute gilt wenig und verklingt so rasch, weil es nur einen kleinen Schritt nach vorwärts bedeutet. Eine halbe Stunde Bahnfahrt ins Land hinaus, und das Heute ist alles, weil es der fruchtbaren Erde nahe ist und sein unverrückbar vorgezeichnetes Tagewerk hat. Wenn der Extraausgabenbub durch das abendliche Klosterneuburg stürmt, hallen seine Siegesrufe fremd und kalt wie aus einer anderen Welt durch die menschenleeren Gassen und dringen nicht in den tiefen Schlaf der Häuser. Ueber dem nächtlichen Kahlengebirge aber liegt breit und hoch ein heller Schein. Es ist Wien, die Hauptstadt.

P.

Am Rande der Stadt.

K Wien, Anfang März.

Erst wenn er hier draußen wohnt, kommt dem Eingewanderten die wahre Liebe zu dieser Stadt. In den inneren Bezirken mit den endlosen Miethäusern, deren Mangel an Licht und Bequemlichkeit die erstaunliche Bescheidenheit ihrer Bewohner verrät, kann es wohl länger dauern, bis man recht heimisch wird; hier draußen aber, am Rande der Stadt, gibt es noch Raum und Luft; man trifft eher auf eine gewisse einfache Behaglichkeit, und vor allem: hier ist man mitten in einer Natur, die für das Fehlen manchen Komforts reichlich entschädigt. Wenn ich mich morgens zum Frühstück setze, so liegt hinter den Gassen und Weinbergen von Grinzing in weitem Bogen der Wiener Wald vor meinen Augen. Zwischen zwei Pappeln, genau in der Verlängerung der Luftlinie, schimmert die immergrüne Patina der Burg auf dem Leopoldsberg; gleich daneben der Kahlenberg mit seiner modernen Siedlung, und weiter links die vornehme Weiße des Kobenzl-Schlosses, das jetzt verwundeten Offizieren eine verschwiegene Erholungsstätte bietet. Verläßt man aber seine Behausung, so kann man gehen, in welcher Richtung immer, irgendwo stößt man stets auf etwas unerwartet Schönes.

Wie ein trennender Graben liegt zwischen der Stadt und uns eine breite Senkung, weiter abseits nur spärlich bebaut mit ein paar alten Flecken, die einmal ganz unabhängig von der Stadt waren, aber dann alle in den großen Topf des „neunzehnten Bezirks" geworfen wurden. Sie haben viele Gärten, kleinlaute Kirchlein und die letzten Fingerspitzen des Wiener Waldes gehen bis dicht an sie heran. Eben wandert man noch absichtslos durch solch ein Stück Wald, da öffnet sich das Tal, und in wenigen Minuten ist man unten an einem kleinen Platz, den drei Bauten einschließen: eine winzige Kapelle, deren Glöcklein ein Kind von ebener Erde aus zur Mittagsstunde läutet, ein stattliches Landhaus, dessen Tor dem Vorübergehenden in Versen mitteilt, daß von dieser Stelle aus Sultan Soliman die Stadt Wien zu erobern gedacht habe, und ein verschollenes Häusel, in dem Johann Strauß als Knabe seinen ersten Walzer ersann.

Kehrt man von solchem Gang nach Hause zurück, so fühlt man sich da wie in einem kleinen Landstädtchen mit modernen Errungenschaften. Der Krieg hat auch hier seine unsichtbaren Lücken gerissen und seine sinnfälligen Spuren eingegraben allenthalben Verwundete und, viel zahlreicher noch, Rekonvaleszenten, deren Flut sich unerklärlich immer neu gebiert, und vor uns dehnt sich, bis hin nach Grinzing, eine große Barackenstadt aus, die das Leben der ganzen Umgebung beeinflußt. Kriegswirtschaft auch hier; alles geht seinen alten Gang, aber mit leisen Aenderungen. Ein paar Häuser von uns entfernt ein für unsere Ernährung unentbehrliches Unternehmen, das wir ob seiner außerordentlichen Vielseitigkeit das „Warenhaus" nennen. Den Kern bildet ein „Gemischtwaren-Verschleiß", hinter dem sich in einer dunklen Ecke ein Stand mit allerlei Küchen- und sonstigem Gerät versteckt; daneben ein „Gefrorenes-Salon" mit Konditorei und auf dem Vorplatz in wärmeren Jahreszeiten unter einem großen Schirm ein „Naschmarkt". Unleugbar ist das Prinzip der Arbeitsteilung in diesem Betriebe wenig entwickelt, umso mehr ein anderes, ebenso modernes Prinzip, nämlich das der ökonomischen Ausnutzung der Arbeitskraft; und wer die schwer bewegliche, nach unten sich unheimlich verbreiternde Besitzerin an ihrer Kasse sieht, wie sie, vor sich zwei große Holzschalen mit Kupfer- und Nickelmünzen, alle Abteilungen ihres Geschäftes mütterlich wohlwollend, aber auch mit scharfem Auge verfolgt, der ist überzeugt, daß die nächste Kriegsanleihe sie nicht mittellos finden wird.

Gerade gegenüber, an der Kreuzung dreier Straßen, liegt ein Warte- und Ablösungsraum für die Schaffner und Schaffnerinnen der Straßenbahn, die das Warenhaus sehr schätzen und von ihm den Belag für Frühstücks- und Vesperbrot beziehen. Die neue Institution der Straßenbahnschaffnerin hat sich erstaunlich schnell dem Weltbilde eingefügt; meist sind es jüngere Frauen, die die Stelle des eingerückten Mannes vertreten und so indirekt selbst Kriegsdienst leisten. Liegt es hieran, daß der Verkehr zwischen Schaffnern und Schaffnerinnen durchaus kameradschaftlich zu sein und nichts von dem Konkurrenzneide der Geschlechter zu wissen scheint?

In nächster Nähe, neben der Allerweltserscheinung, dem Kino, dem das bunte Tuch der Umgebung eine glänzende Konjunktur beschert hat, sind auch die beiden bodenständigen Spezialitäten des Wiener Straßenbildes vertreten: das Café und die Tabaktrafik. In den Wiener Cafés gibt es jetzt nachmittags zur „Jause" keine Milch mehr, und die Gäste, denen der schwarze Kaffee zu stark und der Tee zu fade ist, müssen sich mit den gewalttätigsten Ersatzmischungen abquälen, aber das Café hat auch diese schwerste Probe glänzend bestanden; es ist gefüllt wie nie; denn seine eigentliche Bestimmung als Treffpunkt, Lese- und Spielraum liegt jenseits aller Getränkefragen. Auch an der Trafik ist der Krieg nicht spurlos vorübergegangen. Bis vor kurzem zwar hatten alle Erschütterungen diesen zahllosen, über die ganze Stadt verstreuten Zwergbetrieben nichts anzuhaben vermocht. Zigarren und Zigaretten wurden nicht weniger konsumiert als im Frieden und der Zeitungsverkauf, das zweite Monopol der Trafik, ging glänzender als je. So blieb dafür gesorgt, daß der Trafikantin der Tag nicht lang wurde; in ihrem engen Reich ließ sie nach wie vor die unendliche Kette von Kunden passieren, ständigen und unständigen, männlichen und weiblichen, aus dem Vorder- und Hinterhause, und sprach sich mit ihnen über alles aus, was ihr Herz bewegte. Hier draußen war unserer Trafik außerdem durch die unmittelbare Nähe des Barackenlagers eine neue Mission erwachsen. Nicht nur der Umsatz am Althergebrachten ging stark in die Höhe, sondern es ergab sich auch ein ganz ungewohnter Bedarf an polnischen, tschechischen, magyarischen und kroatischen Zeitungen, der bald nach Kräften befriedigt wurde. Der kleine Winkel erhielt so einen vielsprachigen Anstrich, wie die Portierloge eines großen Hotels.

Dieses allen Stürmen trotzende Gewerbe ist nun jüngst doch von einer Krise heimgesucht worden: die Zigaretten wurden knapp. Die hohe Monopolverwaltung hat zwar auf lange Zeit noch Tabak genug, aber da der Verbrauch der Armee ungeheuer und die Zufuhr immerhin erschwert ist, so will sie die Zivilbevölkerung zu größerer Sparsamkeit dadurch zwingen, daß sie an der empfindlichsten Stelle, bei der Zigarette, mit der Lieferung zurückhält. Die Trafikantin trifft das schwer, schwerer aber noch den Konsumenten; denn der Wiener beiderlei Geschlechts ohne Zigarette ist wie der Münchner ohne Bier.

Trotzdem, ist hier nicht alles im Grunde im tiefsten Frieden? Des Abends, wenn man durch die Straßen schlendert, tauchen aus allen Dunkelheiten die Soldaten mit ihren Mädchen auf; man hört Geflüster und langsame Tritte. Alles das ganz wie im Frieden. Aber wie wir weiter gehen, sehen wir plötzlich an einer verlassenen Ecke gespenstisch zwei bewaffnete Schutzleute auf dunklen Rossen, fest gewurzelt und bewegungslos, wie im „Don Juan" der steinerne Gast auf dem Friedhof. Schon einmal haben wir dies Bild gesehen, und wir wissen heute so wenig wie damals, was es zu bedeuten hat. Worauf warten die beiden, und welches Geschehnis wird imstande sein, sie aus ihrer Starre ins Leben zu rufen? Wir finden keine Antwort, und eben deshalb bleibt uns das Bild eine Weile im Sinn. Es wirkt in uns nach wie ein symbolischer Protest, eine Spiegelung des tiefen Widerspruchs, mit dem all diese geflissentliche Normalität des Lebens im Hinterlande zu kämpfen hat. Ist nicht in dieser Alltäglichkeit unserer Lebensführung ein falscher Ton, und steht nicht hinter all dem schönen Friedensschein lauernd solch eine stumme Drohung, zum Zeichen, daß wir nicht sorglos schlafen dürfen?

Frankfurter Zeitung
21. März 1916
88
20

Arbeiterzeitung 24./III. 1916 39 1

Der gelbe Gast.

Es ist notwendig, durch Herabsetzung der Sterblichkeit die durch den Krieg verursachten Bevölkerungsverluste herabzusetzen. In der Gesamtsterblichkeit bilden die Volksseuchen, vor allem die Tuberkulose, den wichtigsten vermeidbaren Posten.

Der Wiener Oberstadtphysikus Dr. August Böhm am 13. März 1916 auf dem „Tag für Volkswohlfahrt".

Vier Tage, nachdem diese klaren und verständigen Worte im Handelskammersaal zu Wien gesprochen wurden, hielt in einem anderen Wiener Saale eine Wiener Mutter ihren mittleren Sprößling dem Arzt hin. Er besah den gelben Wurm, klopfte ihn ab und horchte ihn ab, befühlte sein zartes Körperchen, dieses von faltiger Haut überzogene Knochengerüst, und runzelte dann so seine Stirn wie der kleine gelbe Gast. Dann setzte er sich hin und schrieb:

K. k. Univ.-Kinderklinik in Wien. Wien, am 17. März 1916.

W. Karl, 2½ Jahre alt, XVII. Gilmgasse ... wohnhaft, leidet an Tuberkulose, Unterernährung und wird für einen Aufenthalt in einem Erholungsheim bestens empfohlen.

Dr. X.

„So, mit diesem Zeugnis gehen Sie zur Heilanstalt Alland oder zur Gemeinde Wien, dann wird Ihnen schon geholfen werden. Aber wirklich gehen, das Kind bedarf dringend der Pflege und Erholung! Sonst ..."

Die Mutter versteht.

„Die nächste," sagt der Arzt und wendet sich damit schon dem nächsten „Falle" zu.

*

Büro der Heilanstalt Alland. „Was wünschen Sie, Frau?"

„Ich bitte, ich möchte mein Kind unterbringen." Dabei schiebt die noch junge Frau dem freundlichen Frager das Zeugnis der Kinderklinik hin.

Ein Blick darauf. Die Frau zieht ihr Umhängtuch besser über die Schulter. Es drohte, ihr herabzugleiten, da sie das Zeugnis aus dem Kleidsack nestelte.

„Unmöglich, Frau!"

„Unmöglich?" Die dunklen Augen der Frau umfloren sich.

„So kleine Kinder können wir nicht nehmen. Die Anstalt ist nicht darauf eingerichtet. Wir haben keine Kleinkindersäle."

„Aber was soll ich denn machen? Jetzt versäum' ich schon den zweiten Tag, da müssen wir ja alle verhungern, und ich habe das Kind doch allein zu Hauf'. Keine Pflege. Die Vierjährige ist bei ihm."

„Es tut uns wirklich leid, aber wir können Ihnen beim besten Willen nicht helfen. Wohin sind Sie denn zuständig?"

Ein Hoffnungsschimmer huscht über die tiefliegenden Augen der Frau. Die vorstehenden Backenknochen über den fleischlosen, leichtgeröteten Wangen lassen sie noch tiefliegender erscheinen.

„Nach Wien, Herr Doktor ..."

„Dann ist die Sache doch nicht so schlimm — gehen Sie gleich ins Rathaus, Abteilung 12. Dort wird man sich des Kindes annehmen."

*

Rathaus, Abteilung 12, Kinderfürsorge. Magistratsrat Dr. Weiser ist ein gütiger Mann, beseelt von dem Willen, zu helfen. Aber der Hilfsmöglichkeiten gibt es so wenige. Für solche Kinder gibt es eigentlich keine Hilfe, das ist der erste Gedanke, der ihm durch den Kopf schießt. Das acht Wochen alte jüngste Kind der Frau hat der Magistrat gleich in Pflege genommen, als die Mutter nach dem Tode ihres an Tuberkulose verstorbenen Mannes in der Abteilung für Kinderfürsorge ihr Elend darlegte. Seitdem ihr Mann krank war, geht sie selbst in Arbeit. Vom Ende Hernals hinüber nach Rudolfsheim. Im grauenden Morgen führt sie täglich ihr Weg über die Schmelz in die Nobilegasse, wo sie in einer Schlosserei, die Militärbetten macht, gegen zwölf Kronen Wochenlohn ihre Arbeitskraft verkauft, um sich und die drei wenigstens mit Kartoffeln und etwas Pferdewurst (wenn welche zu haben ist) sättigen zu können! Kriegsarbeit! So ein acht Wochen altes Kind ist leicht unterzubringen. Es bleibt eine Zeit im städtischen Säuglingsheim in der Siebenbrunnengasse (das besser auch irgendwo draußen wäre, nicht in dem einstigen Kloster, wo bei aller Liebe zur Sache die gesundheitlichen Grundbedingungen nicht zu schaffen sind) und hat es diese erste Aufpäppelung glücklich hinter sich, dann kommt es zu einer Kostmutter. Aber so ein zweieinhalbjähriges tuberkulöses Kind, welche Kostmutter nimmt das? ... Keine ... Der Magistratsrat weiß das und „Anstalten für solche Kinder haben wir auch keine — höchstens ein Siechenhaus. Welch schreckliches Los! Ein schwerkrankes Kind mitten unter Siechen aller Altersstufen. Das ist gerade nur ein Sterbeplätzchen." So geht es durch den Kopf des wissenden Mannes und er will dem Kinde die Mutterliebe retten. Vielleicht kann diese das Wunder vollbringen. Er redet der Frau also zu, den Wurm doch selbst zu behalten.

Aus allem Reden aber hört die Frau nur eines heraus: die Ablehnung. „Der Magistrat nimmt nicht zwei Kinder einer Mutter." Das ist die Meinung, die sie hat, als sie den prächtigen Bau mit einem tiefen Seufzer wieder verläßt.

*

Polizeiamt Hernals. Einen letzten Versuch macht die Frau noch. Vielleicht weiß die Polizei Rat ... „Ja, wenn das Kind nicht nach Wien zuständig wär', dann ließe sich etwas mit dem Zentralkinderheim machen, aber nach Wien Zuständige nehmen die nicht. Sie müssen sich an den Magistrat wenden."

*

„Das goldene Wiener Herz." Sie hat einmal diese Redensart gehört und schreibt nun „ehrfurchtsvoll" an die Arbeiter-Zeitung ... „vielleicht findet sich ein goldenes Wiener Herz, welches mir aus der Not hilft". Solche Aufrufe zu veröffentlichen ist nicht unsere Art. Aber vielleicht ist der Frau zu helfen. Wir laden sie also ein, zu uns zu kommen. Da sitzt sie nun mit dem gelben Runzelgesichtchen im Schoß vor uns und erzählt uns die Leidensgeschichte. Sieben Monate war der Mann krank, ehe er starb. Lungen- und Darmtuberkulose. Und hier der kleine Karl, der Hüter der einzigen Erbschaft des Vaters, der Tuberkulose. Bis zum 17. März hatte die Frau beide Kinder, die ihr geblieben waren, gegen sechs Kronen Wochengeld in Tagspflege. Sechs Kronen blieben ihr vom Lohne zum Leben und Miete zahlen. Eine Kammer. Und Woche um Woche neue Schulden trotz täglicher Arbeit von 7 bis 12 Uhr und von 1 bis 6 Uhr ... „So viel Schulden hab' ich schon, daß ich mich nicht mehr auskenne."

„Wie viel denn?"

„Zur Leich' hab' ich mir Geld ausborgen müssen ... Da ein' Guld'n, dort zwei, bei alle Nachbarinnen, und fünf Guld'n bin i der Greislerin schuldig und der Milchfrau und Zins ... I waß schon nimmer, wo mir der Kopf steht. Fünfundzwanzig bis dreißig Gulden sind's vielleicht. Und alles versetzt."

Dabei kramt sie aus ihrem Kleidersack einen Pack Versatzzetteln. Darlehensbetrag: Vier Kronen, acht Kronen, sechs Kronen, acht Kronen, drei Kronen ... Alles in allem wieder neunundzwanzig Kronen. Sechzig Kronen und neunundzwanzig Kronen. Wirklich eine verzweiflungsvoll große Summe für eine Frau, die mit zwölf Kronen Wochenlohn sich, ein gesundes und ein krankes Kind erhalten soll.

Ohne einen Laut von sich zu geben, ohne sein Aeffchengesicht zu verändern, sitzt der gelbe Gast im Schoße der Mutter. Nicht durch eine Bewegung verrät er Leben und sein Blick ist

Arbeiterzeitung 24./III. 1916

II

40

der gelbe Gast.

ausdruckslos und so, als empfinge das Auge gar keine Eindrücke.

Der Mutter ist das Weinen näher.

„Jeder Tag länger ist ein neuer Verlust für mich. Wenn ich herumlaufen muß, kann ich nicht arbeiten und wir haben nichts zu essen."

Erst als der Fernsprecher klingelt, beruhigt sich die Mutter etwas. Magistratsrat Weiser schildert seinen Zwiespalt. „Kostmutter nimmt ihn keine." Das weiß die Frau. Die Kostmutter hatte ihr den Karl auch mit der Begründung zurückgegeben, daß sie selbst kränklich sei und für ihre Kinder fürchte.

„Es bleibt nur das Siechenhaus. Bitte, schicken Sie die Frau zur Armenvorstehung von Hernals. Diese wird das Kind übernehmen."

„Kann sich die Frau auf Sie berufen, Herr Magistratsrat?"

„Ja, wenn es unumgänglich ist, daß sie das Kind weggibt."

„Sie muß das Kind sich selbst überlassen. Wenn sie früh in die Arbeit geht, gibt sie dem Kinde zum Bette etwas Milch und Wurst und Brot und abends erst kommt sie heim."

„Von der Partei, bei der ich die Kammer hab', kann ich nicht verlangen, daß sie mir auf das Kind acht geben. Da ist wohl ein Mädel, das manchmal hineinschaut, aber begehren kann ich es nicht ..." So redet die Mutter dazwischen.

Ein Brief an die Armenvorstehung und die Frau geht mit dem Unglückskind.

•

Zwei Tage später. Die Post bringt einen Brief: „... und spreche meinen innigsten Dank aus, daß Sie mir dazu verholfen haben, daß ich mein krankes Kind untergebracht habe. Das Kind befindet sich einstweilen in der Siebenbrunnengasse, dann kommt es wahrscheinlich nach Salzburg. Hätte ich nicht diesen Brief gehabt, den Sie mir geschrieben haben, so hätten sie mich heute in der Siebenbrunnengasse abgewiesen ..."

Dann noch eine Nachschrift: Die Bitte, der Frau selber zu helfen: „Ich habe so viel Arbeit versäumt und bin nicht in der Lage, diesmal was auszuborgen, daß ich leben kann. Ich gehe morgen in die Arbeit ohne Kreuzer Geld. Ich habe gerade nachgedacht, was ich wieder verkaufen könnte, um den Zins zu bezahlen."

•

Keine Bettelei, wirklich ein Notschrei. Wir werden trachten, auch der Frau selbst zu helfen. Wenn wir auch die Nachschrift der Oeffentlichkeit wiedergeben, so nur, um das Bild solchen Lebens aufzurollen in seiner ganzen unerbittlichen Wahrheit, die in so seltsamem Widerspruch steht zu den Zeilen, die wir dieser leider alltäglichen Geschichte vorangestellt haben. Es ist notwendig, der Tuberkulose Opfer zu entreißen, aber wie schwer machen es unsere öffentlichen Einrichtungen, ihr auch nur ein Opfer abzuringen. Wieviel Mühe, Geld- und Zeitverlust, wieviel Hunger mußte doch diese Mutter mit in Kauf nehmen, wieviel Tatkraft mußte ihr geschwächter Leib selbst aufbringen, um durchzusetzen, daß das Kind — vielleicht gerettet wird. Es wird für das Kind das beste geschehen, was möglich ist; es kommt in eine Kinderkolonie des Deutschen Schulvereines in Salzburg. Ein glücklicher Ausweg, den der Wiener Magistrat gefunden hat, da er über Plätze in Erholungsheimen für tuberkulöse kleine Kinder darum nicht verfügt, weil es solche Erholungsheime einfach nicht gibt.

So lehrt uns dieser „Fall" auch, wieviel wir zu tun haben, um vorerst die Grundlage für das zu schaffen, was die Wissenschaft und Menschlichkeit auf der einen Seite, der Selsterhaltungstrieb des Staates auf der anderen Seite als notwendig erkennen und offen aussprechen. Bis dahin aber haben wir mit Bevölkerungsverlusten weiter zu rechnen, die vermeidbar sind. Es gehört dazu nur ein gut verwaltete Staat.

Max Winter.

Fremdenblatt
25./III. 1916

* (**Kriegsfrühling im Wurstelprater.**) Der Wurstelprater ist das Reservoir der Volksbelustigung. Jetzt ist gerade wieder die Zeit, in welcher diese heitere gemischte Abteilung des Praters an Sonn- und Feiertagen ihre massenhafte Kundschaft empfängt. Die Ausrufer stehen wieder auf ihren Posten im lungenkräftigen Konkurrenzkampf, die Buden annoncieren marktschreierisch ihre Sehenswürdigkeiten, phantastische, durch mystische Darstellungen das Eintrittsgeld akquirierende Figuren reizen, plakathaft groß hingemalt, die Neugierde. Das Gruselige, Schreckensreiche, durch Grauen Faszinierende ist noch immer die Hauptattraktion des Wurstelpraters. Das Panoptikum mit seiner Schreckensgalerie, die Grottenbahn mit dem glühenden wildfunkelnden Drachen, die Dame ohne Unterleib ... Man geht durch die Budenstraßen und wundert sich, wie wenig sich das alles verändert hat. Ewig dreht sich das Karussel und immer ist hier Sonntag. An Calafatti, unserem alten Freund, ist der Krieg vorübergegangen. In behaglicher Ruhe sieht er auf die rokkerende, musizierende, sich amüsierende Welt. Die Karusselpferde haben sich noch nicht müde gelaufen und noch immer ist es ein herrliches Vergnügen, auf ihren Rücken herumzuschaukeln. Da ist noch der Fünfkreuzertanz und die Gasthausgärten „mit den ersten Kunstkräften". Noch immer stehen die Leute, die das Sechserl nicht aufbringen können, vor dem Bretterzaun und sehen zum Podium hin, wo sich die alten Scherze produzieren. Und beinahe merkt man nur an dem erhöhten Aufgebot von Militär, daß Krieg ist. Der Soldat war immer des Wurstelpraters liebstes Kind. Und ist es jetzt noch mehr als je. Fast jede Schaubude hat günstige Spezialtarife für „Militärpersonen". Die Kriegslieferanten sind die Schießstätten. Sie haben eine Hochkonjunktur, und viele Budenbesitzer haben diese aktuelle Kriegsbeziehung ausgenützt und Schießgelegenheiten aufgestellt Kinder und alte Leute, Zivilisten und Soldaten geben für 20 Heller ihre fünf Schüsse ab. Die Schießstätten sind reformiert worden, bringen neue Tricks und mannigfaltige Abwechslungen. Das fixierte Ziel ist ja längst nicht mehr beliebt, und es scheint, daß selbst die tanzenden Eierschalen recht veraltet sind. Man arbeitet jetzt im Wurstelprater mit lebenden Zielen und komischen Figuren. Da sind karikaturistische Gestalten mit hohen Zylinderhüten, die langsam in einer Versenkung verschwinden und allmählich wieder emportauchen. Die Leute unterhalten sich über diese steif-grotesken Modelle und haben ihre Freude daran, Bälle nach den Zylindern zu werfen und sie herabzuschleudern. Es ist die Freude, das Stolz-Würdevolle lächerlich zu machen. Oder: da sind Babies, die den Mund öffnen und zuklappen. Und die Leute bemühen sich, mit ihrem Ball gerade den richtigen Augenblick zu erwischen. Das sind jetzt im Wurstelprater die beliebtesten Spiele. Das Nützliche mit dem Angenehmen ... Ein weiteres Kriegsobjekt, das Aeroplan-Karussel, die Zeppeline, die mit Musikbegleitung durch die Luft sausen, Kriegsobjekte, vor allem Wirtshausbuden in der Nachbarschaft, in denen Soldaten einquartiert sind. Aber hier haben wir vom eigentlichen Wurstelprater schon Abschied genommen, die patriotische Werkeleinlage „Die Wacht am Rhein", welche die Wagen der Grottenbahn in die Finsternis begleitet, singt nur noch ganz leise und undeutlich, die Frühlingslieder der Natur klingen auf, die Praterauen liegen im Sonnenschein, und diese keimende Einsamkeit ist die beste Sehenswürdigkeit des Praters, die kein Ausrufer zu erklären braucht ...

Fremdenblatt 25. III. 1916

42

* (**Die Praterstraße.**) In dieser Woche ist beantragt worden: Die fröhlichste Wiener Straße, die Praterstraße, soll einen würdevollen feldgrauen Namen erhalten, den Namen Conrad von Hötzendorfs. Eines ist sicher: Ihre jetzige Bezeichnung ist treffender, gleichsam organischer. Denn die Praterstraße gehört schon zum Prater, hier weht sein musikberauschter, lebensfreudiger Atem in den Kaffeehäusern, ist das Pratergetriebe mit Quartetten und Volkssängern, mit Salonkapellen und dem Publikum, das sich amüsieren will. Hier ist auch jetzt noch das stärkste Wiener Nachtleben. Würstelmänner und Obstfrauen betreiben bis zum Morgengrauen ihren Handel, und Sonntags ist die Praterstraße das Lager des Volksfesttreibens und der Kirtagsbuntheit. Sie ist die Straße, in der sich die Altwiener Fröhlichkeit am besten konserviert hat: Ihre geradlinige behagliche Breite ist altväterlich. Sie hat etwas Großstadtfremdes trotz ihres Lebens, hat etwas von einer rustikalen Landstraße, durch welche die Menge zu einem Feiertagsfest zieht, geschmückt, aufgeputzt und heiter. Sie ist die Verkehrsstraße zu den Ringelspielen und Luxbuden. Freilich auch zur Hauptallee: Die Straße der kotbespritzten Rennfiaker, der feschen aristokratischen Gigs und der eleganten, unnumerierten, livrierten Wagen, und der blumengeschmückten Korsopferde. Sie ist die Straße der Feste. Die Leute, die hier stehen, können sich an der Praterpracht ergötzen, ohne Eintrittsgeld zu zahlen. Aus dem Spaziergang durch die Praterstraße blühen die Bilder der alten Jägerzeile, man begegnet lokalhistorischen Erinnerungen und längstvergangenen Biedermeiermenschen. Welch ein Reichtum an Lustbarkeitsfreude und Wiener Fröhlichkeitsdrang spazierte hier vorüber, welche kultivierte Fiakereleganz kutschierte einher. Wie alt ist ihre Vergnügungstradition! In der Wiener Lokalgeschichte könnte sie „Die Musik- und Kaffeehausreihe" heißen. Sie ist die wienerischeste Straße, ein Spalier der Cafés, keine Jägerzeile mehr, sondern eine Zeile der Nachtlokale. Mit ernsten literarischen Reminiszenzen: In einem dieser Kaffeehäuser, wo jetzt Rennleute die Ereignisse der Freudenau besprechen, Engagements mit Artisten abgeschlossen werden oder Zigeuner spielen, saß Hebbel verbittert und notleidend und schrieb. Im März 1848. Mitten im Sturm der Revolution... Jetzt hat sie das Lachen freilich ein wenig verlernt: Man hat das Nachtvergnügen der drahlustigen Lokale enge verkürzt, die Balkons der alten Häuser, früher Aussichtstribünen auf festliche Umzüge, sehen auf feldgraue Marschtruppen herab, die zur Nordbahn ziehen, auf schwer beladene Trainwagen und Verwundetentransporte. Die Straße der Wiener Vergnügungen hat den Verkehr einer Heeresstraße. Ist gewissermaßen Kriegsgebiet. Mit dem Tegetthoff-Denkmal als Heldensymbol. Oder, wenn man aktueller sein will, von Hötzendorfs Kraft aus ihrem alten fröhlichen Schlendrian geschüttelt. Aber später einmal soll sie ja doch wieder die alte Praterstraße werden, mit dem Namen der Musik, der Ringelspiele und Fiaker...

Die Zeit 25./III. 1916

43

Kriegstage am Kalvarienberg.

In der Erinnerung an meine Bubenjahre lebt das Bild des Hernalser Kalvarienberges als eine schier endlose Aneinanderreihung kleiner Berge von Datteln, Feigen und Orangen. Und in meinen Ohren klingen heute noch die sich überbietenden Rufe der Standlweiber: „Schöne Dotln und Feig'n hob i do, bluatrote Pumerantschn! Kuman S' her, gnä Frau, kaufen S' dem Klan was!" Immer schon war der Kalvarienberg ein kleiner Kinderjahrmarkt, auf dem es alles gab, was so ein Buben- oder Mädelherz ersehnte. Aber die Pyramiden der Datteln, die Haufen Feigen und die Körbe voll Orangen prägten doch dem Bilde den charakteristischen Stempel auf. Auch das hat der Krieg geändert. Man streicht zwischen den Standeln herum und sucht die glänzendbraunen, appetitlichen Datteln, aber man findet nur armselige Kistenware, und auch diese keineswegs reichlich. Mit den Feigen steht es wohl etwas besser, doch die Orangen sind zu schier unbezahlbaren Raritäten geworden; eine schöne Frucht ist unter dreißig Hellern nicht zu haben. Aber es gibt noch immer genug, was ein kleines Leckermaul erfreut. Rosinen und Bockshörndeln, Malagatrauben und Lebkuchen, Zuckerln und Honig, Gigerlfutter und Studentenfutter, gebrannte Mandeln und türkische Zuckerwaren, deren Namen man sich nicht merken kann, bemühen sich, Ersatz für die altgewohnten Südfrüchte zu schaffen. Neben ihnen haben sich die Spielwarenstandeln den Großteil der Straße erkämpft. Hellebarden sind da und Fahnen in patriotischen Farben und mit Kaiserbildern, Zeppeline mit der Aufschrift „Hoch Oesterreich!", „Hoch Deutschland!", Gewehre und Säbel, Kanonen, Pistolen, Trommeln und Trompeten, deutsche Helme und indianische Kopfzier in bunten Federn, Luftballons, Windrodeln, Kriegshäferln und geweihte Kerzen, Korallenschnüre und Perlenketten, Ansichtskarten, künstliche Blumen, Heiligenbilder und Baumkraxler. Diese Baumkraxler sind das Konservativste, was man sich denken kann. Noch immer klettern sie mit Hilfe eines weißen Wollfadens an einem roten Holzstaberl hinan; noch immer haben sie die Mütze mit der kühnen Feder und den roten, gelben oder blauen Rock; noch immer eine weiße, das Stangerl umfassende Papierspange statt der Arme und Hände, genau so wie vor dreißig oder vierzig Jahren. Auch das Standel „Jux über Jux" ist uns erhalten geblieben, wo man für vier Heller etwas Wunderbares gewinnen kann, und der Mann mit dem grünen Papagei, der mit prophetischem Schnabel um den gleichen Preis uns jenes Billett zieht, das untrüglich die Zukunft kündet. Aber etwas fehlt! Was stand doch nur hier? Ah, das Standel mit den riesigen duftenden Kipfeln, aus denen die Weinberln wie schwarze Augen glotzten. Auch ein Kriegsopfer. Dafür aber gibt es eine Hindenburg-Siegeswurst, drei Deka um zwölf Heller. Sie sieht aus wie eine delikate Preßwurst, aber sie ist leider nur aus farbigem Zucker. So verlebt der Hernalser Kalvarienberg sein zweites Kriegsjahr. Aeußerlich kaum verändert, aber doch viel stiller und ohne das anpreisende Geschrei der verkaufenden Weiber. Man kann ja gewiß ohne Datteln leben. Aber wenn sie einmal wieder auf dem Kalvarienberg zu üppigen Bergen angehäuft sein werden, wird man sich darüber ehrlich freuen. Denn dann wird wieder Friede sein.

Westungarischer Grenzbote
25. III. 1916

Wiener Brief.

—, 21. März 1916.

Nach wie vor steht alles, was in Wien geschieht, in mittelbarer oder unmittelbarer Beziehung zum Kriege. Man denkt nichts und tut nichts, was nicht mit dem großen Weltgeschehen zusammenhinge. Das ist zwar selbstverständlich, aber es bleibt doch bemerkenswert, daß eine solche Konzentrierung aller Kräfte auf einen Punkt durch nahezu zwei Jahre möglich geworden. Die allgemeine Wehrpflicht, die dieser Krieg in ihrer ganzen Ausdehnung zur Geltung gebracht hat, greift eben so tief, daß niemand von ihr ganz unberührt bleibt. Und wie gut war es, daß sie schon eine fünfzigjährige Entwicklung hinter sich hatte, ehe es zu diesem entscheidenden Völkerkriege kam. Wären wir so unorganisiert gewesen wie das sonst so mächtige England, wir würden längst unterlegen sein . . . Immer wieder ziehen neue Marschkompagnien aus von Wien und wenn sie auch nicht mehr so jugendlich stramm und unternehmend dreinblicken wie die ersten Truppen, die wir im Sommer 1914 ins Feld sandten, so offenbaren sie doch eine noch lange nicht ausgeschöpfte Volkskraft. Auch sind sie trefflich ausgerüstet und bieten einen durchaus vertrauenerweckenden Anblick dar.

Immer weitere Kreise zieht in Wien die Kriegsfürsorge auf allen nur erdenklichen Gebieten und der Zufluß des nötigen Geldes nimmt eher zu als ab. Das Gefühl der sozialen Verpflichtung, das im alten Staat des Vormärz noch nirgends fühlbar war, es ist heutzutage das lebendigste öffentliche Element. Die Stumpfen und Harten starben natürlich nicht aus, aber sie führen ein verächtliches Philisterdasein und kein Bettler beneidet sie um ihren ranzigen Speck. Wer in solchen Zeiten nur an sich und sein eigenes Wohlergehen denken kann, der zählt eben nicht mit in der Gemeinde.

All die verschiedenen Fürsorgewerke, die hier beständig weiter ausgebaut werden, zu nennen, wäre ganz undenkbar, denn sie sind Legion. Mit besonderem Elan hat das offizielle Wien sich jetzt auf seine Patenschaft für die Stadt Ortelsburg in Ostpreußen geworfen. Sie wurde von den Russen zerstört und soll von Wien wieder aufgebaut werden, so wie Görz von Berlin aufgebaut werden wird. Unter dem Vorsitz des Bürgermeisters Dr. Weiskirchner hat sich ein besonderer Verein für diese Aufgabe gebildet und man legte ihm gleich am ersten Tage 100.000 Kronen in die Kasse. Das weitere wird sich finden. Und man gab diesem Verein auch gleich künstlerische Beiräte, damit die neu zu schaffende Stadt in Ostpreußen doch auch etwas von der Wiener Bauart mitbekäme und ihren Ursprung nicht ganz verleugne. Das ist ein ganz hübscher Gedanke, wenn er diskret ausgeführt wird und das in Ostpreußen Ortsübliche nicht zu sehr vergewaltigt.

Von ganz besonderem Interesse war für Wien die Ernennung des Grafen Leopold v. Berchtold zum Obersthofmeister des Thronfolgers. Bis jetzt hatte der Erzherzog Karl Franz Josef nur einen Kammervorsteher. Und dieser gehörte zum tschechischen Hochadel. Das war in diesen Zeiten nicht geeignet, die Wiener mit besonderem Vertrauen für die Zukunft zu erfüllen, obwohl es sie eigentlich gar nichts angeht. Aber das Volk kümmert sich oft gerade um die Dinge am meisten, die es scheinbar nichts angehen. Und das sind dann Herzensangelegenheiten. Es ist dem Volke durchaus nicht gleichgültig, wer der Berater eines Thronfolgers, eines künftigen Kaisers und Königs ist. Und man war bis jetzt völlig im unklaren darüber, wer wohl das Vertrauen des Erzherzogs Karl Franz Josef zunächst besitzen werde. Jetzt weiß man es und ist damit recht zufrieden. Graf Berchtold hat als Minister des Aeußern manchen Gegner gehabt, aber keinen Feind. Seine Wirksamkeit verlief korrekt, sie hat sich keine Blößen gegeben und gerade die eine Episode, in der Berchtolds Wille besonders hervortrat, die Forderung der Revision des Bukarester Friedensvertrages zu Gunsten Bulgariens, hat im Laufe des Krieges ihre schönste Rechtfertigung erhalten.

Die Ueberlieferung bei Hofe verlangt, daß der Obersthofmeister einen militärischen Rang bekleide. Es läßt auf eine wohlbedachte Vorbereitung der jetzigen Ernennung Berchtolds schließen, daß er nach seinem vorjährigen Rücktritt vom Amte sogleich zum Rittmeister der Reserve ernannt und an die Front geschickt wurde. Kein Zweifel, daß der Plan, dem jungen Thronfolger einen geschulten Diplomaten, einen Minister anstatt eines Militärs an die Seite zu geben, ein älterer ist. Und es wird wohl auch kein Zufall sein, daß die Wahl auf Berchtold fiel, der ein geborener Deutschösterreicher und durch freie Wahl auch ein Bürger Ungarns ist. Einen dualistischeren Mann für den Posten, der da zu besetzen war, hätte man kaum finden können. Man darf einem Obersthofmeister ja keine übertriebene Bedeutung beimessen, ein ehrgeiziger junger Herrscher wird zuletzt immer das tun, was er selber als das Rechte empfindet und verantworten kann, aber in dem ungemein komplizierten Organismus der Monarchie gibt es tausend Dinge, die nur ein in der Praxis geschulter Kopf richtig einschätzen kann und bei dem sich ein Thronfolger oder ein junger Herrscher gerne einen Rat wird holen wollen. Einen unparteiischen, nur von der Sache erfüllten Rat. Denn darauf kommt es an. Und unter diesem Gesichtspunkt darf man zum Grafen Berchtold das beste Vertrauen haben. Er band sich innerpolitisch nie nach irgend einer Seite, seine Klugheit ist bewährt. Auch seine Temperamentlosigkeit, die man oft bedauerte, als er im Amt war und die uns namentlich gegenüber Serbien manchmal auf eine harte Probe stellte, kommt ihm jetzt zustatten für ein so wichtiges Amt. Daß er im entscheidenden Augenblick auch aus sich herausgehen kann, das bewies uns zuletzt doch das Ultimatum an Serbien. Es war prachtvoll als geschichtliche Urkunde und steht wie ein Monument an der Schwelle dieses Völkerkrieges.

Das hat Wien nicht vergessen und es begrüßte die Ernennung des jetzigen Rittmeisters Berchtold, der wohl bald Oberst sein wird, zum Obersthofmeister des Thronfolgers, der sich dessen bewußt ist, daß er vom Staat und seiner Führung noch vieles zu lernen hat. Sein Wissenstrieb führte ihn, so erzählt man sich, früh zum Leiter der auswärtigen Politik und der Graf Berchtold gefiel ihm. Er selbst wählte sich ihn und erbat vom Kaiser und König dessen Ernennung. Diese Wahl erscheint schon deshalb eine glückliche, weil Graf Berchtold zu den wenigen zählte, die auch das Vertrauen des ermordeten Thronfolgers Franz Ferdinand besaßen und um dessen Zukunftspläne wußten. So wird durch Berchtold vielleicht eine Ueberlieferung hergestellt und das geistige Erbe Franz Ferdinands geht uns nicht ganz verloren.

Aus solchen und ähnlichen Erwägungen heraus ist diesmal die Ernennung eines Hoffunktionärs von größerer Bedeutung als dies sonst der Fall zu sein pflegt.

Neues Pester Journal

25. III. 1916

45

Die Ein-Uhr-Sperrstunde.

— Die Folgen der neuen Ordnung. —

Seit neun Tagen hat die Budapester Nacht ein verändertes Gesicht. Die Einuhr-Sperrstunde macht sich gar nicht mehr als Uebelstand bemerkbar, im Gegentheil, selbst die eingefleischtesten Nachtbummler haben sich in die neue Ordnung gefügt und preisen die glückliche Idee, daß sie zum frühen Schlafengehen, zu einer wohlfeilen, soliden Lebensweise genöthigt werden. Die Einuhr-Sperrstunde hat auch schon bisher erzieherisch gewirkt, und die Polizeibehörde ist zu dem Resultate gelangt, daß es auch nach dem Kriege noththäte, das Nachtleben einzuschränken und nur absolut verläßlichen Elementen Lizenzen für Nachtlokale zu ertheilen. Die Kriminalität wird jedenfalls geringer werden, insbesondere in den Kreisen der jungen Lebewelt, von denen gar Viele dem Rausch des Champagners, den verführerischen Lockungen auch auf Kosten ihrer Ehre nicht widerstehen können.

Die Sperrstunde hat sich jedenfalls als eine ersprießliche Wohlthat erwiesen. Aber wie jede Reform Opfer fordert, so auch die Einschränkung des Nachtlebens. Gar manche Existenzen sind, wenn auch nicht ganz ruinirt, so doch zu einer mageren Kost gezwungen worden. Die Separéekellner, recte Vermittler für Liebesabenteuer, von denen Einige in mancher Nacht 2—300 Kronen verdienten, sind heute froh, wenn sie 30—40 Kronen heimbringen. Jedenfalls noch immer eine respektable Summe im Vergleich zur Qualifikation und zur Arbeitsleistung. Die Blumenverkäuferinnen in den Nachtlokalen machen fast gar kein Geschäft. Es war auch die reinste „Wurzerei", daß für Kunstblumen aus Papiermaché — der Import aus Italien und der Riviera stockt vollständig — ein bis zwei Kronen gezahlt werden mußten. Auch der Hausirhandel in der Nacht, welcher eigentlich nichts Anderes war, als eine Gelegenheitsmacherei zur Anknüpfung von Bekanntschaften, hat aufgehört. Die Parket-Tänzer, eine Sorte von Pseudoartisten, die sich aus verbummelten Kellnern, verkrachten Studenten, Piccolos, Raseurgehilfen und Handwerksburschen rekrutirten und deren Gros Zuhälter der gefährlichsten Sorte waren, denen aber die Polizei, da sie mit fixer Gage angestellt waren, nicht zu Leibe rücken konnte, dürften endlich einmal vom schlüpfrigen Boden des Nachtlebens verschwinden.

Diejenigen Elemente, deren Existenz ausschließlich mit dem Nachtleben in Verbindung steht, sinnen und trachten, um aus dem großen Schiffbruch zu retten, was noch zu retten ist. Die Polizei scheint nicht zu wissen, daß das Nachtleben, wenn auch nicht in den öffentlichen Lokalen, so doch in exklusiven Räumen, wenn auch in beschränktem Maße weiter besteht. Die Polizei sollte in gewissen Hotels Razzien veranstalten, und da wird sie die Wahrnehmung machen, daß Professions- und Falschspieler, welche nicht Mitglieder von Spielklubs sind, Hotelzimmer miethen und dort Jeus zu hohen Summen veranstalten. Ueberhaupt hat seit Einführung der Sperrstunde das Hazardspiel an Umfang zugenommen, und die Polizei, deren Macht in Kriegszeiten eine unvergleichlich größere ist, als in der ruhigen Aera, sollte sich dadurch nicht beirren lassen, daß gewisse Klubs unter der Maske, politische oder soziale Tendenzen zu pflegen, nichts Anderes als die Vereinigung von Hazardspielern sind. Wenn sich auch die Kriminalität durch Champagner und Weiber verringern wird, ist auf der anderen Seite zu befürchten, daß das Spiel viel mehr Opfer als bisher fordern wird.

Aber auch das Heiligthum der Privatwohnung hört in dem Falle auf, wenn es mißbraucht wird. Die Polizei soll nur ein wenig Umschau halten in der Wohnung mancher Cocotten, und sie wird sich bald überzeugen, daß in den erwähnten Wohnungen allnächtlich wüstere Orgien als je gefeiert werden. Die Polizei, die es auf die vazirenden Dienstmädchen so scharf abgesehen hat, verfügt doch über Rechts- und Gewaltmittel genug, um auch den verkommenen Weibern in Seidentoiletten, die der Ein-Uhr-Sperrstunde ein Schnippchen schlagen, das Handwerk zu legen. Oder weiß etwa die Sittenpolizei nicht, daß sich in letzterer Zeit sogar in den vornehmeren Hotels hieher zugereiste weibliche Hochstaplerinen eingenistet haben, die sich für internirte russische Fürstinen, für Flüchtlinge aus der Kriegszone ausgeben und deren eigentliches Geschäft aus dem Männerfang bei hohem Tarif besteht.

Und auch in den Lokalen, welche durch die Sperrstunde nicht berührt wurden, in gewissen verrufenen Häusern, bei den konzessionirten Gelegenheitsmacherinen, wird trotz des Trinkverbots mehr Champagner konsumirt als früher in manchen Nachtlokalen. Mit einer dauernden Polizeiinspektion könnte diesem Unfug leicht gesteuert werden.

Wir haben der Polizei diese Winke gegeben, von ihrer Energie hängt es ab, ob die grandiose Reform der Ein-Uhr-Sperrstunde ihren wirklichen Zweck erreichen wird. Ob wohl die Polizei, welche mit Reformen rasch zur Hand ist, nicht selten aber auf halbem Wege stehen bleibt, diesmal sich bewähren wird, wie wir und die Allgemeinheit es wünschen?

Fremdenblatt 25. III. 1916

* (**Köpenicks Fleischtage.**) Einmal ist dieses Städtchen schon berühmt gewesen; in tiefen Friedenszeiten tauchte es plötzlich aus dem Schoße der bedeutungslosen Nichtigkeit und war mit einemmal die Berühmtheit des Tages geworden. Diese verdankte es bekanntlich einem Mann, der bis dahin Schuster gewesen war und der durch einen eigenartig-frechen Streich die Aufmerksamkeit weitester Kreise auf sich und die Stadt gelenkt, die er zum Schauplatz seiner Tat gewählt hatte. Jahre sind seither vergangen; der Ruhm Köpenicks ist allmählich verblaßt und das Gelächter über des Schusters Voigt Verwegenheit ist stiller geworden. Man erinnert sich seiner wohl noch gern, sein Name ist dem der Stadt ewig durch Assoziation verbunden. Und nun macht Köpenick plötzlich wieder von sich reden. Man denkt natürlich sofort wieder an den falschen Hauptmann; ist bereit, ihn in irgend eine Beziehung zu den gegenwärtigen Ereignissen zu bringen. Aber man ist, wie man sofort erfahren wird, auf falsche Fährte geraten. Köpenick macht wieder von sich reden, verzichtet aber diesmal auf seinen Protektor. Es handelt sich vielmehr darum, daß diese in der Nähe Berlins gelegene Stadt plötzlich sehr beliebt geworden ist und daß sie, über Nacht gleichsam, einen unerhörten Andrang von Fremden, meist von Berlinern natürlich, die die elf Kilometer Entfernung gern zurücklegen, zu verzeichnen hat. Am Ende, wird man wohl glauben, hat das Stadtbild eine besonders auffallende künstlerische Bereicherung erfahren, die so eine starke Attraktion für Reisende geworden ist. Aber auch mit dieser Vermutung befindet man sich auf dem Holzwege. Der Strom der Fremden — wie ein auf Forschungsspaziergängen in der Umgebung der Hauptstadt befindlicher Redakteur der „Vossischen Zeitung" festgestellt hat — ergießt sich nämlich nur an zwei Wochentagen nach Köpenick. An zwei Wochentagen, die fest bestimmt und die durchaus nicht dem Zufall überlassen sind. Vor allem war es auffallend, daß die Stadt am Sonntag in friedlichster, abgeschiedenster Ruhe dalag, während am darauffolgenden Montag alle Gastwirtschaften eine geradezu beängstigende Ueberfülle aufzuweisen hatten. Zwei Tage darauf blieb wieder alles still; die Dinge gingen ihren gewohnten Gang, die Wirte lehnten in den Türen ihrer Lokale, begrüßten ausnahmslos die bekannten Gesichter der Stammgäste, ohne daß sich auch nur ein einziger Fremder zwischendurch blicken lassen wollte. Donnerstag endlich hatte sich die Köpenicker Physiognomie wieder gründlich verändert; da strömten die Leute aus Berlin wieder herbei; überall die Speisewirtschaften gesteckt voll, nirgends ein Stuhl, ein Platz zu bekommen. Das war es, was der Forschungsreisende einwandfrei festzustellen vermochte: Montag und Donnerstag kamen die Leute, während der übrigen Tage blieb alles beim alten. Endlich konnte er die Aufklärung des seltsamen Falles, des Rätsels Lösung erhalten. Er brachte in Erfahrung, daß in Köpenick seit Jahr und Tag, aus alter Gewohnheit, immer Dienstag und Donnerstag großer Markt abgehalten wurde, der, wie man sich denken kann, für die Stadt von großer Bedeutung war. Als im Reiche die fleischlosen Tage eingeführt wurden, befiel Stadtväter und alle Verantwortlichen eine große Bestürzung, da sie ihren Markt und vor allem den Umsatz arg gefährdet glaubten. Sie unternahmen demnach energische Schritte, die denn auch insofern von Erfolg gekrönt waren, als man der Stadt Köpenick als einziger Ausnahme gestattete, die fleischlosen Tage, von denen natürlich nicht Abstand genommen werden konnte, zu verlegen. Auf zwei andere Wochentage. Damit ist das Dunkel aufgehellt. Berlin, soweit es am Fleischgenusse hängt, läuft an den beiden Tagen, wo es in Berlin unmöglich ist, eine Keule oder ein Lendenstück zu bekommen, nach Köpenick hinüber, wo Gebratenes und Gebackenes und Geselchtes in Hülle und Fülle zu haben ist. Praktisch ist ja der Berliner immer gewesen. Allerdings muß man sich fragen, ob das auch vernünftig ist und welchen Sinn dann die Einführung der fleischlosen Tage überhaupt gehabt hat.

Pester Lloyd 29./III. 1916

48

Der sterbende Zylinderhut.

Ein alter Knittelvers behauptet: „Schön ist ein Zylinderhut, wenn man ihn besitzen tut." Daraus würde folgen — wenn es sich nämlich einer beifallen ließe, aus einem primitiven Zweizeiler logische Folgerungen abzuleiten —, daß ein Zylinderhut, den man *nicht* besitzt, *nicht* schön ist. Was indes selbstverständlich eine logisch abgeleitete Dummheit ist, denn in der Regel kommt einem der Zylinder des Nächsten, der Zylinder im Schaufenster des Hutmachers schöner vor, als der eigene. Wer hat nicht schon die Erfahrung gemacht, daß ihm der Zylinder, der ihm vor dem Ankaufe der schönste im Laden zu sein schien, nach geschlossenem Handel nicht mehr gefällt? Dem hochachtungsvoll Signierten wenigstens ist's in der Regel so ergangen, so lange auch er zu den Erwerbern seidener Angströhren zählte. Nun er aus der Liste der Seidenhuteigner sich hat streichen lassen, wie etwa ein französischer Gelehrter aus der Mitgliederliste einer deutschen Akademie, will es ihm dünken, daß es eigentlich schade sei um den Zylinder, der augenscheinlich auf den Aussterbeetat gesetzt ist. Ob das allmähliche Verschwinden des „seidenen Kastors" (wie noch der wirkliche geheime aber russische Staatsrat v. Kotzebue schrieb) mit dem Ostrazismus zusammenhängt, dem der feierliche Bratenrock, auch Geh- oder Franz-Josef-Rock, zu deutsch Redingote genannt, verfallen ist, mag von zünftigen und künftigen Forschern an das Licht der Oeffentlichkeit gefördert werden. Wir Leute von 1916 sehen nur die Tatsache — und *die* ist ein Negativum —, daß der Zylinder immer seltener wird und daß man zu dem flotten Erben des Schlußrockes: zum Jackett, den runden, steifen Filzhut trägt.

Wie das hiemit in Paris und London derzeit gehalten wird, können wir aus nicht schwer faßlichen Ursachen hier nicht wissen. Indes dürfte der hohe Seidenhut in dem Hause der Lords wahrscheinlich noch immer die einzige zulässige Kopfbedeckung sein, und vermutlich trägt der Pariser auch heute noch zu seinem Sakko den Haut-de-forme, was uns (und auch den Engländern) grauenhaft vorkommen mag, umso natürlicher aber jedem, der auch nur ganz kurze Zeit in Paris verbracht hat. Was wir aber „sehentlich sehen" (selbst das Lutherdeutsch muß herhalten!), das ist: wir sehen in Budapest keine Zylinder mehr, oder doch nur so selten welche, daß das nicht zählt.

Der Berliner trägt — oder trug noch vor kurzem — auch im Hochsommer seinen hohen und federleichten Seidenhut, unter dem er mit seiner steifgeplätteten weißen Weste gar nicht üble Figur machte. In Budapest und Wien dagegen war der Zylinder stets nur ein Saisonhut, der im Oktober zu sprossen begann und nach dem Derby welkte. Und da muß man es Wien lassen: seine Zylinderformen waren immer die schicksten, selbst wenn sie London nachgemacht waren, was übrigens etwas wie Verleumdung ist; denn die schönsten Fassons, auf deren weißem oder schwarzmoiriertem Seidenfutter sakrosankte Worte goldig erglänzten, wie „Melton, hatter to the Queen", oder „Scotts", oder „Christy" oder „Locke u. Co.", stammten her aus Strakonitz in Böhmen, woher auch das Fes der jungtürkischen Stutzer stammt, und der flachkrämpige Seidenhut, den „Léon, Hutmacher der Könige und König der Hutmacher" in der Rue Daunour zu Paris in Verkehr brachte. Ob er ihn wohl noch bringt?

Seit etwa zwei Jahren aber hat der Zylinder bei uns auch seine Laufbahn als season hat beschlossen. Gott, ja, aus hochfeierlichen Anlässen, wie etwa bei Staatsbegräbnissen oder bei großen Hochzeiten sieht man ja das Ofenrohr aus Biberseide immer noch, und zu feierlicher Audienz bei S. M. ist der Zylinder nach wie vor de rigueur. Aber sonst? Daß Dandys — in dem guten französischen Sinne, wie etwa: Barbey d'Aurevilly — seit zwei Jahren nicht mehr seidenbehutet gesehen worden sind, kann durch die Tatsache seine Exegese finden, daß unsere Modetonangeber dermalen den Attila oder die Automobilistenjoppe tragen, wozu der Kastor nicht paßte und auch nicht passen darf. Aber der Korsostutzer und der gediegen-elegante alte Clubman tragen auch keinen Zylinder mehr. Warum? Achselzucken . . . Weiß man nicht.

Die Kopfbedeckung des Mannes war von aller Zeiten Anfang her ein wunder Punkt der Kleidungsfrage. Man kann ganz getrost behaupten, daß der Männerhut *nie* schön, ja nicht einmal ästhetisch gefällig war, mag er nun die griechische Ledermütze, der pilos oder der potasos gewesen sein, oder der römische pileus oder cucullus, der Ahnherr der Kapuze, die phrygische Mütze oder das spanische Barett. Die Hutformen des französischen Direktoires waren scheußlich, die der Régence geradezu apokalyptisch. Die weichen Hüte — ob aus Filz, ob aus Panamastroh —, und die aus Hasenhaar hergestellten modernen Rundhüte, die aus Filz und die aus Plüsch (Greuel), die aus Reisstroh geflochtenen Canotiers (in Wien „Girardihüte" genannt) —, alle sind sie häßlich. Der ungeschweifte, oben in acht Reflexen erstrahlende Seidenzylinder war noch etwas wie ein Lichtblick in diesem dunklen Hutmeere. Warum muß er verschwinden? Warum sterben? . . . Das sind wohl keine Fragen, über die „schon manche Häupter gegrübelt, Häupter in Hieroglyphenmützen, Häupter in Turban und schwarzem Barett, Perückenhäupter und tausend andere . . ." — aber „ein Narr wartet auf Antwortet" . . .

L. L.

Fleischlose Tage.

„Ich bitt' dich, was hast d' denn heut' wieder an dem Mittagmahl auszusetzen?" fragte geärgert Frau Wamperl ihren Mann, welchem die „falsche Suppe" und der Spinat mit Eiern nicht recht munden wollten und der darum brummend gefragt hatte, ob das alles sei oder ob noch etwas nachkomme.

„Möcht' wissen, wia man dich z'friedenstellen kann. Heut' is doch ein „fleischloser Tag", und wenn ich dir a Leber oder a Beuschel mach', so schimpfst d' wieder über die „Innereien" und sagst, dir wär' das „Auswendige" viel lieber. Das glaub' ich dir schon. Deinen Gusto tät' ich so kennen. Zum Gabelfrühstück a guat's Rindsgulasch, dazu an' reschen Wecken und dann a frisch Krügel Schwechater; z' Mittag a feine Lungenstrudelsuppe, a saftig's Stückerl Rindfleisch, a guate Zuspeis' und dann noch ein' Teller voll Schinkenfleckerln. Nach'n Essen a Schalerl guat'n Schwarzen und a fein's Zigarrl — da tät nachher der Herr Gemahl kein saures G'sicht mehr machen."

„Hör' auf, hör' auf! Wer wird denn so grausli sein und ein' Menschen so martern!" schrie Herr Wamperl, dem beim Aufzählen all dieser guten und schon lang entbehrten Dinge das Wasser im Munde zusammenlief. „Ich hab' kein Talent zu ein' Vegetarianer und kann mich mit dem Grünzeug nöt befreunden; wann ich ein Königlhas' wär', würde ich bei der Kost dick und fett werd'n; aber schau, wia mi die Kost herg'nommen hat. Guat dreißig Kilo hab' ich seit ein' halben Jahr verlur'n, das G'wand hängt an mir wie an ein' Kladerstock. Wenn das noch lang so fortgeht, kann ich mich im Prater als Skelettmensch anschau'n lassen."

„Na, gar so arg ist's doch nöt. Es schad't dir gar nöt, daß d' a paar Kilo verloren hast; ersparst wenigstens das Geld für das teuere Sacharin, was dir der Doktor für dei' Fettleibigkeit verordnet hat."

„Jetzt, gar so a Freud' is das nöt, wenn man täglich weniger und weniger wird und man alle Rundung verliert. Notwendig is's nöt, daß alles gar so teuer is und man sich nicht amal das Notwendigste, was man zum Leben braucht, kaufen kann."

„Was weißt denn du, wie man sich durchfretten muaß. Du gibst dein Geld her, und um das andre kümmerst du di nöt. Steht das Essen dann am Tisch, fangst ins Schimpfen an; dir is alles z'wenig fett. Aber wo ich die Fetten hernehmen soll, fragst d' nöt. Schon in der Früh, wenn man d' Milch für 'n Kaffee holt, muaß man sich ärgern. Da wart'n schon stundenlang die Leut, bis aufg'sperrt wird, und dann müassen s' froh sein, wann ihnen die Milchfrau um 's teure Geld a Milch gibt. Is's nöt zum Kranklachen, wenn man hört, wie dö Leut' die Verschleißerin per „gnä' Frau" titulier'n. Probier's amal und geh du einkaufen. Da wirst d' deine Wunder erleben. Beim Fleischhauer muaßt d' recht freundlich sein, damit er dir nöt auf ein' halb'n Kilo Fleisch zuviel Knochen als Zuwag gibt. Und erst das G'frett mit der Zuspeis'! Die Grünzeughändlerin am Markt wägt das Gemüs' auf der Apothekerwag'. Neulich hat a Frau zwa Krautköpf und a bisserl an Kohlrabi kauft und da hat s' auf a Fünfkronenstück vierzig Heller rauskriagt. Jeden Tag wird a andrer Artikel rarer. Will man einmal einbrennte Erdäpfel kochen, so kann man ein' halben Tag herumrennen, bis man ein' oder zwei Kilo z'sammenbringt. Und da soll man mit dem Geld drauskommen. Was nützt dann alle Sparsamkeit; bis zur Hälfte des Monats geht's ja no mit Ach und Krach, aber bis zum nächsten Ersten is dann no lang hin; a jeder Tag is a Leidensstation, die man durchmachen muß. I glaub', der Finanzminister zerbricht sich nöt so den Kopf über a neue Steuer als wia Unserans, wia man's anstellen soll, daß man drauskommt!"

Solche Szenen wiederholten sich fast täglich im Hause Wamperls mit mehr oder weniger Variationen. Frau Wamperl war keineswegs zanksüchtig, sie war in normalen Zeiten die „gute Stund'" selber, aber die ewigen Sorgen um die Aufrechterhaltung des Haushaltes, die Nörgeleien wegen der Kost, die schwierige Beschaffung der Lebensmittel und das fortwährende Herumstreiten mit den Geschäftsleuten hatten die Nerven der guten Frau zermürbt, sie war nervös geworden und konnte über die geringste Kleinigkeit furchtbar aufgeregt werden. Das häusliche Barometer stand meistens auf „Sturm". Dann war es das Klügste, das Unwetter vorübergehen zu lassen und ruhig abzuwarten, bis wieder heller Sonnenschein im Hause herrscht'.

Diese Taktik befolgte denn auch Wamperl und verließ, ohne ein Wort zu erwidern, nach kurzem Gruß sein Heim. Er war in sehr übler Laune; das Mittagessen war nicht ausgiebig genug gewesen, er hatte eigentlich noch immer Hunger — aber da war nichts zu machen; man mußte sich in die Verhältnisse fügen. Es tat ihm leid, durch seine Unzufriedenheit wieder Anlaß gegeben zu haben, daß seine Frau sich ärgerte. Wußte er doch, wie seine Frau bestrebt war, ihm das „Durchhalten" zu erleichtern, wie sie ängstlich jede unnütze Aus-

Neues Wiener Tagblatt
31. Jän. 1916

der nicht weniger als eine Stunde dauerte,

gabe vermied, ihre Toilette meistens selbst verfertigte und überglücklich war, wenn es ihr gelungen, eine unmodern gewordene Schoß oder Bluse so umzuändern, daß sie wieder als modern gelten konnte. Sie versäumte auch keine Gelegenheit, ihr Wissen auf dem Gebiete der Haushaltung zu bereichern und war eine der eifrigsten Besucherinnen der Vorträge „Krieg und Küche"; freilich hatte die Sache einen bösen Haken: es fehlte meistens das Material, um etwas Gutes kochen zu können, und so hatten sich die „fleischlosen Tage" im Hause Wamperls ein bißchen gar zu stark vermehrt.

So vor sich grübelnd und nachsinnend, war Wamperl in den Rathauspark gelangt. Da er noch Zeit hatte, setzte er sich auf eine von der hellen Sonne beschienene Bank, zündete sich eine Zigarre an und war bald in behaglichster Stimmung. Seine frohe Laune kehrte wieder. Plötzlich lachte er hell auf; ihm fiel ein Vorfall ein, der sich gestern vormittag ereignete, als er seinen Schneider aufgesucht hatte, um schon sehr notwendig gewordene Reparaturen an seiner Garderobe vornehmen zu lassen. Würde nicht Wenzel, der jüngste Lehrbube des Meisters, der mit dem Aufräumen der Wohnung beschäftigt gewesen, ihn freundlich grinsend begrüßt haben, wäre Wamperl überzeugt gewesen, sich in der Tür geirrt zu haben. Hier war alles total verändert. Wo früher Schneidergesellen emsig nähend auf ihren Stühlen gesessen, befanden sich jetzt in demselben Raum ein halbes Dutzend rasselnder Nähmaschinen, und die an denselben sitzenden jungen Mädchen plauderten lustig durcheinander. Die verheiratete Tochter des Meisters war mit dem Zuschneiden von Leinenzeug beschäftigt, und auf dem Bügeltisch

den Bahnhof begleitet.

und verschiedenen Stühlen lagen Berge von Militärwäsche.

Die Mädchen hatten Wamperl bei seinem Eintreten mit neugierigen Blicken gemustert und lachten alle übermütig, als Wenzel auf die Frage, wo der Meister sich befinde, die Auskunft gab:

„Maste ise in Kuchel, tut kuchen!"

„Schaust d' nöt, daß d' glei nauskommst, Lausbub übereinand!" rief etwas geniert des Meisters Tochter. „Wissen S', Herr Wamperl," wandte sie sich erklärend an den etwas erstaunt Dreinschauenden, „der Vater hat durch den Krieg fast alle Kunden verloren, viele haben einrücken müssen, und die paar, die übriggeblieben sind, schränken sich ein und lassen fast gar nichts mehr machen. Ein Geselle um den andern ist fort, und zuletzt sind dem Vater nur der Josef und der Wenzel übrig blieben. Mein Mann hat auch einrücken müssen, und da hab' ich mein' Haushalt aufgegeben und bin zu den Eltern. Der Tuchhändler, bei dem der Vater immer einkauft hat, ist jetzt Armeelieferant word'n und beschäftigt uns mit der Lieferung von Militärwäsche. D' Mutter ist heut' mit dem Josef liefern g'fahr'n, ich selber hab' so viel mit dem Zuschneiden zu tun, sonst haben die Mädel keine Arbeit; viel zu verdienen ist nicht bei der Sache, und man muß gehörig dazuschau'n. Weil ich nun kein' Zeit hab', so paßt uns der Vater auf das Essen auf, bis die Mutter zu Hause kommt, aber von einem Kochen is ka Red', wie der dumme Bub' g'sagt hat."

Als nun Meister Nechledil, der die Hemdärmel aufgestreckt und eine blaue Schürze sich vorgebunden hatte, ins Zimmer trat und Wamperl begrüßte, drückte ihm derselbe seine Anerkennung aus, daß er sich so schnell in die

Umgestaltung des Betriebes gefügt. Er ersuchte den Meister, in den nächsten Tagen wegen der Reparaturen zu ihm zu senden und dieselben so bald als möglich vorzunehmen.

„Ich werd' mein Möglichstes tun, Herr Wamperl. Aber, Sie sehen ja, bei Tag is meine Werkstatt a Wäschefabrik; erst auf d' Nacht, wenn die Madeln fort sind, kann i a paar Stich' machen. Aber wir werden es schon machen, daß Sie zufrieden sind. Es ist halt jetzt a wahres Kreuz mit dem G'schäft."

Herr Nechledil erging sich nun des Langen und Breiten über die Verhältnisse in seinem Gewerbe und würde Wamperl nicht so bald losgelassen haben, hätte nicht eines der Mädchen schnuppernd ihr Näschen in die Höhe gehoben und gefragt: „Brandelt's da nöt?" Worauf die andern im Chorus bejahten: „Ja, ja, es brandelt!"

Mit dem Schreckensrufe: „Aber Vater, unser Gulasch!" eilte die Tochter in die Küche, ihr nach der Meister mit solcher Eile, daß er über einen der Stühle stolperte und samt den darauf befindlichen Wäschestücken unter dem hellen Gelächter der Mädchen zu Boden fiel. Gerettet wurde die Situation durch das Einschreiten Wamperls, der ebenfalls in die Küche geeilt war und noch rechtzeitig die Tochter des Meisters daran hinderte, das Fleisch umzurühren. Rasch entschlossen ergriff er das Gefäß und stellte es in ein Schaff mit kaltem Wasser; dichter Rauch erfüllte die Küche. „Lassen Sie jetzt die Sache auskühlen, und dann geben S' das Gulasch in ein anderes Gefäß, und alles ist gerettet. Meine Frau hat auf diese Art schon öfter angebrannte Speisen vor dem Verderben gerettet," sagte Wamperl zu den verdutzt dreinschauenden Schneidersleuten. Dem Meister trug er nochmals auf, ja gewiß auf die Reparatur nicht zu vergessen,

Neues Wiener Tagblatt 31. III. 1916

Im Stammbeisl.

Schwasser hatte heute seinen witzigen Tag. So fragte er beispielsweise, ob die Freunde gelesen haben, daß der französische Schuft mit goldenen Epauletten, der Kommandierende General Bazelai, seinen Truppen verboten hat, deutschen Gefangenen zu essen oder auch nur ein Trunk Wasser zu geben. Und als dieses bejaht wurde, meinte er: „Der Fallott muaß do rein a Tepp sein, denn dös waß do a jeder, daß d' französischen Soldaten denen Deutschen net 's Wasser reich'n tönna."

Als später davon die Rede war, daß dem wällischen Strizzi und Erpresser d'Annunzio die silberne Tapferkeitsmedaille verliehen worden sei, sagte Schwasser: „Dös muaß aber dem Schuld'nmacher Dahundsfuzio gar net recht g'wesen sein. Wann er g'fragt word'n wär', da hätt' er g'wiß g'sagt: „Schaut's, daß i d' gold'ne Tapferkeitsmedaillje kriag, 's Versilbern will i nacher allani schon besorg'n."

„No?" fragte Oberberger. „Und auf das, daß d' Amerikaner von dem englischen Minister Lord Cecil a Nasen kriagt hab'n, weil s' für d' Pamperletsch im Deutschen Reich a Kindermilli übrig'schickt hab'n und daß der Lord hundsföttisch gnua war z' sag'n, d' deutschen Kinder muaß ma hinwerd'n lass'n — auf das hast Du nacher gar kan G'spaß bei der Hand? Lass'n aussa!"

Spannagl schüttelte wehmütsvoll sein birnförmiges Kopferl: „Na, na, na!" rief er. „Da muaß am a jeder G'spaß vergeh'n. Da sollt' si d' Humanität do a biss'l schama und in a Mausloch verkriech'n."

„Freili, freili!" witzelte Schwasser und seine Augen funkelten. „In a Mausloch, hast recht, denn heutz'tag is d' Humanität eh bloß no für d' Katz!"

Und brach in ein wieherndes Lachen aus.

Stichler schlug wütend auf den Tisch, daß alles klirrte. „Laßt's mi aus mit d'unsrigen deutschen Brüader!" schrie er und fuhr in der gleichen Tonart fort: „Wann i bloß hör' von dera deutschen Humanität und von dera deutschen Nobligkeit, da hab' i g'fress'n. Jetzt hab'n s' in Belgien 'n Privatsekretär von dem Kardinal Mercier weg'n bewiesener Spionasch eing'naht. No, da muß do am net erscht a Sau'nsieder aufge'hn, daß ma's siacht, daß der Deitschenfeind, der vom liaben Herrgott bitt' hat, er soll über die Deutschen d'Pest kumma lass'n, daß alstern d e r Ehrenmann mit Seidenstrümpf' und silberne Schnall'nschuach a dahintersteckt. Jetzt, wia hakli unsre deutschen Brüader mit dem Kardinal umge'hn! Bloß daß s' 'n net unter an Glassturz stell'n, daß eahm nix g'schiacht. Wann i was d'reinz'red'n hätt' — Herrgott von Larchenföld, den möcht' i mir z'leich'n nehma. Wia singt der Schüller? Nehmt's a Holz vom Fichtenstamme, aber guat austricknat soll es sein."

Spannagl fiel dem temperamentvollen Stichler ins Wort: „Geh', i bitt' Di, moderier' Di a bisserl. So a hoher Kirchenfürst is do net a g'wöhnlicher Mensch, daß m'r mit eahm so massiv sein derfat. Ob 's bei unsere deutschen Brüader so wia zu dera Zeit vom sölig'n Herrn von Schüller no alleweil d' Prügelstraf' eing'führt is, dös waß i net, aber in kan Fall glaub' i, wird so a Straf' a bei Herrschaften vollzog'n werd'n, wann dö si zufälli was z'schuld'n kumma lass'n."

Oberberger, der seit einiger Zeit das Bier bloß langsam schlürfte, um auch mit einer geringeren Ration das Auslangen zu finden, nickte Spannagl zu: „Hast recht, Lib'räuler, so is," sagte er. „In Deutschland existiert s' no alleweil d' Prüg'lstraf', beim Militari und a beim Zivil. Aber g'haut wird beim Militari bloß vom Feldwebel abwärts und beim Zivil bloß bis zum Baron, weil bei dem in Deutschland der Mensch erscht anfanga tuat. Dö Herr'n vom Adel derf's zu an jeden Bürgerlichen Du sag'n, ausg'numma, er is bereits Exzellenzherr. Ob jetzt aner a Millionär, a berühmter Professor, a großer Künstler oder Spüler is, schetzko jedno. Wann eahm bloß so a gag'lbamerner, windverdrahter Stadtschreiber, der an Herr von is, in d' Näh' kummt, muaß er a tiaf's Buckerl mach'n, 'n Schabesdeck'l bis zur Erden abiziag'n und grüaß'n: „Küaß d' Hand, Euer Gnad'n! G'horschamsta Diener! Mach' untertänigst mein Kompliment!" Schneid'n? Das gibt 's net! Da möcht' er si bloß selber schneiden, der Professor oder was er sunst sein mag, der g'wöhnliche Mensch, der kan Herr von net is."

„Lass' Di vom Oberberger net anplausch'n," sagte Stichler zu Schwasser. „Er macht si doch bloß an Narr'n aus Dir."

„Solchene Sacherln kannst der Frau Blaschke oder an französischen, meintsweg'n a dem englischen Zeitungsschmierer Mister Luag'nschaepp'l erzähl'n. 's kann gar nix zu blöd sein, daß dö 'n Bär'n, den ma ihna über Deutschland aufbind't, net glaub'n möcht'n," meinte Schwasser.

„Halt'n Brotlad'n!" rief ihm Oberberger zu. Dann ging es über Stichler los: „Muaßt denn in anfurt 'n Spannagl auf mi huaß'n. Du Boßnig'l überanand?" schalt er, „So a G'widerwurzen!" Und an Spannagl gewendet: „Mach' Dir nix draus, 's lass'n sie and're Leut', dö was a Biss'l mehr san als mir zwa, a anplausch'n und tan nix dergleichen. Is denn d' Pariser Konferenz letzthin was ander's g'wesen als wier a Riaf'nanplauscherei? D' Franzosen, d' Engländer, d' Wällischen e tutti frutti, wia so a Katzlmacher amal g'sagt hat, lass'n si von ihnare mindestens zur Halbscheit bereits vertrottelten höchsten Generals und ihnare Tasch'lziagerminister anplausch'n und zan Narrn halt'n, daß wann m'r dös ruhig mitanhör'n muaß, m't si am Schädel greift, weil ma nimmer waß, is m'r a Mand'l oder a Weib'l."

„Sei so guat!" sagte Schwasser. „Was das betrifft, da muaß der Mensch aufpass'n, aber schon a so schon weg'n dera Musterung. Das is net a so wia bei der Oelektrischen, wo Du am Vormittag mit 'n Motorwag'n alser a Kondukteur und am Nachmittag in an Beiwag'n alser a Schaffnerin fahren kannst. Uebrigens wird si dös bei Dir wahrscheinli nach dem richt'n, an welch'n Tag Du oder die Deinige d' Hosen an hat."

„Dös, was meine Alte an hat, geht Di an Schmarr'n an," wies Oberberger Schwasser zurecht. „Ob s' jetzt Hosen an hat oder ans von dö neumodischen Kladeln, dö a so ausseg'n wia a g'faltelter Lampenschirm und so kurz san, daß a Hoserl drunter überhaupt kan Platz mehr hat, um das hast Du Di net zu bekümmern. Sie hat eh a Gall, wann s' so Modebildeln schaut, wo d' neuchesten Fetz'n von aner Gräfin Pampsti, von aner Frau von Kracheles oder von aner Theatergred'l z' seg'n san, dö vom ihrigen Freund, an Lieferanten von Stiafelröhr'n aus Pappendeckel, zahlt werd'n. Ja, gibt's denn was, was heutz'tag mehr aufrazt als wia dö Bildeln? Hör'n d' Frau'nzimmer no immer net auf mit ihnare Fetz'n und Fleckapatscherln? Als ob ma jetzt wirkli kane ander'n Sorgen hätt'!"

„In Budapest hab'n s' eh an neüch'n Frau'nverein geg'n d' teuern Moden gründ't," erzählte Schwasser. „Bin bloß neugierig, ob d' Frau Präsidentin mit ihrer Schneiderin schon im klar'n da drüber is, in was für an aparten Kostümerl sie alstern der ersten Sitzung präsidier'n soll."

„Kann g'scheg'n, was der Will', d' Weibsleut werd'n net g'scheit," brummte Stichler.

Oberberger nickte ihm seufzend zu. „Heut'," sagte er, „hätt' i just no a Gusto auf an Schnitt; hab' eh d' längste Zeit d' richtige Bettschwar'n nimmer g'habt. Freili, geg'n d' Meinige kummt, was d' G'scheitheit betrifft, net bald aner auf, aber in dem g'wissen Punkt — red'n ma liaba nix — Leopold, zahl'n!"

Thomas Berger

Österr. Volkszeitung 2./IV.1916

Die Zeit 2./IV. 1916

53

Frühling.

Man merkt ihn zwar schon im Rathauspark und im Stadtpark. Die Rasenflächen zeigen ihr frisches, fröhliches Grün, und an den Büschen und Bäumen strotzen saftgeschwellte Knospen, jeden Augenblick bereit, aufzuspringen und die Heilsbotschaft zu verkünden: Ich, der Frühling, bin wieder da! Aber es ist doch nicht das Rechte. Es ist ein städtischer Frühling, der sich da auftut, sehr schön hergerichtet und mit allen Kniffen der Gartenarchitektur serviert, gleichsam in einem geschmackvollen Schaufenster gezeigt, so daß man seiner nicht recht froh werden kann. Und außerdem führen an ihm die Straßen vorbei, führen in den staubigen Alltag der Arbeit. Ein Frühling aber, den man nur mit einem hastigen Blick streifen darf, kann nicht der vielbesungene Gott sein!

Man muß ihn schon etwas weiter draußen suchen. Gottlob bummelt ja unsere Elektrische vielfach bis zu den blühenden Obstgärten hinaus, kürzt die Distanz zwischen Asphaltdüften und Erdgeruch auf eine knappe halbe Stunde und läßt uns an ihren Endstationen den richtigen lachenden Frühling schauen. Dort in Hütteldorf und im Liebhartstal, in Neuwaldegg und Pötzleinsdorf, in den weinberühmten Tälern des Gemeindebezirkes Döbling prangt der Frühling in seinem vollen Glanze, unser lieber hemdärmeliger Wiener Frühling. In den Gärten der Villen fegt man den Gram des Winters von den Kieswegen, befreit die Rosenstöcke von ihren packpapierenen Hüllen und sieht nach den Beeten, die einen Sommer lang Schönheit und Freude sein sollen.

Auch unten im Prater, der heuer übrigens sein hundertfünfzigjähriges Jubiläum als Volksbeglücker feiert, wird eifrig gerüstet. Dort, wo der Lenz in derberer Daseinsfreude an rotgemusterten Tischtüchern gefeiert wird, bedeutet er den gläserklirrenden Auftakt zum Sommergeschäft. Die Ringelspiele mit ihrer sentimentalen Walzerbegleitung sind sein Vorspann. Die erschütternde Dramatik des Kinos, die grause Wunderwelt der Grottenbahnen und die halsbrecherische Phantasie der amerikanischen Rutschbahnen tun das ihre, um die junge Welt, die eine Woche hinter dem Ladentisch oder im Bureau hinter sich hat, abends, wenn die Lichter in den Wirtschaften und Alleen erschimmern, in selige, kußfrohe Frühlingsstimmung zu bringen.

Seitdem aber Rucksack und genagelte Schuhe als Volksbelustigungen in weiteren Kreisen Eingang gefunden haben, verliert der Prater alljährlich immer mehr von seinem sich stets erneuernden Stammpublikum. Die kühne Metamorphose vom pünktlichen und gewissenhaften Buchhalter der Woche zum freien Sonntagskind der Berge ist bald geschehen, und die Straßenbahn sieht am Sonntagsmorgen ihre Fahrgäste die gewohnten Linien tauschen und schwerbepackt den Abenteuern der Sophienalpe oder des Steinriegels oder noch ferneren fabelhafteren Zielen zustreben. Dort suchen sie den Frühling, und dort finden sie ihn. Veilchen lächeln in ihrer schattigen Zurückgezogenheit, Primeln und Aurikeln sprenkeln die Wiesen mit starken lockenden Farben, und dazwischen stehen die Küchenschellen und heben ihre ernsten, haarigen Blüten in die linde Luft. In froher Selbstvergessenheit trabt die Menge der Ausflügler bergauf, bergab, pflückt des Lenzes holde Boten, bindet sie zu bunten Sträußen, staunt mit ihren vom Papier geblendeten Augen an jeder Wegbiegung, die neuen Ausblick öffnet, und lacht aus voller Brust in den hellen Tag.

Lieder erklingen. Früher klangen sie anders. „Wer hat dich, du schöner Wald" und „Im Wald und auf der Heide" haben dem „Ich hatt' einen Kameraden" Platz machen müssen. Und wenn die jungen Mädchen singen „In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehen", da ist es, als ob ein Wolkenschatten über die Wiesen glitte. Und auch dort, wo die gelben Tafeln den Schritt hemmen, verstummt plötzlich der Sang. „Aus militärischen Gründen ... Stehenbleiben verboten ... Zuwiderhandelnde werden wegen Spionageverdacht verhaftet ..." Sie sehen sich an, die harmlosen Spaziergänger. Der Krieg in ihrem Frühling, in ihrem Wienerwald? Und sie vermögen es nicht zu fassen, daß sich ein paar Schritte weiter Stacheldrahtverhaue hinziehen, Batteriestände den Boden aufgewühlt haben und Schützengräben aufgeworfen sind. Ernst und nachdenklich werden die Gesichter. Es ist ja Krieg, trotz Frühlingssonne und Lenzespracht. Die Gedanken eilen weit fort. Zum Bruder, zum Sohn, zum Bräutigam, zum Gatten, der auch irgendwo draußen seinen Frühlingstag hat, auch im Sonnenschein und in der freien starken Luft, aber das Gewehr im Anschlag hält und mit dem Sensenmann ein zähes Spiel spielt. Und die Gedanken gleiten zurück. In den letzten Frühling, da er Seite an Seite mit ihnen die Waldpfade ging und „Im Wald und auf der Heide" sang. Und die Gedanken möchten in eine Zukunft dringen. Ob es wohl wieder so sein wird wie ehedem, ob er wohl wiederkehren wird? Nein, es ist doch kein rechter Frühling. Frühling ist Friede, Glück, Zuversicht, Leben. Ist es ein Frühling, in dem die Herzen trotz ihrem starken Glauben an das gemeinsame Große um ihr eigenes kleines Glück bange schlagen müssen?

Der Sonnentag geht zur Neige. Er hat wohlgetan. Auf den Bahnstationen staut sich die Menge. Zurück in die Woche. Nächsten Sonntag gibt es ja wieder einen Frühling. Er wird wieder einige Stunden Lust und Freiheit schenken. Adieu und auf Wiedersehen! Die Woche geht hin. Der Blick ist wieder auf den Frühlingstag gerichtet. Bis dann wieder eine Warnungstafel kommt und die böse Frage aufwirft, ob das Leben wirklich nur mehr einen Schuß Pulver wert ist ...

L. P.

Frankfurter Zeitung

3./IV. 1916

Frühling.

Von K. Schmid-Bormäus (Wien).

Vor dem Lustschloß Schönbrunn dehnt sich ein junger Park.

Er ist Uebergang zwischen Großstadtgemäuer und Baum- und Wiesenwelt.

Er verbindet unmerklich Stadt und Natur.

Ihn umspannen noch Schienen, umpoltern noch Wagen. Schönbrunn erst ist die lärmentrückte Ruhe der baumdurchsäumten, weitflächigen hügeligen Parklandschaft.

Zarter, gelbgrün sprechender Frühling biegt sich über die Kieswege des jungen Parks.

Wenn die Morgensonne ansteigt und sich breit über ihn lagert, kommen von allen seinen Zugängen Mütter mit Kinderwagen. Sie kennen einander nicht, tragen sich verschieden, schieben die Wagen aneinander vorüber und sind doch eins .... Mütter.

Im Grunde ihrer Wagen liegt je ein Menschenfrühling. Blaß, gelblich, rot angehaucht, je nach Art und Nahrung blinzelt junges Leben in die Lenzsonne.

Die Mütter sprechen zu den Kindern, lallen, lachen wie sie, schieben sie an den blauen Strauchzweigen mit den hellgrünen Spitzen, mit den dottergelben Blüten, schieben sie an den aufbrechenden Baumknospen vorüber.

Kleine Händchen, die wahllos, spielerisch ins Leere tappen, bekommen Zweck und Ziel durch Blattgrün und Blütenknospe.

Sie strecken sich im Vorüberfahren mit ihrem ersten Menschenfrühling nach dem Frühling der Urgezeiten.

Mutteraugen, ewig junge, wachen über ihren Frühling und freuen sich des andern.

Ein paar Minuten weiter dehnt sich ummauert Schönbrunn.

Mütter mit Kinderwagen dürfen nicht hinein ...

Hinter dem weitläufigen Schloß dehnt sich das Blumenparterre. Von zwei Seiten umstanken es Bäume von flächenartiger Stützung. Graubraun scheinen sie noch aus der Ferne. Zwischen ihren Stämmen drängt sich Strauchgrün. Helden der Vorzeit, in Sandstein, können von ihren Postamenten einander noch sehen.

Gegenüber dem Schlosse wündet die Fläche in einen steinumsäumten Teich. Von da steigt das Gelände wiesenartig zur Gloriette auf. Die weite Fläche zeigt in braunen Erdhebungen die Gartenornamentik des Sommers. Da und dort beginnen Farben sich zu entwickeln. Hellgrünes Gras, durchmischt noch mit weißen, kurzen Gänseblümchen, formt sich zum Untergrunde für die Sommerpracht.

Wenn dort an Vormittagen die Frühlingssonne sich wärmend breitet, kommt das geruhige Alter aus den umliegenden Stadtteilen und füllt den Platz.

Das Alter verdichtet sich gern zu kleinen Gruppen und schreitet langsam, bedächtig die Sonnenseiten auf und ab.

Wie Regenwürmer nach warmem Sommerregen aus der Erde, so kommt nach Winternässe und Kälte das Alter aus den Häusern ins Freie, in die Sonne.

Pensionisten in Zivil und Uniform, Hausherren, Geschäftsleute von einst, führen den Abend ihres Lebens in den Frühling des Jahres.

Sie reden vom Kriege, vom Jetzt und Heute; sie sprechen vom Gestern und Vorgestern und verweilen am liebsten in jener Zeit, wo sie selbst Frühling waren.

Diesen und jenen, der im Vorjahr noch in der Sonnenhelle des Platzes mit ihnen ging, hat der Winter mit sich genommen. Sie sprechen im Auf- und Abschreiten von diesen und von ihren Organen, die das Alter sie alle schon fühlen läßt, von Herz, von Lunge, von Leber, von Augen, Ohren ...

Ueber allem steht sieghaft die strahlende Frühlingssonne. Ueber den Kindern, im jungen Park, die noch nicht sprechen, zu leben beginnen, und über den Alten im Blumenparterre des Schlosses, die viel sprechen, die viel gelebt haben.

Neues Wiener Tagblatt 4./IV. 1916

55

Bei der Milchfrau.

Ein wirtschaftliches Zeitbild.

Wer hat bisher von der Milchfrau gesprochen? Sie ist keine jener verschwindenden Figuren, die man in Wien niemals ohne ein wenig Sentimentalität in die Schatten der Vergangenheit zurücktreten sieht, und es haftet ihr auch herzlich wenig Neuzeitliches an. Wie vor Jahrzehnten, so steht sie auch jetzt hinter ihrem mit Weißblech überzogenen Ladentisch und hantiert mit den wohlbekannten Kannen und Eimern, deren klapperndes Aneinanderschlagen ihre Tagesmusik, gleichsam das Motiv ihrer Existenz, bedeutet. Hat sie ein „besseres Geschäft", dann besitzt sie einen monumentalen Eiskasten, und Laden und Mobiliar sind licht gekachelt und weiß lackiert, und sie, die Milchfrau selbst, die man sich bei uns kaum anders als in mittleren Jahren und mit freundlichem Gesicht vorstellen kann, hält ebenfalls auf Blankheit ihrer Erscheinung.

Und nun steht ihre behäbige, biedere Persönlichkeit auf einmal im Zentrum der Ereignisse. Hat man den Verkehr mit ihr früher der Köchin überlassen, so sucht man sie jetzt selber auf, um sich mit ihr ein wenig auf freundschaftlichen Fuß zu stellen, damit man sein Quantum gesichert erhält. Viel ist es zwar nicht: ein Liter statt der sonstigen zweieinhalb. Die Frauen des Hauses, die immer die Assimilationsfähigeren sind, haben sich ja längst entschlossen, Tee zu trinken, nur die Herren erklären — sind aus den Kaffeeschwestern etwa Kaffeebrüder geworden? —, daß es ohne Morgen- und Jausenkaffee nicht gut geht. Auf sie und die Kinder muß „geschaut werden".

Das weiß die Milchfrau. Gewiß, sie ist auch sonst in der Familie der Kundschaften so ziemlich orientiert. Denn während man zu andern Geschäftsleuten ab und zu geht, oder höchstens, wie beim Fleischhauer und bei der Grünzeugfrau, allmorgendlich vorspricht, kommt man ihr zweimal im Tag, und das geht dann niemals ohne ein wenig „Diskurs" ab. Jetzt aber sind die Hausfrauen selbst bestrebt, sie in die Familienverhältnisse einzuweihen. Sie weiß genau Bescheid. Das merkt man, wenn man auch nur ganz kurze Zeit in ihrem kleinen Laden weilt.

„Nein, Fräul'n Fanni, mehr als an halb'n Liter — beim besten Willen, ich kann nicht! Geben S' halt dem alten Herrn den Kaffee und dem Kleinen. Schau'n S', ich trink ja selber auch an Tee. Morgen krieg'n S' dann schon wieder an ganzen Liter. . . ."

„So." . . . Die Milchfrau ist schon wieder bei der nächsten Kundschaft. „Ja, ich weiß, Sie holen Ihre zwei." Und sich an die Umstehenden wendend, meint sie entschuldigend: „Da ist ein fünf Täg altes Kind im Haus, und das erschte ist kaum zwei Jahr. Die Frau ist auch noch recht schwach. . . ."

Kein Wort der Harrenden wird laut. Niemand „räsoniert". Ein älteres Fräulein macht kehrt und verläßt das Geschäft. Es wird heute auch ohne Milch gehen, wenn's andre um so viel nötiger brauchen. . . .

So hat auch die Milchfrau ihre Diplomatie. Das große Problem der Approvisionierungsfrage, die Schwierigkeiten des Verteilungssystems zeigen sich bei ihr im kleinen. Auch sie muß trachten, irgendwie mit ihren Parteien auszukommen, und wenn sie heute die eine befriedigt hat auf Kosten der andern, so muß sie morgen die nächsten versöhnen. Ihre fraulichen, namentlich ihre hausfraulichen Instinkte kommen ihr dabei sehr zugute. Sie hilft gewissermaßen bei der Einteilung der Wirtschaft und bemuttert die Kinder sämtlicher Kundschaften. Ihnen läßt sie die Ration so wenig als möglich schmälern. Und wenn sie sich auch „auskennt", wenn sie selbstverständlich auch eine gute Geschäftsfrau ist und sein muß, die den eigenen Vorteil nicht vergißt, so trägt sie doch viel Menschenfreundliches und jenes liebe Verstehen in die Ausübung ihres Berufes, das man gerade im Wiener Volk so häufig findet. Da ist es nicht „Privatsache", daß hier ein Neugeborenes angelangt ist und daß dort der Großvater krank liegt, der seine Milch braucht, um wieder zu Kräften zu kommen. Das sind Dinge, die man jetzt in jedem Milchladen erörtert hören kann. Und wenn die Milchfrau in dem einen Augenblick auch selbst gerührt von ihrem eigenen Quantum Milch willig einen halben Liter hergibt, weil sie erfahren hat, daß dort der Sohn auf Urlaub aus dem Felde da ist, so sagt sie doch im nächsten Augenblick entsprechend „resch": „Was, für einen Verwundeten brauchen Sie die Milch? Hör'n S', schön ist das nicht, daß man so 'was sagt, wenn's nicht wahr ist. Sie hab'n doch gar keinen Verwundeten im Haus!"

In diesen Annahmen irrt sie sich selten, denn man wird auch hinter dem Ladentisch ein ganz guter Menschenkenner.

Betrübt steht ein kleiner Junge da. Er hat sein Häferl, das anderthalb Liter faßt, schon vor der Schule zur Milchfrau getragen und will jetzt, am Heimwege, seine Portion abholen. Ehrlich bestürzt blickt ihn die Frau an: „Jessas nein, Peperl, dich hab' ich jetzt ganz vergessen! So was, das ist ma auch noch nicht passiert! Die Mutter soll nur nicht bös sein und soll euch heut' an Tee kochen oder eine Einbrennsuppen den ich hab' keinen Tropfen Milch mehr frei. Sicher wird's nicht wieder passieren. Kommst morgen gleich nach der Schul', gel? Habt's Ihr bis 10 oder bis 11?"

Verdutzt trollt sich der kleine Mann mit seinem leeren Topf. Die Mutter wird sicher wieder recht lamentieren. Aber er nimmt sich vor, morgen schon nach 6 ins Einundfünfziger Haus zu gehen. Dort steht jetzt jeden Tag ein Milchbauer vom Land und, wenn man sich da früh anstellt, so kriegt man die Milch sogar um 45 Heller. Der Wondraschek hat's ihm in der Schule erzählt, weil der auch immer hingeht.

Und die Milchfrau verhandelt weiter: Mit der Kaufmannsfrau von nebenan, die den Kindern eine Milchspeise kochen will, und mit der Köchin vom Herrn Doktor, die sagt, daß sie morgen nur einen Liter braucht, weil die Herrschaften bei der Jause nicht zu Hause sind und die Gnädige ihren und den Frühstückkaffee des Fräuleins für die Jause von Köchin und Stubenmädchen hergegeben haben. Die Mali vom ersten Stock visavis erzählt, daß es jetzt noch schwieriger ist für sie, weil der Johann, „was der Bursch vom eingerückten jungen Herrn ist, gar so viel essen tut". Eine Dame kommt und bittet für die nächste Woche um einen Viertelliter mehr, weil ihr blutarmes Töchterchen auf Verordnung des Arztes eine Milchkur machen soll, gerade jetzt. Von einer alten Frau im Souterrain ist die Rede, deren Hauptmahlzeit immer der Kaffee war, und von einer Familie in der nächsten Gasse, die drei Soldaten bei sich einquartiert hat, die ebenfalls gern Kaffee trinken. Die Marktleute klagen, weil auch sie so tagsüber hauptsächlich von Kaffee nähren und ihre eigentliche Mahlzeit erst am Abend nehmen. Tee sättigt sie nicht und ein Schwarzer ebensowenig, ganz abgesehen davon, daß er sie „zu aufgeregt" macht. Die Milchfrau seufzt. Nein, sie hat es jetzt gar nicht leicht. Statt 150 oder 200 Liter im Tag werden ihr nur 60 oder 70 zugeteilt. Und damit soll man allen Wünschen gerecht werden! Ein paar Kundschaften hat sie trotz ihrer Ueberredekunst schon verloren. Freilich, alle Menschen haben es jetzt schwer und, wenn sie auch meint, es könne dies und jenes vielleicht doch anders eingeteilt und organisiert werden, soist der letzte Schluß jeglicher Erwägung eben doch: Es ist ja Krieg und es werden wieder bessere Zeiten kommen. H. T.

Feuilleton.

Vom Friedens-Bratter zum Kriegs-Prater.

(Nach historischen Quellen.)

Mitten im Getümmel des gewaltigen Völkerringens feiert er, den wir stolz und zärtlich „unseren" Prater nennen, seinen hundertfünfzigsten Geburtstag. Am 9. April 1766 verlautbarte das „Wienerische Diarium" nachstehenden Erlaß vom 7. April: „Avertissement! Es wird anmit jedermänniglich kund gemacht, wasmaßen Se. kaiserl. Majestät aus allerhöchst an dem hiesigen Publico allermildest hegende Zuneigung Sich allergnädigst entschlossen und verordnet haben, daß künftighin und von nun an zu allen Zeiten des Jahrs und zu allen Stunden des Tags ohne Unterschied jedermann in den Bratter sowohl als in das Stadtgut frey spazieren zu gehen, zu reiten und zu fahren und zwar nicht nur in der Hauptallee, sondern auch in den Seitenalleen, Wiesen und Plätzen (die allzu abgelegenen Orte und dicke Waldungen wegen sonst etwa zu besorgenden Unfugs und Mißbrauchs alleinig ausgenommen) erlaubet auch Niemanden verwehrt werden soll, sich daselbst mit Ballonschlagen, Kegelscheiben und anderen erlaubten Unterhaltungen eigenen Gefallens zu divertieren: wobey man sich aber versiehet, daß niemand bei solcher zu mehrerer Ergötzlichkeit des Publici allergnädigst verstattenden Freyheit sich gelüsten lassen werde, einige Unfüglichkeit oder sonstig unerlaubte Ausschweifung zu unternehmen und anmit zu einem allerhöchsten Mißfallen Anlaß zu geben!" Am Samstag den 19. April veröffentlichte das „Wienerische Diarium" folgende „Nachricht": „Es wird hiemit jedermänniglich kund gemacht, wasgestalten Se. römisch-kaiserliche Majestät den weiteren allerhuldreichsten Entschluß gefasset, allen bürgerlichen Gastgebern und Cafesiedern, welche in dem Bratter tractieren, Wein, Bier, Caffee und dergleichen ausschenken, auch in diesem Ende Zelten aufschlagen oder andere Bequemlichkeiten daselbst verschaffen wollen, die Erlaubniß dazu gratis ertheilen lassen, auch dieserhalben das Behörige bereits an allerhöchstdero Herrn Obersten Hof- und Landjägermeister allergnädigst zu verordnen, anbeynebens aber noch ferneres allermildest anbefohlen haben, daß hienach nicht nur alle diejenigen, so sich um dergleichen Erlaubniß bereits gemeldet, oder noch weiters melden werden, zu verbscheiden, sondern auch solches durch die Zeitungsblätter dem Publico bekannt zu machen seye. Allerhöchstdieselben haben auch den allergnädigsten Befehl dahin zu erlassen geruhet, daß das Wasser zum Aufspritzen in der großen Allee des Bratters auf Unkosten der kaiserlich königlichen Hofjägereyamtscassa zugeführet werde. Von welch mehrmaliger zu Ergötzlichkeit des hiesigen Publici allermildestem Entschluß jedermann anmit benachrichtigt wird."

Es scheint, daß die Wiener von anno 1766 sich sehr rasch mit dem Pratergeschenke befreundeten und dabei mancherlei begingen, was bei den gestrengen Behörden Unzufriedenheit erregte. Denn am „Mittwoch II. Brachmonats 1766" findet sich im „Wienerischen Diarium" eine „Nachricht", datiert vom 7. Juni, die ihrer wirklich charakteristischen und vom kulturgeschichtlichen Standpunkte aus bemerkenswerten Fassung halber ebenfalls im Wortlaute wiedergegeben sei: „Es haben Se. römisch kaiserliche Majestät allermildest und allergerechtest zu verordnen geruhet, daß zwar der sogenannte Bratter und das sogenannte Stadtgut zur Ergötzlichkeit des allhiesigen allgemeinen Weesens sowie vorhin für jedermännigen, wer der immer seyn möge, offen verbleiben, jedoch beyde diese Erlustungsörter an den Sonn- und Feyertägen vor zehn Uhr vormittags einfolgsam vor dem gehaltenen Gottesdienst nicht eröffnet werden sollen, wornach sich von selbsten äußeret, daß keines, was Standes es auch seye, weder Fahrend, Reitend, noch zu Fuß an denen Sonn- und Feyertägen vorgedachter vormittägiger 10ter Stund in den Bratter oder das Stadtgut bey schwerer zu befahrend habender Bestraffung hineinzubringen noch auch auf Schiffen vor ersagt 10ten Stunde vormittags an denen Sonn- und Feyertägen in dem Bratter und das Stadtgut über oder hinab zu fahren sich erkecken möge. Gleich dann auch nach ermeldt allerhöchst seiner römisch kaiserlichen Majestät allerhöchsten Verordnung, die in dem Bratter oder in dem Stadtgut befindlichen Wein- und Bierwirth, Gastgebereyen, Kaffeesieden und allübrige kleinere Krammersleuthe bey gleichmäßig schwerer Bestraffung sich nicht erfrechen werden, an denen Sonn- und Feyertagen vor der 10ten Stunden vormittags etwas auch nur das allermindeste auszuschänken, auszuspeisen oder zu verkauffen. Annebst auch noch weniger einiges Spiel oder andere Ergötzlichkeit zu halten. Hienach habe seine römisch kaiserliche Majestät weiters allergnädigst anbefohlen, welchergestalten nach Maßgabe der in dieser Haupt und Residenzstadt sonsten gewöhnlichen Sperrordnung in den Bratter und gegen das Stadtgut alltägliche durch dreye in verschiedenen Orten abzubrennende Pöller des abends die Losung dahin gegeben werde solle, daß nach Abbrennung sothaner dreyer Pöller sich jeder männiglich ohne Rücksicht der Würde oder des Standes reitend, fahrend oder gehend mit allerlaubter Gemächlichkeit jedoch aus dem Bratter und Stadtgut heraus und zurück zu begeben haben wird, allenmaßen derjenige, er seye reitend, fahrend oder gehend, welche nach Abbrennung derer dreyen Pöllern sich wieder die allerhöchste Verordnung seiner römischen kaiserlichen Majestät in denen Zelten oder anderen Orten aufhaltender betretten ließe, nicht nur arrestierlich angehalten, sondern auch nach Beschaffenheit noch mit einer anderweit geziemenden Bestraffung angesehen werden würde . . ."

Der 7. April 1766 ist und bleibt aber trotz jener und manch anderer Einschränkungen, die nachher noch erfolgten, der Geburtstag des Wiener Praters als Volksprater, um

Fremdenblatt 6. Apr. 1916

Arbeiterzeitung 9.IV.1916 98 1

Vater und Sohn.

Der Krieg hat überall seine Spur gezeichnet. Auch in den Kleinigkeiten des Lebens schuf er seine Veränderungen. So kam es auch, daß eines Tages der Mann, der mir seit Jahr und Tag die Schere an Haar und Bart gelegt hatte, aufs Roß kam und mit dem Roß nach Rußland und ich nun ohne den lustigen Verschönerungskünstler dastand, der mit meiner Eigenheit, in längstens zehn Minuten die Verjüngung über mich ergehen zu lassen, schon so gut vertraut war. Wenn doch niemand im Kriege Schwereres zu ertragen hätte! Darum geht es auch nicht und ich erzähle, daß der ehrsame Herr Kisely Dragoner geworden ist, auch wirklich nur darum, weil das Erleben der Geschichte, die hier folgen soll, damit begonnen hat.

*

Ohne die zeitweilige äußere Wiederherstellung kann der Mensch nicht leben und so mußte auch ich mich um einen neuen Haar- und Bartschneider umsehen, dem die Kunst der Raschheit ebenso eigen war. Ohne lange zu suchen, trat ich denn eines Tages in einen kleinen Laden, der an meinem Wege lag und an dem ich täglich vorbeikommen mußte.

„Kann ich in zehn Minuten den Bart geschnitten haben?"

„Nehmen der Herr nur Platz ... Karl ... gib mir die neue Scher' heraus."

So darauf die heisere Stimme des Meisters, der seltsam in die Umgebung paßte. Der Mantel, den er mir umwarf, war nicht frisch aus dem Kasten geholt, nicht einmal das Vorsteckluch. Aber nun saß ich schon und so dienstfertig war der Mann, daß es ihm schier den Atem verschlug. Uebersprudelnde Freundlichkeit verbunden mit der allen Kellnern, Friseuren und den Millionen anderen eigenen Sprachgewohnheit, die Unterwürfigkeit für Bildung nehmen, der Unterschlagung des persönlichen Fürwortes in der Anrede und damit eigentlich der Person.

„Sind der Herr gewohnt mit der Nuller?" (womit der röchelnde Mann die Maschinschere Nr. 0 meinte) ... „Befehlen den Kopfpolster höher?" ... „Wünschen der Herr eine Zeitung?" ... Und dann die eigentliche Gesprächseinleitung ... „Was sagen der Herr zu Italien?" Das war gerade damals, als die Italiener der Interventionistenteufel ritt und eine friedliche Verständigung mit dem Sonnenland immer unwahrscheinlicher wurde.

Ich blieb die Antwort zunächst schuldig. Allzusehr war ich damit beschäftigt, die neuen Eindrücke in mich aufzunehmen. Die rauchschwarze Tapete war so wenig einladend wie der Mantel und das Vorsteckluch.

„Bei d e m Friseur wirst du nicht alt," war mein erster Gedanke. Da mich seine kalte, wie mir vorkam, etwas schweißige Hand berührte, lief ein Mäuschen über meinen Rücken und ich dachte weiter: „Der Mensch ist ja tuberkulös." Ganz roh, ganz gewalttätig: „Der Mensch ist ja tuberkulös."

Schwer atmend arbeitete der Mann weiter. Durch den Spiegel konnte ich sein aschfahles Antlitz schauen. Ich hatte mich nicht getäuscht. Plötzlich fühlte ich, daß der Halspanzer des Mantels und Vorsteckluches zu eng wurde; alles in mir rang nach Luft.

„Bitte, möchten Sie nicht die Tür öffnen?"

„Wie der Herr wünschen. Ich habe den ganzen Tag die Tür offen. Mir tut die Luft so gut." Und schon ist er bei der Tür und öffnet sie und breit flutet der Sonnenstreifen in den schmalen Laden, unbehindert von den gestickten Vorhängen, die an den Türrahmen genagelt sind.

„Jeder Patriot trägt dieses Abzeichen," steht da an der Wand und darunter sind auf Karten drei Reihen von Porzellanknöpfen geheftet, die irgend einen Feldherrnkopf aufgebrannt haben. Neben jeder Reihe der ungleich großen Köpfe der Preis. Zwanzig, vierzig und sechzig Heller oder zwanzig, dreißig, vierzig. Das weiß ich nicht mehr. Wie billig es einem die Kriegsindustrie macht, Patriot zu werden!

Eine kleine Ablenkung, dann aber wieder dieselben Gedanken: Wie seine Backenknochen vorstehen ... dann diese Röschen auf den schlaffen Wangen, der matte Blick. Ob er sich seines Zustandes wohl bewußt ist? Auch der Fußboden schien mir schon lange nicht gescheuert; und obgleich nun die Sonne in den Laden spielte, mein Unbehagen stieg. Dann die andere Gedankenreihe ... Wenn man ihm doch helfen könnte und damit all den Ahnungslosen, die sich ihm anvertrauen, die in diesen Laden kommen und aus ihm vielleicht mit Keimen behaftet treten! Alles, was hier zu sehen war, der Alte mit dem buschigen braunen Schnurrbart (der Alte, sage ich, er war gewiß noch nicht über fünfzig), die Tapete, die Patriotenabzeichen, das Gerät und die Wäsche, das war alles so armselig, und von allem schienen so deutlich die Tuberkeln zu grüßen, daß ich am liebsten Lösegeld gezahlt hätte, um nur rasch davonzukommen; aber mir ging es wie manchmal im Traume, daß man das Gefühl hat, laufen zu müssen, und doch nicht von der Stelle kann.

Dann also irgendwie helfen. Aber so einem verhungernden Kleinmeister helfen! Nichts schwerer als das. Da steht immer gleich die ganze Existenz auf dem Spiel. Vielleicht kennt er nur den Ernst seines Zustandes nicht. Vielleicht hat er aus Friedenszeiten etwas in den Krieg herüber gerettet: kann sich selbst helfen. Das wäre wohl das Einfachste.

„Ja, Italien!" platze ich plötzlich heraus ... gerade als sich der andere hüstelnd abgewendet hatte. „Wenn uns nur mit Italien der Friede erhalten bliebe. Wie notwendig brauchen wir den Süden mit seiner Sonne, seiner Wärme, seinem Meere. Waren Sie schon am Meer?"

„Am Meer, befehlen der Herr, nein, am Meer war ich noch nie."

„Das möchte Ihnen gut tun, wenn Sie so auf ein paar Wochen hinunter könnten! Da ist herrliche Luft. Oder nach Südtirol ... Gries, Meran."

„Ja, schön wär's schon, dazu gleugt's für unsereinen aber nicht. I bin froh, daß ich jetzt für'n Buben das aufbring' für Gleichenberg."

„Können Sie nicht mit?"

„Aner muß da sein beim G'schäft. Im Herbst vielleicht ... Bis der Bub z'ruckkommt, nimm ich an' G'hilfen dazu und dann kann der Bub 's G'schäft führen und ich geh' fort. Um d' Luft is 's nicht, so oft i nur kann, steh' i eh in der Ladentür ..."

Die enge Vorstadtgasse mit ihrem Staub und ihren Verwesungsdüften als Luftkurort.

„Und Milch sollten S' halt viel trinken, Milchspeisen und gebratenes Fleisch ... Gute Kost und gute Luft ist die beste Medizin."

Damit stehe ich schon am Zahltisch. „Was bekommen Sie?"

„Vierzig Heller, bitte."

„Bei diesen teuren Zeiten ... vierzig Heller! Da können Sie ja nicht Ihr Drauskommen finden. Ein Liter Milch kost't ja heut schon mehr." Und dann lüge ich ihm vor, daß ich immer sechzig Heller für das Bartschneiden gezahlt hätte, und lege diesen Betrag auf den Tisch. Ein Seidel Milch. Vielleicht hat er mich verstanden. Da ich den Laden verlasse, bin ich schon zum „Doktor" aufgestiegen.

Und diese Anrede habe ich den ganzen Sommer über nicht mehr losgebracht. Man weiß ja, wie wenig in Wien eine Abwehr gegen diese Unsitte gilt. Ich habe es nämlich nicht zuwege gebracht, auszubleiben. Täglich stand der Mann zwischen der Tür im „Luftkurort", wenn mich mein Weg vorüberführte, und so oft ich vorbeiging, hatte ich das Gefühl, er sehe mich daraufhin an, ob ich nicht schon wieder schnittzeitig sei und ob ich nicht vielleicht anderswo sein Geld hintrug. Aber immer quälender wurde dieser Gang in die Tuberkelkammer, die immer leerer wurde. Nur der Greisler von nebenan blieb treue Kundschaft, auch dann noch, als der Meister schon den Hals vermummelt hatte. Er hatte Geschwüre, die nach außen aufbrachen. Aber noch immer seifte er seine Kundschaft ein und kratzte sie mit dem Scherenmesser ab, noch immer wusch er den Rasierten das Gesicht mit seinen Händen. Nur reden konnte er fast gar nicht mehr. Das war nur noch ein heiserer Hauch, der sich seinem Munde entrang.

Im Hochsommer gab er meinem Drängen nach, doch etwas für sich zu tun. Eines Tags empfing mich im Geschäft ein neues Gesicht, ein echter „Friseurkopf", so wie ihn die Schildermaler so gern unter der baumelnden Messingschüssel darstellen. Gewelltes Haar, künstlich gebrannt, gewichster Schnurrbart und aufgezwirbelt dazu. Längst über das kokette Alter hinaus und doch noch ganz in ihm haftend. In der rechten Scheitelwelle steckt der Kamm.

„Na, was ist's denn mit dem Herrn X?"

„In Schönbrunn is er draußt. Er fahrt jetzt alle Tag' a bißl ins Freie."

Arbeiterzeitung 9.III.1916

Vater und Sohn.

Wieder einige Wochen später war auch der „Karl" wieder da. Der Sohn aus Gleichenberg. Sonngebräunt, aber sonst kaum merklich besser. Beugte er sich über einen, dann hörte man so deutlich das „Ziehen" in der Lunge, und war der aufgeschossene Junge in gebückter Stellung, so mußte er sich immer wieder selber einen Ruck geben, um sich geradezurichten.

„Geht jetzt nicht der Vater fort?"

„Jetzt im Herbst . . . na, er will's fürs Frühjahr verschieben. Jetzt liegt er übrigens scho a paar Täg'."

„Er liegt? Hat er Fieber?"

„Es geht ihm recht schlecht."

„Was sagt denn der Doktor?" Und was dergleichen Fragen mehr sind.

Dann kam mein letzter Besuch. Ich mußte auf einige Wochen fort, und damals schon sagte ich mir, indes gilst du als verlorene Kundschaft und kehrst nicht mehr wieder. Beim letzten Besuch sprach ich auch von der längeren Reise und gab noch Grüße an den Vater auf.

*

Vier Wochen später sitze ich eine Gasse weiter bei dem anderen Friseur. Sehr freundlich behandelt und liebenswürdig ausgefragt. Das Wichtigste für einen Friseur ist, eine neue Kundschaft auszuholen. Er muß wissen, ob sie nur vorübergehend in das Geschäft geschneit kam oder vielleicht ständig werden könnte. So auch dieser. Ohne Glück, wie ich gleich sagen will. Dann erzählt er Neuigkeiten vom Grund.

„Jetzt ramt der Tod aber urndli bei uns auf. Vorige Woch'n hab'n s' den X begraben und gestern is der Fleischhacker . . ."

„Der X ist gestorben?"

„Ja, den hat der Herbst mitg'nommen."

„So so, der ist tot . . ."

Dann ließ ich wortlos die Schilderung des Gepränges bei der Hausherrnleich' über mich ergehen.

*

Nun ist's Frühling. Einige Wochen ist es her, als wir irgendwo über das gewaltige Tuberkulosesterben sprachen, über Einzelschicksale. Da mengte sich ein Kollege ins Gespräch. „Den Friseur X hättest du kennen müssen und seinen Sohn. Da hättest du Schreckliches erlebt."

„Den X . . . hab' ich gekannt, der ist ja im Herbst gestorben."

„. . . Und vor acht Tagen sein Sohn."

„Sein Sohn auch?"

„Ja, eines Tages komme ich in das Geschäft und sehe wieder ein fremdes Gesicht."

„Wo ist denn der junge Herr?" frage ich.

„Da hängt sei' Partezettel . . . morgen is d' Leich'," und wirklich hing dort an dem Haken der blauumränderte Zettel.

„Es war eh besser für ihn . . . 's G'schäft is ja immer leerer word'n."

*

Wie wäre hier zu helfen gewesen? Dem Vater und dem Sohne zunächst und dann all den Ahnungslosen, die hieher gerieten? Ein ewig sprudelnder Bazillenquell so ein Laden, aus dem Tod in alle Weiten strömt. Vielleicht wären sie noch zu retten gewesen, damals, als die Italiener Krieg begannen, aber wo hätte privates Eingreifen hindern können, daß von dieser Kammer aus Tod und Verderben ihren Weg nehme. Die Tuberkulose ist eine ansteckende Volkskrankheit, doppelt gefährlich und tückisch, wenn die Menschen wenig zu essen haben. Die Tuberkulose ist anzeigepflichtig für die Statistik — aber noch immer nicht dazu, daß ihr der Weg zu weiteren Opfern gesperrt werde. Was hätte hier geschehen müssen? Vater und Sohn aus dem Geschäft nehmen, die beiden Träger des kleinen Unternehmens, von dessen Ertrag eine Familie lebte; dann hätte der Laden gründlich bazillenfrei gemacht werden müssen, ein Leiter hätte für das Geschäft bestellt werden müssen oder die zurückbleibende Frau hätte dazu Geld auf die Hand bekommen müssen. Alles das haben wir aber weder in unserer Verwaltung, noch innerhalb der privaten Fürsorge die helfenden Menschen, noch das Geld. Die öffentlichen Wächter, die über die Gesundheit zu wachen haben, sind Wächter ohne Waffen.

Max Winter.

häuslichen Herd naturgemäß den Bedarfsmais herabmindert. Das ist eine Tatsache, die sich nicht ändern läßt, und die auch durch die weiseste Bevölkerungs- und Wirtschaftspolitik kaum abgeschwächt, geschweige denn aus der Welt geschafft werden könnte. Mit dem Menschendefizit, das dieser Krieg uns beschert,

[illegible] Beschränkungen bisher eben-wenig abgestellt werden, wie die Umständlichkeit und Schwerfälligkeit der Verwaltungsmaschinerie. Wirksamer als alle früheren Reformversuche in dieser Richtung dürfte sich aber nunmehr der durch den Krieg hervorgerufene Umschwung in den Bevölkerungs-

[illegible] Kriegsmaterial erbeutet. Die beteiligten Truppen, und zwar außer der Kolomeaer Landwehr noch ein kombiniertes Detachement aus Tiroler Truppen und eine Abteilung Standschützen, leisteten Hervorragendes.

Italienische Kammer.

Die Kohlennot.

KB Zürich, 7. April.

In der gestrigen Sitzung der italienischen Deputiertenkammer erklärte ein Unterstaatssekretär in Beantwortung von Anfragen, daß

Unsere belletristische Beilage

Die Sonntags-Zeit

(Seite 11 bis 14)

enthält folgende Beiträge:

Die Granate. Von Rudolf Freiherrn von Kayri.
Nach Triest. Von Johannes Tummerer.
Die Spiegelscheibe. Von Friedrich Schwarz.
Knospen. Von Artur Fürst.
Sterben. Von Werner Peter Larsen.
Woher — Wohin? Von Elf Norrbo.
Ein Stückchen Blau des Himmels. Von Max Hayek.
Die Hand. Von Grete Mischler.
Die Dankvisite. Von Alfred Drasche-Lazar.
Zeit-Strophen. Von Florian.

Feuilleton.

Wiener Kinder und Soldaten.

Von Karin Michaëlis-Stangeland.

Es liegt Frühling in der Luft. Oben auf dem herrlich-hohen flachen Dach, um das alte Wiener Kirchen und Schloßtürme stolz die Wacht halten, um das die ferne blauenden Wienerwaldhügel einen Wall bilden, fangen die Gräser schon an zu sprießen, springen die Knospen auf. Die Sonne glüht auf die Donaukiesel des Daches so beharrlich, als hielte es sie, geblendet durch die eigene Helligkeit, für verlassene Eier von Meervögeln, die um jeden Preis ausgebrütet werden müßten.

Die Kinder schwimmen in der blauen Luft. Ihre weißen, roten und gelben Haarbänder flattern. Ihre Zöpfe tanzen auf den Matrosenkrogen. Mit dem Finger an der Nase, mit ernstem Stirnrunzeln, mit nachdenklichen Linien um den süßen Mund, berät man die heutige Soldatenjause.

Es ist nicht die erste, vielmehr wohl die zwanzigste. Aber jedesmal ist es gleich neu und aufregend, gleich maßlos merkwürdig. Denn jedesmal sind andere Gäste, Deutschösterreicher, Deutsche, Ungarn, Polen, Ruthenen, Kroaten, Bulgaren, Türken; und jedesmal andere Wirte: zwei Klassen.

Zwei Wirte für jeden Gast! Ist so was erhört! Heute sind die Allergrößten und die Allerkleinsten die Gastgeber.

Die Vierjährigen bilden einen unförmlichen Klumpen, stecken die Köpfchen zusammen, während sie nach hinten mit den Füßchen ausschlagen. Ein Streit um den Vortritt ist ausgebrochen. Wer darf die Stecknadeln tragen, mit denen sich die Herren Krieger ihre Blumen anstecken sollen? Sie sagen „Krieger", nicht mehr „Soldat". Ein Mäderl aus dem Realgymnasium, das „sehr gut" in Deutsch hat, hat nämlich herausgefunden, daß Soldat von Sold kommt. Nun klingt ihnen Soldat nicht mehr gut. „Das ist so, als ob sie es um Geld täten," meinten die Großen, und die Kleinen sagen „Krieger".

Die Allergrößten fühlen schon die Last der Verantwortung. In die Spitäler zu gehen und die Krieger artig und lächelnd mit einem Knicks zur Jause einzuladen, das war kinderleicht. Aber für ihre Unterhaltung sorgen, Zigaretten finden, Milch zur Jause verschaffen, ist eine andere Sache.

In Friedenszeiten kommt die Jause von selbst auf den Tisch spaziert. Jetzt gibt es wenig Milch, und der weiße Kaffee ist in den Kaffeehäusern verboten zwischen zwei und sieben. Die Soldaten bekommen alle Tage schwarzen Kaffee literweise, das kann man ihnen bei festlicher Gelegenheit so wenig anbieten wie Tee und Limonade. Bier kann man natürlich nicht geben, weil erstens die ganze Schule dem Alkohol ewige Feindschaft geschworen hat, zweitens weil Bier so abscheulich riecht.

Glücklicherweise hat der Kaiser bestimmt, daß jedes Kind täglich einen halben Liter Milch bekommt. Daraus ergibt sich die Lösung: man opfert seine eigene Jausenmilch.

Auch Zigaretten sind schwer zu haben. Aber wenn sich siebenhundert Kinder zusammenrotten, bitten, betteln, flehen, schmeicheln und streicheln, kann auf die Dauer kein Großvater, kein Onkel und kein Freund widerstehen. Was Wunder, wenn das Sekretariat der Schule aussieht wie eine Trafik in Friedenszeiten.

Im Turnsaal wird gedeckt. Bei jedem Gedeck ein liebevoller Frühlingsstrauß; nirgends gibt es so verschiedenartige Frühlingsblumen wie in Wien, und nirgends versteht man sie so reizvoll zusammenzubinden. Sie bilden Reim und Rhythmus. Jedes Sträußchen ein Liebes- und Dankgedicht der Kinder an den Schützer der Landesgrenzen. Hunderte lustiger bunter Wimpel beleben den Raum. Die Turngarderobe hat sich in das eßbare Haus aus „Hänsel und Gretel" verwandelt. Ursprünglich sollte jedes Kind nur seine eigene Jause mitbringen, aber das war nicht zu machen. Sie schleppen so viel Lebensmittel herbei, daß selbst der hungrigste Soldat platzen müßte wie eine Granate, sollte er seinen Teil selbst aufessen.

Der Unterricht in der Schule geht trotz des allwöchentlich wiederkehrenden Festes seinen gewohnten Gang. Also gilt es, die Kameraden nicht zu stören. Eine schwierige Sache. Hier wird geprüft, dort wird geprobt. Kann man die Kameruner Wachtparade lautlos einüben? Kann man geräuschlos den holländischen Holzschuhtanz einlernen?

Durch die endlosen Korridore wird nur so geflogen. Auf den Zehen. Die Zungenspitze hinausgestreckt. Rote Beine. Weiße Beine. Klirrende Sporen. Silbergeschmückte Miederleibchen. Rauschende Röckchen. Das Empfangskomitee ist in Weiß, das Vergnügungskomitee in ungarischer Nationaltracht.

Das Empfangskomitee wartet im Stiegenhaus an den Aufzügen, die reich mit Fähnchen geschmückt sind. Auf die Sprachkenntnisse kommt es hier an. Die kleine Schwechaterin ist gut zu brauchen. Ihr treuherziges Schwäbisch dringt den deutschen Kriegern tief ins Gemüt. Aber am geschätztesten sind in diesem Komitee die, die ein paar Worte ruthenisch, bulgarisch oder gar türkisch können.

Aus dem Aufzug steigen „blessierte" Krieger, ein wenig befangen auf den Kameraden oder die Krücke gestützt. Sie werden mit würdiger Freundlichkeit begrüßt. Man muß sich erst miteinander auskennen. Die intime Freundschaft wird nicht sofort geschlossen, aber bald.

Die Gäste werden zuerst aufs Dach geleitet. Sie machen große Augen. Sie hatten nicht geahnt, daß es solche Dächer gibt. Man kann ja beinahe mit der bloßen Hand die Kirchtürme anfassen. Wie flott die dastehen! Selbstbewußt wie Tulpen, und wie große Schmetterlinge fliegen die lächelnden und lachenden Kinder herum, mit hellen Augen und seidnen Haaren bis

Die Zeit 9. IV. 916

Im Stammbeisl.

„Dös hat ja eigentli gar kan Sinn, daß in der Schweiz 's Heiratsverbot für Luftfliager aufg'hob'n word'n is. Anständige Frau'nzimmer heiraten eh net so Männer, wo s' Angst hab'n müass'n, daß heut' heiraten und moring schon alser a arme Wittib in d' Versorgung geh'n könna," sagte Stichler.

„Ueberhaupt," rief Schwasser, „wird si kan g'scheit's Frau'nzimmer find'n, was si mit so an duftigen Windbeutel kopulier'n lassen wird. Erstens bild't si do no a jede ein, sie is an Engerl. Wann aber erfliagt und net sie, kann sa sie mit ihrer Engelhaftigkeit haugeigen lass'n. Und nacher is dös a was Guat's, mit an Mann leb'n z'müass'n, der alleweil d' Frau nur so von oben herunter anschaut, bei aner jeden Klanigkeit glei in d' Höh' geht und den ma mir nix, Dir nix steig'n lass'n kann?"

„No?" fragte Oberberger den witzigen Schwasser, der sich bemühte, von den Gesichtern der Tischgenossen der Reihe nach mit forschenden Blicken die Wirkungen seines gottgesegneten Humors herabzulesen: „No? Bist mit Dein Pensum schon firti? Fallt Dir net auf d' Luftschifferei do no a G'spaß ein? M'r kunnt am End' a no sag'n, d' Luftschifferei is kan solider Beruf, weil er auf kan festen Fundament baut is, a Luftschiffer sein Leben lang si für andere rackern muaß, und si' net auf d' eigene Füaß stell'n kann ...."

Aechzend fiel Stichler ihm ins Wort: „Jetzt gibt der a no sein Kren dazua und alle zwa mach'n, aner nach'n andern, ihnare blöd'n G'spaß, plausch'n an Unsinn z'samm ..."

„Wia der englische Schwindler Askiß oder Paschkis und der wälische Platt'nbruader Salantra, der frühah'r amal, wahrscheinli Schalanter g'haß'n hat, wia der Lump in dem g'wiss'n Stuck vom jöligen Anzengruaber," unterbrach ihn Schwasser.

„Alle dö Pülcher sollt m'r in an Poulardschiff steck'n, 's ganze Glumpert, was si bei dem gottverfluachten Krieg bereichert und deßtweg'n alles dransetzt, daß er kan End' nimmt, nacher sollt' m'r s' ins Eismeer außitreib'n und dort einfrier'n lass'n, daß s' nimmer z'ruck könna. Dös wär a Glück für d' ganze europäische Menschheit und d' asiatische dazua," schrie Stichler.

„Heut' bist aber wieder amal schiaf g'wickelt," sagte Spannagl vorwurfsvoll zu ihm. „M'r muaß si net just mit dö traurigsten Sach'n 'n Schädel vollmach'n; m'r hört a von Sach'n, dös was am a Freud' mach'n. So zum Beispiel von dem Poulardschiff Aurora, von dem m'r glaubt hat, 's is hin und daß mit dera Expedition ..."

„Versand," rief Schwasser.

Spannagl sah ihn glotzäugig an und war so stützig geworden, daß er keine Worte fand, um fortzufahren:

„Meiner Söl', i wier mi um an Kamarnet für an anschichtigen, soliden Herrn am Stanhof für Di umschau'n," rief Oberberger dem unleidlich werdenden G'spaßmacher zu.

„So soll er halt, wann er zu deutsche Männer red't, deutsch red'n," verteidigte sich Schwasser. „Jetzt sagt m'r nimmer Redaktion, sondern Schriftleitung, nimmer Administration, sondern Verwaltung und anstatt Expedition haßt 's: Versand."

Spannagl jammerte: „Was red'st denn für a blöd's Zeug z'samm; 's hat si ja net um a Zeitungsbladl g'handelt, sondern um d' Nordpolexpedition vom Schack'l, scheck'l, sched'l, schack'l ..."

Spannagl blieb stecken; er kam nicht auf den richtigen Namen des Nordpolforschers.

„Sixt, jetzt kummst selber nimmer weiter mit dö varafluachten Fremdwort," sagte Schwasser und fuhr begütigend fort: „'s is aber a z'dumm, daß so a Mensch, wann er a a g'lernter Eispolak is, glei zwa Vornam' hat und alle zwa glei für alle Tag' in Gebrauch nimmt. Der Mensch haßt entweder Schackerl oder Toni. Schackerltoni is do a bissl z' viel."

„Wann er bloß a recht a große Menge Eisbär'n, Seehund' und Schneegäns nach Europa mibracht hätt', da hätt' ma wenigstens was von dem seine Büldung," sagte Stichler.

„Hast recht," erklärte Oberberger, „dös war no 's anzige, was m'r aus 'n Nordpol aussabrateln kunnt'. Menschen gibt 's dort kane, glücklicherweis', sonst war'n s' schon lang von d' englischen Seeraub'r beim Krawatt'l packt und geg'n uns und uns're deutschen Brüader an d' Fronten spediert word'n, war'n s' edle Mitkämpfer für d' Freiheit und 'n Fortschritt, war'n s' konzessionierte Träger von dera Kultur, aber e von verlauste Pelz grad a so wia dös ganze, miserabliche, ekelhafte G'sindel, mit dem mir und uns're deutschen Brüader jetzt bereits zwa Jahr lang raf'n müass'n, daß d' Fetz'n und d' Läus' bloß so in der Luft umersliag'n."

Aergerlich rief Stichler: „Soll'n uns überhaupt in Ruah liass'n mit ihnare wiss'nschättliche Erfindungen und Entdeckungen, dö Narr'ndatt'l, dö Teppen! Der Nordpol is eh bereits erfunden; was woll'n s' denn no? Jetzt waß m'r schließli und endli, wo d' Welt an Eck hat und si d' Wölf' guate Nacht sag'n. Soll'n s' aber jetzt mit ihnarer G'scheitheit einpack'n, daß vielleicht net, wann der jetzige Kriag do amol aus sein wird, bald d'rauf wieder a neucher kummt, weil a jeder Staat erklär'n wird, 's is d' heiligste nationale Pflicht von eahm, d' größten Opfer z' bringen, daß der Nordpol net von aner ander'n Nation eing'steckt wird."

„Oder, daß England wieder a Schüpp'l Minister, Generals und Diplomatiker bei d' Franzosen, Russ'n und Katz'lmacher si kauft, daß s' geg'n unsere deutschen Brüader losgeh'n, weil dö in der Fabrikation von G'störbalsam, der fürn Nordpol a wichtiger Ausfuhrartikel werd'n kunnt, ihna was vorgeb'n könna," erklärte Oberberger und schloß: „San eh schon a Menge ganz überflüssige Sach'n entdeckt word'n, wo m'r schon sag'n: Nise! Wann m'r dö net hätt'n! Der Kolumbus hätt' a was G'scheiters tuan könna, als uns „Land, Land" in d' Ohrwasch'ln z' schrei'n. Hab'n mir oder unsre deutschen Brüader was davon, daß dös Land „Land, Land" Amerika is? San mir deßtweg'n jetzt aus 'n Wasser? Ja! An Klenkas! I pfeif' auf den Kolumbus und wann m'r heut kan süffigers Bier kriagt, pfeif i aufs Beisl a. Leopold, zahl'n! **Thomas Berger.**

Österr. Volkszeitung 9./IV. 1916

Österr. Volkszeitung
9./IV. 1916

82

* **Kind Pikkolo.** Das ist die im wörtlichen Sinne jüngste Figur aus dem Kriegskaffeehause: Kind Pikkolo. Der Personalmangel hat sie geboren, und Kind Pikkolo zeitlicher in den Servierdienst gestellt als im Frieden. In jedem größeren Café sieht man jetzt den kleinen Kellner, noch kleiner, noch kindlicher als früher. Sein Assentmaß ist herabgesetzt worden und in seinem Smoking sieht er aus, wie ein Bub, der eben vom Kinderball kommt. Und er hat durchaus keine untergeordnete Funktion. Er ersetzt den Zuträger, bringt Kaffee und Zeitungen und kennt schon vorzüglich die verschiedenen Sorten der Kartenspiele. Man will freilich beobachtet haben, daß seit der Anwesenheit von Kind Pikkolo der Gläserverbrauch gestiegen ist. Er versteht noch nicht, eine überlastete Tasse geschickt zwischen vollbesetzten Tischen hindurchzujonglieren. Aber seine Distinktion: das Hangerl trägt er mit selbstbewußtem Stolze, er versäumt keine Gelegenheit, es aufzurollen und die Brotkrümmchen vom Tisch wegzufegen. Er ist nach wenigen Tagen im Café schon sehr heimisch, schlagfertig und redegewandt, prompter mit schnippischen Antworten als mit der Bedienung. Er pflegt sich auch gern — man weiß, wie Kinder sind — an der Konversation der Gäste zu beteiligen. Man geht nachsichtig mit ihm um, und wenn er noch nicht recht begreift, was eine Ovomaltinmelange ist, — man versteht und verzeiht. Mein Pikkolo wird sicherlich Karriere machen. Frühzeitig bedient, wer ein Zahlkellner werden will ... Vorläufig möchte man ihn freilich schlafen schicken, wenn er nachts müde herumsteht ...

Fremdenblatt
13/IV. 1916

64

* (**Der Hernalser Kalvarienberg.**) Jetzt ist wieder die Zeit für den Kalvarienberg-Jahrmarkt. Wie zäh und festgewurzelt ist die Tradition der alten Wiener Bräuche, besonders wenn sie irgendwie ein populäres Programm haben. Der Spaziergang in die Kalvarienberggasse bietet Lustigkeiten, Volksleben, etwas Festlichkeit, buntgemischte Versammlungen. Das alles hat sich im Kriege nur wenig geändert. Da sind die alten Buden und die alten Feigenkränze, das üppig aufgehäufte Studentenfutter und Pomeranzen. Da ist das Kinderspielzeug mit kriegsgemäßer Aktualität: Trompeten und Säbeln, Papiertschakos und Karton-Luftschiffe. Da sind die Händler mit ihren aufgeblasenen färbigen Ballons. Dieses Potpourri der graziösen Nichtigkeiten, dieses Kalvarienbergspalier, ist heuer natürlich um einige Heller teurer geworden. Aber was tut es? Man zahlt hier ja nicht nur die Ware, sondern den Jux, im Marktpreis ist immer der Aufschlag für die Vorstellung: „Kalvarienbergtreiben" mitenthalten. Wer will rigoros den inneren Wert des „Windradels" berechnen, wenn er sieht, wie sich die Kleinen mit diesem grellbemalten Nichts amüsieren! Schon dies ist eine Hetz: wie die Frauen im Chorus auf jeden Passanten einschreien: „Kaufen S', gnä' Herr, Pomeranzen ... Feigen ... Datteln!" Indessen: auch der Kalvarienberg hat heuer seine Sensation: im Gassenlokal eines alten Hauses ist die „tätowierte Dame" einquartiert. Das ist ein Aufsehen und erstauntes Gaffen um diesen seltenen Gast, der auf einem Plakat in höchst effektvoller Pose zu sehen ist. Das ist ein Gedränge um den Ausrufer, der das ganze Kalvarienbergpublikum heranschreit! Es ist ein Hernalser Wurstelprater, der sich um die altehrwürdige Kirche etabliert hat ...

Das Antlitz der Heimat.

Skizze von M. Röck.

Hauptmann Franz Linhart stand vor der Tür der Sennhütte, die ihm und seinen Kameraden seit Monaten zur Wohnung diente. Entzückt schweiften seine Augen über die schneeigen kühnen Berggipfel, die im Strahl der grellen Märzsonne wundersam leuchteten. Wie oft hatte er hier, an den Pfosten der schmalen Tür gelehnt, gestanden: Im wilden Brausen des Herbstwindes, im Schauer von Hochgewittern, in dichtem Schneesturm. Einmal in tiefster Ruhe so wie heute, meist aber unter jenem heulenden Zischen und Singen in der Luft, jenem tiefen Dröhnen und Donnern, das, vom Echo noch verzehnfacht, stunden- und tagelang an das Ohr der eisenfesten Wächter hier oben in der weltfernen Dolomiteneinsamkeit tönte und sie aber- und abermals daran mahnte, daß sie nicht gar so einsam seien, als stille, träumerische Stunden ihnen etwa vorzaubern mochten..

Heute aber herrschte tiefe Ruhe. Die Welschen schienen das ewige Feuern endlich satt bekommen zu haben. Gleichwohl standen die Vorposten wie Falken auf ihrem Felsenhorst.

Hauptmann Linhart saß nun im glastenden Sonnenschein auf der rohgezimmerten Bank vor der Hütte. Diese Märzsonne da heroben auf der Bergspitze, die meinte es wundergut. Sie setzte dem Hauptmann so zu, daß er genötigt war, seinen Rock abzulegen. Ach, wie wohlig strömte das Blut durch die vom langen Mangel an Bewegung etwas steif gewordenen Glieder! Hauptmann Linhart stand auf und ging wie ein Genesener mit langsamen Schritten vor der Hütte auf und ab. Die Sonne hatte allen Schnee aufgezehrt. Nur bergabwärts lag er zwischen den Nadelbäumen, die ihre schlanken Gipfel grüßend emporreckten. Ein Eichhorn hüpfte munter von Ast zu Ast, unbekümmert um den stillen Wanderer. Leises, schüchternes Vogelgezwitscher tönte ahnungsvoll und hoffnungsselig aus dem Wald herauf.

„Wie wenn Friede wäre..", murmelte Hauptmann Linhart.

Ein frohes Lächeln umspielte seinen Mund.

Für ihm kam ein kurzer, seliger Friede. Morgen schon. Wieder zog er das kleine weiße Blatt hervor. Oft und oft schon hatte er's gelesen, Wort für Wort, wie einen Liebesbrief. Jetzt hielt er es wieder vor sich, das Blatt, das den schlichten Titel „Urlaubsschein" trug...

Hauptmann Linhart war seit Beginn des Krieges im Felde. Neunzehn Monate fern der Heimat. Alle seine Kameraden hatten schon Urlaub gehabt. Für ihn war es bis jetzt nicht möglich gewesen. Bis gestern der Schein ankam... Deshalb schien ihm heute alles gar so hell und sonnig.

Er hatte weder Weib noch Kind, weder Mutter noch Vater. Und doch und doch! Die Freude — die Sehnsucht... Vor seiner Seele stand der Sefansplatz im Schatten des geliebten Domes, stand die Dreifaltigkeitssäule am Graben, standen all die traulichen Gassen und Gäßchen der Inneren Stadt, wo er als Knabe schon die Herrlichkeiten der Schaufenster bestaunt und als Kadett im knabenhaften Vollbewußtsein seines Wertes dahinspazierte. Das gelbe Kaiserschloß von Schönbrunn tauchte auf und die Gloriette hob sich zierlich ab vom tiefblauen Himmel. Die ehrwürdige Hofburg träumte wie eine vornehme Matrone still in den Frühlingstag hinein, im Schweizerhof präsentierten die Wachen und livrierte Lakaien stolzten würdevoll einher. Ueberall aber, in all den Gassen und Gäßchen, auf den Plätzen und in den Gärten und sogar in der stillen Burg ging und lief das liebe, bewegliche Volk von Wien, sein Volk, für das er neunzehn lange Monate gekämpft, gewacht, gearbeitet und gelitten hatte.

Wie wird es aussehen, dieses Volk?

Er brannte vor Sehnsucht und Begierde, die Gesichtszüge, die Gestalten zu sehen, die Gespräche zu hören, die Gefühle kennen zu lernen. Er kam sich vor wie Robinson, der nach endloser Einsamkeit auf weltferner Insel wieder in die Heimat kommt. Oder wie ein Afrikaforscher oder ein Nordpolfahrer. Aus einer ganz fremden Welt — der Welt des Kampfes und Hasses, der Welt, wo der Einzelne nur die Figur eines furchtbaren Schachspieles ist — aus solch einer Welt sollte er heimkommen, heim...

Auf ein paar Wochen wenigstens wieder Mensch für sich, Persönlichkeit, Einzelwesen sein... In seiner vornehmen stillen Wohnung gegenüber der Peterskirche hausen... In seinem Bett, einem wirklichen, wahrhaftigen Bett mit Einsatz, Matratze, Polstern und Daunendecke schlafen... Am Fenster des Grabencafés sitzen, Zeitungen lesen — Zeitungen, die das Datum des Tages trugen, an dem er sie las! — und dann wieder durch die hohe Spiegelscheibe hinausschauen auf die breite Straße, wo die Menge plaudernd vorbeiflutet... Und spähen — wie vor bald zwei Jahren — ob nicht aus der Menge von Gestalten die eine hohe, zierliche auftaucht, aus der Menge von schönen Frauengesichtern jenes süße, rosige, lockenumwallte... Und ob nicht jenes holde Köpfchen sich grüßend neigt...

*

Es kam alles so.

Noch mehr. Melanie von Springwalds Gesicht überflammte die Röte freudiger Ueberraschung, als Hauptmann Linhart grüßte. Am selben Tag brachte ein Dienstmann eine Einladung von Herrn und Frau Kommerzialrat zum morgigen Mittagessen. Punkt zwei Uhr. Linharts Gesicht rötete sich vor Freude. Das war mehr als er erwartet hatte. Er war mit den Springwalds bisher nur flüchtig, bei Bekannten, im Theater, auf der Straße beisammen gewesen. Nun diese formelle Einladung.

„Wie kommen Sie sich vor, Herr Hauptmann? Nach fast zweijähriger Abwesenheit wieder daheim!"

„Ich bin sehr glücklich, gnädige Frau," sagte Hauptmann Linhart. „Obwohl ich mit Leib und Seele Soldat bin und all die Pflichten, die der Krieg brachte, gern auf mich genommen habe, habe ich mich kindisch über den Urlaub gefreut. Wie gesagt — ich bin glücklich..."

Seine ehrlichen, klaren Augen beschauten entzückt die wertvollen Gemälde an der dunkelroten Salonwand, die zierliche Stockuhr auf der Konsole, die prächtige Gruppe Meißner Porzellanfiguren, die aus dem Biedermeierglaskasten herauslächelten, streiften die beiden schönen Bronzeplatten Hindenburgs und Höhendorfs über den Diwan. „Es ist sehr schön hier," sagte er mit der naiven Freude eines Kindes.

Die Tür ging auf. Melanie von Springwald stand eine Sekunde lang in ihrem Rahmen. Ein lichtes Bild in dunkler Umrahmung und nächtigem Rembrandtischen Hintergrund. „Grüß Gott, Herr Hauptmann! Na, daß Sie endlich da sind! Ich platze schon vor Neugierde. Haben Sie Tagebücher? Hoffentlich ja! Ach, ich beneide Sie. Sie haben doch gelebt diese neunzehn Monate. Wir? Wir vegetieren hier nur so. Nie was los, seit der leidige Krieg ist. Das heißt, los ist schon allerlei, aber es wird nachgerade langweilig: Verwundetenjausen, Konzert für die Kriegsblinden, Protheseaktion, Frauenhilfsaktion, Nähstunden, na, und so weiter. Da soll der Mensch gedeihen.!"

Silbern klang das Lachen des jungen Mädchens. Hauptmann Linhart lachte auch. Aber der mußte sich zwingen dazu. Seine Blicke streiften die herrliche Gestalt Melaniens und blieben an dem überreichen Faltenrock des weißen Tuchkleides hängen. Sie fing den Blick auf.

„Nicht wahr, das kommt Ihnen sonderbar vor. Als Sie fortgingen, steckten wir Weiber noch im engen Futteral, sehen Sie, die Zeiten ändern sich. Jetzt — weil die Stoffe so knapp sind, muß man recht viel davon verwenden!"

Wieder klang das silberne Lachen. Melanie drehte sich auf dem hohen spitzen Absatz ihrer hellgrauen Schuhe rundherum.

„Aber Meli!" tadelte die Mama, die mit verliebter Miene ihr schönes Kind betrachtete. „Sie müssen entschuldigen, Herr Hauptmann," sagte sie zu Linhart, der schweigend dasaß, „sie ist oft so burschikos."

„Das macht der Krieg, liebe Mama. Wie oft hab' ich Dir das schon gesagt. Wir Mädel müssen jetzt selbständiger werden. Sitzenbleiben werden wir ja doch" — ein leuchtender Blick fiel auf Linhart, dessen Gesicht sich dunkel färbte — „die abscheulichen Russen und Italiener schießen uns unsere hübschesten Männer weg — also."

Das Stubenmädchen meldete Besuch.

„Aha, sie rücken schon an," rief Melanie.

„Wir haben nämlich mehrere unserer liebsten Bekannten für heute eingeladen. Alle freuen sich riesig, Sie kennen zu lernen."

„Mich?" wunderte sich Linhart.

Reichspost 16. III. 1916

Neues Wiener Tagblatt
16./IV. 1916

67

* (Der neue Naschmarkt.) Wer in diesen Tagen Zeit und Muße hat und die Stadt in ihren steinalten Lieblichkeiten wieder neu entdecken geht, dem fällt, seitwärts vom vorelterlich breiten Zeilldorf des Naschmarktes in die Richtung des jetzt überdammten Wienflusses hingebaut, ein langgezogener Modell- und Gerüstpark auf. Welche sommerliche Lustbarkeit mag hier hart am Straßenrand und in engster Häuserumfriedung erstehen? Sind das Kaffeehauszubauten, Erfrischungskioske oder unfertige Ausstellungsräume, die sich noch mystisch hinter Planken verstecken und deren frei geschwungene Holz- und Ziegelkonturen trotz der ungewissen Umkleidung ein hallenartiges Aussehen erwarten lassen? Fragt man herum, dann erfährt man: Diese reinlich gezirkelten Hallen und Miniaturpaläste dienen höchst schlichten, sachlichen Zwecken: hier wird einmal Fleisch und Gemüse und Obst ausgehandelt werden, Frauen mit dem Einkaufszöger werden feilschen, Waren abwägen, ein Lärmen von tagesnüchterner Art wird von hier herübertönen. Diese großstädtisch-schlanke, aufs Sachlichste zusammengepreßte Gruppe von Bauten, die sich bis zur nächsten Stadtbahnstation hinziehen sollen und über den Wienfluß und dem parallelen Bahntunnel aufgeführt werden, ist — der neue Naschmarkt. Eigentlich ist die Bezeichnung nicht mehr richtig. Denn der Name des Naschmarktes ist so sehr an die kleinstädtisch-verschwendete, jahrmarktsgeräumige Oertlichkeit gebunden, wo er sich bisher befand, daß der strenge, technisch musterhafte Ersatzbau mit der Beibehaltung jenes Namens einen Betrug an unserm Traditionsgefühl beginge. Ohnedies wird ein Rest dieses Gefühles uns des neuen Geschenkes im Anfang nicht recht froh werden lassen; der Blick wendet sich von der Sezession aus immer wieder zärtlich nach links hinüber, ob man schon angefangen hat, die Buden dieses anachronistischen Stückes Altwien niederzureißen. Wir haben zwar gerade im Kriege die Vorzüge maschineller Geschäftsabwicklung und glatter Pflichtenbesorgung auf Kosten jeder rührseligen Milieuliebe schätzen gelernt — aber können wir nichts von jenen allerletzten Symbolen unsres Herkommens in den großstädtischen Betrieb hinübernehmen? Zumindest aber: was wird jetzt mit dem heiteren, weitgeöffneten Platz geschehen, dessen imposante Lüftigkeit schöner wirkte als das Gehäuf erlesenster Architekturen? Und schon malen sich Debatten und Entschlüsse vor's Auge, ähnlich jenen, die vor ein paar Jahren der Erbauung des Stadtmuseums galten . . . Während die Pietät im stillen diese Sorgen erwägt, reift ein Geschäftskomplex zur Vollendung, der in Wien kaum seinesgleichen hat. Hier gilt keine Budenromantik mehr und kein Dorfkolorit. Der großstädtische Wirtschaftsbetrieb verzichtet auf behagliche Idyllen und richtet sich lieber sinngemäß zwischen Eisen, Beton und Glas ein, von allem Komfort der Hygiene und Zeitersparnis bedient. Darum dürfte dieser neue Naschmarkt auch seiner Art nach nicht im entferntesten an den lieben alten erinnern; er wird — der halbfertige Zustand zeigt es bereits — ein regelrechtes Markthaus sein, ein Zentralgebäude für die Küchenbedürfnisse Wiens.

Die Zeit
16./IV. 1916

88

Die Schauspieler im Kriege.

Palmsonntag, das ist seit jeher der große Schicksalstag der Schauspieler. Am Palmsonntag beginnt die große Abwanderung der Provinzschauspieler nach Wien. Hier ist die Theaterzentrale, der Arbeitsmarkt. Alljährlich, wenn sie um die Osterzeit nach Wien kommen, fühlen sie sich zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Die abgelaufene Saison war ja gut, hat so und so viele Erfolge gebracht und die Kritik der Lokalblätter würdigte ihre Leistungen mit günstigen Adjektiven. Was will man mehr? In dem großen Theatercafé am Getreidemarkt drängen sie sich zusammen. Bekannte, die vor Jahren irgendwo gemeinsam engagiert waren, treffen sich und tauschen ihre seitherigen Erlebnisse und Erfolge aus. Die letzteren waren natürlich immer nur fabelhaft. Dabei reduziert der eine heimlich die Geschichten des anderen auf die Hälfte oder auf ein Drittel und verspürt trotzdem Neid. Sonst hätte er ja kein Theaterblut. Aber gutmütig und hilfsbereit sind sie alle. Die Entsagungen, die der Beruf voraussetzt, bringen das mit sich. Jetzt, im Kriege, sind die Verhältnisse nicht besser geworden. In keinem anderen Beruf hat die Kriegspsychose so viele Opfer gefordert wie beim Theater. Namentlich im Anfang, da war es besonders schlimm. Der berüchtigte Kriegsparagraph wurde überall in Anwendung gebracht und die Schauspieler sahen sich sehr plötzlich und unsanft aufs Pflaster gesetzt. Als man etwas beruhigter zu atmen begann und einsah, daß trotz des Krieges das Leben weitergehen müsse, trat auch beim Theater eine gewisse Ordnung und Stabilität ein. Der Krieg hat dem Theater gute Geschäfte gebracht und die Direktoren, die sich angenehm enttäuscht fühlen, lassen davon, wenn auch nur in bescheidenem Umfang, auch die Schauspieler profitieren. Viele Provinzbühnen lassen eine Nachsaison folgen, die bis Mai oder Juni währt, das Stadttheater in Reichenberg will sogar den Sommer durchspielen und seinem Publikum obendrein mit Freilichtaufführungen aufwarten. Nicht sonderlich gut sieht es dagegen mit den Opernbühnen aus. Die Einberufungen und Musterungen haben in das Orchester und das Chorpersonal große Lücken gerissen, die nicht ausgefüllt werden können. Man suchte sich zwar, so gut es ging, mit Aushilfskräften zu behelfen, aber trotzdem gibt es heute in Deutschland um zweiundzwanzig Opernbühnen weniger als vor dem Kriege, und auch bei uns in Oesterreich sahen sich die Stadttheater in Aussig, Klagenfurt, Linz, Mährisch-Ostrau, Olmütz, Reichenberg und Teschen gezwungen, die Oper während des Krieges aufzulassen. Viele Sänger und Sängerinnen stehen daher ohne Engagement da und sind, da die Stimmen durch das Pausieren leiden, in ihrem Fortkommen schwer geschädigt. Die Schwierigkeit in der Beschaffung des männlichen Künstlerpersonals ist auch der Grund, weshalb der kommenden Saison mit Bangen entgegengesehen wird. Schauspieler, die dienstuntauglich sind, stehen daher gegenwärtig hoch im Kurs und sind begreiflicherweise im Moment, da ihr Engagement abläuft, schon vergriffen. Trotz der vielen Personalschwierigkeiten sucht man den Betrieb überall in Gang zu erhalten. Von den österreichischen Bühnen sind nur die Stadttheater in Czernowitz und in Meran geschlossen, weil sie im Kriegsgebiet gelegen sind, und außerdem das Theater in Gablonz, da der dortige Direktor einrücken mußte. Die Sommertheater in den Kurorten werden zu ihren gewohnten Terminen ihre Spielzeit eröffnen und rechnen mit günstigen Ergebnissen. Besonderes Interesse wird dem Karlsbader Stadttheater entgegengebracht, an dessen Spitze ein neuer Direktor tritt. Da der Sommer die böse Zeit des Schauspielers ist, denn infolge der geringen Anzahl an Sommerbühnen bleiben viele Darsteller unbeschäftigt, wird es Nichtengagierten angesichts der Teuerung besonders knapp zusammengehen. In diesem Punkte sollte die Fürsorge für die Künstler, die ja in ihrer überwiegenden Mehrzahl ohnehin nicht auf Rosen gebettet sind, einsetzen.

Österr. Volkszeitung
16./IV. 1916

69

* **Der Modenapark.** Just im Frühling, da die Bäume und Sträucher des schönen, alten Parks sich mit neuem Grün schmücken, die Knospen treiben und schwellen, und gelbe und weiße Blüten zärtlich an den Zweigen schimmern, sind Arbeitsleute gekommen, um all dieser lenzfrohen Herrlichkeit ein Ende zu machen. Vorläufig handelt es sich allerdings noch nicht um endgültige Zerstörung, sondern nur um notwendige „Vorarbeiten", die aber sind ausgiebig genug, um die Anrainer wehmütig zu stimmen. Da gibt es in älteren Häusern Leute, die dezennienlang die gleiche Wohnung innehaben; durch ihre Aussicht ins Grüne hat sie ihnen ländliche Pracht vorgetäuscht und die genoß man inmitten der Stadt mit doppelter Freude. Diese Leute haben den einen oder anderen Baum förmlich heranwachsen sehen, sie hängen mit liebevoller Zärtlichkeit an den lieben Gesellen und können gar nicht glauben, daß es nun damit ein Ende haben soll. Es wird aber in der Tat Ernst, Arbeiter mit Hacke und Beil sind am Werk, und da und dort fällt bereits einer der knorrigen Riesen. Bei der Neulinggasse, wo bekanntlich ein Durchbruch geplant ist — aus Verkehrsrücksichten, um dem halben Dutzend Wagen, die täglich diese „Verkehrsader" durchrasen, eine größere Bewegungsfreiheit zu verschaffen! — hat die Verwüstung schon beträchtliche Fortschritte gemacht. Das Tor, das bisher den stillen Park von der Außenwelt streng abschloß, ist seit einigen Tagen weit geöffnet. Zu einem Haufen geschichtet liegen Aeste, die mit ihren frischen Knospen gar traurig aussehen, die Stämme aber werden zersägt und fortgeführt. Auch das Riesenportal des stolzen Palastes steht offen, der Eintritt wird keinem verwehrt und erst jetzt sieht man, wie schön und stattlich besonders der rückwärtige Teil des Herrenhauses mit seiner ruhigvornehmen Fassade ist. Die Bewohner zweier langer Häuserzeilen in der Salesianergasse und Reisnerstraße trauern um den verschwindenden Park; einige Häuser sind „verkehrt" gebaut: die Wohnräume liegen nach dem Garten zu, während Stiegenhaus, Küchen und andere Nebenräume Gassenaussicht haben. Ob es nicht möglich gewesen wäre, diese liebliche Oase im Häusergewirr der Großstadt zu erhalten? Das berühmte „Botschaftsviertel", zu dessen Vorzügen insbesondere sein Gartenreichtum gehört, wird seinen Nimbus bald eingebüßt haben. Vor zehn Jahren mußte das „Palais Reisner", das in seiner Bauart an ein hübsches Jagdschlößchen erinnerte und gleichfalls in einem großen, schönen Garten stand, den die Nachbargebäude mitgenossen, einer Anzahl von häßlichen, nüchternen Zinskasernen weichen, jetzt kommt der Modenapark an die Reihe. Seine grüne Pracht wird verwüstet und gerade in diesen Tagen, da der junge Frühling ins Land zieht, fällt Baum um Baum

Die Zeit 20/V. 1916

Die Reservistenfrau.

Der Name ist schon längst unrichtig, der Begriff aber, den man an ihn knüpft, hat im Laufe von 20 Kriegsmonaten eine grenzenlose Ausdehnung und Tragik erhalten. Die vielen Hunderttausende, die man heute gewöhnlich Reservistenfrauen nennt, sind meist Frauen eingerückter Landsturmmänner, für die in den ersten Kriegsmonaten die Blutsteuer kaum mehr als ein halb erfaßtes Wort war. So fern schienen sie vom Schuß. Jetzt sind sie längst mit in den Strudel gezogen, und nicht nur sie, auch ihren Frauen und Kindern ist die große, bittere Erkenntnis des Krieges geworden. Wenn sich heute die Oeffentlichkeit praktisch mit den Kriegsproblemen beschäftigen muß, so gilt ihre Sorge dem Landsturmmann nicht weniger als seiner Frau und seinem Kinde.

Das Problem der „Reservistenfrau" scheint sehr einfach. Der Staat hätte eigentlich nichts anderes zu tun, als dafür zu sorgen, daß sie eine Unterstützung erhält, ausreichend, um sich und ihre Kinder über die Kriegszeit hinwegzubringen. Aber schon beim Begriff „ausreichend" beginnt die Frage verwickelt zu werden. Wie viel braucht die Frau eines eingerückten Schwerfuhrwerkers, um leben zu können, wie viel die Frau eines Privatbeamten mit nur 300 Kronen Monatsgehalt? Beide hatten im Frieden nicht mehr als um gerade leben zu können, wie der landläufige Ausdruck lautet. Aber beide verstanden darunter etwas Verschiedenes. Zu Kriegsbeginn schien ja das Problem gar nicht so groß. Nehmen wir an, daß jede der zwei Frauen ihrem Manne drei Kinder geboren, die bei Kriegsausbruch mehr als acht Jahre alt waren, so gab ihnen der Staat täglich je 5 Kronen 28 Heller Unterhaltsbeitrag. Beide blieben dem Hausherrn den Zins schuldig und lebten drauf los. Die Teuerung war noch im Dezember 1914 nach unseren heutigen Begriffen gar nicht so arg und es ließ sich auskommen. Die Beamtenfrau schränkte ihre Ansprüche etwas ein, die Frau des Schwerfuhrwerkers fand aus verschiedenen Gründen sogar noch ein besseres Auslangen als im Frieden. So sehr, daß man darüber zu reden begann, wie gut es den Reservistenfrauen gehe. Viel hätte nicht gefehlt und man hätte nachzudenken begonnen, ob man den Unterhaltsbeitrag nicht herabsetzen könne.

Davon hört man heute nichts mehr. Auch den Zins kann eine Reservistenfrau nicht mehr schuldig bleiben. Ein Drittel des Unterhaltsbeitrages gehört dem Hausbesitzer, und gar mancher macht sich heute Gedanken darüber, wie die Reservistenfrau und ihre drei Kinder nach Abzug des Mietzinsdrittels von 3 Kronen 52 Heller täglich leben könne. Die Frage ist nicht zu beantworten. Sie wird aber täglich von Tausenden von Frauen gelöst. Freilich nicht mit Hilfe des Unterhaltsbeitrages von 88 Heller pro Person, sondern durch Zubußen, die aus Eigenverdienst oder, wo das nicht angeht, durch Zubußen aus der im Kriege ins Ungemessene anwachsenden Armenpflege stammen. Man macht dabei die Erfahrung, daß die Reservistenfrauen aus den Schichten einer niedrigeren Lebenshaltung besser daran sind als die Frauen, deren Männer früher als Beamte und dergleichen Verdienst fanden. Sie strecken sich besser nach der kürzer gewordenen Decke, und es fällt ihnen gewöhnlich auch weniger schwer, die verschiedenen Kriegsfürsorgeinstitutionen in Anspruch zu nehmen. Personen, die in der Kriegsfürsorge tätig sind, wissen davon viel zu erzählen. Ehe die Frau etwa eines eingerückten Musikers zu ihnen den Weg findet, ist ihr Fall gewöhnlich ganz verzweifelt geworden, ist entweder schon ihr Säugling krank geworden oder ihr letztes Stück Gut ist in die Pfandleihanstalt gewandert. Die anderen Frauen finden den Weg leichter. Sie kennen aus Erzählungen einer Nachbarin oder sonstwie die Einrichtung des Kriegshilfsbureaus, übergeben dort ihre Mietangelegenheiten, erhalten mitunter Mietzinszuschüsse, beziehen von einem humanitären Verein Milch für einen Säugling oder einen Milchzuschuß für die erwachseneren Kinder. Vom Frieden her sind sie vielfach gewöhnt, die Hilfe des Armenrates in Anspruch zu nehmen, der sie heute an die Frauenhilfsaktion und die Zentralstelle im Rathaus weist. In allen Bezirken Wiens sind täglich mehrere Dutzend von Recherchierinnen der Frauenhilfsaktion auf den Beinen, um Erhebungen über die vielen einlaufenden Gesuche anzustellen. Das Departement 11 des Magistrats, das alle diese Berichte sieht, hat heute mehr zu tun, als jemals ein großstädtisches Armenamt. Die Berichte werden gesichtet, gesuchstellende Parteien empfangen, oft vorgeladen, und in den meisten Fällen wird auch geholfen. Mit Rat ebenso wie mit Geld. Gegenwärtig wird der Bekleidungs- und Beschuhungsfrage besonderes Augenmerk zugewendet, Aushilfen, die für diese Zwecke angestrebt werden, nach Tunlichkeit gewährt und eine große Aktion zur Beschaffung und Verteilung von holzbesohlten Schuhen begonnen. Von diesen Naturalspenden abgesehen, erfließen als Armenaushilfen so viele Gelder, daß es in Wien viele Reservistenfrauen gibt, die aus öffentlichen Mitteln oder den Mitteln von Vereinen monatliche Zuschüsse bis zu dreißig Kronen beziehen. Das ist, wenn man die Geringfügigkeit des Unterhaltsbeitrages in Betracht zieht, nicht viel, gewährt aber in den engen Verhältnissen, für die diese Zuschüsse berechnet sind, eine Stütze, und besonders, da noch Ausspeiseaktionen bestehen, die sehr stark in Anspruch genommen werden. Die Ausspeiseaktion der Gräfin Bienerth-Schmerling gibt täglich 46.000 Menschen eine Suppe mit ausgiebiger nährwertreicher Einlage und einen Viertellaib Brot. Daneben laufen andere Ausspeiseaktionen, die zusammen nicht weniger Menschen teils umsonst, teils gegen eine ganz geringfügige Geldzahlung verköstigen.

Es geschieht da überall viel für die Kriegsopfer, ob es sich nun um Reservistenfrauen oder um Kriegsopfer überhaupt handelt. Es zeigt sich aber, daß alle Mildtätigkeit nicht wirklich helfen kann. Zieht man nun einen Vergleich zwischen den Reservistenfrauen, die die öffentliche Wohltätigkeit in Anspruch nehmen, und den anderen, die sich durchzuschlagen suchen, indem sie Arbeit annehmen, so erhält man von den letzteren ein bedeutend günstigeres Bild. Man kann sogar sagen, daß es ihnen mitunter nicht schlecht geht, da die Unterhaltskommissionen jetzt den Beitrag auch dann bewilligen, wenn die Reservistenfrau einen sogenannten Nebenverdienst hat. Diese Frauen bringen sich und ihre Kinder heute ziemlich glatt fort, da die Nachfrage nach der weiblichen Arbeitskraft immer mehr wächst.

Neue Freie Presse 20/IV 1916

Im österreichischen Lemberg.

Unterredung mit dem kaiserlichen Regierungskommissär Bezirkshauptmann Adam Grabowski.

Lemberg, im April.

Als die Russen Galiziens Hauptstadt räumen mußten, nahmen sie die damaligen Stadthäupter, die Vizebürgermeister Rutowski, Stahl und Schleicher, als „Geiseln" mit; der Stadtpräsident war vor der russischen Invasion geflohen. Beim Einzuge unserer Truppen führte Stadtrat Professor Chlamtacz die Geschäfte der Stadt Lemberg, bis er von einem Regierungskommissär abgelöst wurde. Zum kaiserlichen Kommissär war ein in Galizien erprobter Beamter polnischer Nationalität ernannt worden, Bezirkshauptmann Adam Grabowski. Acht Jahre lang war er Bezirkshauptmann in Sokal gewesen, und die Schule und Straßen jenes Bezirkes hart an der russischen Grenze heben sich sehr vorteilhaft von anderen ab. Bei Kriegsbeginn Bezirkshauptmann in Grybow, hat Adam Grabowski lange Wintermonate hindurch, nur acht Kilometer vom vordersten Schützengraben gegenüber Gorlice entfernt, mit täglich von neuem gepacktem Aktenkoffer amtiert. Er wurde nach der Erstürmung von Przemysl zum Regierungskommissär dieser weltberühmt gewordenen Festungsstadt und zwei Monate später zum kaiserlichen Regierungskommissär der Landeshauptstadt Lemberg bestellt, deren Frontnähe besondere Anforderungen an das jetzige Stadtoberhaupt stellte.

Zehn Monate sind nun seit der Befreiung der Stadt aus den Händen der russischen Machthaber verflossen, und es ist von Interesse, einen Ueberblick über die Wiederordnung der inneren Verhältnisse der galizischen Landeshauptstadt zu gewinnen. Im Amtszimmer des Stadtpräsidenten im Lemberger Rathause wurde ich vom Regierungskommissär Bezirkshauptmann Adam Grabowski freundlich empfangen. Die hechtgraue Beamtenbluse kennzeichnet den Zusammenhang der Stadtadministration mit den Erfordernissen der in Ostgalizien kämpfenden Armee im Felde. Liebenswürdig und sachverständig kommt der in eine besondere Vertrauensstellung eingesetzte Staatsbeamte den Fragen des Besuchers zuvor und schildert in kurzen Zügen die gegenwärtige Lage der von ihm verwalteten Stadt:

„Die wirtschaftlichen Verhältnisse des Großteiles der Bevölkerung bedürfen einer Konsolidierung, und diese erfordert noch immer Zeit, denn nahezu ein Jahr lang hat die feindliche Invasion alle Rechts- und Lebensverhältnisse auf den Kopf gestellt. Die wirtschaftliche Situation der Stadtgemeinde selbst ist dadurch sehr beengt worden, aber die kaiserliche Stadtverwaltung kommt allen Anforderungen der ungewöhnlichen Zeitumstände nach und ihre Tätigkeit konnte in den meisten Beziehungen bereits sehr Ersprießliches leisten.

In der Approvisionierung bereitete anfangs die Fleischversorgung der Bevölkerung noch einige Schwierigkeiten. Im ersten Monat war ein Höchstpreis von 2 Kronen 60 Heller für ein Kilogramm Rindfleisch loko Fleischbank Lemberg festgesetzt, und die Viehhändler brachten kein Vieh; deshalb wurde der Höchstpreis bald auf 4 Kronen und jetzt auf 5 Kronen 20 Heller hinaufgesetzt, und der Fleischkonsum ist wieder normal. Der Höchstpreis für Schweinefleisch beträgt 4 Kronen 60 Heller, für Kalbfleisch 4 Kronen. In allen Artikeln des Lebensbedarfes ist seit Monaten größte Ordnung und Sicherheit eingetreten, seitdem wir eine entsprechende Anzahl städtischer Verkaufsstellen für Fleisch, Mahlprodukte und Brot eröffnet haben. Die Kriegsgetreideverkehrsanstalt liefert den städtischen Kontraktmühlen waggonweise Getreide, das ungarische Ackerbauministerium hatte im Herbst als erste Hilfe 40 Waggons Mehl aus Budapest gesandt, und seither wird das Mehl von der Stadt direkt an die Bevölkerung verkauft. Die Brotkarte wurde im September eingeführt; es erhält jeder Einwohner 200 Gramm täglich Mehl zugewiesen, in die auch andere Mahlprodukte eingerechnet werden. Die Stadt verkauft in großen Mengen Mehl, Maisgrieß, Speck und dänische Butter, Rollgerste, Hirse und Fleisch, infolge der Einführung der Zuckerkarte aber auch Zucker. Dank dem Entgegenkommen der Wiener Stadtgemeinde werden die Bezüge der oberschlesischen Hausbrandkohle durch 1000 Waggons russischer Steinkohle aus dem Revier Dombrawa ergänzt, so daß heute ein Meterzentner Hausbrandkohle, frei ins Haus zugestellt, 6 Kronen kostet. Die Kohle für die städtischen Wasser- und Elektrizitätswerke liefern die oberschlesischen Gruben auf Grund früherer Verträge dankenswerterweise ohne Preiserhöhung.

Leider verfügt die Stadt Lemberg trotz ihres sonstigen Reichtums über zu wenig Bargeld. Die während der Russenzeit von der Stadtgemeinde unterhaltenen Volksküchen haben in elf Monaten 2·7 Millionen Kronen gekostet, und seither wurden monatlich 8000, später noch immer 5000 Mittagessen ohne Bezahlung ausgegeben. Die Regierung wurde deshalb um eine vorläufige Geldaushilfe von 5·5 Millionen Kronen angegangen. Die Haupeinnahmen der Stadt, Wasser- und Mietzins, sind länger als ein Jahr ausgeblieben, da so lange niemand in Lemberg für Wohnungen und Geschäfte Miete bezahlt hat und die Rückstände vorläufig nicht eingetrieben werden können; Wasser und Licht wurden also ein Jahr lang ohne Bezahlung geliefert. Während der Russenzeit wurden nicht einmal die Gebühren im städtischen Schlachthause eingehoben. Die in der Russenzeit ausgegebenen städtischen Kassenscheine, lautend auf 100 Kronen, wurden im Gesamtbetrage von 2·8 Millionen Kronen am 1. November, dem Verfallstage, eingelöst.

Der Gesundheitszustand der städtischen Bevölkerung wurde systematisch verbessert. In aller Stille wurde Groß-Lemberg geschaffen. Die nach dem Abzuge der Russen in Lemberg ausgebrochene Choleraepidemie machte es notwendig, neun Vororte einzugemeinden; nur so konnte die Assanierung unternommen werden. In zwei der neu eingemeindeten Vororte, Klaparow und Zamarstinow, wurden Epidemiespitäler zu hundert Betten errichtet, und der Erfolg zeigte sich rasch. Schon im September war in Groß-Lemberg kein neuer Cholerafall zu verzeichnen und spätere Fälle blieben sporadisch und waren durchwegs eingeschleppt worden. Die Kosten der Aktion wird die Regierung der Stadt refundieren. Auch gegen die während des Krieges stets latente Flecktyphusgefahr wurden zweckmäßige Vorkehrungen getroffen. Ein Isolierpavillon und eine städtische Entlausungsanstalt sind fertiggestellt. Die zwangsweise Impfung der gesamten Bevölkerung gegen Blattern wurde in wenigen Tagen durchgeführt, und seitdem darf niemand ohne Impfzeugnis in die Stadt und aus der Stadt. Seit Wochen ist die Blatterngefahr von der Stadt völlig abgewendet.

Die Rückwanderung der geflüchteten Einwohner macht günstige Fortschritte. Als ich die Verwaltung der Stadt Przemysl übernahm, war es meine erste Aufgabe, die Rückkehr der Kaufleute und Gewerbetreibenden zu begünstigen, da sie die wirtschaftlichen Stützen jeder Stadt sind. Bei der ersten Ausgabe der Brotkarten in Lemberg wurden 157.000 Stück in Anspruch genommen; es fehlten also rund 60.000 Personen, jene Flüchtlinge, die zumeist den ökonomisch wertvollsten Schichten angehören. Die Rückkehr der Flüchtlinge aus dem Hinterlande wurde auch den Familien der Offiziere, Advokaten, Fabrikanten und Kaufleute verhältnismäßig spät gestattet, weil die Inanspruchnahme der Bahnen nicht überspannt werden durfte und die Approvisionierung der Stadt erst gesichert werden mußte. Es ist bemerkenswert, daß von den zurückgekehrten Flüchtlingen nur 165 unterstützungsbedürftig sind. Der Rest der Flüchtlinge, vermutlich die Wohlhabendsten, wird gezwungen, bis 15. April nach Lemberg zurückzukehren. Es ist eine berechtigte Forderung, daß gerade diese Mitbürger sich ihren Pflichten nicht entziehen und beim Wiederaufbau des wirtschaftlichen Lebens mithelfen. Seitdem Lemberg nicht mehr zum engeren, nur zum weiteren Kriegsgebiet gehört, bedarf es zur Reise nur eines einfachen Reisepasses. Die Schnellzüge führen bereits Speisewagen bis Lemberg und vom 1. Mai an wird der Zugsverkehr noch wesentlich verbessert.

Das städtische Leben steht natürlich im Zeichen des Krieges. Hier kreuzen sich die Hauptverkehrsstraßen mehrerer Armeen, und so dient sie nicht nur der Fürsorge für Verwundete und Kranke, sondern auch für die nach Lemberg kommenden Offiziere und Mannschaften, die hier Erholung und vor allem günstige Gelegenheit zu Einkäufen finden. Das polnische Theater erhält von der Stadt eine monatliche Subvention, wird aber weniger gut besucht als die zahlreichen Kinos. Die Wiederaufnahme des gesamten Schulbetriebes im Herbst und die Rückkehr der Flüchtlinge hat das Wiederaufleben der reichen Stadt beschleunigt, sie ist zu neuem Leben aufgewacht." Emil Oplatka.

Neues Wiener Tagblatt
23./IV. 1916

72

* (Der Ehering in der heutigen Zeit.) Unter den zahlreichen Bedarfsartikeln, deren Verbrauch im Verlaufe der Kriegszeit wesentlich gestiegen ist, befindet sich einer, der das Interesse der Allgemeinheit in besonderem Maße erregen dürfte: der Konsum an Eheringen ist gewachsen! Die Statistik hat da noch kein abschließendes Wort gesprochen, allein man weiß es, daß der Krieg die Heiratslust erheblich gesteigert hat. Ueberall hat man von Kriegstrauungen gehört; zahlreiche Männer, die ins Feld zogen, haben, ehe sie gingen, noch ein heimliches oder auch ein bereits verlautbartes Verlöbnis zum Abschluß gebracht. Die Braut wollte den Namen des Geliebten tragen, ehe er unter die Fahnen eilte; oft vielleicht weniger aus sozialen und wirtschaftlichen Gründen, als darum, weil sie, falls er verwundet würde, nicht als die Verlobte, sondern als die Frau an sein Krankenlager eilen wollte, um ihn zu pflegen. Und der Bursche aus dem Volke hat auch ernst gemacht mit dem Mädel, mit dem er schon seit geraumer Zeit „gegangen" ist. Allerorten hat man — wer wüßte es nicht? — das Betonen des Lebensernstes gespürt und den Wunsch, sein Schicksal zu verankern, ehe man ins Ungewisse ging. Die Männer wollten wissen, daß ein junges Weib sie bei ihrer Heimkehr erwarten würde; das hat den Gedanken an Zuhause noch vertieft und das Harren wertvoller gemacht. Etwas von dem Gefühl des Seemanns, der das Bewußtsein haben will, daß er liebend erwartet wird, war in den meisten der Ziehenden; darum haben sie noch schnell, in dem so wesentlich verkürzten Verfahren der Kriegstrauung, ihr Mädchen heimgeführt. Es sind ihrer viele gewesen, denen erst der Ernst der Situation die Erwägung einer Heirat eingab. Man hat von Fällen vernommen, in denen zwei Menschen sich erst zwei oder drei Wochen kannten und doch schon vor den Altar traten. Und es sind durchaus nicht immer bloß junge Leute gewesen, die heirateten, und auch abseits von den Kriegsteilnehmern haben sich zahlreiche Paare gefunden, deren Entschluß reifte durch die Stimmung der Zeit. Die Statistik wird sicherlich von einer Menge Bräute zu berichten haben, die schon Mitte und Ende der Dreißig waren. Bemerkenswert ist überdies, daß zahlreiche in Berufen stehende Mädchen sich verehelichten, und zwar vielfach mit Genossen ihres Berufes. Man war vielleicht schon geraume Weile im selben Zimmer am Schreibtisch gesessen, oder man unterrichtete schon seit Jahren an derselben Schule und fand sich erst jetzt. Hin und wieder wurde aus dem Herrn Doktor und der jungen Aerztin, oder aus dem Herrn Doktor und dem Wirtschaftsfräulein seiner Krankenanstalt ein Paar. Ein Beweis, daß Männer die Frauen doch wohl auch verinnerlicht zu werten beginnen. Gerade die Gegenwart hat ja die Tüchtigkeit der Frau — die von dem Mann auch anerkannte Tüchtigkeit — sehr in den Vordergrund gestellt. Wie oft hat man im Verlauf der letzten Monate sagen gehört: „Nein, das hätt' ich nicht gedacht, daß die noch heiraten wird!" . . . Oder: „Wer hätte es für möglich gehalten, daß der sich noch entschließt! Er ist ein so überzeugter Junggeselle gewesen!" . . . Das spricht dafür, daß nicht nur die Jungen, sondern auch die Alternden an die Begründung eines Hausstandes gingen. Und daß das ohne äußeren Prunk geschah, ganz schlicht, ganz schnell, und so oft, während man gleichsam schon das Signal des Abmarsches vernahm, das hat die Weihe dieser Bündnisse wohl noch erhöht. War sie auch im einfachen Straßenkleide und er ein Feldgrauer, man steckte einander doch den geheiligten Goldreif an den Finger. Auf ihn, auf das Symbol, das er ist, kam es ja an. Und wenn man sie so im Laden eines Juweliers liegen sieht, den größeren, weiteren, und den kleineren, zarteren Ring, dann fühlt man es jetzt ganz besonders, daß sich durch sie zwei Schicksale entscheiden, daß hier wie dort, ein Wesen sich aus seiner bisherigen Umgebung, aus seinem bisherigen Kreise löst, um aus zwei Verschiedenheiten eine neue Einheit zu schließen. Und da so ein größeres mit einem kleineren Reifchen immer wieder eine neue Einheit, ein neues Bündnis, eine neue Glücksmöglichkeit bedeutet, eine, die über die beiden Beteiligten hinaus auch den Staat angeht und die Nation, darum ist der Mehrbedarf an Eheringen, den man in der Kriegszeit konstatieren kann, eine wunderschöne Botschaft, die jenseits des Krieges gesegnete Gefilde des Friedens schauen läßt.

Neues Wiener Tagblatt 23./IV. 1916

73

* (Die großen Käufer.) Ganz sonderbar, nahezu humoristisch wirkt es, wenn in feindlichen Berichten von dem „wirtschaftlichen Niedergang" unseres Landes die Rede ist. Nun, gerade in jüngster Zeit ist viel von Villenkäufen die Rede gewesen. Namentlich in der Hietzinger Gegend, in der Richtung nach St. Veit, wird ein Komplex um den andern erworben. Auch in Pötzleinsdorf, in Döbling und im Cottage, in Grinzing, überhaupt rings um den Kahlenberg kauft man sich vielfach an. Und daß solche Käufe, wenn sie sich in Massen fühlbar machen, das Geschäftsleben einer Stadt überhaupt zu beeinflussen vermögen, ist klar. Wenn man ein neues Heim gründet, muß es auch eingerichtet werden. Es kommen zuerst Baumeister und Architekt mit ihren Arbeitern, und vom Dachdecker bis zum Glasermeister, vom Ofenfabrikanten bis zum Lampenerzeuger wird geschafft. Der Innenarchitekt muß ans Werk. Die Wände werden hergerichtet, die Fenster „komponiert", man braucht Teppiche, Vorhänge, Möbelstoff, und — man braucht ein Klavier. Tatsache ist, daß heuer ganz besonders viele Klaviere verkauft worden sind; das allein läßt den Schluß zu, daß viele Menschen sich neu eingerichtet haben oder ihre bisherige Einrichtung verbessert und vervollkommnet. Ebenso geht es mit den Möbeln. Namentlich nach alten Stücken, die bekanntlich schon seit geraumer Zeit beträchtlich hoch im Preise stehen, herrscht jetzt große Nachfrage. Daß auch viel „alte Originale" neu fabriziert werden, ist eine Sache für sich. Der Altwiener Salon, das Biedermeierboudoir gehören schon zum guten Ton. Und um schöne Gobelins, um Tabernakelkasten, um Kommodenschreibtische oder die sogenannten Sekretäre, um Truhen und eingelegte Tischchen und Schränke, um Servanten, Vitrinen und Eckkästchen ist ein wahres Gerisse. Dazu kommt, daß es modern ist, zu sammeln. Irgendein spezifisches kunstgewerbliches Interesse muß man haben oder hat es tatsächlich. Einmal sind es alte Waffen, für die man große Summen verausgabt, dann Musikinstrumente oder Dosen, Uhren oder Porzellan, Schmuck oder altes Zinn. Man schwärmt für alte Gläser, schwärmt gewaltig und in oftmals maßlos gesteigerter Weise für Miniaturen, für alte Stiche oder für alte Bilder überhaupt. Auch der Kunstmarkt hat im Verlauf des Winters einen starken Aufschwung erfahren. Porträts wurden bestellt, Bilder, Büsten und Plaketten; und auch sonst will man in der neuen Villa selbstverständlich keine kahlen Wände haben. Manch ein Atelierhüter kam unter recht günstigen Bedingungen an Mann, und für Viennensien macht sich eine womöglich noch gesteigerte Vorliebe geltend. Nicht nur alte Blätter, auch neue Stücke, allerdings mit Berücksichtigung der Altwiener Motive, werden gekauft, dann Studien aus dem Wiener Wald. Die Vitrinen müssen gefüllt werden, und man sucht nach kostbaren Kleinigkeiten, vom alten Meißner und Nymphenburger Porzellan bis zur Wiener Fayence. Signierte Gläser, Spieldöschen, Kameen, feine Goldschmiedearbeiten, geschnitztes Elfenbein — was gibt's da nicht alles, wofür man Geld, sehr viel Geld ausgeben kann. Da fehlt noch ein Spitzenpolster, dort ein bunter Seidenschirm mit pendelnden Kristallfransen; in die Ecke zum Klavier kommt eine Musikerbüste, die natürlich auch ein Kunstwerk sein soll. Man braucht Vasen mit frischen Blumen, vielleicht in der Halle eine kleine Springbrunnenanlage, einen elektrischen Teetisch — und so geht's fort. Das neue Haus muß eingeweiht werden, und man hat Gäste bei sich. Um sie einzuladen und zu empfangen, braucht man neue Kleider; sie werden bestellt, und so ergibt sich in der Kette der Alltäglichkeiten eines aus dem andern. Ueberall kann man es hören: die großen Schneider haben sehr viel zu tun. Gäbe es nicht Schwierigkeiten in der Materialbeschaffung, der Geschäftsgang wäre auch bei ihnen ein glänzender. Man hat viel Pelze, und zwar sehr schöne, wertvolle Pelze erworben. Nach edlen Spitzen war die Nachfrage groß, und auch handgewebte Stoffe haben Liebhaber gefunden. Man hat noch niemals so gern Bücher gekauft als gerade heuer. — Es wäre interessant, könnte man statistisch nachweisen, wieviel große, das heißt nach Tausenden, Zehntausenden und Hunderttausenden zählende Käufe im Verlauf des letzten Winters in Wien gemacht worden sind. Es wäre sicherlich eine erstaunliche Ziffer, die sich in unserm nach den Ententeberichten ja schon „wirtschaftlich zugrunde gerichteten" Lande ergeben würde.

Reichspost 23./II. 1916

74

Vom Kochherd der Zeit.

Von Hermann Wagner.

Schmeckt's, Fridolin?

„Schmeckt's, Fridolin?" fragte Frau Agathe Mauerbrecher und betrachtete mit einem ängstlichen Vorstrecken des Kopfes ihren Mann.

Sie lebte in der beständigen Furcht, daß es ihrem Mann nicht „schmecken" könnte. Und ihre Furcht war nicht unbegründet. Herrn Fridolin Mauerbrecher schmeckte es nie. Oder es schmeckte ihm doch nur in den seltensten Fällen.

Heute schmeckte es ihm jedenfalls nicht. Gar nicht. Das Essen war...

Ja, was war es denn gleich?

Ein Fraß!

„Ein Fraß!" wiederholte im tiefsten beleidigt Herr Fridolin Mauerbrecher und schob mit einer Geste heftigen Ueberdrusses den Teller zurück, auf dem ein herrliches Stück Rindslende lag, inmitten einer Sauce, die, wie Frau Mauerbrecher meinte, etwas ganz Außerordentliches war.

Frau Agathe Mauerbrecher war geknickt. „Und die legierte Suppe, Fridolin?" O, gegen diese Suppe war doch wirklich nichts einzuwenden gewesen: Frau Mauerbrecher war von der Wahrheit dieser Tatsache durchdrungen!

„Ach, laß mich mit dieser Suppe zufrieden..."

„Und der Fisch? Es waren Forellen, Fridolin! Gebackene Forellen!"

Nur ein finsterer Blick war die Antwort. Ein Blick, der viel finsterer war als die Wolken bei einem aufziehenden schweren Gewitter.

„Aber die Mehlspeise!" suchte Frau Mauerbrecher fast flehentlich zu begütigen und schob dieses Wunderwerk ihrer weit und breit berühmten Küche ihrem Mann hin.

Es war allerfeinstes Biskuitgebäck, das, von einer Komposition aus Burgunderwein übergossen, darauf wartete, auf der kennerischen Zunge eines Genießers zu zerfließen.

„Ich danke," lehnte, sich erhebend, Herr Mauerbrecher ab. Der kalte Spott eines Vorstadtintriganten war in seinen Worten, ein Spott, der vernichten sollte und der sein Ziel auch vollkommen erreichte.

„Gott," hauchte Frau Mauerbrecher unglücklich und ratlos.

Herr Mauerbrecher aber ging, von seiner tyrannischen Unzufriedenheit heimlich beglückt, ins Kaffeehaus, um sich bei einem mehrstündigen Tarock für das Gefecht vorzubereiten, das er seiner Frau beim Abendbrot zu liefern gedachte.

Denn es war noch in der Zeit vor dem Kriege und Herr Mauerbrecher hätte die Gedanken an Brot- und Zuckerkarten und fleischlose Tage nur mitleidig belächelt.

Einige Monate später.

„Schmeckt's, Fridolin?" fragte Frau Agathe Mauerbrecher ihren Mann.

Sie war nun nicht mehr ängstlich. Eher ein wenig spöttisch. Und auf alle Fälle zufrieden.

„O ja," antwortete Herr Fridolin Mauerbrecher, sich im Kauen unterbrechend.

Es schmeckte ihm vortrefflich, ausgezeichnet schmeckte es ihm. Noch nie im Leben, fand er, hatte es ihm so geschmeckt.

Woran lag das?

Die Suppe war doch eigentlich eine ganz gewöhnliche Gemüsesuppe gewesen. Nicht allzu fett. Karotten schwammen darin herum, grüne Erbsen, Spargelstücke und sogar ordinäre Kartoffeln. Und das, was er jetzt als Hauptspeise aß...

„Was ist das eigentlich?" fragte Herr Mauerbrecher.

„Das ist Reis."

„Reis?"

„Milchreis mit Butter und Zucker."

„Ich dachte," sagte Herr Mauerbrecher und war sehr verwundert, „so etwas äßen nur kleine Kinder..."

Nun, auch Erwachsene konnten das, wie der Fall zeigte, essen und es konnte ihnen, wofür wiederum Herr Fridolin Mauerbrecher ein Beweis war, sogar schmecken.

Aber woran lag das?

„Da es nicht an den Speisen liegen kann," sagte Frau Mauerbrecher, „liegt es wohl an Dir selbst!"

Ueber diese Worte dachte Herr Mauerbrecher, während er sein Apfelmus auslöffelte, nach.

Ueberhaupt hatte er in dieser Zeit des Krieges die Gewohnheit angenommen, des öfteren nachzudenken. Das hatte er früher nie getan, schon deshalb nicht, weil ihm Verdauungsbeschwerden und allzu eifriges Tarockspiel keine Zeit dazu gelassen hatten.

Verdauungsbeschwerden hatte er jetzt keine mehr. Dafür immer einen guten Appetit. Und das öftere Nachdenken hatte ihn schließlich eine Entdeckung machen lassen: die, daß der Mensch nicht lebt, um zu essen, sondern ißt, um zu leben...

Es war freilich eine Binsenwahrheit, die er da gefunden hatte, aber für ihn war sie doch neu.

Ganz neu!

Was ist das: Brot?

Herr Zitterhahn war der wandelnde Beweis dafür, daß es einen Menschen gab, der nicht wußte, was das ist: Brot. (Oder der es doch nicht gewußt hatte.)

Man gestatte mir zunächst, daß ich den Herrn vorstelle: Zitterhahn, Emil, 25 Jahre alt, Lebenskünstler.

Wie Herr Zitterhahn nicht gewußt hatte, was das war: Brot, so wird es vielleicht manchen Leser geben, der nicht recht weiß, was das ist: ein Lebenskünstler.

Ein Lebenskünstler ist ein Mensch, der seine Ehre darein setzt, sein Leben: nicht zu genießen, sondern es mit Ueberlegung zu genießen.

Herr Zitterhahn genoß also sein Leben mit Ueberlegung.

Auf eine einfache Formel gebracht, heißt das: er mied alle Leiden und suchte alle Freuden.

In dieser Tätigkeit, die zugleich seine einzige Tätigkeit war, hatte es Herr Zitterhahn zu einer erfreulichen Uebung gebracht.

Neben seinem angebornen Talent, das unverkennbar in ihm dafür da war, verdankte er das hauptsächlich dem Umstande, daß er in der Wahl seiner Eltern außerordentlich vorsichtig gewesen war.

Herr Zitterhahn kleidete sich gut, wohnte vortrefflich, aß ausgezeichnet, schlief brillant und ignorierte krampfhaft alles Unangenehme.

Er liebte und lachte und war rund und gesund.

Noch nie in seinem Leben hatte er geweint. Oder nur sich geärgert.

Er begriff es nicht, wie es Menschen geben konnte, die Aerger hatten. Oder gar Sorgen. Oder gar Hunger.

Warum gingen sie nicht, wie er, in ein erstklassiges Restaurant, um ihren Hunger zu stillen?

Vielleicht begreift man jetzt schon eher, woher es kam, daß Herr Zitterhahn nicht wußte, was das war: Brot.

Das Brot, das einfache, trockene Brot, war für Herrn Zitterhahn eine jener Seiten des Lebens, die, wie er meinte, das Unangenehme und Arme verkörperten und die er deshalb aus Prinzip ignorierte. Die er einfach nicht sah.

Er nährte sich von Austern.

Der Gedanke, daß man sich auch von Brot nähren könne, wäre ihm unfaßbar gewesen.

„Wie," hätte er vielleicht gefragt, „kann man etwa auch Baumrinde kauen?"

*

Dieser selbe Herr Zitterhahn, dessen Beruf es war, das Leben mit Ueberzeugung zu genießen, sollte eines Tages trotzdem erfahren, was das ist: Brot.

Der Krieg hatte es mit sich gebracht, daß man ihn zum Militär einzog und nun zum Soldaten ausbildete.

Es war nach einem anstrengenden Uebungsmarsch, gleich in der ersten Zeit.

Landsturmrekrut Zitterhahn war, was er in seinem Leben noch nie gewesen war: müde. Und er hatte, was er gleichfalls in seinem Leben noch nie gehabt hatte: Hunger. Und er sehnte sich, wonach er sich erst recht noch nie in seinem Leben gesehnt hatte: nach — —

Wird man es glauben?

Ja, er sehnte sich nach Brot!

Ein Kamerad gab ihm von dem seinen.

Und Landsturmmann Zitterhahn aß — aß so lange, bis er satt war, aß trockenes Brot...

Und war dann furchtbar erstaunt.

Der Lebenskünstler Zitterhahn wußte jetzt mit einem Male, was das war: Brot!

Die Zeit
23./IV. 1916

75

Schönbrunn im Frühling.

Schönbrunn hatte an den vergangenen schönen Sonntagen einen Rekordbesuch. Die kleinen und die großen Kinder, alle suchen und finden draußen ihr Plaisir. Die schnurgerade ausgerichteten Alleen stehen in hellem Frühlingsgrün, an der Hietzinger Seite lockt die Pracht des Palmenhauses, und einige hundert Schritte vom Schloß entfernt dehnt sich das Gebiet der Menagerie. Es ist wie vor Jahren. Die Elefantenfamilie spaziert bei warmem Wetter in ihrem weitläufigen Zwinger und beguckt mit ihren listigen Elefantenaugen die kleinen zappeligen Menschen, die sich in respektvoller Entfernung vor den starken Eisenbalken des Käfigs drängen. Der Elefantenvater kommt ab und zu näher, hebt den Rüssel und dehnt das mächtige Maul, als warte er, ob sich niemand finde, der ihm wie ehedem eine schön braungebackene Kaisersemmel zuwerfen werde. Aber niemand findet sich, und der weise Elefant mag nachdenken, was denn dieser Wandel zu bedeuten habe. Möglich ist es auch, daß er mit dem neuen Zustand ganz zufrieden ist, denn es ist wahrscheinlich, daß früher jeder schöne Sonntag bei ihm mit einer schweren Magenindisposition endete. Jetzt gibt es Kriegskost: dreimal täglich Heu und Kleie. Der alte Elefant macht ganz den Eindruck, daß er sich dabei recht wohl fühle. Zumindest ist keine sichtbare Veränderung an ihm bemerkbar. Ganz so bei dem Nashorn in seiner Nachbarschaft. Wie vor Jahren, kehrt es mit Vorliebe dem P. T. Publikum verdrießlich sein breites Rückenende zu. Es hat nie auf das Wohlwollen der Schönbrunner Gäste gerechnet und war früher so wie heute mit seiner Treberportion zufrieden. Das gleiche läßt sich von den Flußpferden sagen, die wutfunkelnd ihre Besucher heiser und feindselig anbrüllen. Ganz Verachtung für die Menschenzwerge ist die Löwenfamilie. Früher lieferte man ihnen wenigstens frisches, gutes Pferdefleisch. Jetzt gibt es Kriegsportionen. Die Pferde haben jetzt eine höhere Bestimmung denn als Löwenfutter zu dienen, und es heißt mit Kuttelfleck vorlieb nehmen. Viereinhalb Kilo Kuttelfleck frißt der alte Löwe auf einem Sitz. Die Löwin muß mit weniger vorlieb nehmen. Dann liegen sie beide faul da, verdauen und träumen bis zum nächsten Fraß. Bescheiden wie in der Wüstenfreiheit sind die Kamele. Bringt man ihnen ihr Spreu, so sind sie hochzufrieden, geben kein Zeichen, ob es zu viel oder zu wenig, und leben weiter in der Ergebenheit, für die sie der Schöpfer bestimmt. Munter und beweglich, wie immer, sind die zweifüßigen Vogelinsassen der Menagerie. Im Frieden sah man in ihren Käfigen oft Weizen und Haferkörner oder Gerste in Hülle verstreut. Das kommt jetzt begreiflicherweise nicht mehr vor. Weizen wird kaum mehr sichtbar, und die Haferportionen sind genau zugemessen. Schon den zweiten Frühling erlebt das gefiederte Volk in dieser Beschränkung, die den Nahrungsverhältnissen ihrer Freiheit sicherlich näher kommt als die Ueppigkeit des Friedens. Sie wird ihnen daher kaum fühlbar. Sie können durchhalten!

Die Zeit 23./IV. 1916

76

Das Trauerkleid.

Seit Kriegsbeginn ist die in Trauer gekleidete Frau, die man früher nur ganz vereinzelt sah, eine ständige Erscheinung in dem Straßenbilde der Großstadt geworden. Zwar wurden zu Beginn des Krieges Stimmen laut, daß man nach dem gefallenen Angehörigen keine Trauer anlegen müsse, jedoch beschloß die öffentliche Meinung stillschweigend, sich in dieser Frage nur von seinem Schmerze leiten zu lassen. Das auffallendste Merkmal der Trauer, das der ganzen Erscheinung den eigentlichen Trauercharakter verleiht, ist wohl der lange oder auch der kurze Krepp-schleier. Früher spielte da der englische Krepp die Hauptrolle; er erwies sich zu diesem Zwecke mit seiner matten, wellenförmigen Webart recht geeignet. Jetzt wird er, nun sein Import unmöglich geworden, neuestens durch heimisches Fabrikat ersetzt. Malintüll, der viel für Trauerzwecke verwendet wird, war vor dem Kriege für 90 bis 95 Heller pro Meter zu haben, sein Anschaffungspreis ist jetzt infolge von vermindertem Angebot und vermehrter Nachfrage auf die relativ ganz außerordentliche Höhe von K. 3.60 gestiegen. Viel gekauft werden auch Musselinschleier, deren Preis K. 7.— pro Meter beträgt. Nun benötigt man für den langen Witwenschleier mindestens 3½ Meter Material, das die ganz respektable Summe von 24 Kronen für den Schleier allein ausmacht. Wo sind da noch Kostüme, Kleider, Blusen, Hüte und andere Toilettenerfordernisse? Hier dürfen wir einer vom wirtschaftlichen Standpunkt unentbehrlich gewordenen Institution — der Färberei — nicht vergessen. Man trägt die Kleider zum Färber, und in kurzer Zeit, in dringenden Fällen schon nach 24 Stunden, bekommt man sie als vollständige Trauergewandung zurück. Die Kosten des Schwarzfärbens betragen für ein Kleid ungefähr 8 Kronen, für ein Kostüm 10 Kronen und für eine Seidenbluse 4 Kronen. Oft ist jedoch die Neubeschaffung der Trauerkleider unumgänglich, und hier müssen die Frauen vor einem allzuviel gewarnt werden. Wenige, aber gut gearbeitete, aus starkem, strapazfähigem Material hergestellte Kleider sind in solchen Fällen das einzig Richtige. Die billigen schwarzen Stoffe werden allzu früh grau und unansehnlich, während sich der bessere Stoff viel länger hält. Und die größtmögliche Einfachheit! Das allzu Moderne, Auffallende verträgt sich schlecht mit den Gefühlen der Trauer, des Schmerzes. Nicht zu kurze, nicht allzu weite Röcke, keine extravaganten Hüte, keine Modeschleier. Auch bei der Auswahl von Trauerschmuck soll man vorsichtig vorgehen. Sehr geeignet erscheinen zu diesem Zwecke matte Stahl- oder Jetschmuckstücke, wie Ohrringe, Busennadeln, Perlenreihen, Schnallen und Hutnadeln. Auch die Handschuhe und Handtaschen müssen dem Ensemble angepaßt werden. Man wird selbstverständlich keine der modernen farbigen Perlbeutel, keine der jetzt üblichen geflochtenen Gold- oder Silbertaschen tragen. Sowohl die Tasche als auch der Beutel werden aus schwarzem Leder oder matter Seide gewählt. Ein Wort für die amerikanische Trauermode! Das ist nicht die ganz in ihrem Schmerze erstarrte, ungemein niederdrückende Art der Trauer, wie sie bei uns üblich, sondern eine gemilderte, versöhnlichere Form derselben. Der Beimengung von ein wenig Weiß schon in der allerersten Trauerzeit soll auch vom hygienischen Standpunkt, speziell in der heißen Sommerszeit, das Wort geredet werden. Jedermann weiß heute, daß die Sonnenbestrahlung auf dunkle Farben viel intensiver wirkt als auf helle, deshalb sind auch die dunklen Gewänder heißer; sie färben auf die Haut und die Wäsche ab, was nicht nur unangenehm, sondern auch gesundheitsschädlich wirken kann. Die Farbstoffe enthalten nämlich des öfteren, wenn auch nicht direkt giftige, doch jedenfalls schädliche Substanzen. Der mit einem langen schwarzen Kreppschleier versehene Hut, der ja keine andere Garnitur benötigt, soll mit einem weißen Kreppand oder mit einer mit weißem Krepp gefütterten Krempe versehen sein. Weiße Krepp- oder Batistkrägen, Rüschen und Manschetten, im Sommer eine einfache weiße oder schwarz-weiße Bluse mit schwarzer Krawatte und Aufputz. Auch die Halbtrauerfarben, Grau, Lila und Weiß, werden drüben viel früher als bei uns getragen. Wir sollen und wir müssen, so sagen sich vernünftige Frauen, trotz unserer Trauer weiterleben, wir dürfen uns nicht von der Welt absperren, weil wir noch Pflichten gegen uns, gegen andere haben. Das alles soll mit dieser weniger intensiven Trauerkleidung gesagt werden.

Die Zeit
23./IV. 1916

77

Der Osterhase.

Vollständig einwandfrei wird es wahrscheinlich nie festgestellt werden können, warum die Hasen zu Ostern Eier legen. Man hat sich mit dieser Naturwidrigkeit abgefunden und denkt nicht weiter darüber nach. Nicht einmal darüber, warum die Eier der Osterhasen rosenrot und himmelblau, grasgrün, purpurn oder gar gesprenkelt sind. Wenn die Hühner nichts dagegen einzuwenden haben, daß die Hasen sich mit ihren Eiern schmücken, kann es uns ja recht sein. Aber die lustige Sache ist wahrscheinlich auf einen ernsten, in der germanischen Mythologie begründeten Gedanken zurückzuführen. Die hoffnungsfrohe Freude über die Fruchtbarkeit der Erde und ihrer Lebewesen hat zwischen zufällig gleichzeitigen Erscheinungen willkürliche Verbindungen geschaffen, die dennoch bis zum heutigen Tage erhalten geblieben sind. Die Hühner und die Hasen sind in der Zeit der erwachenden Erde die typischen Vertreter der Fruchtbarkeit: so fruchtbar sind die Hasen, daß sie, bevor sie eine eigene Generation in die Welt setzen, eilig den Hühnern noch bei der Besorgung ihres Geschäftes helfen. Und es tut nichts, daß in manchen Gegenden Oesterreichs der stolze Hahn als derjenige gilt, der die bunten Eier legt. Aber warum soll man sich weiter über die geschichtliche Entwicklung der eierlegenden Hasen und Hähne den Kopf zerbrechen. Tatsache bleibt, daß jetzt der Hase in der Osterstimmung Trumpf ist. In allen Auslagen tritt er uns in der verschiedenartigsten Gestalt entgegen. Da zieht er ein hübsches Wägelchen, dessen Karosserie aus einem rot- oder blauseidenen Riesenei besteht, dort marschiert der Osterhase stramm auf den Hinterbeinen und trägt das Ei wie einen Rucksack auf dem Buckel. Und hier hockt der Schlankl mit verschmitzten Nasenlöchern neben einem Nest voll vielfarbiger Eier und tut ganz so, wie wenn die süße Herrlichkeit sein ureigenes Werk wäre. Oder er nimmt die Gestalt eines allerliebsten kleinen Mäderls an und kennzeichnet sich nur durch die in lange Hasenohren auslaufende Mütze als das sagenhafte eierlegende Säugetier. Manchmal aber ist es sogar ein wirkliches lebendiges Häschen, inmitten der wundervollsten Blumen, in einem kleinen, hölzernen, palmkatzelgeschmückten Käfig. Der Hase ist Herr der Ostersituation. Er hat das Osterlamm fast ganz verdrängt und läßt auch dem kanarienvogelgelben Küchlein, das neugierig in das Eiernest guckt, nur einen ganz bescheidenen, die Familienehre kaum rettenden Platz. Warum gerade im Kriegsjahr Meister Lampe zu solchen unzeitgemäßen Ehren kommt, ist fast nicht leichter zu begreifen, als daß er Eier legen muß.

Österr. Volkszeitung

23./IV. 1916

„Liebesgaben zu Ostern."

Das Frühlingsfest im Felde.

Es war in den Karpathen. Seltene Ruhe lag über der schönen Gegend, die Wege waren verlassen, die Dörfer wie vom Frühlingstraum umsponnen, überall lichtes Grün in den großen Wäldern, auf leeren Aesten wiegten sich kleine, bunte Sänger, trillernd und zwitschernd, und schwirrten dann lustig auf und davon. Gegen Norden glitzerten weiße Flächen aus den frischen üppigen Fluren, Reste weißer Schneefelder und in ihren Abflußbächen spiegelten und gleißten die Strahlen der Frühlingssonne, die hoch oben im wolkenlosen Himmelsblau ihren Weg nahm. Noch nie im Leben schaute ich die Schönheiten des Lenzes so, und die Stille über den herrlichen Tälern und sanft ansteigenden Hügeln im smaragdenen Kleide stimmte uns alle andächtig, als rechte Einbegleitung zu dem schönsten aller Frühlingsfeste, den Ostern.

Schaurige Wochen hatten wir hinter uns, voll der traurigsten Erinnerungen. Vielen unserer Tapferen war es nicht gegönnt, die Schönheiten des aufkeimenden Lenzes zu genießen; sie ruhten still unter den kleinen, braunen Hügeln im Tale, deren schmucklose Kreuze zu uns herauf blickten. Wenige nur waren übrig geblieben aus dem heißen Ringen um jeden Fußbreit heimatlichen Bodens, und neue Truppen, frisch und unverbraucht, füllten die Breschen in unserer ehernen Mauer.

Unsere Gräben waren mannshoch, konnten vom Feinde nicht eingesehen werden und die Soldaten kümmerten sich fast gar nicht um den nahen Gegner. Nur die Posten lugten unverwandt aus den Schießscharten, langsam, bedächtig hoben sie manchmal ihr Gewehr, legten an, schossen oder ließen es, ohne Gebrauch davon zu machen, wieder sinken. Nichts entkam ihren Augen, für sie gab es jetzt nichts als den Feind. Anders war es aber bei den „Dienstfreien". Sie sahen alles Schöne, plauderten und scherzten, kochten und putzten, fühlten sich wohl und dachten wieder an alles, nur nicht an den Feind. Auf einem Patronenverschlag hatte ein Zugsführer Platz genommen, streichelte sanft über die Saiten einer Gitarre, die er, weiß Gott wo und unter welchen Umständen, beschafft hatte. Dieses Instrument begleitete uns auf allen Märschen und vermochte oft eine bittere Stunde in eine heitere umzuwandeln. Eine Anzahl Krieger hatte sich um den Musikus geschart und lauschte den Klängen heimatlicher Weisen, die bald stark und verlangend, bald elegisch durch die würzige Morgenluft tönten. Andere wieder blickten verloren, als ob sie in die unergründliche Zukunft dringen wollten . . . Post war schon lange keine, der Paketverkehr vorläufig eingestellt, und so mußten wir die Hoffnung auf Ostergeschenke aufgeben.

Kurze Telephonsignale störten die Feiertagsruhe, Zugskommandanten eilten in den Unterstand des Kompagnieführers, knappe Befehle, und nach wenigen Minuten wußten auch wir, was vor Augenblicken noch Geheimnis war. Heute also durften wir den russischen Flieger mit Salven empfangen, der uns schon seit Wochen, tagtäglich, bei jedem Wetter und immer zur selben Stunde einen Besuch abstattete, in schönen Spiralen unsere Stellungen überflog und dann wieder heimwärts steuerte. Wir durften nie schießen, und der Pilot wurde immer unternehmender. Mit hohnsprechender Sicherheit führte er seine Kreise oben aus, kam oft der Erde nahe und schraubte sich leicht wieder hinauf.

Aber heute! Heute durften wir dem schon lange verhaltenen Zorn freien Lauf lassen. Alles eilte an die Gewehre, versorgte sie mit Patronen, und viele Augen suchten in dem herrlichen Blau den Vogel zu entdecken, dessen hartes Surren und Brummen schon deutlich hörbar war.

Da! . . . Einer hatte ihn gesichtet, und wir alle folgten der Richtung, die der Mann mit den Falkenaugen angab. Hunderte und noch mehr Blicke hefteten sich an den kleinen dunklen Punkt, der in unendlicher Höhe bald verschwand, bald wieder auftauchte, immer größer werdend sich uns näherte. Lauter und deutlicher konnten wir das Rattern des Apparats hören und zuweilen, auch leise, kam der Flieger im schönen Gleitfluge auf uns zu. Majestätisch, mit abgestelltem Motor schwebte er ober unseren Köpfen, um sich dann wieder ratternd höher zu schrauben. Alle Gewehre folgten dem Flugzeug, Brust und Kehle schnürten sich zusammen, in der Erwartung von etwas noch nie Erlebtem. Krampfhaft umschlossen die Hände das Gewehr, den Finger am Züngel, die Flugmaschine vorm Korn, nur auf ein Wort harrend, wie auf eine Erlösung. Im weiten Bogen zog er seine Kreise und wieder kam er längs unseren Gräben in sehr geringer Höhe dahergeflogen.

Jetzt . . . gerade ober uns . . . ohne Geräusch schwebend . . . atemlose Stille! . . . „Feuer!" . . . ein Ruck am Züngel . . . ein Krachen . . . der Motor setzt ein . . . der Apparat schwankte . . . ging steil in die Höhe! Neben, ober und unter ihm kleine weiße Wölkchen . . . platzender Schrapnells, immer häufiger werdend, der Apparat beschreibt einen Bogen, mitten durch die Explosionswolken . . . Salven ohne Kommandos . . . das Flugzeug neigte sich . . . und im schönen Gleitfluge ging der Apparat zur Erde nieder, weit hinter unseren Linien in einen Wald vor unseren Augen entschwindend. Große überlaute Freude, ein Brüllen und Schreien durchzitterte die Luft und heulend und pfauchend gruben sich russische Granaten hinter uns in den Boden.

Bald war die Stimmung wieder ruhiger, und es bildeten sich Gruppen, welche die Sensation des Tages besprachen. Manche schoben das Verdienst der Artillerie zu, andere wieder erhoben Einspruch dagegen und meinten, die Infanteriegeschosse hätten seine Landung erzwungen. Begütigend legte sich einer ins Mittel und einigte die Parteien dahin, daß es doch am besten sei, den Apparat zu haben.

Wieder saß der Zugsführer auf dem Patronenverschlag und zupfte die Saiten seiner Gitarre. Lustig und frisch! Leises Singen und Summen begleitete seine munteren Weisen. Dicker Qualm entströmte den kurzen Pfeifen, kreiselte sich hinauf, um dann zu verschwinden, und schlechtes Aroma minderer Zigarettensorten erfüllte die Luft. Das Telephon schnarrte und der Draht brachte wieder eine Meldung. Aber diesmal war es die Belobung des Brigadekommandos, die uns laut vorgelesen wurde.

„Na, i hab's ganz sicher g'wußt, i hätt' drauf g'wett'," meinte ein Kamerad, „daß wir do was zu dö Feiertag' kriag'n!"

K. H.

Österr. Volkszeitung 27. IV. 1916

Der reiche Fischzug.

Erasmus Blechl faltete nach dem Abendessen umständlich die Serviette zusammen und zündete sich mit einem überlegenen Ausdruck auf seinem wohlgenährten Gesicht, der immer auf folgenschwere Entschließung des bedeutenden Mannes hindeutete, eine blonde Kubazigarre an. Dann lehnte er sich behaglich in den Stuhl zurück und sagte mit einem Blick auf Frau Emerenzia, die in der Zeitung blätterte, und mit einem zweiten auf die langjährige, treue Resi, deren flinke Hände eben nicht ohne Gläserklirren und Tellerscheppern den Tisch abräumten: „Heuer kommt mir in der Karwoche kein toter Fisch mehr ins Haus."

Die Resi ließ bei diesem Ausspruch beinahe die Gemüseschüssel fallen, faßte sich aber rasch wieder, um nach alter Gewohnheit für ihre Herrin den Kampf mit dem Drachen aufzunehmen — denn so nannte sie respektwidrigerweise insgeheim den Haushaltungsvorstand — antwortete sie resolut: „In ganz Wien bringt kein Mensch ein' lebendigen Karpfen oder Hechten heim. Man sucht ihn beim Stand lebend aus, der Fischhandler schlagt ihn ab und dann tragt man das tote Viecherl im Korb nach Hauf'."

„Auf diese Weise wird aber viel Unfug getrieben," entgegnete Blechl ruhig, aber bestimmt. „Die Händler sollen eine eigene Methode erfunden haben, toten Fischen den Anschein von lebenden zu geben und den Leuten abgestandene Ware anzuhängen. Kollege Krause hat mich eindringlich gewarnt, einen Fisch nur anzurühren, den ich nicht vorher durch untrügliche Zeichen, wie Bewegung der Flossen, Emporschnellen bei Berührung oder anderes, als nicht abgestorben erkannt habe."

„Ah, der Herr Krause, der uns die Gans aus seinen heimatlichen Gefilden angehängt hat, die wir auffüttern sollten," mischte sich nun auch Frau Blechl in die Debatte. „Ich glaube, viel Ursache hätten wir nicht, auf die Weisheit dieses Herrn zu schwören."

„Ich verbiete mir jeden Angriff auf einen meiner Kollegen!" schrie Blechl nun und die Zornesader schwoll auf seiner Stirn. „Es war ein lebensfähiges, zu den besten Hoffnungen berechtigendes Ganserl, und Krause kann nichts dafür, daß es an der verfehlten Behandlung, die Ihr dem armen Tierchen angedeihen ließet, zugrunde ging. Doch lassen wir die Toten ruhen und bleiben wir bei der Gegenwart. Euer Widerspruch nützt nichts, heuer kommt der Fisch lebend in das Haus."

„Ich kann es nicht über das Herz bringen, einen Fisch abzuschlagen," wendete Frau Emerenzia mit leichtem Schaudern ein, worauf die Resi, beide Arme wie zur Abwehr ausstreckend, sekundierte: „Und i schon gar net. So a arme Kreatur schaut einem frei verzweifelt an, wenn man mit sein Köpferl auf 'n Hackstock hinpeckt. I kann net einmal an Floh abtöten, g'schweig denn ein Vieh mit zwei oder drei Kilo Gewicht."

„Das merkt man," unterbrach sie Blechl mit einem grimmigen Lachen, „weil in Ihrem Kammerl die braunen Ungetüme zu Dutzenden herumspringen und ganze Ballette aufführen. Ich weiche diesem Flohzirkus stets in weitem Bogen aus." Dann wurde er aber wieder ernst, und die vor Empörung zitternde Resi verächtlich ansehend, sagte er: „Die Frauen können keinen Fisch töten, ihr gutes Herz laßt das nicht zu. Aber die Männer so lange quälen, bis sie vor Gift und Galle zugrunde gehen, das ist ihnen ein Kinderspiel. Was ich will, wird aber doch geschehen. Ihr braucht Euch nicht zu strapazieren; ich werde den Fisch selbst einkaufen und in die andere Welt befördern. Selbst ist der Mann, auch in der Hauswirtschaft, zu dieser Ueberzeugung bin ich schon lange gekommen."

Am folgenden Tag begab sich Blechl nach dem Amt auf den Fischmarkt und wählte einen Karpfen aus, der, träge in einer großen Wanne schwimmend, noch matte Lebenszeichen gab. Nachdem der Handel abgeschlossen war, wollte der robuste Käufer das letzte Werk an seinem Opfer vollbringen, doch Blechl wehrte mit einer gebietenden Handbewegung ab: „Lassen Sie nur, ich werde das selbst zu Hause besorgen. Geben Sie mir einige Bogen festes Packpapier, damit ich ihn einhüllen kann."

„Er wird Ihnen am Weg a Remasuri machen," meinte der Mann lachend, „aber, wie S' wollen, versuchen Sie 's, wie weit s' 'n bringen."

Blechl hüllte seinen Karpfen schweigend in das steife, braune Papier, nahm ihn unter den Arm und entfernte sich, während ihm die Zeugen seines Gehabens Witzworte nachriefen. Besonders eine alte Händlerin zeigte sich höchlichst belustigt und sprach die Vermutung aus, der blade Herr mit dem Vollmond am Hinterkopf wolle zu Haus eine Karpfenzucht anlegen. Ueber ihren Einfall vor Vergnügen in die Hände klatschend, schrie sie dann: „Herrerl, vergessen S' net, daß S' zu Ihnern Rogner a no an Milchner kaufen müssen, sonst is 's nix mit der Zucht. Allanig vermehr'n sich die Fisch' a net."

Mit dem stolzen Gefühl der Erhabenheit über solch kleine Nadelstiche der Volksbosheit schritt Blechl mit seiner Last weiter. Das Schuppentier unter seinem Arm schien das unabänderliche Schicksal resigniert zu ertragen, es regte sich kaum und sah nur mit klotzenden Augen aus der Lücke in der braunen Hülle hervor, die sein mitleidiger Besitzer offen gelassen, um den Gefangenen nicht ganz von der frischen Luft abzuschließen. Doch nach einigen Minuten hatte Blechl plötzlich das Gefühl, als ob ihn ein elektrischer Schlag an der Lende getroffen hätte. Er blickte auf die schmerzende Stelle hin und gewahrte mit großen Mißvergnügen, daß der Karpfen wütend mit dem Schwanze um sich schlug, wobei sein ganzer Körper von rasenden Zuckungen hin und her geschleudert wurde. Er preßte ihn mit dem Arm so fest als möglich an sich, doch der Kampf des gequälten Geschöpfes um die Freiheit ließ nicht nach und die Situation wurde immer ungemütlicher.

„Ich muß ihm so schnell als möglich etwas Wasser zukommen lassen," dachte Blechl, während ihm der Schweiß auf die Stirne trat. Sein hilfesuchendes Auge fiel auf den Schild eines kleinen Kaffeehauses. Rasch entschlossen trat er ein, bestellte zur Stärkung seiner Nerven einen Kognak, war mit einem Satz bei der Wasserleitung und hielt den Kopf des zappelnden Tieres unter den Strahl der kühlen Hochquelle.

Das Erscheinen des stattlichen Mannes und seines beschuppten Begleiters erregte unter den Gästen beträchtliches Aufsehen und sofort wurden Vorschläge laut, wie der weitere Transport ohne Gefahr sich vollziehen könnte. Ein junger Bursche mit einem Virginierhalm über dem rechten Ohr meinte: „Wann S' a Stamperl zahl'n, schlag' i ihm 's Köpferl ein. Alsa lebender bringen S' ihn ja do net ham."

„Ich will's aber doch versuchen," wies Blechl das freundliche Anerbieten kurz ab. „Er saust ja wie ein Bürstenbinder und wird sich nach dieser Erfrischung sicher beruhigen."

„Geben S' ihm a Glaserl Sliwowitz," mischte sich ein anderer in die Unterhaltung, „vielleicht kriegt er dann ein' Schwips und schlaft ein."

Stürmisches Gelächter folgte diesem nicht ganz ernst zu nehmenden Ratschlag und da der Fisch sein wildes Umsichschlagen eingestellt und nur manchmal ein leises Zittern durch seinen glatten Leib ging, zahlte Blechl etwas umständlich seine Zeche, weil er nur eine Hand frei hatte und setzte die Wanderung nach Hause fort. „Mich zwingst Du nicht, Biest," murmelte er auf der Straße vor sich hin und beschleunigte seine Schritte. „Den Triumph laß ich mir nicht rauben, den Weibern zu zeigen, was ein Mann vermag."

Doch gab es immer noch einige Fährlichkeiten, bis Erasmus Blechl total erschöpft vor seinem Wohnhause anlangte. Der ruhige Zustand des dem gewohnten Element entrissenen Tieres hatte nicht lange angehalten, wilde Schläge sausten wieder gegen den fest geschlossenen Ueberrock des im Ringen fast unterliegenden Mannes und wiederholt schob er mit äußerster Anstrengung den sich dämonisch bäumenden Pack aus braunem Papier von einem Arm zum anderen, weil ihm die Seite, die kurze Zeit den Hieben ausgesetzt war, vollständig gelähmt schien.

Der Versuch, den Karpfen in einem Bassin noch einmal mit frischem Naß zu erquicken, hätte beinahe zu einer Katastrophe geführt, denn das heimtückische Vieh entschlüpfte der Hand seines Gebieters und tummelte sich lustig in dem aus Stein gemauerten Behälter. Nachdem Blechl sich vergeblich bemüht hatte, des Ausreißers habhaft zu werden, stieg ein Gassenjunge gegen reichliche Entlohnung in die kaum schuhtiefe Flut und fing nach längerer Jagd, die Hunderte von Zuschauern herbeigelockt hatte, den Flüchtling wieder ein.

Als Blechl endlich in seine Gasse einbog, war ihm zumute wie einem Krieger, der stundenlang sich gegen eine Ueberzahl von Feinden verteidigen

Gustav Sm...

Berner Bund 28./IV. 1916

83 28

Wiener Brief

(Von unserem Korrespondenten)

Friedenstauben? — Prinz Mirko von Montenegro in Wien Die wirtschaftliche Lage — Kriegsanleihe — Der Saatenstand — Politische Sammlung im Innern — Gesellschaftliches Leben

nk. 19. April 1916.

Unter den verschiedenen Nippes, die zur Osterzeit in den Auslagen der Wiener Galanteriewarenhändler zu sehen sind, unter den kleinen Osterhasen, Osterlämmern, Palmkätzchen und Ostereiern, sieht man seit einigen Tagen auch — kleine bronzene Friedenstauben. Der Friede dürfte zwar noch nicht so nahe sein, wie manche wähnen und viele hoffen; Erscheinungen und Ereignisse der letzten Zeit haben aber doch in allen Kreisen der Bevölkerung das Gefühl ausgelöst, daß man an das Ende des Weltkrieges denken könne. Freilich ist das nur ein ganz unbestimmtes Gefühl, weitaus mehr dem Bewußtsein der Kraft und der Erfolge entspringend, als etwa dem von Furcht und Schwäche. Denn zu irgend einem Pessimismus ist wahrhaftig auf der ganzen Linie, ja sogar auf allen Linien, nicht der geringste Anlaß. Einen tiefen Eindruck auf die Wiener machte es, als vor kurzem Prinz Mirko von Montenegro krank und heilungsbedürftig in ein Sanatorium der Kaiserstadt sich begab. Unterworfen ist Serbien, unterworfen Montenegro, unsere Truppen haben fast ganz Albanien durchzogen und halten knapp vor Valona. Eisern steht die Mauer an der Südwestfront, die nach fast elfmonatigem Kampf keinen Fußbreit Landes vom Feinde besetzen ließ, des Augenblickes harrend, wo sie aus ihrer Defensive wird hervorbrechen dürfen.

Allerdings sind die Preise für manche Gegenstände, an denen naturgemäß ein Mangel besteht, namhaft gestiegen. Die großen Unterschiede der Preise aber in den verschiedenen Gegenden des Reiches zeigen am besten, daß es sich hier nur um Erscheinungen handelt, die aus dem ehernen Gesetz von Angebot und Nachfrage resultieren, daß aber unsere wirtschaftliche Lage unter Berücksichtigung der obwaltenden Umstände geradezu glänzend ist. Die soeben veröffentlichte Verordnung, die eine Kriegsgewinnsteuer einführt, wird als eine äußerst gerechte Maßregel angesehen und zeigt, wie manche andere Erscheinung, daß man im öffentlichen Haushalt bereits daran zu denken beginnt, in die Budgets das gestörte Gleichgewicht wiederzubringen, nach Deckungen sucht, für die großen, durch die kriegerischen Verhältnisse hervorgerufenen Ausgaben. Die vierte Kriegsanleihe ist unter verhältnismäßig sehr günstigen Bedingungen soeben zur Ausschreibung gelangt, und all die erwähnten Er-

Unser Einvernehmen mit unseren Verbündeten ist äußerst herzlich, in allen Punkten besteht heute schon volle Uebereinstimmung in den Ansichten, wofür der jüngste Besuch unseres Ministers des Aeußern, Freiherrn von Burian, beim deutschen Reichskanzler einen neuen erfreulichen Beweis bietet.

Daß unter allen diesen Auspizien das gesellschaftliche Leben der Residenzstadt einen sehr beruhigenden, fast normalen Verlauf nimmt, ist nur natürlich. In der Hofbibliothek wurde zugunsten der Aktion der Bücherschenkungen an die tapferen Krieger an der Front eine ungemein interessante Ausstellung ihrer typographischen Meisterwerke veranstaltet, und die Arbeiten für die große, Ende Mai zu eröffnende Kriegsausstellung im Prater schreiten rüstig fort. Die Rennsaison hat begonnen und tritt gewissermaßen an die Stelle der ablaufenden sehr erfolgreichen und lebhaften Theatersaison, in welcher noch vor wenigen Tagen eine besondere Sensation zu verzeichnen war. Wolfgang Erich Korngold, der das Glück oder Unglück hat, den Musikkritiker des trotz vieler Gegnerschaft immer noch einflußreichsten Wiener Blattes zum Vater zu haben, ein Jüngling von achtzehn Jahren, hat zwei Opern komponiert, die nach der mit geteiltem Beifall aufgenommenen Uraufführung in München nun vorige Woche in der Wiener Hofoper zum erstenmal gegeben worden sind. Auch bei uns nahm man sehr lebhaft für und wider den jungen Künstler Stellung, der zweifellos eine interessante Erscheinung ist. Der völlig Unparteiische dürfte sich wohl des Eindruckes nicht erwehren können, daß die Stellungnahme des Publikums mehr persönlichen als sachlichen und fachlichen Gründen entspringt.

Mit Rücksicht auf die Mitteilung in meinem letzten „Wiener Brief" muß ich noch bemerken, daß bald nachdem er erschienen war, die Unterrichtsbehörde Mittelschülern und -Schülerinnen das Tragen der bunten Kappen verboten hat. Darüber ist nun unter den jungen Herren und Damen große Trauer und Entrüstung ausgebrochen — ein ganz kleiner Krieg mitten im großen bereitet sich vor. Ob dieser notwendig war, ist eine noch weit offenere Frage als jene, über die einst die Geschichtsschreiber urteilen werden.

Fortsetzung des Romans: „Die grüne Sphinx" von Robert Kohlrausch auf Seite 21 vom 29. April.

Feuilleton.

Wiener Frühling.

Der milde Kriegswinter hat uns heuer schon im Februar mit Frühlingsahnungen erfüllt. So manches Gesträuch unsrer öffentlichen Anlagen, so mancher Baum in einem geschützten Winkel kam überhaupt um seinen ganzen Winterschlaf, es trieb und knospte allerorten, und die allzu vorwitzigen jungen Blätter schienen nur einem sicheren Tod entgegenzugrünen. Aber sie schüttelten den weichen Märzschnee lächelnd ab und trotzten auch den spärlichen Aprilschauern. Nichts ist ihnen begegnet, um Tage und Wochen früher als sonst blühte und duftete die Welt ringsum, und sie steht jetzt im vollen Flor. Der melancholische Anblick eines erfrorenen Frühlings — ich kenne nichts Verstimmenderes — scheint uns heuer erspart bleiben zu sollen, denn die Eismänner, die noch drohen, werden ein erwachsenes Geschlecht vorfinden, das nicht mehr so leicht niederzuringen sein wird.

Die Tage, die wir jetzt durchleben, sind die schönsten der Wiener Landschaft, und wer auswärts liebe Freunde hat, sollte sie nur im Frühling in Wien empfangen. Voll Stolz durchwandeln wir die Anlagen und Gärten und freuen uns des unermeßlichen Reichtums an Glanz und Schönheit, der über allem ausgegossen liegt, mit gehobenen Gesichtern streifen wir in die Umgebung hinaus, in die Auen und Wälder. Als ob wir selber Teil hätten an dem Gotteswerke, als ob wir dessen Mitschöpfer wären, so fühlen wir uns, so freuen wir uns des Beifalls, des Entzückens der Freunde. „Ja, Wien!" Es ist derselbe Ausruf, den die Wiener des Backhendelzeitalters in andrer Form geprägt haben. Von all den Vorzügen der damaligen Kaiserstadt sind dem neuen Wien nur spärliche Reste verblieben, Wien ist eine andre Stadt geworden, seine Reize haben sich gewandelt, aber sie haben sich auch verjüngt. Und sind doch vielfach die alten geblieben. Namentlich landschaftlich. Wien war auch als Festung eine Stadt, die den Wald vor den Toren hatte, seine Weingärten reichten bis an die Wälle. Wer einmal ein Rundbild des alten Wien gesehen, wie es sich von den Wällen dem Auge darbot, hat den Eindruck einer vollkommenen Gartenstadt. Und dieses Bild ist nicht ganz zerstört worden. Wer im Frühling einmal um die Ringstraße wandelt, dem kommt es erst zum Bewußtsein, wie reich selbst das innere Stadtbild noch heute an landschaftlichen Reizen ist. Die Ringstraße selber mit ihren tausend jungbelaubten Bäumen ist zu dieser Jahreszeit ein Labsal. Der Stadtpark, der das Bild auf dem Kaiser Wilhelm-Ring erweitert und bis über die Wien hinüber vertieft, bildet jetzt ein landschaftliches Schaustück im Mittelpunkt der Weltstadt. Man fühlt in diesem Park die künstlerischen, die in die Natur übertragenen malerischen Absichten nie so stark wie im Frühling. Der Burggarten, der Volksgarten, der Rathauspark, die Anlagen vor der Votivkirche und auf dem Kai schließen den Kreis gärtnerischer Anlagen um den Ring und lassen nur eine kleine Lücke offen. Aber in diese Lücke tritt der Donaukanal mit seinen Brückenbildern.

Und hinter diesem innern grünen Gürtel lugen überall noch weitere kleine Oasen hervor. Der Durchblick beim Schwarzenbergplatz geht ins Grüne, von der Oper sehen wir in die Anlagen vor der Technik, vom Goethedenkmal in die vor der Kunstakademie, hinter dem Justizpalast liegt der Weghubergarten, zwischen Parlament und Justizpalast, hinter der Börse, überall grünen und blühen kleine Anlagen. Und fast jeder Bezirk, der sich anschließt, hat irgendeine grüne Insel; der Gürtel aber, der die inneren Bezirke von den äußeren scheidet und einst die ganze Welt der Linienwälle in sich schloß, auch er hat trotz der Stadtbahn seinen idyllischen Charakter nicht völlig eingebüßt. Unschätzbar sind diese jungen Anlagen, die sich rings durch das versteinerte Vorstadtbild schlingen und der Kinderwelt eine Zuflucht gewähren. Aus den Häusern ohne Höfe auf die Straße getrieben, findet die Jugend hier noch geschützte Spielplätze. Die ehemaligen Vororte aber haben sich, obwohl sie im Westen schon beinahe in den Wiener Wald hinausreichen, fast überall öffentliche Gärten für alle Zeiten gesichert. Da blüht und duftet es jetzt, da singen die Vögel, da rauschen die Wässer kunstvoller Anlagen, und ein dankbar-stolzes Gefühl beschleicht jeden, der sich als Wiener fühlt, bei einer Wanderung durch all diese Schönheit. Es ist manches versäumt worden zum Schutze kostbarer Altwiener Kulturgüter, aber für die Erhaltung und Verjüngung des landschaftlichen Bildes von Wien geschah unendlich viel. Jeder Frühling läßt es uns ge-

Neues Wiener Tagblatt
29/IV. 1916
84

Neue Freie Presse 30./IV. 1916

Wettlauf mit der Jugend.

Von Dr. Max Eitelberg.

Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt' an Blüte.... man mag noch so oft die Axt an seine Wurzel legen. Zu den Jüngeren werden Aeltere einberufen und dann wieder ganz Junge. Als sie schüchtern an die Tür der Reserveoffiziersschule klopften und der Reihe nach in Zimmer traten, wo wir seit Wochen schon Stunde hielten, stramm salutierend, unsere neuesten Kameraden, nun seit Wochen Freud- und Leidgenossen, denen kaum ein Flaum auf der Oberlippe sproßt, aber um so üppiger das Haupthaar wallt und deren kaum abgestreifte Kindlichkeit nicht im geringsten hindert, daß sie so furchtbar gescheit sind — seit sie sich zu uns auf die Bank gesetzt und dasselbe Studium trieben, Exerzier- und Dienstreglement, Terrain- und Beschirrungslehre, Taktik, Heerwesen, Schießanleitung und wie die Gegenstände alle heißen — da ist uns seltsam zumute gewesen, als ob Mauern verschwänden, härter als Eisenbeton und höher als der Gaurisankar — die Mauern zwischen dem zweiten und vierten Jahrzehnt des Lebens. Darf doch keiner, der einmal aus dem Jugendlande hinaus ist, zurückfinden ins verlorene Paradies, vor dem die Cherubim mit den Flammenschwertern der Berufsobliegenheiten und beginnenden Arterienverkalkung Wache halten. Die Spezialisten des grauen Altertums hatten bekanntlich für Greise und solche, die es nicht werden wollten, ein wahrhaft klassisches Rezept. Sie verschrieben ihnen den Atem junger Mädchen zur Stärkung der Lebensgeister, eine Kur, die sicher noch heute bei vielen Restaurationsbedürftigen Anklang finden dürfte. Aber wer könnte für den ungestörten Verlauf einer solchen Behandlung zumal bei verheirateten Patienten Gewähr leisten...? Der moderne Arzt ordinierte: Sie müßten einmal auf ein paar Monate gründlich ausspannen, die Umgebung wechseln, Sport im Freien betreiben und was der weisen Ratschläge mehr sind. Jawohl, sagte der Leidende, und Sie, Herr Doktor, werden inzwischen die große Güte haben, meine Familie zu ernähren und den Zins zu bezahlen. (Es ist nämlich rührend, wie der Mensch seinen Hausherrn in der Bedrängnis nicht im Stich lassen will.) Da kam die heiße Not und spannte uns aus oder vielmehr ein und zusammen mit vielen Schicksalsgenossen, und sonderbar und Gott sei Lob, die Familien mußten nicht hungern und auch der Zins ging dem Hausherrn nicht verloren....

Herstellt! lautet eben das Kommando der Zeit. In der Sprache des Zivilisten bedeutet das so viel wie Wiederversetzung in den vorigen Stand, in den Stand so um die Zwanzig herum, was Leistung, Rang und Streben betrifft. Haben wir etwa dem Kalender ein Schnippchen geschlagen? Hat wer den Zeiger unserer Lebensuhr um hundert-, um zweimalhunderttausend Stunden zurückgeschoben, daß der schon herbstliche Sommer dem stürmischen Lenz weichen mußte? Da steht er wieder leibhaftig vor uns, der Mitschüler, der die Professoren so herrlich zu kopieren verstand, daß ihre gefürchtetsten Eigenheiten fröhliche Urständ feierten, da ist der geschickte Karikaturenzeichner, der famose Klavierspieler. Das sind vielleicht die Berühmtheiten von morgen oder übermorgen, wie schon manche der einstigen Kameraden, die inzwischen in alle Winde verstreut sind, die berühmten von heute geworden sind. Wir vom vierten Jahrzehnt sind bloß zusammengewürfelt mit einem neuen Geschlecht, das dem früheren gar so täuschend ähnlich sieht. Da ist richtig auch der Angstmeier, der vor jeder Zwischenprüfung hinter dem Vordermann Deckung suchte, nur nennt er es heute zeitgemäßer, sich in seinen granatensicheren Unterstand begeben, und verschwindet hinter dem Pult. Kann man überhaupt auf die Dauer gravitätischen Ernst bewahren, wenn man gleiche Uniform trägt mit Freunden, halb so alt wie unsereins, die trotz harten Dienstes in freien Stunden und Minuten das Lachen des hellsten Uebermutes nicht verlernen wollen? Und gedeiht doch gerade auf dem dürren, trockenen Boden des Exerzierplatzes seit je die köstliche Pflanze „Kasernenhofblüte", die wie das Kräutlein Niesmitlust aus dem Hauffschen Märchen unwiderstehlich, allerdings nur auf das Zwerchfall zu wirken pflegt. Siehe Nestroy: „Der Ernst hat eine feierliche Seite, eine schauerliche Seite, überhaupt viele sehr ernsthafte Seiten, aber ein elektrisches Fleckerl hat er doch immer und da fahren bei der gehörigen Reibung die Funken der Heiterkeit heraus." Mitverfangen, mitverhangen im Dornendickicht tausendfältiger gemeinsamer Pflichten, Ziele und Sorgen.... Auf die Nivellierung der Kleider folgt unweigerlich die der Herzen und Seelen.... Aber der Ehrgeiz des vierten Jahrzehnts liegt zunächst im Physischen. Darin mag es dem zweiten nicht nachstehen, marschiert, daß die Erde dröhnt, streckt die Füße vor, wenn der ermunternde Zuruf: „Heraus mit die Spruderl!" erschallt, macht schneidige Kehrteuchwendungen, will Karlsbad und Marienbad ersetzen durch gewissenhafte Ausführung der Gelenksübungen, die nützlicherweise die Tagesbeschäftigung einleiten. Natur muß natürlich hier und da ein bißchen überredet werden. Da ist zum Beispiel der Bauchaufschwung, von dem man anfänglich mit Faust seufzen möchte: „Ach, zu des Geistes Aufschwung wird so leicht kein körperlicher Aufschwung sich gesellen!" Man macht dabei die interessante Entdeckung, daß beide miteinander gerade proportioniert sind: je leichter der Bauch, desto leichter wird allmählich der Aufschwung. Sehr bekömmlich ist auch der sogenannte Liegestütz, wobei der Leib straff gespannt ist und die Arme gegen den Erdboden sich beugen und strecken. Das zweite Jahrzehnt macht das nach Belieben tagelang, das vierte greift mitunter zu dem verwerflichen Schwindel, ein oder das andere Knie auf die Erde zu setzen, um sich dadurch einen unerlaubten Halt zu schaffen. Freilich, das forschende Auge des Kadetten prüft die blauen Beinkleider, und wer verdächtige Spuren aufweist, darf die Uebung wiederholen. Oder nehmen wir das altvertraute Spiel des Drittabschlagens, das zur Abwechslung mitunter eingeschaltet wird. Auch hier zeigt das vierte Jahrzehnt die Neigung, sich gewisse Ruheposten auszusuchen. Wo es nicht sofort mit kann, zum Exempel beim Hoch- und Weitsprung, bleibt ihm wenigstens die helle Freude am Anblick der anderen elastischen Gestalten, die wie von einem unsichtbaren Bogen abgeschnellt durch die Luft fliegen. Einer war unter uns, den wir seiner unheimlichen langen Beine wegen den Nikolajewitsch nannten; den konnte man beim Springen und Laufen fast nur mit dem fünfzehnfachen Fernrohr verfolgen. Immerhin, etliche von Haus aus, sagen wir, ein wenig verzeichnete Erscheinungen, weisen schon nach wenigen Wochen teilweise edle Linien auf, Wippen und Froschhüpfen vollzieht sich ohne merkliche Anstrengung, die Haltung wird besser, die Farbe des Antlitzes gesünder. Wenn es mit dem Silberschimmer an den Schläfen nur ebenso ginge! Vielleicht ist auch dieses Geheimnis schon gelüftet worden, ich hörte wenigstens neulich die gemütliche Ankündigung eines Feldwebels, einen weißbärtigen Rekruten, der irgend etwas auf dem Kerbholz hatte, einzusperren, bis er schwarz werde.

Völlig verwischt wird natürlich der Altersunterschied bei der gemeinsamen Tätigkeit des Gewehrreinigens und der Instandhaltung der sonstigen Ausrüstung. Wie man einen Mantel rollt, ohne das geringste Fältchen zu erzeugen, das lernt man erst nach ernsthafter Uebung, und wenn man sich zur Erkenntnis durchgerungen hat, daß einem der Mantel wenig nützt, wenn er nicht gerollt ist. Das Herrichten eines Bettes wird manchen erst die Arbeit des Hotelstubenmädchens richtig würdigen lehren, im Putzen der eigenen Schuhe erlangt man glänzende Fertigkeiten — jeder Zoll ein Hausknecht! Auf sich selber gestellt, wird man Herr erst der Welt! Der Major prägte uns ein: „Wie darf ich meinem Burschen Nachlässigkeit vorwerfen, wenn ich es nicht besser kann!"

Neue Freie Presse 30./IV. 1916

II

86

Wettlauf mit der Jugend.

Zuweilen hat das vierte Jahrzehnt auch Augenblicke eines wehmütigen Neides. Da ist vor allem der unerreichbare Appetit der lieben Jungen in den Pausen. Ein Strauß bekäme einen chronischen Magenkatarrh, wenn er solche Unmengen Frankfurter, Gulasch, Eierspeisen auf einmal vertilgte. Und einst entschuldigte so einer sein Zuspätkommen damit, daß er die zwei Wecker, die bei seinem Bett stünden, nicht gehört habe. Oh, über diesen göttlichen Schlaf! Just ich hatte an jenem Morgen eine unruhige Nacht hinter mir. Mir träumte, ich sei als Nachgemusterter des dritten Aufgebotes in den dreißigjährigen Krieg gezogen, nachdem ich knapp noch Zeit gehabt, mich nottrauen zu lassen. Da mein gestrenger Herr Hauptmann mir nicht den kleinsten Urlaub geben wollte, nicht einmal zu meiner silbernen Hochzeit, war mein Eheleben das denkbar ungetrübteste. Als ich aber nach Friedensschluß heimkehrte — ich war mittlerweile ein rüstiger Achtziger geworden — überraschte mich meine Frau mit zwei reizenden — Enkerln.... Bevor ich noch recht fassen konnte, wie denn der Krieg auch der Großvater aller Dinge sein könnte, wachte ich mit wüsten Kopfschmerzen auf....

Ein wenig verschieden stellen sich die Lebensalter zu den Pferden. Das vierte Jahrzehnt mißtraut ihnen ständig und hält sie für ebenso boshaft, heimtückisch und unzuverlässig wie die Menschen. Das zweite Jahrzehnt hält die Menschen für ebenso harmlos, treu und gutmütig wie die Pferde. Danach richtet sich auch die weitere Behandlung. Alle sind vor jedem Ausritt freigebig mit Brot und Zucker, die älteren allerdings mit der schnöden Anwartschaft auf Dank, muckenloses Verhalten, vor allem die auf stumme Zusicherung, nicht etwa durchzugehen. Und beim Nehmen eines Hindernisses schwingt das zweite Jahrzehnt sich einfach mit, das vierte spintisiert gern zu viel. Es zerlegt den Sprung ganz richtig in einen aufsteigenden und einen absteigenden Ast, beschließt, sich zuerst vorzuneigen und dann zurückzulehnen, verwechselt in der Eile die beiden Aeste und kriegt einen tüchtigen Stoß ab....

So wär' doch immer eine Kluft vorhanden, die nicht zu überbrücken geht. Das zweite Jahrzehnt sinnt: Hat sie den Brief bekommen, wann wird sie endlich Antwort geben, ihr Gehaben gefällt mir nicht.... Auch das vierte Jahrzehnt denkt: Hat sie den Brief bekommen usw., aber es meint damit eher eine Firma in Braunau oder sonst wo, deren Gehaben ihm nicht gefällt. Da möchte denn das vierte Jahrzehnt leicht verzagen, weil es beim Wettrennen mit der Jugend doch nur unter „ferner liefen" ans Ziel gelangen könnte, aber da richtet es die Augen auf die vielen, vielen „Vordermänner", auf das fünfte Jahrzehnt, das nun auch seinen Mann stellt, auf ein sechstes Jahrzehnt, kraftstrotzend im deutschen Kaiserschlosse, dessen Stimme die Welt aufhorchen läßt, auf ein siebentes, das sich ewige Lorbeeren bei Tannenberg und in Masuren gewunden hat, auf ein achtes mit blauen Augen und schneeweißem Schnurrbart, das erfunden hat, wie Zeus den Blitz aus den Wolken zu schleudern, auf ein ehrwürdiges neuntes Jahrzehnt, das die Bürde der schwersten Krone trägt.... Und es sagt sich, daß der Becher noch nicht zertrümmert, der Brunnen noch nicht verschüttet ist, aus dem der Wundertrank der Jugend quillt, und es nimmt sich redlich vor, sich nicht unterkriegen zu lassen, beim Liegestütz nicht mehr zu schwindeln, mit dem Pferd von mir aus hinzupurzeln und jede flauere Stimmung wegzublasen mit einem sieg- und zauberhaften: Herstellt!

Aus Tagebüchern und Briefen der Familie Kniehebel.

Von M. Köck.

Der Vater Alois Kniehebel an einen Freund.

Wien, am 15. Juni 1914.

Lieber Emil!

Wenn ich Dir nicht versprochen hätte, Dir von dem letzthin erwähnten Ausflug zu berichten, täte ich's lieber nicht, denn wir hatten mehr Aerger als was anderes. Auf der Bahn ein riesiger Andrang. Nicht ein Sitz im Abteil blieb frei. Dazu bedachte man uns arme, lufthungrige Ausflügler mit den gräßlichen alten Waggons, die längst ausrangiert werden sollten. Es ist eine Schande für uns, wenn Fremde aus dem Ausland in solchen Marterkästen befördert werden. Also wir langten endlich nach gut halbstündiger Fahrt — nach dem Fahrplan ist die Fahrzeit von Wien bis Brunn nur 27 Minuten — ganz gerädert und verschwitzt in Enzersdorf an. In den Gasthäusern dasselbe Bild wie im Waggon, nur noch ärger: alles übervoll. Nach langem Umherirren gelang es uns endlich, in einem zugigen Winkel des Gasthausgartens einen Tisch mit drei freien Stühlen zu finden — bis der vierte herbeigeschafft war, mußte ich nach der Reihe alle acht Kellner und beide Pikkolos herbeitrommeln. Und was geboten wurde um teures Geld — es ist ein Skandal! Ich sagte es auch laut und die nächstsitzenden Gäste gaben mir recht. Ist das aber auch nicht unverschämt, ein Kalbsschnitzel mit 80 Hellern, ein Glas abgestandenes Bier mit 20 Hellern und ein Rindsgullasch mit 52 Hellern zu rechnen? Der Jausenkaffee, den wir später in Mödling nahmen, war auch ganz unter der Kanone und kostete 30 Heller das Glas. Keine Spur von Schlagobers oder auch nur von Obers darin. Und das Gebäck altbacken und zähe. Bei mir muß ein Kipferl goldgelb und resch sein. Nicht blaß und weich wie die, die man uns hinstellte. „Siehst du", sagte ich zu meiner Frau, „das hast du von deiner Naturfexerei, wären wir schön daheim geblieben und hätten wir, wie du zuerst vorgehabt hast, die drei Brathühner mit Salat und den „Mohr im Hemd" gehabt, wären bloß nachmittags im Prater oder sonstwo spazieren gegangen — wäre es besser gewesen". Um meine Laune noch mehr herabzustimmen, hatte ich das Pech, ganz miserable Zigaretten, du weißt, wie leidenschaftlich ich ägyptische rauche, ausgerechnet nur Drama zu bekommen! Dieses ordinäre Zeug kann ich an und für sich nicht leiden, und wenn sie so feucht sind und absolut nicht ziehen, erst recht nicht. Der Weg über den Liechtenstein in die Brühl und nach Mödling war ja freilich schön. Unsereins, das nicht so mir nichts, dir nichts auf den Semmering fahren kann, muß eben damit zufrieden sein.

Und ein zufriedener Mensch war ich ja immer.

Mit besten Grüßen an Dich und die Deinen

Dein alter Freund Alois Kniehebel.

*

Aus dem Tagebuch der 16jährigen Lehramtskandidatin Antonie Kniehebel (Seite 2134—36.)

16. Juni 1914.

Das wäre nun gestern ein schöner Sonntag gewesen, wenn uns Papa ihn nicht verdorben hätte. Nichts war gut, alles miserabel, schlecht, teuer usw. Ach ja, ich kenne das. Es war ja nicht das erste Mal, daß wirs mitmachten. Eigentlich — ganz so unrecht hat er ja nicht. Die Kipferln waren wirklich nicht frisch und der Kaffee hatte kein Schlagobers. Schlagobers! Ach, wenn ich nur das Wort schreibe, läuft mir schon das Wasser im Mund zusammen. Deshalb muß mir Mama fast jeden Sonntag den „Mohr im Hemd" machen. Das „Hemd" verspeise ich ganz allein, nur Otto leckt mit — den Mohren lasse ich gern übrig. Doch ich wollte ja vom Ausflug schreiben. O es war süß, die Luft würzig vom Blütenduft, wir lagerten auf der Wiese hinter der alten Feste und hörten den Kuckuck rufen. Ich zählte bis fünf. Was kann es bedeuten? Werde ich in fünf Jahren eine Anstellung bekommen oder einen Mann? Oder etwa gar sterben? Ach Gott — das wäre doch schrecklich. Wenn das Leben, das ich führe, auch ganz öd ist: lernen, lernen und wieder lernen und dann wird einem noch der einzige freie Tag vergällt . . . Ja, es ist wahr, wenn ich in fünf Jahren sterben müßte — was läge mir daran. Vom Leben habe ich ja ohnedies nichts.

17. Juni.

Heute meinte Papa, ich solle mich mehr um die häuslichen Angelegenheiten kümmern. Der Mama beim Kochen und Aufräumen helfen. Diese Zumutung! Wo ich doch studiere! Ich sagte auch entschieden: Ich arbeite mit dem Kopf. Wüßte nicht, wo ich die Zeit hernähme! Nicht einmal mein Bett zu machen bleibt mir Zeit. Ich begreife nicht, wie Papa solche Anforderungen an mich stellen kann. Ich würde gleich besser aussehen, meinte er, nicht so blaß und müde. Kann sein — ich glaub es zwar nicht — aber außer an Zeit mangelt es mir auch an der Lust. Ich will doch kein Stubenmädel werden. Ach Gott, ich bin so unverstanden! Ein armes, beklagenswertes Geschöpf!

*

Letzte Seite des Schulnotizbuches des Untergymnasiasten Otto Kniehebel.

Maxl, kannst Du heut nachmittag kommen? Gestern am Ausflug hab ich alle Zigaretten, die der Papa weggeworfen hat vor Zorn, z'sammklaubt. Weißt eh warum.

Ich komm. Was für welche sind's?
G'schnas — nur „Drama". Aber besser als nix.
Wars fein gestern?
Keine Spur. Fad, stier — wie die Lateinstund.
Also ich komm.

*

Aus dem Briefe von Frau Hella Kniehebel an ihre Schwester Rosa.

1. Juli 1914.

. . . . . Immer mehr beneide ich Dich, liebe Schwester. Du glaubst nicht, wie teuer und schlecht alles in der Großstadt ist. Die Milch ist so wässerig und diese unpünktliche Zustellung! Heute mußten wir sogar 10 Minuten später frühstücken, weil um halb 7 Uhr die Milch noch nicht da war. Auch der Bäcker kommt so unpünktlich und oft herrscht eine Mißstimmung seinetwegen, da er sich ewig nicht merken kann, daß er ein Kipferl, ein Weckerl, ein Stritzerl und ein Baunserl herlegen soll. Fast täglich sind von einer Gattung zwei, manchmal drei Stück, neulich legte er gar vier Kipferl her! Am nächsten Tag hab ich ihm aber gründlich meine Meinung gesagt! Mit solchen Menschen muß man sich auch noch ärgern. Du wendest ein, dafür hätten wir in der Stadt mehr Zerstreuung und Vergnügungen als Ihr auf dem Land. Ja, das ist wahr. Aber auch das ist oft kein Vergnügen. Z. B. vor drei Wochen, als wir in der Oper waren, erwischten wir die Elektrische nicht mehr. Der „blaue" Wagen fuhr uns vor der Nase weg. Wie Alois geschimpft hat, kannst Dir vorstellen. Noch dazu fings an zu regnen. Ich hatte mein blaues Seidenkleid an — also wie fatal! „Ich nehme halt einen Wagen!" meinte Alois. Das war schnell gesagt. Aber bis so ein Fuhrwerk daherkam, mußten wir volle 10 Minuten unter einem Mauervorsprung stehen. Also siehst Du, gar so ohne Schatten haben wir auch das Vergnügen nicht. Ich freue mich schon, bis wir im August einige Wochen bei Euch draußen sein können — leider bekommt der arme Mann nur drei Wochen Urlaub — daß ich die ganze tägliche Mühseligkeit der Hauswirtschaft wenigstens für so kurze Zeit los habe . . . .

*

Feldpostbrief des Postbeamten Alois Kniehebel an seinen Freund Emil.

Wien, am 19. November 1915.

Lieber Freund!

Mit großem Interesse lesen wir Deine Briefe und Karten und marschieren mit Dir im Geist durch den russisch-polnischen Kot. Wie haben wir Dich bedauert, daß Du jene von Dir erwähnten sechs Wochen neben Deinem leidenden Zustand noch fast alles Notwendige entbehren mußtest. Ich sehe aber, wie Du jetzt lachst und mit den Fingern schnippst und sagst: Ach was, dafür ist eben Krieg. Das tut mir noch lange nichts. Ja siehst Du, so sagen wir auch. Und im großen und ganzen gehts uns ja gar nicht schlecht. Freilich im Amt viel, viel mehr Arbeit und im ganzen Jahr drei Rasttage. Aber wenn man gesund ist — in Gottes Namen. Wenn ich recht grantig bin, fällst mir Du ein, wie Du in dem patschnassen Unterstand hockst und nicht einmal eine Zigarette hast. Da zünde ich mir glückselig dann eine „Sport" an — meine Trafikantin schaut auf mich und hebt mir, wenn sie ein paar Schachteln hat, immer ein halbes

Reichspost 30/XI. 1916

Dutzend „Sport" auf — und denk mir: Schön ists doch, im Trockenen zu sitzen. Auch mit den Lebensmitteln ists jetzt etwas besser. Meiner Frau ist es gelungen, schon nach zweistündigem Warten fünf Kilo Kartoffeln zu bekommen, andere, die schon drei Stunden und länger warteten, bekamen nichts mehr. Ferner haben wir eine menschenfreundliche Milchfrau entdeckt, die meiner Tochter täglich, wenn sie aus der Anstalt nach Haus kommt, einen halben Liter Milch gibt. Meine Toni, das zierliche Backfischerl mit dem Bücherranzel und der blechernen Milchkanne, die sie mit stolz-freudiger Miene am Küchentisch deponiert, ist ein herzerfreuender Anblick. Unlängst an einem herrlichen Spätherbsttag wanderten wir — zu Fuß selbstverständlich, denn die Elektrische ist meist überfüllt — in den Prater und denke Dir, im dritten Kaffeehaus gabs gerade Bier! Wie uns das Krügel, das wir erhielten, schmeckte! Wir tranken es aber auch draußen in der Sonne, jedes trug sich vergnügt einen Sessel heraus und da saßen wir und nippten nach der Reihe und befanden uns nach dem einstündigen Fußmarsch sehr wohl. Als wir mit dem Bier fertig waren, trugen wir das Krügel und die vier Sessel Gäste zu bedienen — ich zahlte (obwohl wir's im Prater tranken, wieder hinein — der einzige alte Kellner hatte drinnen mehrere kostete das Krügel nur 48 Heller!) und wanderten wieder heim.

Nun, lieber Emil, hast Du einen Blick in das Leben der „Hinterländler" getan, laß uns bald wieder einen Blick an die Front tun!

Herzliche Grüße von uns allen, besonders von

Deinem Freund Alois Kniehebel.

P. S. Weißt Du, was der phantastische Schlingel, der Otto, sich zum 15. Geburtstag wünscht? Ein paniertes Kalbsschnitzel. Meine Frau und ich legen täglich ein Zehnhellerstück zu diesem Zweck in eine Blechbüchse. In sechs Wochen ist der Geburtstag. Es wird sich grad ausgehen.

*

Aus dem Tagebuch der Lehramtskandidatin Antonie Kniehebel. Seite 1681—85.

10. Jänner 1916.

Ich mußte eben lachen. Papa tätschelte mein Gesicht und sagte, er hätte sich nie träumen lassen, daß ich ein so „anstelliges" Mädel sei. Dann zog er eine Krone — bitte eine nagelneue Krone — aus dem gestrickten Perlbörserl, das ich ihm zu Weihnachten gearbeitet, und legte sie vor mich hin. „Auf Schlagobers!" Da gabs mir wohl einen kleinen Stich in mein gefühlvolles Herz. Ach ja, wo sind die Zeiten! — Doch nein, ich will nicht jammern, am wenigsten über so etwas. Im nächsten Augenblick mußte ich über Papas schelmisches Gesicht lachen. Er sah um zehn Jahre jünger aus. Man sah in dem Moment die Aehnlichkeit mit Otto stärker als je. Genau so ein Gesicht macht mein edler Bruder, wenn er was im Schild führt. „Du bist ein braves, kriegstaugliches Mädel!" sagte er noch und klopfte mir auf die Schulter. Ich registriere das, weil ich schon lang nicht so gelobt worden bin. Nicht einmal, als ich das schöne Zeugnis nach Haus brachte. Und warum das überschwengliche Lob, die Krone usw.? Deshalb:

Wir hatten heute statt um 12 schon um 12 Uhr aus (weil unser Deutschprofessor Influenza und der Mathematikjupiter Rheumatismus hat), worüber wir quietschvergnügt waren und selig um 10 Uhr „abgondelten". Ich gehe gemächlich heimzu und sehe an einer Straßenecke einen „Menschenauflauf". Wenn so was heutzutag auch nichts Besonderes ist, gehe ich doch hin — Zeit hab ich ja — und frage, „was man da kriegt". „Grieß!" heißt es. O je, Grieß! denke ich. Und alle möglichen Grießmehlspeisen präsentieren sich mir im Geist. Wie lang ists her, daß wir keinen Grießauflauf hatten, keinen Grießpudding, keine Grießnockerln! „Die Güter des Lebens wollen erkämpft sein!" hat unser Direktor bei der letzten Zeugnisverteilung gesagt. Er hat recht! denke ich mutig und stehe schon dort. „Sie werden nix mehr kriegen, Fräul'n" meint der Wachmann. „Es sind ja vor Ihnen so viele Leute!" „Aber geh'n S'!" sage ich, „warum soll grad ich durchfall'n. Lassen S' mich da!" Ich mache meine bittenden Augen. (Das kann ich riesig gut. Alle im Jahrgang beneiden mich darum. Sogar den Mathematikjupiter hab' ich neulich 'rumgekriegt, daß er mich nochmals geprüft hat und ich mir den Dreier richtig ausgebessert habe.) Also ich mach meine Bittaugen — und er läßt mich da. Alle meine „Nachkommen" schickt er unnachsichtlich fort. Ich ziehe also mein Lesebuch heraus und fange an „Den Kampf mit den Drachen" zu lernen. Sechs Strophen haben wir bis morgen auf. Ich sage also halblaut vor mich hin:

Was rennt das Volk, was wälzt sich dort
Die langen Gassen brausend fort?
Stürzt Rhodus unter Feuersflammen?
Es rottet sich im Sturm zusammen. . . .

„Mir scheint, die Fräul'n is vom Theater", sagt eines meiner „Vorderweiber". Die andern schau'n mich daraufhin ganz verdächtig an. Ich aber lasse mich nicht stören und memoriere unentwegt weiter. Die sechs Strophen saßen fest. Ich lerne weiter. Ich bin ganz begeistert.

Auf kurzen Füßen wird die Last
Des langen Leibes aufgetürmet
Ein schuppicht Panzerhemd umfaßt
Den Rücken, den es furchtbar schirmet.
Lang streckt sich der Hals hervor
Und gräßlich wie ein Höllentor
Als schnappt es gierig nach der Beute . . .
Eröffnet sich des Rachens Weite . . .

„Sie hörn S', mir scheint, Sie san überg'schnappt oder Sie woll'n uns ausspotten — hm?" tönt da die keifende Stimme einer Nachbarin an mein erschrecktes Ohr. „Mir scheint, Sie stallier'n mi!" gab die Entrüstete den Grund ihrer Gereiztheit näher an. Ich schaue sie groß an. „Wollen Sie was von mir?" stottere ich. „Jawohl. An Ruah will i endli. Jetzt hör i Ihna scho anderthalb Stund zu. Jetzt wirds ma scho z'bunt. Da redt's in aner Tour von an langen Leib und an langen Hals und von an weiten Rachen und von kurze Füaß und schaut an dabei impertinent an, Guatigkeit: sixt es, so schaust du aus! So was muaß si a ehrlichs Frauenzimmer, was si Tag und Nacht schind't, von so aner Zierpupp'n, aner verruckten, g'fall'n lassen! Aber jetz is Rest! Wann S' net aufhör'n, sag is in Sicherheiter!"

Ich bin erst erstaunt, dann gereizt.

„Mir scheint, Sie sind überg'schnappt" gebe ich auf gut wienerisch zurück. „Daß Sie's wissen: ich lern' den „Kampf mit dem Drachen". Wenn Sie sich vielleicht von der Personsbeschreibung betroffen fühlen — so ist das Ihre Sache. Kann ja sein, daß dem Schiller so was Aehnliches vorgeschwebt ist, wie er das Ungeheuer geschildert hat."

Die Umstehenden lachen. Der Sicherheiter schaut ganz vergnügt. Die Beleidigte ist dunkelrot und keift:

„A so a kecker Schnabel — ausspotten a no! Vielleicht weil unserans kan Hut aufhat und si net a so herwichsen kann wia a so a Docken, die si an Fleck einbild't, dabei ihr leers Bosesenkammerl mit an Huat, mit an verruckten, zuadecken muß . . ."

So gings noch eine Weile fort. Ich hab' mir nicht alles gemerkt. Aber es war ganz gemütlich und amüsant. Ich hörte eine Weile zu und lernte dann weiter:

„Schon seh' ich seinen Rachen gähnen
Es haut nach mir mit grimmen Zähnen . . ."

Da gab die Gute ihre Bemühungen auf und drehte mir verachtungsvoll den Rücken und nur hie und da schoß ein „Basiliskenblick" auf mich Arme. Na, also und endlich traten wir ein in die heiligen Hallen und erst zog sie, dann ich — beide jetzt mit sehr freundlichen Gesichtern und einem Kilo Grieß ab.

Zu Haus bin ich gefeiert worden wie der leibhaftige Nikolo und heut abend gibts Grießnockerl in der Milch, (in der kondensierten natürlich).

Der Otto schenkte mir in der Freude seines Herzens eine chinesische Briefmarke, ich weiß zwar nicht was ich damit anfangen soll, aber gefreut hat's mich doch, denn er ist ein Markenmarder.

Und für die Krone — ja was kauf ich mir dafür? Guter Rat ist da teuer. Schlagobers gibt's keins, Schokolade um eine Krone — da müßt' ich ein Mikroskop haben — Orangen sind keine, also was?

Ich will noch darüber nachdenken.

12. Jänner 1916.

So was! Ich bin ganz weg.

Wie ich heute aus der Schule geh — es war Glatteis — geht „der Drachen", mit dem ich vorgestern so schön gekämpft, vor mir. Rutscht aus, fällt, bricht sich den Fuß. Jammert, weint.

Reichspost 30./XI. 1916
Ohne Zeugnisse und Prüfungen
Familie Kniehebel
II

Arbeiterzeitung 30./IV. 1916

Der Familienerhalter.

„Der Max ist wohl auch für Alland vorgemerkt und vom Landesausschuß ist auch schon ein Drittel bewilligt und das zweite hoffe ich von der Gemeinde zu bekommen, das dritte von der Lehrlingskrankenkasse, aber ich kann ihn jetzt nicht hinauslassen. So möcht' ich halt bitten, Herr Doktor, wenn S' das so machen könnten, daß jetzt der Karl hinauskommt und dann im Herbst erst der Max."

„Das ist Ihr Aeltester, der Max, Frau L.?"

„Ja."

„Wie alt ist er?"

„Achtzehn Jahr'. Im Herbst soll er „frei" werd'n."

„Warum können Sie ihn jetzt nicht nach Alland lassen?"

„Er muß das G'schäft weiterführ'n."

„Das G'schäft? Führt das nicht der Mann?"

„Na, beim besten Willen net. Jetzt war er den ganzen Februar-März im Jubiläumsspital und Triester Spital, dann war er a paar Tag z' Hauf' und jetzt liegt er scho wieder bei die „Barmherzigen". Er kann ka Later net trag'n und auf a Later steig'n no weniger. Den ersten Tag bringeten sie mir ihn wieder ham. Es bleibt nur der Bua."

„Haben Sie alles wohl bedacht? Denken Sie nur, jetzt kann ihm wahrscheinlich noch geholfen werden. Kommt er jetzt in die Heilanstalt nach Alland, dann kann er bis zum Herbst wieder arbeitskräftig sein."

„. . . aber keine Arbeit haben," darauf die Mutter. „Das ist ja das Schreckliche. Wir gehen derweil zugrund' und seine Zukunft geht auch verloren . . ."

„Sie könnten ihn doch ruhig freisprechen lassen. Die Genossenschaft wird das gern tun. Es fehlen ihm ohnehin nur mehr die paar Monate . . ."

„Das wär's nicht. Aber Sie wissen nicht, wie es bei der Zimmermalerei ist. Wenn wir jetzt das G'schäft aufgeben, so verlaufen sich die paar Kundschaften und er hat dann garnix, wann er z'ruckkommt von Alland."

„Seine Gesundheit vielleicht!"

„So fest wird die nie, daß er wo fremd arbeiten könnt'. Ich denk' halt so. Jetzt ist er achtzehn Jahr'. Zum Herbst wird er frei, und wenn er dann noch zwei Jahr' als Gehilfe auf den Namen des Vaters arbeit', so kann er das G'schäft übernehmen und arbeit' sich doch leichter als irgendwo bei einem anderen Meister."

Die Gründe der Mutter sind einleuchtend. Sie hat recht; aber dennoch, wenn er diesen Sommer nicht durchhält? Was dann?

„Ich zitter' so von an' Tag am andern; zur Musterung kommt er ja auch."

Ein neuer Hoffnungsstrahl. „Was tun Sie, wenn er behalten wird? Dann muß er fort! Und er hat weder die Gesundheit noch die Zukunft . . ."

„Aber das ist doch gar nicht möglich, daß s' so ein'n Menschen behalten. Er wär' ihnen ja doch nur eine Last. Er kann grad seine Arbeiten machen, schön langsam — aber Soldat . . . na, das ist der Maxl net."

„Könnten Sie nicht einen Gehilfen aufnehmen, der das Geschäft den Sommer über fortführt?"

„Wo kann ich ihm denn den Lohn zahl'n? Dann müßten wir alle hungern. Und die Leut' sind schon so an den Max g'wöhnt. A jed's will ihn hab'n. Wann er jetzt nach Alland kommt, so wär's mit unserm G'schäft aus. So tät' ich halt bitten, wenn derweil nur der Karl hinauskönnt' und im Herbst dann der Max."

Damit ist der Sturm abgeschlagen und es gilt, sich in das schier Unabänderliche zu fügen und mit dieser braven Mutter zu hoffen, daß es der Junge aushalten wird. Noch ein kleiner, ein letzter Versuch.

„Was verdient er denn, daß Sie gar so bangen?"

„Das ist schwer zu sagen. Alle Tag a bißl was. Gestern hat er a Kuchl g'macht. Da hat er sechs Guld'n dafür kriegt. Zwei Guld'n 's Material und vier Guld'n san uns blieben. An die zwa Tag vorher hat er a Kabinett und a Kuchl ausg'malen. Zehn Guld'n. Dabei hat ihm der Josef a bißl g'holfen."

„D'r Josef? Der geht ja noch in die Bürgerschul'?"

„Macht nix. Nach der Schul' hilft er ihm."

„Der Zwölfjährige?"

Wieder dasselbe bedauernde Achselzucken der Hilflosen. Sie versteht, was die Frage soll.

„Das is ja auch nur, so lang er Schul' hat. Im Sommer kommt er wieder 'nauf am Schafberg zu die „Kinderfreund". Da erholt er sich schon wieder. Und die Mizzi haben mir die „Kinderfreund'" auch wieder g'nommen."

„Wie alt ist die jetzt?"

„Sieben Jahr'."

„War'n S' schon einmal oben am Schafberg?"

„Ja, vorig's Jahr amal, weil mi die Kinder so penzt hab'n. Schön hab'n sie's oben und wia 's Leb'n hab'n s' ausg'schaut im Herbst. Besonders der Bua. Das Madel is no immer sehr schwach."

„Haben Sie außer diesen noch Kinder?"

„Nein. Das Jüngste is mir vor an' halb'n Jahr g'storb'n."

„An was denn?"

„Lungenkrank war's, der arme Hascher."

„Wie alt war es denn?"

„Die Sopherl? Sechs Monate."

„Haben Sie es an der Brust gehabt?"

„Nein, diese nicht. Ich hab' ja selber eine veraltete Bronchitis."

*

So das Gesamtbild dieser von der Tuberkulose heimgesuchten Familie. Was ist da nicht alles zu tun, soll sie nicht der Würgerin ganz verfallen! Und was ist für diese brave Familie nicht schon alles geschehen! Was geschieht für sie nicht täglich! Eigentlich erstaunlich viel nach Wiener Begriffen. Es ist ein unbewußtes Zusammenarbeiten aller möglichen Hilfsstellen, und zwar seit Jahren. Der Vater wird von den Spitälern fortgeschleppt, die beiden ältesten Söhne waren schon jeder in Alland mit Hilfe des Landesausschusses und der Gemeinde Wien, der Karl erhält täglich durch die Hilfsstelle des Vereines Alland einen halben Liter Milch, einen halben Laib Brot; von der öffentlichen Kriegsausspeisung erhält die Familie für alle ihre Glieder das Mittagessen („manchmal ist die Suppe schon gut" lautet das Urteil der Kleinmeisterin), die beiden jüngsten Kinder sind Schützlinge der Arbeiterkinderfreunde, in deren Sommererholungsstätte auf dem Schafberg sie auch für heuer Aufnahme gefunden haben (dazu trägt die Gemeinde täglich 24 Heller und die Straßenbahnkarte für jedes Kind bei). Mit Hilfe einer außerordentlichen Unterstützung war es der Familie möglich, damals, als das Jüngste starb, die dumpfe lichtlose Wohnung in dem stinkigen Liechtentaler Gäßchen mit einer Wohnung im ersten Stock zu vertauschen: die Hausmeisterin im ersten Stock. Der soziale „Aufstieg" bedeutet nichts, viel aber der gesundheitliche. Man muß nur diese dumpfe Wohnhöhle gekannt haben, die jetzt eine andere Proletenfamilie gegen 20 Kronen monatlich der Hausbesorgerin und Kleinmeisterin abvermietet hat, während diese selbst 35 Kronen im ersten Stock bezahlt. Sie zahlt damit die wenigen verirrten Sonnenstrahlen, die durch die kleinen Fenster den Weg in die Wohnung finden. Die andere Familie aber zahlt mit den 20 Kronen nicht nur die fensterlose Küche und das kleine niedere Zimmer rechts vom Flur des Alt-Wiener Hauses, sie muß auch die unsichtbaren Bewohner, die Tuberkelkeime, mit in den Kauf nehmen. Geputzt und frisch ausgemalt wird der Max schon die Wohnung haben, aber sachkundig entkeimt wurde sie sicher nicht. Wozu denn auch? Die Tuberkelbazillen bringen doch keine Blattern, oder Scharlach, oder Diphtherie, es ist ja „nur" die Tuberkulose, die sie verbreiten. Nur nicht gleich ängstlich sein!

*

Hilfe haben aber auch der Greisler, der Schuster, die Milchfrau und — das Versatzamt geleistet.

„Haben Sie Schulden?"

„Mehr als genug."

Und schon beginnt die Aufzählung: „Die Krankenkasse bekommt für den Max 8 Kronen 40 Heller. Dem Greisler bin ich 10 Kronen, dem Schuster 13 Kronen schuldig. Ich hab' heut vom großen Buben Schuhe an. Meine Schuh', die hab' ich jetzt zum Doppeln gegeben. Die Versicherung bekommt 2 Kronen 40 Heller, die Milchfrau 10, ein Wirt, der uns den ganzen Winter 1914 Suppe und Gemüse „geborgt" hat, bekommt noch 44 Kronen und für Patronen (Malbehelf der Zimmermaler) bin ich noch 40 Kronen schuldig. Dann die Umlagen der Genossenschaft, 14 Kronen."

„Müssen Sie die zahlen?"

„Das ist mir heilig. Wenn der Max zwei Jahre Gehilfe wäre, könnt' er das G'schäft übernehmen und er hätt' seine Existenz. Er ist ein krankes Kind, es wäre sehr viel für ihn, wenn er selbständig wäre."

Wir rechnen. Summe der kleinen Schulden 119 Kronen 40 Heller.

„Und das Versatzamt?"

„Alles in allem 80 Kronen. Beiläufig."

„Was haben Sie versetzt?"

„Wäsche und von den Kindern Kleider. Goldsachen haben wir keine."

Damit ist die Befragung zu Ende. Sie ist schon in der Tür, die rundliche Frau, als sie nochmals ihre heisere Stimme hebt: „Aber, bitt' schön, net wahr, das mit 'n Max machen S' mir. Er kann den ganzen Winter draußen bleiben in Alland — da hab'n wir eh ka Arbeit."

Max Winter.

Im Stammbeisl.

„Mei liaber Leopold," sagte Schwasser, nachdem er das Brot gekostet hatte, das ihm zum Gulyas mit Gerösteten kredenzt worden war, und sah den Kellner mißtrauisch an, „i glaub', Ihna Bäck hat si heut' a wengerl g'irrt und hat z' tiaf ins Kukuruzladel einagriffen. Daß auf 's Kilo Nullermöhl a Viertel Kukuruz kummt, dös hab' i g'lesen, und 's muaß scho recht sein, aber bei Ihnan Bäcken muaß 's Umkehrte a grad sein, kommt ma vor."

Stichler nickte zustimmend. „I hab' 's a scho g'merkt," erklärte er, „a Schkandal is 's, was ein'm die Leut' heutigentags vorsetzen um 's teuere Geld. Der Herr Schwasser hat vollkommen recht und so was braucht ma si net g'fall'n z' lassen. Bringen S' a anderes Brot daher, Leopold, aber g'schwind, sonst zahl' i und geh'."

„I waß gar net, was Oes habt's," ergriff Oberberger das Wort, der soeben mit sichtlichem Behagen einen Emmentaler mit Hausbrot verzehrte, „Einbültung, nix als Einbültung! Seit die neuche Verurtnung außerkumma is, daß die Bäcken wieder a bisserl mehr Kukuruz in 'n Brotteig einertuan müssen, san die Haklichen außer Rand und Band. Haklichsein — wann i das Wort nur hör' in dera Kriagszeit, geht mi schon der Schiach an. Moant's Oes, in dö bald zwa Jahrln, die der Kriag dauert, hab'n si die Haklichen ihnere Faxen a'g'wöhnt? Gar ka Spur! Am Kaffee geht eahner 's Schlagobers ab, 's zehnte is eahner z'weni süaß und 's elfte z'weni a'g'schmalzen; und am liebsten taten s' heut' no um ihnere Kaisersemmerln und marben Paunzerln lamentier'n. 's is a rechte Schand, halli z' sein in so aner Zeit. Guat, zum Kilo Mehl muaß ma von jetzt an a Viertel Kukuruz dazuanehma, ob ma will oder net. Ja, Du liaber Gott, is denn dös gar so a Unglück? Wannst in Wirtshaus a Krüagl Bils' b'stellst, müaßt ja a 'n Hansl mit draufnehmen, obst'n willst oder net!"

„Jetzt'n, zu die Haklichen g'hör i' grad net," meinte Spannagl, der zu Oberbergers Worten zustimmend genickt hatte, „wann d' Nudeln daham z' weni o'g'schmalzen san, sog i' ka Wurt, aber daß all's so „g'schmalzen" is', die Preis' nämli', dös is ma net recht. D' Schuach zum Beispiel — so was hat ma ja no net derlebt. Wann mei Bua mit an Loch in Stiefel daherkummt, steig'n ma d' Grausbirn' auf; denn wann i zu an Schuaster kumm, lacht er mi aus und sogt, i soll mi nach'm Krieg wieder herbemühen und wann i in a Schuahg'wölb' um neuche Schuach geh, komm i' unter fufz'g Kronen net weg. Da hob i neuli was von an „Kriegsnurmalstiefel" g'lesen, wann i nur wüßt', was dös is ..."

„Was wird 's denn sein?" antwortete Schwasser, „a Nurmalstiefel, dös is a nurmaler Stiefel, und wann er wirkli', so wia i hör', bülliger is als wia a anderer, nachher is 's mir scho recht und i bereit't eahm an großartigen Empfang."

„Das glaub' i Dir," sagte Oberberger, „aber so großarti' kann er gar net san, als wie der Empfang, den die Franzosen in Marseill' den Russen arranschiert hab'n. Da haben s' den Franzosen a paar so Krispindeln nüberg'schickt, die s' daham nimmermehr hab'n brauchen könna und die soll'n jetzt'n bei Verdun 's Kraut fettmachen. Daß i net lach'! Aber die Vierverbandler freuen si und i bin der letzte, der ihna die Freud' net vergunnen tat. So guat is 's den Russen ganz g'wiß no net gangen wia jetzt in die paar Tag; von aner Musikbanda sind s' a'g'holt word'n und die Honoratioren war'n a da und Reden san g'halten worn, daß all's 'tracht hat und die Madeln rennen eahna noch. Däs wird so in dera Dicken weiter geh'n, bis s' an die Front kommen, nachher wird 's wieder still werd'n von die Russerln."

„Wenn den Vierverbändlern bei ihnere ellenlangen Konferenzen nix anders einfallt," sagte Spannagl, „dann is 's scho g'fehlt. Z'erst hab'ns a Kriegskonferenz abg'halten, aber viel hat dabei net ausserg'schaut; jetzt'n sitz'n s' scho wieder beisamm' und halt'n a Wirtschaftskonferenz ab. Aber die Franzosen hab'n si' glei a Hintertürl offeng'lassen und g'sagt: „Was b'schlossen wird, muaß desweg'n no lang' net a gelten." Jetzt wann die a so reden, möcht i nur wissen, was dös ewige Dschkerier'n für an Sinn hat."

„Dös sagt mei Alte a immer, wann i z'spat hamkomm'," erwiderte Oberberger, nachdem er auf die Uhr geschaut und festgestellt hatte, daß 10 Uhr „Winterzeit" nicht mehr fern war. „Mit der Meinigen is 's net guat Kirschen essen und auf a Konferenz mit ihr möcht i 's net ankommen lassen. I man allemal, wan der Wülson amol der Meinigen begegnen möcht', hundertmal tat er si s überlegen, uns an Kriag zu erklären. A Dutzend Unterseeboottorpedo san nix gegen der ihrer spitzigen Zungen."

„I gib D'r an Rat, Oberberger," meinte Spannagl, „bleib gmüatli no a Stund' sitzen und daham sagst dann ganz einfach, wann's auf Deiner Uhr Else is, dös gült net, Du hast 'n Zeiger schon um a Stund vorg'rückt wegen der Summerzeit. In derer Nacht heut' wird's eh a wengerl a Konfusion geben mit derer neumodischen Zeiteinteilung, da kannst Dei Alte ganz leicht 'rumkrieg'n."

„Was D'r net einfallt," erwiderte Oberberger, „da kennst die Meinige schlecht, die laßt si nix vormachen. Na, na, da is 's scho g'scheiter, i geh, damit s' mi so freundli empfangt, wia der Schwasser die büllig'n Stiefel und die Franzosen die russischen Helden. I empfiehl mi allerseits — und net vergessen aufs Uhrvorstellen in aner Stund', meine Herr'n, sonst gibt's morg'n in der fruah an Wirbel! Leopold, zahl'n!"

Thomas Berger.

Österr. Volkszeitung 30/IV. 1916

80

Österr. Volkszeitung
30./IV. 1916

Majalis.

Der Wonnemond kündet sich an. Lenzlich weht es in den Lüften und in den Gemütern. Rosen und Gedichte wollen zu Hauf erblühen. Von der mythologischen Maja, der römisch-griechischen Göttin der Erdfruchtbarkeit, hat der Monat den bezeichnenden Namen. Und höchst merkwürdig ist das Zusammentreffen, daß auch die indische Vorstellungswelt eine Maja kennt, dargestellt als edles, erhabenes Weib, ganz von einem Schleier umgeben, in dessen Falten die Bilder aller erschaffenen Wesen zu erschauen sind. Paßt ganz gut als Sinnbild des Blütenmonats, der schönen, ahnungsvollen, triebreichen Zeit, da der Frühling seinem höchsten Glanze sieghaft entgegenstürmt.

So hat das Abendland und das Morgenland sich vereinigt zum frohen Majalis, zum Maifeste. In unseren österreichisch-deutschen Gebieten aber und in den reichsdeutschen Landen, da gibt es gar mannigfaltige Maifeste. Da ist das Winter- und Todaustreiben, wobei mit Umständen aller Art eine häßliche Puppe, der Winter, dem Verderben in Feuer oder Wasser geweiht wird. Da ist vor allem das Pflanzen des stattlichen, zierlichen Maibaumes, des ragenden Sinnbildes der Fruchtbarkeit, und der fröhliche Tanz um den Maien. Einen Mai- oder Pfingstgrafen küren die Burschen in Mitteldeutschland, der sich wieder seine Maienkönigin kiest. Gebräuche verschiedenster Art, sinnige Vermischungen von Naturbetrachtung und Wunderahnung sind im Schwange, und immer ist es die Freude am Werden, an der Freiheit, am Erblühen, was in den Maifesten ausklingt. Wien aber ist die rechte Maienstadt. Die Praterfahrt am ersten Mai war eine altererbte Wiener Besonderheit. Eigentlich eine ganz und gar undemokratische Feier, weil doch nur die reichen Leute mit ihren mehr oder minder feschen „Zeugeln" die Praterallee durchkutschierten, die ärmere Bevölkerung aber an der Fahrstraßenböschung stehen und schauen durfte. Aber gerade diese Genügsamkeit und Neidlosigkeit der Massen war ein Kennzeichen der Wiener Gemütlichkeit. Berühmt waren die von Künstlergeist getragenen Maifeste auf dem Kahlenberge, dem eigentlichen Wiener Frühlingsberg. Nun aber hat Europa seit länger als einem Vierteljahrhundert das allgemeine Arbeiter-Majalis, die Weltfeier des Maianfangs. Und auch dieses Fest, dieses Massenfest hat seine Poesie. Freilich ist sie geharnischter als die von den Maiblümleinchen und den Vergißnichtmeinchen.

Maien im Kriege! Rote Rosen, rote Rhododendren im Garten und rote Todesrosen auf der Walstatt! Der Gegensatz ist grell, ist schmerzhaft. Fast will es wie Sünde, wie Empfindungslosigkeit bedünken, wenn wir die Sinne an der quellenden Blütenschönheit erlaben, indes die Maienblüte dort draußen über so viele, so entsetzlich viele junge Gräber weht. Vielleicht aber will der Fliederduft, der jetzt an den Abenden so wohlig durch die Gassen streicht, uns zugleich die Maienbotschaft des Denkers bringen, der uns darauf aufmerksam macht, wie auch aus den Ungeheuerlichkeiten des Krieges sich starke Lebenskeime losringen, Zukunftshoffnungen, wie auch auf den Schlachtfeldern die weiße Birke mit dem Blumenkränzlein geziert emporragt, der verheißungsvolle Maibaum.

Majalis! Das Fest der Blüte und der Frucht spricht diesmal zweifach beredt zu uns. Wenn die grünende Saat leise im Winde sich wiegt, dann mag es wie ein Lächeln der Befriedigung in uns aufsteigen. Aushungern haben sie uns wollen, die hassenswerten englischen Wollsäcke, dem Tode des Ugolino im Hungerturm zu Pisa sollten zunächst unsere Kinder preisgegeben sein, Entkräftung durch Nahrungsmangel sollte uns niederzwingen. Kein Nero und Heliogabal hat je eine niederträchtigere Scheußlichkeit ersonnen. Aber Frau Maja läßt uns nicht zuschanden werden. Immerhin jetzt noch etwas mehr Kukuruz in das Brot. Das wird uns nicht umbringen. Wir werden es schon übertauchen. Aber die Aecker prangen in ihrer jugendlichen, erquicklichen Verheißungsfülle, Weizen und Roggen und alles was Nahrung und Kraft und starken Siegesmut gibt, wird gedeihen auf unserer fruchtbaren Erde. Weithin glänzt das Zeichen des Maibaumes.

Zu dieser Frist aber, da die Sonne in das Zeichen der Zwillinge tritt, haben uns die Staatsgewaltigen noch einen besonderen, ganz beispiellosen Maibuschen zugedacht. Natürlich reden wir da von der in der heutigen Sonntagsnacht insgeheim heranschleichenden „Sommerzeit". Da heißt es immer, die Natur mache keinen Sprung. Nun gehört die Zeit doch auch zur Natur, und diese Zeit wird heute Sonntag elf Uhr nachts plötzlich einen Sprung auf zwölf Uhr machen. Sollte uns nicht wundern, wenn viel mehr Leute als sonst sich heute der Nachtschwärmerei ergeben, einzig aus dem Grunde, weil sie es erleben wollen, wenn einmal um elf Uhr die Mitternacht eingeht. Im allgemeinen äußert sich die Beschäftigungsmenschheit ganz zufrieden über die Einführung, eine Stunde früher mit der Arbeit anfangen zu sollen und so eine Stunde früher die Arbeit beenden zu dürfen, was eine Stunde Gewinn an Tageslicht, an Sonne, Luft und Freiheit ergibt. Spielt da hinsichtlich der Zeitbestimmung so gewissermaßen ein bißchen Selbstbetrug mit, so muß man das nicht allzu tragisch nehmen. Der Mensch gewöhnt sich. Ist etwas zweckmäßig, so mag ein wenig Schein, Einbildung mit in den Kauf gehen. Da und dort wird sich manche Reibung, manche Störung, manche Unbequemlichkeit mit dem Aufstehen, dem Essen, dem Nachhause- und Schlafengehen ergeben, aber wenn sich diese „Sommerzeit" im ganzen bewährt, wenn die Kaufleute, die Angestellten, die Beamten, Lehrer, Arbeiter den neuen Tagesstundenplan billigen, dann entfallen die Bedenken und es bleiben die wiederholt besprochenen, mannigfachen Vorteile. Und am ersten Oktober kommt ohnehin alles wieder in das alte Gleis.

Genug, übergenug zu denken und zu empfinden wird es geben an diesem Ersten des Wonnemonats. Aber den Maibaum pflanzen wir, bestimmt und sicher. In der Seele pflanzen wir ihn. Ragend hoch den weißglänzenden Stamm, oben die wehenden Maien, ein Hoffnungs- und Siegeszeichen in die Lande leuchtend.

B. Deverbo.

Nachdruck verboten.

Die Zwillinge.

Pepi und Willi waren Zwillingsbrüder und einander so ähnlich wie ein Ei dem anderen. Nicht einmal die nächsten Anverwandten konnten unterscheiden, wer von den beiden der Pepi und wer der Willi sei. Sie waren auch stets gleich gekleidet, gleich frisiert und, was die Hauptsache war, gleich schlimm, stets voller Dummheiten und geladen mit Uebermut wie junge Dackel. Ihre Eltern waren stolz auf sie, der Herr Papa, der schwer reiche Kommerzialrat Bachmann, ließ das weniger merken als die Frau Mama, deren Augen immer feucht vor Freude und Glück wurden, wenn sie die herrlichen Knaben schön geputzt bei sich sah. Weniger Wohlgefallen fanden sie bei ihrer weiteren Umgebung, deren Herzen sie sich durch ihre tollen Bubenstücke total entfremdet hatten.

Im Vorzimmer ist eine große Porzellanvase in Stücke gegangen. Der Lärm lockt das Stubenmädchen herbei. Als dieses die Tür zum Kinderzimmer öffnet, verschwindet eben einer der Knaben mit tunlichster Eile aus dem Vorzimmer. Das war der Willi — ist der erste Gedanke des Stubenmädchens. Es meldet den Vorfall der Mama. Diese geht verärgert hinüber in das Kinderzimmer, wo eben die braven Jungen ihre frommen Kindergesichter eifrig über die Schulbücher neigen.

„Willi, Du hast die Vase zerbrochen?" fragt streng die Mama.

„Ich weiß gar nichts von einer Vase," beteuert Willi weinend.

„Die Lise aber hat Dich gesehen —"

„Aber nein, keine Spur — der Pepi wirds gewesen sein."

„Ich war gar nicht im Vorzimmer — ich werde immer verwechselt," heult nun Pepi.

„War Willi draußen?" fragt die Mama.

„Ich weiß nicht," sagt Pepi, „ich hab' nicht aufgepaßt auf ihn, ich muß den Katechismus lernen, wir haben so viel auf!"

„So warst es doch Du, Willi!" ruft die Mama.

„Du siehst ja, Mama, daß ich meine Aufgabe mache — ich hab' eine so schwere Rechnung auf!"

Mama schüttelt wehmütig den Kopf und schaut fragend das Dienstmädchen an.

„Einer war 's von den Zweien," sagt das Mädchen, „ich kenn' eben die jungen Herren nicht auseinander!"

„Und darum muß ich es dann immer sein!" klagt Willi.

„Und ich bekomm' immer die Schuld!" seufzt, die Augen verdrehend, Pepi.

Die Mama unterbricht das gerichtliche Verfahren, die beiden jungen Herren auf die baldige Ankunft des Papas vertröstend.

„Dann könnt's Ihr Euch freuen," sagte sie und rauscht aus dem Zimmer.

Da die beiden guten Knaben nur zu gut wissen, daß der Herr Papa ihnen eben so wenig zuleide tun wird als die Mutter, so sehen sie sich, nachdem die Mama das Zimmer verlassen hat, mit lustigen, vertrauten Augen an. Während das Stubenmädchen im Vorzimmer die Scherben der Vase zusammenliest fragt Willi: „Pepi, wieso hast Du die Vase zerbrochen?"

„Ich kann nichts dafür, ich habe im Vorzimmer Fußball gespielt und der Ball ist auf die Vase geflogen und hat sie heruntergeworfen."

„Wo ist der Ball?" fragt Willi.

„Ich hab' ihn vorläufig unter das Bett geworfen!"

Als abends der Papa nach Hause kommt, wird ihm die Sache vorgetragen. Die Vernehmung verläuft ebenso resultatlos wie früher.

„Ich kann nicht alle zwei Buben durchhauen, wenn nur einer die Vase zerbrochen hat," sagt er, „übrigens kann es ja auch das Dienstmädchen gewesen sein. Abends will ich überhaupt Ruhe haben."

Die Geschichte mit der Vase blieb ein ungelöstes Geheimnis.

Das war das Schönste an den beiden Buben: Sie hielten immer fest und treu zusammen und nichts konnte sie bewegen, einander zu verraten.

Nur wenn beide eine Schandtat gemeinsam verübten und dabei ertappt wurden, war 's gefehlt. Dann nützte das beliebte Auskunftsmittel nichts. Sie konnten sich dann nicht auf ihre verblüffende Aehnlichkeit ausreden und trugen geduldig die Folgen ihrer Uebeltaten.

Auch in der Schule war es ein Uebel. Der Herr Lehrer war nie imstande, die beiden voneinander zu unterscheiden. Er half sich damit, den Willi links und den Pepi rechts zu setzen. Das nützte nicht viel, in ihrem angebornen Humor vertauschten sie gern die Plätze, und so kam es oft vor, daß Willi einen Fünfer erhielt, wenn gerade Pepi nichts gelernt hatte. Ihre Aehnlichkeit hatte eine geradezu gespenstische Wirkung. Die alte Köchin bezweifelte oft, ob es jeder der Buben bestimmt wisse, ob er der Willi oder der Pepi sei. Und ihre verblüffende Aehnlichkeit bot ihnen Schutz bei so manchen Uebeltaten ihres Lebens. Papa blieb seinem Grundsatze treu, niemals einen der Uebeltäter zu strafen, wenn die Augenzeugen des Verbrechens nicht bestimmt angeben konnten, ob es der Willi oder der Pepi gewesen sei. Und das war fast nie der Fall, und wenn man die Buben fragte, so schützten sie Gedächtnisschwäche vor, so daß es klar zum Ausdruck kam, daß keiner von ihnen etwas angestellt habe!

„Jede an den Kindern begangene Ungerechtigkeit rächt sich," erklärte der Herr Kommerzialrat, „sie werden boshaft, falsch und verschlagen, ihr Charakter wird verdorben!"

Diese philosophische Anschauung ward den beiden Jungen zu großem Segen. Einer versteckte sich immer hinter dem anderen. Das ist natürlich nur moralisch gemeint!

Da kam ein Ereignis, bei welchem die eiserne Treue der Zwillinge in die Brüche ging. Es war kurz vor den Osterfeiertagen dieses Jahres, nämlich am 18. April. An diesem Tage feierten die jungen Herren ihren achten Geburtstag. Seit sie das Licht der Welt erblickten, war der 18. April immer ein großer Festtag für die Familie Bachmann. Willi und Pepi wurden von den Eltern mit Geschenken überhäuft, mit Süßigkeiten usw., daß die beiden braven Kinder gewöhnlich zwei Tage Bauchweh hatten. Gleichzeitig natürlich! Denn das waren sie ihrer brüderlichen Treue schuldig. Papa Kommerzialrat hielt dann immer eine Ansprache an sie und gebot ihnen in Anbetracht der reichen Geschenke von nun an sehr brav zu sein.

„Ich tu' ja so nichts," bemerkt Willi.

„Auf mich kommt immer alles!" sagt Pepi und wischt sich die Augen aus.

Diese Gebärde rührt die Mama, ja sie greift ihr direkt an das Herz.

„Die Kinder können nicht einmal ruhig ihren Geburtstag feiern," sagt sie scharf.

Der 18. April 1916 gestaltete sich besonders ausgiebig für die braven Knaben. Sie hatten sich Zinnsoldaten, mehrere 30·5 Mörser und eine Festung gewünscht. Sie bekamen es. Und da die Spielwarenindustrie auch in diesem Jahre riesig fortgeschritten war, so erhielten sie auch Schützengraben aus Holz, Krankenwagen, Panzerzüge usw. Die 30·5 Mörser waren besonders genial eingerichtet. Mit Erbsen wurden sie geladen und trugen dann fünf Schritte weit!

Die Knaben waren entzückt und versprachen das menschenmöglichste in puncto Aufführung und gute Sitten. Gern hätten sie im Garten unten ihre Heere und die Festung aufgestellt. Leider vereitelte das häßliche Osterwetter die Ausführung dieses Wunsches. Aber die gütige Mama wußte einen Ausweg. Der Salon war frei — die Teppiche abgenommen und der Parketten harrte die österliche Reinigung. In dem großen Raume konnten die beiden Heere aufgestellt werden, und was das Beste bei der Angelegenheit war, die beiden Feldherren gingen bei dieser Gelegenheit den anderen Leuten aus dem Wege. Denn in diesen vom Reinigungskoller bewegten Tagen gab es sicherlich keine unnötigeren Leute als die beiden Generale Willi und Pepi.

Die beiden Heere wurden auch im Salon aufgestellt. Das Schlachtfeld war sehr übersichtlich, denn alle Tische und Sitzgelegenheiten waren entfernt.

Willi kommandierte die Festung, Pepi die angreifende Armee. Wie Hagelkörner flogen die Erbsen umher. Die Festung erwies sich als uneinnehmbar, die Erbsen prallten von ihren pappdeckelen Mauern wirkungslos ab, alle Heldentaten der Armee Pepis waren vergeblich, je näher das Heer an das Fort heranrückte, desto mehr Zinnsoldaten wurden hingemäht.

Pepi unterstützte verräterischerweise die Wirkung seiner 30·5 Mörser dadurch, daß er eine ganze Handvoll Erbsen gegen die Armee Pepis warf, wodurch Panzerzüge, der Trainwagen und die Kavallerie umgeworfen wurden. Nun griffen die beiden Feldherren persönlich an. Willi warf Pepi einen ganzen 30·5 Mörser an den Kopf und Pepi rächte sich, indem er Willi ein Panzerautomobil zu kosten gab.

Als einer der großen Spiegel im Salon durch einen dahin geschleuderten Schützengraben in Trümmer ging, kamen auf den Lärm hinauf die Neutralen in den Salon, die Mama, die Köchin, das Stubenmädchen und sogar der Hausbesorger. Sie fanden die beiden Feldherren am Boden liegen und sich bei Haaren und Ohren ziehen. Man hob sie auf. Ihre Röcke und Hosen waren mit Zinnsoldaten gespickt, die sich während ihres wütenden Kampfes in das weiche Tuch verstochen hatten.

Nun war der Kampf aus.

Am Abend fand noch eine Fortsetzung statt. Die beiden Feldherren wurden vereint von Papa Bachmann geschlagen!

Und daran war nur die vorhergegangene Uneinigkeit schuld.

R. Hawel.

Österr. Volkszeitung 30/IV. 1916 82

Österr. Volkszeitung
30. IV. 1916

93

Heiratslust.

Der Krieg als Ehestifter.

„Wirklich, auch der Berger macht jetzt ernst? Das hätt' ich mir wahrhaftig nicht träumen lassen . . ." „Und hast Du schon gehört, die kleine Müller ist verlobt; weißt Du, die Blonde, mit der hübschen Mutter, die Du so oft bei uns getroffen hast . . ." „Ja, das Heiratsgeschäft geht jetzt! Von allen Seiten hört man: Der will einen Ehestand gründen, die kommt unter die Haube, jener geht auf Freiersfüßen — so viel wie in jüngster Zeit hat man schon lange nicht von Verlobungen und Hochzeiten gesprochen. Wer hätte das gedacht? Gerade im Kriege!"

Und so ist es auch. Seit Kriegsbeginn wird bei uns überall drauflos geheiratet. Anfangs haben nur jene, die ins Feld zogen, daran gedacht, sich die Lebensgefährtin zu sichern, ehe sie schieden. Der Bursche hat sein Versprechen gehalten und hat das Mädel, mit dem er schon geraume Weile „ging", vor den Altar geführt, weil sich das so gehört, daß man sein Wort einlöst, namentlich in ernster Stunde. Es war diesen Männern ja auch Beruhigung, daß sie ihr Mädchen versorgt wußten, wenn sie fern weilten und — etwa fern bleiben sollten für alle Zeit. Die anderen aber, bei denen nicht gerade das wirtschaftliche Moment in Frage kam, die wollten auch gern ihr Glück im Hafen wissen, ehe sie gingen. Man hatte sich einander wohl längst versprochen, allein, wenn man so in derselben Stadt lebt, ein wenig zeitlos und oftmals so glücklich weit entfernt vom Ernste des Daseins, dann denkt man: Bis zum Frühjahr noch! Oder: Bis zum Herbst! Da avanciere ich vielleicht, oder wir haben ein bißchen mehr erspart, oder wir finden eine ganz besonders günstige Wohnung — und so verschleppt sich der Termin und der Entschluß.

Nun hieß es aber mit einemmal: „In kürzester Frist unter die Fahnen!" Da wurden die Köpfe der Männer heiß und die Augen der Frauen feucht, und man fühlte plötzlich bezwingender, inniger denn je, daß man zueinander gehörte, daß man einander verbunden war, daß man nie voneinander lassen wollte . . . bis . . . Nein, nein, nicht ausdenken! . . . Schnell alles geordnet: Kriegstrauung. Im Straßenkleid, ohne jegliche Aeußerlichkeit soll die Hochzeit gemacht werden. Ach was, Wohnung und Möbel und Aussteuer und der ganze große Apparat der alltäglichen Lebensführung, wer dachte jetzt daran? Wen kümmerten diese Kleinigkeiten? Man wollte verknüpft sein durch ein unlösliches Band, und so stand man in wenigen Tagen vor dem Altar, und in die Rede, die der geistliche Herr über Liebe und Ehestandsglück hielt, klang gleichsam Trompetenruf. Zwei, drei Tage, oft kaum so viele Stunden war man beisammen, dann eine heiße, tausendfach segnende Umarmung — fort war er! Und die junge Frau blieb im Elternhause genau wie als Mädchen und wartete . . . wartete von einer Nachricht zur anderen, und der Inhalt des Lebens spielte sich zwischen den wohlbekannten rosa Feldpostkarten ab.

War es die Stimmung dieses Ernstes, dieser in allen nachdenklichen Menschen vertiefter Sehnsucht einer Zugehörigkeit? Die Heiratsfreudigkeit griff auch auf jene über, die nicht einberufen worden waren. In manch einem überzeugten Junggesellen tauchten plötzlich Ehegedanken auf. Schließlich, man war ja doch ein einsamer Mensch, im Grunde genommen ein armer Teufel, und diesem und jenem Kollegen, der eine liebe Frau daheim hatte, ging es doch besser. Erst neulich, da einen die Influenza wieder erwischt hatte, wie war man da scheußlich dran, auf die Pflege der alten Hausmeisterin angewiesen. Das ungemütliche, unrichtig geheizte Zimmer, das Essen am Schnellsieder . . . überhaupt . . . Und die Umschau begann, bis man in irgendeiner alten Bekannten mit einemmal eine ganze Anzahl bestechender Eigenschaften entdeckte, auf denen sich wohl ein bißchen Glück aufbauen ließ.

Besonders schön ist an der jetzigen Heiratslust: Es wird dabei in so vielen Fällen weit weniger auf Aeußerlichkeiten geschaut als bisher, obgleich das Leben so teuer ist. Mag sein, daß man gerade jetzt spürt, daß es bei der richtigen Lebenskameradschaft nicht nur auf ein hübsches Gesichterl ankommt, und darauf, daß ein paar Wertpapiere in der Kasse liegen. Die tüchtige Frau, jene, die ernst ist und doch auch lachen kann, die Sorgen verscheucht und doch Leiden zu teilen vermag, die ist gegenwärtig höher im Kurse gestiegen. Immer wieder ist davon die Rede, daß dieses oder jenes Mädchen, das eigentlich nicht mehr ganz so jung und wirklich kaum hübsch ist, zur Frau erwählt wurde. Das kann doch kein Zufall sein. Solche Dinge liegen immer in der Zeit begründet, und unsere Zeit verlangt eben nach ernsteren, gediegeneren Frauen, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß nicht auch ein schönes oder junges Mädchen ernst und gediegen sein kann.

Sicher ist jedenfalls, daß ein starkes Empfinden von Familiensinn durch unsere Epoche flutet, und diese Empfindung scheint die Basis der Heiratslust. Daß sie bei den Männer noch größer ist als bei den Frauen, spricht ausdrucksvoll genug vom Geiste der Zeit. Und so gibt es im düsteren Bilde der Gegenwart doch auch lichte Momente: der Krieg ist zum Ehestifter geworden. Neben den Waffen schmiedet er goldene Ringlein. Die Goldarbeiter können es bekunden: der Konsum an Eheringen ist gestiegen. Durch Bangigkeit und Sorgen hindurch suchen Zuversicht und Daseinsvertrauen mit starkem Instinkte ihren Weg.

H. T.

Fremdenblatt Abendpost
4. V. 1916

94

Wer spricht heute davon?

Nämlich von der Sommerzeit. In der Nacht vom 30. April auf den Ersten dieses Wonnemonates geschah etwas, an das sich selbst die bekanntesten „Aeltesten", die sich sonst an alles erinnern, absolut nicht erinnern können. In Wien allein wurde an einigen Millionen Taschenuhren, an Tausenden von öffentlichen und Wohnungsuhren der Zeiger mit einem Ruck um eine Stunde vorgeschoben. Sozusagen im Verordnungswege, in dem jetzt selbst das Essen und Trinken geordnet wird. Das Außerordentliche des Ereignisses drückte sich im Glockenschlag der Turmuhren aus, die um 11 Uhr, 11 + 12, also dreiundzwanzigmal ihren ehernen Ruf ertönen ließen. Wer Zeuge davon war, der mochte an den Zauber der Walpurgis-Nacht erinnert werden, in der das Unmöglichste möglich und zur Tatsache wird. Hätte man ein leibhaftiges Hexchen auf dem Besen oder der Mistgabel zum Rauchfang hinausfliegen gesehen, so wäre weiter nichts dabei gewesen, denn für diese eine der privilegierten deutschen Sagennächte ist das Fliegen frei und war das Flugproblem in der Volksvorstellung schon gelöst, als es noch lange keine Lösung des aeronautischen und aviatischen Problems gab. Ist der Hexenflug ein Wunder, so hat man doch von ihm schon gehört und gelesen, aber das Wunder, daß Turmuhren um 11 Uhr nachts 23 Uhr nachts verkünden, hat sich seit Menschengedenken nie und nirgends ergeben. Am unmittelbar darauf folgenden Morgen des 2. Mai war Wien „matinaler" denn sonst; es stand um eine volle ganze Stunde früher auf als je zuvor, frühstückte, arbeitete eine Stunde zeitiger als an jedem der vorausgegangenen Tage. Das kam den guten Leuten schon selbstverständlich vor und am wieder darauffolgenden Mittwochmorgen des gestrigen 3. Mai wurden die ganz Gescheiten schon nervös, wenn sie von der „neuen Zeit", der Sommerzeit hörten, die ihnen schon gar nicht mehr neu war. So rasch lebt, erlebt und — vergißt man in diesen sturmvollen Kriegstagen. Und heute, am vierten Tage der neuen Zeitrechnung, ist nur noch die Minorität derer originell, die auf weiblicher Armband- oder männlicher Taschenuhr die Zeit justament nicht verrückt haben, die noch die gute alte Zeit tragen. Eine sehr mondäne Wiener Dame und ein junger, sehr bekannter älterer Staatsmann gehören zu dieser höchst konservativen Fraktion. Wie weit sie in der neuen Zeit, die keine Macht der Welt mehr aufhalten kann, mit der alten kommen, wie lange sie mit ihr auskommen werden, ist freilich die Frage. Wenn es ihnen ein paarmal passiert sein wird, daß sie eine Stunde zu früh, zu spät gekommen sein werden, werden sie sich wohl gegen die Speichen des unaufhaltsam fortwirbelnden Rades der Zeit nicht mehr stemmen und auflehnen. Und dann wird auch dieses der Zahl nach verschwindend kleine Häuflein aufhören, originell zu sein. Originell werden dann nur noch die ganz wenigen bleiben, die sich noch unterstehen und trauen, an der Sommerzeit etwas zu finden, über sie eine Bemerkung zu machen. Denn — wie gesagt — wer spricht heute davon?

—ld.

Reichspost Abend
6./V. 1916

95

* **Der Hamster.** Der gewöhnliche Feld-, Wald- und Wiesenhamster, der sich damit begnügt, in seinen Backentaschen die Feldfrüchte in den Bau zu schleppen und dort für den Winterbedarf einen kleinen Vorrat an Bohnen, Erbsen oder Getreide aufzustapeln, ist längst nicht der schlimmste. Es gibt andere Gattungen von Hamstern, die weit gefährlicher sind. Verbreitet und lebhaft in ihrer Tätigkeit sind die Lebensmittelhamster, die wahllos zusammenscharren, was ihnen unter die Augen kommt. Haben sie für einen großen Nachwuchs zu sorgen, dann ist dieser Eifer wenigstens verständlich und in gewissem Sinne als Naturinstinkt entschuldbar; meistens macht man aber die Beobachtung, daß alleinstehende Hamster oder ältere Hamsterpärchen Vorräte einsammeln, als ob sie sich für Jahre hinaus Lebensunterhalt sichern müßten. Da finden sich ganze Säcke voll Mehl, Kaffee, Zucker, Kakao; eine andere Vorratskammer ist voll von Schinken, geräucherten Wurstwaren, eine dritte beherbergt hunderte von Gläsern mit eingekochtem Gänsebraten, Hühnern und Tauben. Eine besondere Abart dieser Familie ist der Konservenhamster, der eine ausgesprochene Vorliebe für Büchsen hat und alles einhamstert, was an Büchsenkonserven vorhanden ist, von Aprikosen und kondensierter Milch angefangen bis zu Sardinen und Steinpilzen, so daß jeder Geschmack befriedigt werden kann. Die Hamster (männliche und weibliche geben einander an Spürsinn und Geschicklichkeit nichts nach!) tragen durch ihre häßliche Geschäftigkeit nicht nur dazu bei, daß die notwendigen Lebensmittel knapp und teuer werden, sondern sie versündigen sich auch am Vaterlande, indem sie die Versorgungsmöglichkeiten für die große Masse des Volkes erschweren und Mißstände vermehren helfen. Der Verbraucher, der pflichtgemäß nur seinen Tages- oder Wochenbedarf deckt oder mehr einzukaufen nicht in der Lage ist, ist im Nachteil gegen die Hamster. Daß die Mißstände, an denen ihr Treiben Schuld hat, ihrerseits wieder Mißtrauen und Mißmut im Gefolge haben und so die Volksstimmung ungünstig beeinflussen, kümmert die Hamster-Egoisten, die nur an sich und ihre gefüllten Vorratskammern denken, gar nicht. Selbst essen macht satt, denkt der richtige Hamster. Was die andern Menschen von ihm sagen, bleibe ungeschrieben. Es mag Leute geben, die lebhaft bedauern, daß man die Anweisung in der Naturgeschichte, „man gräbt die Hamster aus, tötet sie mit Gift oder fängt sie mit Fallen", heute auf gewisse Gattungen dieser edlen Tierart nicht anwenden kann. So bleibt eben nichts anderes übrig, als sie immer wieder von neuem der verdienten Verachtung preiszugeben.

Feuilleton.

Rote Kreuz-Woche im Grünen.

Von Karl Marilaun.

Was dem Oelzweigtag nicht beschieden sein sollte, haben wir in der Roten Kreuz-Woche die Fülle: Sonne, blauen Himmel, halbsommerliche Mailüfte, und ehe sich die nicht so sehr von Gnaden des Kalenders als der „Sommerzeit" langen Nachmittage in den Abend neigen, ballt es sich über den blauenden Wienerwaldhügeln fast schon wie ein richtiges Sommergewitter. Nie ist Wien, das grüne, schöner als in diesen Wochen, in denen die Hauptallee im festlichen Ueberschwang ihrer weißen und roten Blütengirandolen prangt und der äußere Burgplatz mit seinem jungen Mairasen und den blühenden Fliederbüschen Wiens schönster Festplatz ist. Festlich aber scheint die ganze Stadt, inniger als jede andere vermählt sie sich mit dem Frühling und ihrer Landschaft. Hineingebettet liegt sie ins sprossende Grün ihrer Anlagen, sommerlich schatten schon Bäume, die alten Hausgärten quellen blühend, duftend und grün über den morschen Zaun und die vier grauen Wände ihres Hofes. Schönbrunn hüllt seine marmornen Göttinnen, die in der sprühendsten Sommersonne immer noch zu frieren scheinen, in rauschende Wipfel und Rondelle von Buchen, Fliedern, Linden und Kastanien, erdenentrückt blüht die lichte Säulenhalle über den grüngesträhnten Weiden des Neptunsteiches in den zärtlich mit Schäferwölkchen besäumten Himmel, aber man muß nicht erst nach Schönbrunn hinausgehen, irgend ein kleiner, von den vierstöckigen Gebirgen der Großstadthäuser umbrandeter Stadtgarten ist in dieser Liebeswoche des Frühlings und des guten Herzens von Wien ein seliges Eiland, und unter seinen Fliederbüschen, für die vier Heller, die man der Sesselfrau zahlt, wird man der unaktuellste Mitbürger dieser harten, von Bitternissen aller Art bedrängten Gegenwart.

Man war es schon immer, unter ein paar grünen Bäumen. Stiller läuft in ihrem Schirm und Schatten das Rad der Zeiten, die Stunden schlagen leiser, die Sorgen von heute sind einem auf einmal unwichtiger geworden als das Spiel eines Laufkäfers auf dem sonnenglühenden Sand, als die Biene, die goldgeflügelt um den ausschlagenden Rosenstock läutet, als das traumhafte Plätschern des einfältigen, alten Wasserspiels im Teich, um den herum wir vielleicht die Spiele unserer Jugend spielten.

Der Teich ist immer noch derselbe, und wie damals, da wir in der Glockenhose oder, je nach dem, den blonden, süßen Pfropfenzieherlocken unsere braunlackierten Pferdchen im Gartenkies exerzieren ließen, blüht und prangt der Mai. Und wieder sind die Buben in der ersten, hinten zuzuknöpfelnden Glockenhose da, und über den blühenden Beeten zwitschern die Mädchen, und die bunten Bälle fliegen und die blauen und roten Gießkännchen werden von emsigen Händchen mit dem weißen, kühl durch rosige Fingerchen rieselnden Gartensand gefüllt. Und die Bonnenschar ist wie ein Gehege untern Arm steigen mit unerschütterlicher Geduld den fliegenden Zöpfen einer Fünfzehnjährigen nach; und Müde strecken sich auf einer Gartenbank, Vergrämte huscheln sich in den Sommerschatten der alten Bäume, Einsame sind wunschlos glücklich, Abgearbeitete betrachten verliebt ihre beiden, hier endlich müßig im Schoß liegenden Hände — allen, allen ist die Wirklichkeit abgetan und dazu braucht's nicht mehr und nicht weniger als irgend ein einige Meter im Geviert fassendes grünes Gelände, das unter den flüchtigen Sohlen des Knaben Frühling zu blühen begann.

Hier wäre es, wenn überhaupt, denkbar, des Krieges nur wie eines gottlob fernen Märchens zu gedenken. Selbst die aus diesem Krieg kommen, einer wolhynischen oder görzischen Hölle entronnen ins sachte Rauschen der Kastanien horchen und mit armen Augen, die vielleicht gestern dem Tod in die leere Maske sahen, nun kindhaft froh dem Gärtner bei seiner Gartenarbeit zuschauen, selbst sie in ihren Verbänden und am Marterholz ihrer Krücken sind nichts weiter als friedlich Genesende in einem Garten. Hier ist nichts wichtiger als das blaue Blühen der Hyazinthen in der schwarzen Erde, als das Widerspiel der Sonne im Sprühregen der Fontäne, die Spiele der Kindheit sind hier doppelt heilig, der Ausgestoßene ist daheim hier in einem grünen, rings vielleicht von allem Jammer und Lastern der Stadt umbrandeten Endchen Landschaft, im Garten, der von den übervoll prangenden Sträußen der Allmutter Natur auch dem in die Häuserwüste verschlagenen ein blühendes Zweiglein, einen Blick Himmelsblau und einen Atem linder Luft zu schenken hat.

Und Gärten unterstützen in dieser schönen, sonnigen ersten Maiwoche unsere Kleinen, die der Krieg auch auf eine besondere Weise assentiert hat. Sie sind noch zu jung, diese Zeit und die Wunden, die sie schlägt, schaudernd zu begreifen. Aber nicht zu jung sind sie, mit ihren kleinen Händchen einiges beizutragen zur Heilung dieser Wunden und zur Stillung des bittersten Leides. Mit ihren klappernden Büchsen dringen sie von der Straße in den grünen Gartenbereich ihrer Spiele. Diese Büchse ersetzt ihnen heute, morgen, sieben ganze Tage die Springschnur und den bunten Ball. Eine Woche lang sind sie kleine, ernste Mitbürgerchen der Gegenwart; eine kleine Armee haben sie gebildet, die aus lauter Freiwilligen besteht, und nun nehmen sie den nicht allzuharten Kampf mit dem

Fremdenblatt 6. V. 1916

Fremdenblatt
6.IV.1916

* (**Umwertungen.**) Es hat wirklich den Anschein, als würde die neue Zeitrechnung des Tages von den Menschen weiter nicht verspürt und als rollte das Leben in den alten bequemen Gleisen. Zwar ist nun erst eine Woche seit der eingeführten Neuerung verflossen und es fällt schwer, in die Gedankengänge seines Nächsten zu schauen — aber die Sonne! Wenn die nicht wäre, wenn ihre scharfen Strahlen nicht gar so früh zwischen die unwilligen Lider fielen! Wir haben die Sonne auch bisher geliebt, die Vormittagssonne in den blühenden Parkanlagen, die Nachmittagssonne im „Gänsehäufel", die Werktags- und Sonntagssonne in den weinschweren Hängen des Wienerwaldes. Und nun ist es eine andere Sonne, die uns scheint und die wir noch nicht kennen, eine Sonne, die vormittags kühler, nachmittags heißer sein will als bisher und vielen unsern Gewohnheiten den Krieg angesagt hat. Oder bedeutet es etwa nichts, daß die Sonne vor dem 1. Mai zur Aufstehenszeit in den Blumenvasen der Etagere funkelte, während sie seither die noch ein wenig blassen Wangen an die Gardinen legt? Schlaftrunken greifen wir nach der Uhr auf dem Nachtkästchen — nein, ist's möglich, 7 Uhr! Und sind noch so lästerlich schlafmüde. Da ist irgend etwas nicht in Ordnung. Ein Rädchen in der Uhr? Nein, sie tickt ganz normal. Die Glocke ruft nun nach dem Stubenmädchen. Nicht die Spur eines Erfolges; das Stubenmädchen schläft, das Vorzimmer ist still, nichts regt sich. Endlich ist es so weit, wir sitzen frisch und wohlfrisiert beim Frühstücktisch, der Kaffee duftet. Aber er gleitet nur langsam durch die Kehle, der Magen will eben noch nicht. Und dieser Magen will auch noch nicht recht um 11 Uhr, wenn es 12 Uhr ist, um 3 Uhr, wenn es 4 Uhr ist, um 7 Uhr, wenn es 8 Uhr ist. Einen solchen Nachweis des Gewohnheittieres hat es noch nie gegeben. Aber das werden wir uns schon noch abgewöhnen. Abgewöhnen die unzeitige Morgenfaulheit, den unzeitgemäßen Appetit, die zwischen 11 und 12, Verzeihung! 12 und 1 Uhr mittags kulminierende Lust, sich in den Parkanlagen auszubummeln; abgewöhnen die tausend nichtigen Kleinigkeiten, aus denen sich das Leben zusammenzusetzen beliebt, und — sich neue Gewohnheiten züchten, ohne die es einmal keine Behaglichkeit zu geben scheint. Nein, in den großen Dingen, beispielsweise in der Verkehrsfrage, haben wir uns ohneweiters in die Neuerung gefunden, aber in den kleinen hapert es, deren Sklaven wir ja seit je waren. Wahrhaftig, nun heißt es für den Wiener, der das Sichgehenlassen immer für den besten Schatz seiner Lebenskunst hielt, das Leben nach der Uhr einzuteilen und Minuten in die Wagschale des Willens zu werfen, damit man nicht zu spät in das Bureau und in den Erfolg kommt. Denn gerade dieser letztere Faktor war der Antrieb der Neuerung. Wir werden es uns schon noch angewöhnen. Nur Stubenmädchen und Hausmeister nicht, die nun früher als früher sperren und später als früher aufstehen. Denn das, was gewissen Uhren sehr not täte, die Regelmäßigkeit, wurde gesetzlich nicht geregelt.

Unsere belletristische Beilage

Die Sonntags-Zeit

(Seite 11 bis 14)

enthält folgende Beiträge:

Wanderlied. Von **Alfons Petzold.**
Die kaiserliche Prinzessin. Von **Alexander Brody.**
Zwischen alten Häusern. Von **Elf Norrbo.**
Wie sich Leo Filippitsch sein Amt erschlief. Von **Hermann Wagner.**
Der Gast. Von **Gertrud Köbner.**
Wir und die anderen. Von **Käthe Braun.**
Die „Chang-Hwa-Perle". Von **H. D. Conzens.**
Dombey. Von **Julius Kondy.**
Zeit-Strophen. Von **Florian.**

Feuilleton.

Junker Schmalhans.

Heutzutage gibt's freilich manchen, der den stolzen Kriegsgewinn in der Tasche klimpern lassen kann. Aus der Tiefe ist er jählings emporgetaucht, das lang bemeisterte Gelüst nach Genuß und Wohlleben schwellt sein ungeduldiges Gemüt, er reißt alle Herrlichkeiten des Lebens an sich und weiß sich gar nicht genug zu tun. Aber die Vielen und gar die Vielzuvielen stehen mit ernstem Antlitz abseits. Im Reich draußen mahnt die Regierung zur Sparsamkeit: „Wir müssen die Zähne zusammenbeißen, wenn wir auch nichts zwischen ihnen haben!" rief jüngst der Staatssekretär für Finanzen. Auch wir mühen uns durchzuhalten. Aber geht es denn den Engländern besser? Die Times rät, den Gürtel enger zu schnüren; man soll die alten Kleider, die alten Stiefel aus dem Spind holen und auftragen. In einem scheinen die leitenden Männer zu beiden Seiten des Kanals schon einig zu sein: sie empfehlen, sich den einfachen Sitten der Väter wieder zuzuwenden. Zurück zu Biedermeier! Das ist die Parole der Gegenwart: die neueste Mode, das ist, wie schon so oft, das Alte, das neuerdings zu Ehren kommt.

Wie hat Biedermeier gelebt? Das ist nun die Frage. Wir müssen es wissen, da er, von dem wir uns bisher fort zu entwickeln strebten, mit einemmal unser Vorbild ist, da er uns stolz voranschreitet und wir ihm folgen sollen. Wir schlagen die Bücher auf, die uns darüber belehren, insbesondere das treffliche Werk von Boehn. Und da finden wir denn bald, daß wir längst nicht mehr bescheiden und genügsam sind, daß eine sündhafte Ueppigkeit sich unser bemächtigt hat, daß wir uns gewöhnt haben, zu schwelgen und zu prassen. Es ist nicht angenehm, wenn der Tisch des Lebens nicht mehr so reichlich gedeckt ist wie früher. Aber die Ahnen lehren uns: es geht auch anders; man muß nur wollen.

Wie hat Biedermeier gewohnt? Er hatte eine vornehme Abneigung gegen alles Grelle, alles allzu Derbe, allzu Entschiedene. Helle, weiße Wände waren ein Erbteil der Winckelmann-Zeit, und sie haben in Deutschland bis in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts vorgehalten. Freilich — feinere Leute liebten es, in tapezierten Stuben zu hausen. Zum Beispiel die geistvolle Henriette Herz. Aber der Hausrat, der die Einrichtung bildete, war von der größten Einfachheit und wies nichts Ueberflüssiges auf. So schildert Varnhagen die Räume der Rahel. „Die hellblauen Zimmer waren geräumig und besonders hoch, ganz einfach ausgestattet; ohne Kostbarkeit und Glanz. Ein paar Bildnisse hingen an der Wand, zwei Büsten, die des Prinzen Louis Ferdinand und Schleiermachers, standen zwischen Blumentöpfen; von Gerät schien eben nur das zum Gebrauch notwendige vorhanden, aber das Ganze machte einen eleganten Eindruck — oder vielmehr die Anordnung war so gefällig und bequem, daß sie jenes eigentümliche Behagen hervorbrachte, das durch die höchste Eleganz bewirkt werden soll und bei den größten Mitteln oft verfehlt wird." Wilhelm von Kügelgen malt die Wohnung seiner Eltern: auch hier helle, luftige Räume mit einfarbigen Wänden; nichts, das des bloßen Putzes wegen dagewesen wäre. Des Bankiers Eberty gute Stube war hellgrün gestrichen; in kleinen Städten, wie in Kreuzberg bei den Eltern Gustav Freytags, war eine kleine gemalte Rosette, die die Decke des Salons schmückte, schon etwas Besonderes. Der Fußboden war die einfache hölzerne Diele, die, wie bei Stahrs und Ruges, vielfach noch mit Sand bestreut, an Sonntagen aber mit Kalmus belegt wurde. Die Möbel Biedermeiers entsprachen dieser schlichten Art. Als die Gräfin Marie Brühl den Hauptmann von Clausewitz heiratete, fühlte sie sich glücklich, weil sie ein Sofa und sechs Stühle, alles mit Kattun überzogen, zur Ausstattung erhielt ...

Kennzeichnend ist auch die Beleuchtung, die Biedermeier sich gönnte. Man brannte im Hause überall Talglichter, die man selbst in Zinnformen goß; das zu können gehörte gewissermaßen zur guten Erziehung, und Freytag erzählt, daß er als Knabe die Kunst, Kerzen zu verfertigen, lernen mußte. Sie gerieten leicht ins Qualmen; dann rochen sie übel. Da durfte denn die Lichtscheere nicht vom Tische kommen. Das Schneuzen der Flamme war eine Geschicklichkeit, die nicht jeder sein eigen nannte. Junge Herren, die es in dieser Fertigkeit zur Vollendung gebracht hatten, machten sich durch sie sehr beliebt. Nach Felix Eberty ist es schon ein ungewöhnlicher Aufwand gewesen, wenn in einem Bürgerhaus abends zwei Talglichter angezündet wurden. Seine Eltern, die Geldleute waren, hatten gar ein Staatszimmer, in dessen Kronleuchter nicht weniger denn vier, sage vier Kerzen brannten. Drüben in Pommern freilich wußte man von so sündiger Verschwendung nichts. Da gab's nicht einmal Talglichter. Der Kienspan tat's auch. Es soll nicht in Abrede gestellt werden: es fanden sich auch Leute, die Wachskerzen anzündeten. Aber man konnte sie zählen. Ottilie v. Goethe gehörte nicht zu ihnen; sie ließ ihre Soireen nur von Talglichtern bescheinen. Darum schlug denn auch Karl Rosenkranz förmlich die Hände über dem Kopf zusammen, als Wilhelm v. Schlegel sein Kollegium bei leibhaftigen Wachskerzen las.

Nichts ist folgerichtiger, als daß die Damen Biedermeiers es verstanden, den haushälterischesten Sinn zu betätigen. In den Tagen, da die Gräfin Elise Bernstorff noch als Komtesse Dernath ihre erste Reise nach Dresden machte, um in die große Welt eingeführt zu werden, fertigte ihr die Erzieherin aus einer Fenstergardine von Musselin ein Gesellschaftskleid an, das über einem Rock von rosa Kattun getragen wurde. Die Königin der Niederlande besaß nur zwei Morgenkleider, von denen eines immer in der Wäsche war. Das Staatskleid der Mutter Hedwigs von Bismarck war von rotem Kattun mit gelbseidenen Litzen besetzt. Prinzessinnen und Hofdamen, plaudert Frau von Rochow aus, trugen Sommer und Winter nichts als Kleider aus weißem Perkal; besaßen sie

Die Zeit 27.4.1916

Die Zeit 7.V.1916 102

Der Zeit voraus.

Von F. St. Gunther.

Um die mir so wichtige und wertvolle Meinung des Herrn Lorenz Surrm, Fleischhauers und Hausbesitzers, über die — damals noch — bevorstehende Einführung der „Sommerzeit" zu erfahren, begab ich mich Samstag den 29. April am Spätnachmittag nach Matzleinsdorf.

Es war vielleicht halb sieben Uhr abends vorbei, keinesfalls aber schon dreiviertel, als ich an der Tür des Ehepaares Surrm klingelte. Es dauerte ziemlich lange, bis mir die Kathi, das Surrmsche Dienstmädchen, öffnete. Sie war, ganz gegen ihre Gewohnheit, auffallend nachlässig bekleidet, so, als ob sie eben erst in Eile Toilette gemacht hätte.

„Der Herr von Surrm zu Hauf'?" fragte ich.

„Naa," antwortete sie, indem sie ein leichtes Gähnen unterdrückte. „G'rad' is er fortgangen."

„Das ist mir unangenehm. Ich hätt' notwendig mit ihm zu reden ... Und die Frau von Surrm —?"

Ein Lächeln huschte über der Kathi fleischiges Gesicht: „Die is z'Hauf'. Aber reden können S' heut' net mehr mit ihr."

„Warum nicht?"

„Weil s' im Bett liegt."

„Ist sie krank?" fragte ich erschreckt.

„Krank? O naa!... Oder eigentlich ... Alsdann, wia ma's nimmt ... Soll i s' eppa aufwecken, die gnä' Frau?"

„Was Ihnen einfallt!... Empfehlen Sie mich dem Herrn und der Frau Surrm bestens, es hat mir leid getan, ich werd' mir halt ein anderes Mal erlauben ..."

„Wer's ausrichten," sagte die Kathi und gähnte wiederum. Und während ich von der offenen Tür zurücktrat, schien es mir, als ob sie ihre ohnehin nur ganz lose geschlossene Bluse bereits wieder „aufzuhafteln" sich anschickte.

Einen Augenblick dachte ich daran, Herrn Surrm beim „Vassingfall" zu suchen. Aber das wäre doch um diese frühe Stunde zwecklos gewesen. Also trat ich langsam und nachdenklichmißvergnügt den Heimweg an.

Für den folgenden Sonntag, den 30. April, hatte ich einen Tagesausflug in die Reckawinkler Berge und Wälder vor, und ging daher am Sonntag in aller Gottesfrüh' zum Westbahnhof.

Kühl wehte der Morgenwind, die Straße war noch leer, nur ein Tourist wie ich und ein alkoholduftender, vergeblich sein Gleichgewicht suchender „Pülcher" belebten sie.

Als ich jedoch die Gürtelanlage durchquerte, sah ich auf einer der Bänke einen wohlbeleibten Herrn sitzen, der den Kragen des Ueberziehers in die Höhe geschlagen hatte, in dem ich jedoch trotzdem bald einen Bekannten erkannte, einen guten alten Bekannten — Herrn Lorenz Surrm! Ja, er war es ohne Zweifel.

Also wieder einmal „gedraht" und „umgeschmissen", dachte ich entrüstet. Und der Gedanke an die Kriegsverhältnisse, die solches „Umschmeißen" nicht nur besonders verwerflich, sondern auch außerordentlich schwierig machten, vermehrte meinen moralischen Abscheu vor dem „Drahrer".

Doch gewannen christliche Milde und Nachsicht so weit die Oberhand in meinem Gemüt, daß ich, an den Sitzenden herantretend und ihm auf die Schulter klopfend, sagte:

„Guten Morgen, Herr von Surrm! Das ist ein unverhofftes Wiedersehen! ... Trau'n Sie sich nicht nach Haus, was? Na ja, ich glaub' 's ja ... Aber schließlich ... Die Frau Gemahlin wird Ihnen schon noch einmal verzeihen. Sie müssen ihr halt schwören, daß Sie's nie mehr tun werden. Und, verzeihen Sie, Sie sollten's auch wirklich nicht mehr tun. In Ihrem Alter — nehmen Sie mir's nicht übel ... Also bitte, geh'n Sie nach Haus!"

Die Zeit
7.10.1916

Der Zeit voraus.

Herr Lorenz Surrm war bei meinen Worten aus seiner Versunkenheit emporgefahren und maß mich jetzt finsteren Blickes:

„Sö san 's? Alsdann was schwefeln Sö da z'samm'? Was manen S' denn eigentli', ha? I wer' mei' Frau net um Verzeihung bitten, weil i net wußt, z'weg'n was. Und ham geh'n wer' i ah net, naa, indem daß i eh' erst vor dreiviertel Stund' von daham fort'gangen bin."

„Ah so! Dann entschuldigen Sie gütigst. Dann hab' ich Ihnen freilich unrecht getan... Aber seit wann steh'n Sie denn so zeitig auf?"

„Seit wann?" entgegnete er mit grimmigem Lachen. „Alsdann seitdem daß halt die Summerzeit eing'führt is bei uns!"

„Die Sommerzeit? Aber die tritt doch erst morgen in Kraft!"

„Ja, bei die andern Leut'. Mei' Frau und mei' Dienstmadl und — und — meine Wenigkeit, mir richten uns bereits seit acht Tag' danach."

„Wieso denn? Warum denn?"

„Weil alsdann meine liebe Amalia" — er sagte tatsächlich nicht Mali, sondern Amalia, was stets bei ihm ein Zeichen heftigster Gemütsbewegung war — „weil meine liebe Amalia auf die Idee 'kommen is, ma' kann si' net zeitlich g'nua an dö neuche Einrichtung g'wöhnen, um damit ma dann ah glei' ord'ntlich g'wöhnt is dran..."

Ich vergaß für den Augenblick alle meine Ausflugspläne und setzte mich neben Herrn Surrm auf die Bank: „Erzählen Sie, bitte, erzählen Sie! Das ist ja höchst interessant und originell."

„Ma' könnt' scho' beinah' sag'n: verruckt," knirschte er. „Alsdann seit aner Wochen wird bei uns zwischen viere und fünfe der Tag ang'fangt. Morgenstund' hat Gold im Mund, sagt meine liebe Frau, wann s' mir förmli' in der Finster no' die Tuchent wegziagt. Fruahstucken tan mir um fünfe, Tee mit Zitron' natürli', weil 's da no' ka Milli net gibt, mittagessen um halber elfe, jausern so geg'n ans. Und schlafen geht mei' Frau um sechse, die Kathi geg'n siebene, damit 's Liacht derspart wird. Z'erscht hat das Madl aufbegehr'n woll'n, aber jetzten is s' selber bei sinkender Sunn' scho' so hundsmüad, daß s' froh is, wann s' ins Bett kommt. Und i muaß viel früher in mei' Wirtshaus gehn, denn was tat i denn z'Haus, wann alsdann alles schnarcht und die Rolloh aberg'lassen san..."

Ich schüttelte verwundert den Kopf.

„Merkwürdig..."

„Ja. So merkwürdi', daß i alsdann an' Dokter g'fragt hab' weg'n meiner Frau. Der is gestern 'kommen, der Dokter, Godigkeit, als wann er mi' wieder amal untersuachen wollt' auf die Leber und aufs Herz, hat aber dabei mei' Frau scharf beobacht't."

„Und was sagt der Arzt?"

„Er sagt, es is jedenfalls so an' Art von — von — warten S' nur — von Kriegs-Narkose — naa, net Narkose, a bisl andersht — Vieh — Vieh — —"

„Psychose!" half ich ihm aus.

„Stimmt. So hat er's g'nennt. Und, hat er g'sagt, wahrscheinlich spielt ah a g'wisse erbliche Belastung mit, dö was alsdann bisher geschlafen hat, aber durch die jetzigen Umstände aufgewacht is."

„Erbliche Belastung...?"

„Ja. Z'erscht hab' i mi ah g'wundert, aber nacher hab' i nachdenkt, und da bin i alsdann richtt drauf'kommen, daß an Onkel von meiner Frau, sunst a nat'raler Mensch und a tüchtiger G'schäftsmann, a Rauchfangkihrer, in November scho allerweil a Mordskomödi g'macht hat, wann alsdann die Kalender fürs neuche Jahr no net da war'n, und daß der Meinigen ihr Ahnl, wie s' neunadachtz'g Jahr alt war, ihr'n Namenstag, den was s' zu Maria-Empfängnis g'habt hat, scho zu Maria Liachtmeß hat feiern woll'n... No alsdann, da hab'n m'r 's ja, da is die Ketten herg'stellt, hat der Doktor g'sagt... I hätt' halt nia net einiheiraten soll'n in so a belastete Famülli!"

Er wollte seufzen, gähnte aber, daß ich fürchtete, er werde den Kinnbackenkrampf bekommen.

„Lassen Sie's gut sein, Herr von Surrm," tröstete ich den Bekümmerten. „Die berühmtesten Professoren haben sich schon geirrt. Der Uebereifer ihrer Frau Gemahlin, der ja begreifliche und anerkennenswerte Ursachen hat, wird sich wieder legen. Und von morgen an ist der Zeiger für alle Leute um eine Stunde vorgerückt, da spüren Sie's dann für Ihre Person im besonderen nicht mehr so hart."

„Sö hab'n a Herz für mi, i waß's," sagte Herr Surrm, indem er mir die Hand drückte. Und dann mit einem Blick auf meine Ausflugskleidung: „Schau'n S', daß net z'spat kommen auf die Bahn. Leb'n S' wohl. I geh' jetzten nach Schönbrunn außi, hoffentli is scho aufg'spirrt. Um zehne längstens, hat mir mei' Frau auf'boten, muaß i wiederum z' Haus sein, sunsten brennt 's Mittagmahl an..."

Ich empfahl mich, ließ mich auch seiner riegelsamen Gattin empfehlen und eilte zur Bahn. Meinen Zug hatte ich richtig bereits versäumt, aber es ging ja noch ein späterer. — — —

Am Donnerstag darauf, etwa um dreiviertel sechs Uhr abends der neuen Zeiteinteilung, die Sonne strahlte hell und warm vom blauen Himmel herab, begegnete ich Herrn Lorenz Surrm abermals, und zwar in nächster Nähe seines Stammgasthauses. Er war sichtlich magerer geworden und hatte schwärzliche Ringe um die Augen.

„Also, jetzt haben wir sie wirklich alle miteinander, die Sommerzeit!" begrüßte ich ihn.

„Ja, die anfache," nickte er düster. „Aber i hab' die doppelte. Sie steht nämli' jetzten no' um a Stund früher auf, die liebe Amalia, als wia in der vorigen Wochen und macht 's ganze Haus rebellisch, eh' daß 's no' rechtschaffen grau is. Was sie alsdann beitrag'n kann, sagt s', daß mir Liacht dersparn und mehr arbeiten und ergo dessen 'n Kriag g'winnen, das tuat s' gern. Und was alle andern ah tuan, sagt s', das is ka Kunst, das is ihr viel z'weni'. Liaber um a Stund' z'fruah, sagt s', als wia um a Minuten g'spat. I geh' alsdann jetzten scho gegn sechse ins Wirtshaus, denn um achte kann i mi' eh nimmer auf die Füaß' derhalten... Die Kathi hat mir heunt als a waneter anvertraut, das is ihr z'dumm, sie geht. Ja, dö hat 's guat, die Kathi, dö kann geh'n! Aber i..."

„Im Herbst, Herr von Surrm, ist alles wieder anders!"

„Am Hirbst? Sö glaub'n do' net, daß i 'n Hirbst derleb'? Ganz ausgeschlossen unter solchene Umständ'... Kummen S' vielleicht mit auf a Krüagl? Der Wirt hat an Einsehg'n und a Erbarmnis mit mir und schlagt extra weg'n meiner jetzten scho' frisch an. Sö möa'n net, es is Ihner no' z'fruah? Alsdann so muaß i halt wieder ganz allani' sitzen in' Extrazimmer. Wann die normäulen Menschen ins Wirtshaus gengan, dann schleich i mi' ham und leg' mi' schlafen. Der Kickeri-Hahn von dem Millimann neb'n uns is mannigsmal no' auf, i schenier' mi' vor ihm, meiner Seel' und Gott... Alsdann — guate Nacht!"

Fremdenblatt 7.10.1916

104

* (**Praterfahrten und anderes.**) Wir haben uns in den Kriegsjahren das Spazierenfahren gründlich abgewöhnt. Uebrigens, wenn man gerecht sein will, die Entwöhnung hat schon geraume Zeit vorher begonnen, als das „Fahr ma Euer Gnaden" mit Gold aufgewogen werden mußte. Vorher gab es einmal selige Zeiten. Man fuhr mit einem Viergespann in den Prater: man spannte die schönen, schweren „Goldfüchse" des Portemonnaies vor einen „Unnummerierten" — ein Schnalzer, und wir sausten im federnden Wagen über den Ring in den Prater. Indessen haben die friedlichen und die kriegerischen sozialen Verhältnisse jenen „Goldfüchsen" den Hafer aus der Krippe gefressen, und es mutet wie ein Anachronismus an, wenn hie und da noch ein „Unnummerierter", ein Wienerzeugel, durch die Ringzeile trabt, während die Funken unter flüchtigen Hufen emporstieben. Immerhin, es war bisher noch möglich, in einer atavistischen Laune sich den Luxus einer Spritzfahrt zu gestatten, den Sauerstoffhunger und die Koketterie lustig in die Praterallee fliegen zu lassen. Das gehört nun seit dem eben genannten Datum einer verlockend schönen Vergangenheit an. Laut Statthaltereiverordnung wurden neue Bestimmungen für den Betrieb und Gebrauch des Wiener Platzfuhrwerkes erlassen. Ihnen zufolge dürfen u. a. Platzwagen das Gebiet der Stadt Wien nicht verlassen, anderseits sind Spazierfahrten, sei es in den Prater oder sonst im Stadtgebiet, dem Publikum untersagt. — Ja, wir sind im Krieg. Solche Verordnungen sind nötig, ein Gebot der Verhältnisse. Die Pferde richten ihre Leistungsfähigkeit nach dem Hafer. Der Hafer ist rar, die Pferde sind mager — kein Einsichtiger, der je in diesen Zeiten eine längere Fahrt in einem Einspänner unternahm, wird eine Maßregel bedauern, die der Leistungsfähigkeit des den Menschen auf Tod und Leben verschriebenen Tieres ein Unmögliches aufbürdet. Uns hat seit jeher die Tierliebe vor anderen Völkern, wie z. B. den romanischen, ausgezeichnet und ein stolzes Bewußtsein verliehen. Wer aber glaubt, daß wir in diesem Sinne genug getan hätten, erinnere sich an den Raub der Nachtruhe, der die Pferde auch im Frieden quälte, an die Scheuklappen, an die erstorbenen Augen, an den Hafersack, der den Hunger immer schon in vorgeschriebenen Bahnen hielt. Wahrhaftig, wir Gesunden haben ja Beine, die uns vom Bureau nach Hause oder zu einem Geschäftsfreund wacker tragen. Wir wollen trotzdem nicht davon absehen, einem müden Gaul unterwegs den Kaffeehauszucker aus flacher Hand darzureichen. Aber was geschieht mit den Kranken? Was, wenn am Kobenzl oder anderswo jemand krank wird, in der Nacht, und der Arzt in der Stadt bei einem Gewitter einen mehrstündigen Weg durch die Nacht ablehnt? Das könnte ihm niemand verargen. Auf unsere Luxusbedürfnisse, durch den Frühling und Sommer zu kutschieren oder „per Az" die Stadtgrenze zu verlassen, verzichten wir gern, ohne das Gefühl, etwas dadurch zu verlieren. Wir haben ja auch Kaiserfemmel und Salzstangerl ganz vergessen. Nur manchmal hat das Leben, das von uns nicht geleitet wird, den Eigensinn, uns Menschen nicht nach unserem Willen zu fragen. Die Verordnung tritt vom 14. d. in Kraft. Also Daumen halten und, Gott bewahre, außerhalb der Stadtgrenzen krank werden.

Die Zeit 7.IV.1916

Praktische Neuerungen im Haushalte.

Obwohl in der Kriegszeit die neuen Errungenschaften der Technik gewiß nicht für den Haushalt bestimmt sind, so sind doch manche praktische Erfindungen und Neuerungen entstanden, die das Interesse der Hausfrauen erregen dürften. Da ist vor allem der Gemüse- und Obstdörrapparat. Es ist dies ein Gestell mit drei Hürden, die zur Trocknung von zerkleinertem Gemüse, Obst und auch der Abfälle, die jetzt häufig zur Kleintierzucht benötigt werden, dienen. Auch Kartoffeln, die im Winter an Nährwert beträchtliche Einbuße erleiden, können mit diesem Apparat in größeren Mengen getrocknet und dann in getrocknetem Zustand sehr leicht aufbewahrt werden. Die Dörre kann auf dem Herd und in der Bratröhre während oder nach der Bereitung der Mahlzeiten erfolgen. Es ist uns also die Möglichkeit gegeben, uns mit nahrhaften Gemüsen für den ganzen Winter zu versorgen. Das gedörrte Obst ist seines großen Zuckergehaltes wegen besonders nahrhaft und auch sehr wohlschmeckend. Ein anderes Konservierungsverfahren, das sich ebenfalls großer Verbreitung erfreut, ist das Einsieden der Gemüse und Früchte. Hier kommen zwei Apparate in Betracht: die Weck- und die Rexsysteme, die einander so ziemlich ähnlich sind. Nur stellt sich das Konservieren, des hohen Preises der Patentgläser wegen, ziemlich teuer, obwohl man hier die Zuckerersparnisse in Abrechnung bringen kann. Die auf diesem Wege hergestellten Konserven benötigen viel weniger Zucker als die nach dem gewöhnlichen Verfahren erzeugten. Zum Passieren der Gemüse und des Obstes, des letzteren zur Erlangung von Fruchtsäften, benützt man jetzt eine Passiermaschine, außerordentlich praktisch gearbeitet, mit drei verstellbaren Sieben. Sowohl diese, wie überhaupt alle im Haushalte verwendeten Maschinen ersparen viel zeitraubende und mühevolle Arbeit der Hausfrau und des Küchenpersonals; aus diesem Grunde schon sollte die modern denkende Hausfrau eine einmalige Ausgabe für diese nicht scheuen. Sie benehmen der Einsiedezeit, der die Hausfrau sonst mit Bangen entgegensah, ihre größten Schrecknisse. Dann gibt es auch eine Menge Apparate zum Zerkleinern der Gemüse und des Obstes. Vor allem eine neue Fisolenschneidemaschine, die die Fisolen der Länge nach zerkleinert, dann Spargelmesser, eine Nudelschneidemaschine und andere. Der Mörser, der Stolz vieler Hausfrauen, ist ihnen unbarmherzig entrissen worden. Nun, sie brauchen sich darum nicht zu grämen! Wir haben den Ersatz schon gefunden. Er besteht in einer Universalschneidemaschine, ohne Messer, mit Platteneinlagen in verschiedenen Größen. Sie zerkleinert und verreibt Fleisch, Gemüse, Zucker, Mandeln, mit einem Worte — alles. Eine umsichtige Hausfrau, die mit ihrer Familie zum Sommeraufenthalt fährt, wird es sicher nicht vergessen, die nachgerade unentbehrlich gewordene Kochkiste mitzunehmen. Zur Vorwärmung der Speisen auf dem Lande, wo es oft an Gasherden mangelt, dient ein ähnlich konstruierter Spiritusapparat, der außerordentlich praktisch ist. Am Lande, wo man von den Bäuerinnen fast immer Milch, jedoch sehr wenig Butter bekommen kann, sollte man sich mit einer kleinen Buttermaschine versehen, die einem von allen unvorhergesehenen Zwischenfällen, die sich jetzt leider mit großer Beständigkeit ereignen, unabhängig macht. Dazu gehört eigentlich auch ein Butterkühler aus Ton, der mit Beihilfe von ein wenig Wasser die leicht schmelzende Butter frisch und gut erhält. In die Stadt zurückgekehrt, würde man sich gern manches vom Land schicken lassen. Wir machen die Hausfrauen auf kleine, beiläufig 60 Eier fassende Eierversandkistchen aufmerksam, die innen mit einem leichten Kartongestell versehen sind. In jede der abgegrenzten Abteilungen wird ein Ei hineingelegt und durch diese Art der Verpackung vor Zerbrechen geschützt. Der Schiebedeckel enthält auf beiden Seiten die Adressen des Senders und Empfängers, die man beliebig verwenden kann.

Die Zeit 7./V. 1916

106.

Der Möbeltransport zum Maitermin.

Er gehört nach wie vor nicht zu den Freuden des Lebens: der Umzug von einer Wohnung in eine andere. Seit er sich gar unter Kriegsverhältnissen vollzieht, ist er geradezu eine Plage geworden, und wer nicht zum Umzug gezwungen ist, wird sich kaum dazu entschließen. Denn es ist nicht jedermanns Sache, die Kalamität der Wagenbeschaffung zum Möbeltransport durchzuhalten. Denn die Spediteure, deren Fuhrwerk und deren Leute um den Auszieh-termin tagelang vergeben sind, verleihen die Annahme einer Transportbestellung wie ein Gnadengeschenk. Ist der Wagen endlich gefunden, dann wird der Besteller noch auf eine harte, stundenlange Geduldprobe gestellt, bis der Wagen endlich zur Abholung der Einrichtungsgegenstände ankommt. Und nun steht erst der ausziehenden Partei die ärgste Prüfung bevor: denn es gehören gute Nerven dazu, wenn man ungeschickten und ungelernten Möbelpackern zusehen muß, wie sie die teuren und teuer gewordenen Möbelstücke behandeln. Ueber die Unbrauchbarkeit der neu angestellten Möbelträger führen übrigens die Spediteure selbst Klage. Die Leute seien bis auf wenige Ausnahmen minderwertige Arbeiter, dafür aber in ihren Lohnansprüchen maßlos. Ab 1. Mai wurde den Möbelpackern ein Lohnzuschlag von 40 Prozent gewährt. Für einen normalen Möbeltransport muß aber heute ein Mann mehr beigestellt werden, wenn die Arbeit in der angemessenen Zeit beendet sein soll. Das Personal ist somit nicht nur schlecht, sondern auch teuer. Die Pferdebeschaffung, die im Winter, als die Gespanne für die Kohlenfuhren benötigt wurden, sehr schwierig war, ist im Frühjahr leichter. Die Fuhrwerker können die Pferde für den Möbeltransport beistellen, freilich unter Hinweis auf die Verteuerung des Futters zu erhöhten Preisen. Nicht selbständige Möbeltransportunternehmungen, die Pferde mieten, müssen heute für ein Gespann schon 60 Kronen gegen früher 40 Kronen pro Tag bezahlen. Die Möbeltransporteure haben denn auch im allgemeinen die Preise für Umzugfuhren erhöht. Ein „Umzug", für den im Vorjahr etwa 50 Kronen bezahlt wurden, kostet heute schon 80 bis 90 Kronen. Scheinbar sind viele Leute gezwungen, ihre Wohnung zu wechseln, denn die Spediteure stellen fest, daß zum diesjährigen Maitermin viel umgezogen wird. Freilich kommen diesmal die Transporte aufs Land, vielfach in die Umgebung von Wien, dazu, die zum großen Teil auch von den Wiener Spediteuren ausgeführt werden. Weite Fuhren übernehmen die Wiener Transportunternehmungen nicht, da das Pferdematerial allzusehr hergenommen würde. Solche Fuhren besorgen meist die auswärtigen Spediteure. Trotzdem haben die Wiener Spediteure Mühe, allen Bestellungen nachzukommen.

Im Stammbeisl.

„Güat is 's 'gangen," sagte Spannagl und leerte mit tiefer Befriedigung sein Krügel. „Ueber dö g'fährliche Nacht vom 30. zum 1. san ma glücklich 'nüberg'rutscht und jetzt'n san ma mitten drinn' in dera neuchen „Summerzeit". Und hast es net g'seg'n, hat ma si dreing'wöhnt a und g'spürt bereits gar nix mehr von der ganz'n Neucherung. G'spaßi is dös!"

„Dös is a so, wia wannst D'r a neuch's G'wand kaufst und anziagst," meinte Schwasser, „z'erscht kunnst springgisti werd'n und manst, dös haltst net aus, so kratzt und krabbelt dös Teifelszeug. Und nach aner Viertelstund' g'spürst überhaupt nix mehr davon. Alles kummt auf d' G'wöhnung an, und wann i 's so recht bedenk, hat ma si an 'n Kriag a scho g'wöhnt. Erinnert's Euch no an dö erschte Musterung, was dös dazumal für a Aufseh'n g'wesen is. Dös war a Aufregung und a Getua und von nix anderst hast reden g'hört als von der Musterung. Und jetzt halten ma scho bei Numero Drei — wos dö damaligen Jahrgäng' sand, man' i — und wannst so an allgemeinen Musterling fragst: „Na, Herr Nachbar, was is' denn mit Ihna? Sie kommen ja a wieder dran!", sagt er D'r: „Freili kumm' i dran." Und wannst 'n weiter fragst, was er denn da machen wird, gibt er D'r zur Antwort: Z'erscht fahr' i über'n Ring und bei der Wollzeil' steig' i in an F-Wagen um oder in an 75er — na ja, weil S' so patschert frag'n! Jetzt war i fünfmal beim Dreher draußt, werd' i a sechst'smol a no hinfind'n."

„Guat aufg'legt san manche Leut' alleweil no," schaltete Stichler ein; „is dös net narrisch? Kane andern Schmerzen hab'n s' g'habt in der Nacht vom Sunnta auf 'n Monta! Bei der Stephanskirchen hab'n s' umanandersteh'n müassen und aufiglotzen, wia 's um Elfe auf an Sitz Zwölfe wird. A Hetz' muaß bei allem sein und a Gaudeh! G'sungen hab'n s' und „Prosit Neujahr!" g'ruafen. Da hört si scho alles auf! I sag', dös is do ka G'hörtsi, in so aner ernsten Zeit!"

„Du liaber Gott," ergriff jetzt Oberberger das Wort, „was is denn dabei und warum soll denn dös ka G'hörtsi sein? Lass' do den Leut'n ihner Freud' und sei net über all's und jed's glei so granti, Stichler. Wann alle so ungmüatli war'n wia Du, nachher schauet ma guat aus! Was hat denn dös tramhapperte Umanandakriachen für an Sinn? Damit machst nix besser und der Kriag wird dessentwegen net um a Stund' früher gar. Was a richtiger Weaner is, der laßt si net unterkriag'n, dös is a alte Wahrheit. Und mi g'freut 's! Was manst D', was unsere Feind', die Herr'n Vierverbandler, sag'n werd'n, wann s' in der Zeitung lesen, daß mir Weana alleweil no fidel und bei an Jux und aner Gaudeh dabei san? Giften werd'n s' ihna und dabei denken: Jetzt'n, gar a so weit kann 's mit 'm Aushungern net her sein, wann die da drüb'n mitt'n im Frühjahr Silvester feiern. Die Vierverbandler müassen eh scho an Gizi hab'n auf uns, weil all's immer anders kummt als si si 's vurstell'n. Denn wann ma nimmt, mit 'm Göld kann 's uns a net so schlecht z'sammgeh'n, wia die da drüb'n gern möcht'n; die Rote Kreuz-Wochen hätt' net so an schö'n Erfolg g'habt, wann d' Weaner gar a so stier war'n . . ."

Spannagl hielt sich die Ohren zu und unterbrach den Sprecher unter deutlichen Zeichen des Widerwillens. „Hör' ma mit dera Roten Kreuz-Wochen auf!" schrie er, „von der hab' i gnua — bis da her! Am Sunnta is 's ja no gangen; i bin zwar ka Freund von die ewigen Vertauferein mitten auf der Straßen, aber schmutzi is der Spannagl net und wos si g'hört, dös tua i. „Kaufst eahan halt ihnere Bleamerln a," hab' i ma denkt, wann so a paar Buam oder Madeln kommen san. Dann war's aber gnua und i bin ham gangen. Der Montag war a schöner Tag und i hab' ma denkt: „Gehst a bisserl spazier'n!" Na, da hab' i guat ausg'schaut! Wohin Du treten bist, bist in an Rudel Buam einig'stieg'n, die g'ruafen hab'n: „Eine Blume angenehm — für 's Rote Kreuz!" Oes Rangen, hab' i g'wettert, jetzt gebt 's ma scho an Fried! War all's umsonst, die Buam hab'n net locker g'lassen. I hab' mi in Stadtpark g'setzt, weil die Sunn' so schön g'scheint hat — san scho dag'wesen mit ihnera Büchs'n; mit der Elektrischen bin i davon g'fahr'n, weil i ma denkt hab, da kommen s' ma net nach — nix hat 's g'nutzt, bei jeder Haltstell' is a halb's Dutzend auffi'klettert! Endli is 's ma z'dumm word'n und i bin in 'n Prater abi'gangen und in die Auen drunt', dort wo scho gar neamt mehr hinkummt, hab' i mi unter an Bam g'legt, hab m'r s 'recht kommod g'macht, a Zigarrl an'zunden und ma denkt: „Endli hast a Ruah!" I muaß a bissel ein'tunkt hab'n, denn plötzli fahr' i in d' Höh', weil 's hinter mir schreit: „Eine Blume der Herr — für 's Rote Kreuz!" Jetzt bin i aber fuchti word'n! „Oes Mistbuam!" schrei' i, „is ma denn vor Euch nirgend sicher? Sehgt's ös denn net, daß i mi eh scho vor lauter Bluamen nimmer auskenn' und ausschau' wia a ausdonnerter Pfingstochs? Jetzt schaut 's aber, daß 's abfahrt's!"

Der Erzähler machte eine Pause und fügte dann hinzu: „Was glaubt 's, was i für a Antwort kriagt hab'? „Wenn der Herr keine Blumen braucht," hat aner von die Buam g'schnattert, „dann vielleicht etwas anderes. Ein Abzeichen von Gorlice, ein Medaillon, Ansichtskarten, Kalender . . .!" Da hab' i g'merkt: Gegen die Buam komm' i net auf, die san stärker wia i. „Gebt's her Euer'n Krempel!" hab' i g'ruafen und hab' eahna um an Guld'n zwanz'g Kreuzer von ihnere Sachen abkauft."

„Bravo!" freute sich Oberberger, „dös hör' i gern. Wa net schlecht, 'n Geizkrag'n außakehr'n, wann si's um 's Rote Kreuz hand'lt. I geh' ja zua, daß a wengerl viel Buam 'rumgangen san und d' Bratz'n hat ma 'n ganzen Tag in Geldtasch'l haben müassen. Aber mir hab'n die klan Leuteln g'fall'n in ihr'm Eifer. Aner hat 'n andern überhol'n woll'n und am liebsten war'n s' bis in d' späte Nacht umanandergangen. D' Buam abweisen, wann s' mit ihre Büchsen daherkummen? Freili, wa' no schöner! Geizi darf ans heutzutag' net sein, wann er a ehrenwerter Bürger der Stadt sein will!"

„Sag' glei: Ehrenbürger!" sagte Spannagl, „jetzt'n hab'n ma ja glei auf an Sitz zwa neuche kriagt: Z'erst 'n Grafen Bienerth und dann unser'n Burgermaster."

„A bissel g'schwind war'n s' mit 'n Ehrenbürger bei der Hand, die Herrn", warf Stichler ein, „ma hätt' scho bis nach'n Kriag warten soll'n. Mi kost 's nix und mi geht 's nix an und i gunn dem Bürgermeister die Freud', i sog nur dös: Ehrenbürger, dös is d' größte Ehr', die a Stadt zum vergeb'n hat und 's größte Lob für den, der 's word'n is. Die Folg' davon kunnt leicht sein, daß si der Exzöllenz Herr Bürgermaster denkt, no mehr Ehr', dös gibt 's net und no besser machen kann i 's net, und daß er 's Rad'l laufen laßt wia 's lauft."

„Falsch!" widersprach Oberberger, „I man, grad weil 's d' größte Ehr' is, die a Weana erreichen kann, muß der Bürgermaster an Stolz hineinietz'n, si der Ehr würdig z' erweisen. Ma wird 's ja seh'n, Stichler, und aner von uns zwa muaß auf alle Fäll' recht hab'n." Er sah nach der Uhr und fuhr, wie von der Tarantel gestochen, in die Höhe. „Jessas Marand Josef, Du, Zehne is vorüber! I glaub' allweil, wann i beim Bier sitz', fang' i wieda nach d'r Winterzeit z' rechna an. Auf dös will aber d' Meinige net eingeh'n. Wann mir zwa verschiedener Meinung san, dann is dös net so wia bei mir und 'n Stichler, da hat net aner von uns zwa recht, sondern allweil aner, nämli mei Alte. Tummeln S' Ihna, Leopold, zahl'n!"

Thomas Berger.

Österr. Volkszeitung 7. 4. 1916

Die Zeit
10./V.1916

108

25 Jahre Groß-Wien.

Heute vor 25 Jahren, am 10. Mai 1890, wurde das Gesetz sanktioniert, das als Folge der kaiserlichen Worte bei der Eröffnung des Türkenschanzparkes, daß die Linienwälle fallen sollen, eingebracht wurde. Mit diesem Gesetz wurde Groß-Wien begründet; mehrere der wichtigsten Artikel des täglichen Gebrauches wurden von der Verzehrungssteuer befreit, dafür aber die Verzehrungssteuergrenze hinausgerückt, so daß die Vorortegemeinden für die noch der Steuerpflicht unterliegenden Gegenstände die Verzehrungssteuer in gleichem Maße zu tragen hatten, wie die alten Bezirke. Hiermit war die Aufhebung der Linienwälle ausgesprochen. Um die Verwirklichung der Vereinigung der Vororte mit Wien unter einer gemeinsamen administrativen Leitung hat sich der damalige Statthalter Graf Kielmansegg erfolgreich bemüht. Bereits am 19. Dezember 1890 konnte der Landmarschall in feierlichen Worten die am selben Tage erfolgte Sanktionierung des Vereinigungsgesetzes verkünden. Es ist schwer auszudenken, was geschehen wäre, wenn die Entwicklung der einzelnen Teile der Stadt auch fernerhin in divergierender Richtung sich vollzogen hätte, und namentlich der gegenwärtige Weltkrieg läßt uns ahnen, welche Verwirrung zu gewärtigen war, wenn die Approvisionierung nicht von einer Stelle, sondern von ungefähr 40 Gemeinden hätte besorgt werden müssen.

Fremdenblatt Abendbl. 11.V.1916

* **(Die Jüngsten.)** Der lachende Maientag von heute gehört unseren Jüngsten, den Achtzehnjährigen. Seit frühem Morgen waren sie auf dem Wege zum Ergänzungsbezirkskommando, um dem Rufe der Einrückung am 11. Mai Folge zu leisten. Viele noch in Zivilkleidung, viele in funkelnagelneuer Montur oder doch schon mit der kleidsamen Soldatenlappe. Die Wagen der Elektrischen waren seit frühem Morgen überfüllt von den Junioren, die in diesen ernsten Zeiten die Hoffnung der Zukunft sind in jedem Sinne. Vor wenigen Tagen noch auf der Schulbank, sind sie seit heute Soldaten und jeder von ihnen kann, wenn er das Zeug dazu in sich hat, zum Helden avancieren. Liebende Mütter, sorgende Väter gaben ihren Söhnen das Geleite bis zur Kaserne. Der weite, von Sonnenglanz erhellte und durchwärmte Kasernenhof nahm die jungen Rekruten auf. Hinter den Angehörigen schlossen sich rasch die Tore, und Mütter und Väter gingen still davon, oft und oft sich nach der Kaserne umsehend, in der nun der Herzbub, vielleicht zum ersten Male in seinem jungen Leben allein stand, ausgerüstet mit den Packerln, die die gute Mutter tränenden Auges mit tausend Wünschen zurechtgemacht hatte, voll noch der ernsten Mahnungen des Vaters, der als Herr des Hauses glaubte, seine Rührung unterdrücken zu müssen. Was Erziehung aus unseren Jüngsten zu machen bestrebt war, das soll sich nun bewähren beim jähen Aufstieg in die Schule des Lebens, des Lebens, wie es gewaltiger, schicksalsschwerer nicht zu denken ist. Non scholae, sed vitae discendum . . .

Wiener Chronik.

25 Jahre Großwien. — „Wiener Häuser und Menschen." Auktion Amerling.

G Wien, 10. Mai.

Großwien ist in diesen Maitagen fünfundzwanzig Jahre alt geworden. Ein Jüngling also als Weltstadt. Aber man lebt so rasch in unserer Zeit, daß heute selbst der eingefleischteste Innerstädter kaum mehr daran denkt, den Eingemeindeten aus den „Bezirken" das Anrecht auf den Namen Wiener streitig zu machen. Gibt es doch wirklich schon Familien, die das Wagnis vollbracht haben, selber „hinaus" zu ziehn — in die Orte, die man seinerzeit nur bei Landpartien im vorsintflutlichen Omnibus oder im feschen Fiaker erreichen konnte. Und sie wohnen wirklich „das ganze Jahr" draußen, nicht bloß im Sommer, wo es schon von jeher obligat war. Den Konservativen, die drinnen geblieben sind, können sie versichern, daß es „gar nicht so arg" sei, daß man alles oder fast alles bekomme wie in der Stadt und daß man schließlich doch nur eine halbe oder ganze Stunde brauche, um auf den „Graben" zu kommen, zum Mittagsziel jedes echten Wieners. Ein kleines Opfer haben sie ja gebracht, denn es ist ja doch ein Unterschied, ob man im Rathausviertel wohnt oder im Grinzing, man ist im innersten Gefühl kein Patrizier mehr, kein Echtbürtiger, — aber dafür hat man allerlei Annehmlichkeiten eingetauscht, wie Luft und Licht, die man früher gar nicht so recht gewürdigt hatte. Vogelsang und Grün, die der Wiener trotz alles überwältigender Anziehungskraft des „Steffel" leidenschaftlich liebt, und den Schlaf der Nächte, der nicht durch das Rasseln der Wagen auf dem harten Wiener Pflaster oder das Knirschen der Tramways auf den blanken Schienen gestört wird. Vom Standpunkt des Wieners also ließ sich die Eingemeindung der Vororte schon rechtfertigen. Man ist in der Bevölkerungszahl nicht mehr gar so weit hinter den andern Hauptstädten zurückgeblieben, man hat die Möglichkeit, „draußen" zu leben und doch ein Wiener zu bleiben, wenn auch etwas minderer Kaste. Wie sich die Sache vom Standpunkt der Eingemeindeten ansieht, ist allerdings eine andere Frage. Gewonnen haben sie natürlich auch. Sie sind in den Großstadtbetrieb einbezogen, sie haben Anteil an der Wiener Wasserleitung mit ihrem vortrefflichen Hochquellwasser, sie haben leibliche Verbindungen mit dem Zentrum der Stadt (noch lange nicht so gut wie nötig, aber doch immerhin moderne Verkehrsmittel), sie haben ganz städtische Geschäfte, in denen man sich wirklich versorgen kann, allerdings auch die städtische Verzehrungssteuer, die das Leben nicht unbeträchtlich verteuert, aber — sie sind auch Großstädter geworden, und das ist eine recht üble Zugabe zu den Vorteilen. Die Großstadt greift mit ihren Fangarmen, die mit Mietkasernen besetzt sind, wie der Arm des Polypen mit Saugnäpfen, tief hinein in den idyllischen Frieden dieser einst so wundervoll grünen Orte. Die tiefen Höfe mit ihren uralten Bäumen verschwinden, die Weingärten und Heurigenschenken machen „Etablissements" Platz, und der „Hauer" selbst, der sein Häuschen und sein Weingärtchen hatte, vielleicht auch ein paar Acker Feld, die sein Eigen waren, wird hinausgedrängt in das weitere Land oder geht unter in dem individualitätslosen großstädtischen Proletariat. Der Prozeß ist zwar noch nicht beendet, und Wien ist immer noch mehr Idyll als welche andere Weltstadt immer, aber er vollzieht sich unaufhaltsam und wird durch eine kurzsichtige Bodenpolitik, die ausschließlich auf Wertsteigerungen ausgeht, noch gefördert statt gehemmt. Es bleibt nur die Hoffnung, daß die Technik uns einmal von dem Irrwahn der Massenanhäufung befreit, indem sie Verkehrsmittel von solcher Billigkeit und Leistungsfähigkeit schafft — das Volksauto —, daß ein paar Kilometer größerer Distanz von den Zentren gar keine Rolle mehr für die tägliche Lebensführung spielen. Dann wird man erst erkennen, was für eine wüste Episode der modernen Entwickelung die Zusammendrängung von Millionen auf wenigen Geviertkilometern Raum gewesen und wieviel wertvolle Lebensgüter dem Dämon Zeitgewinn geopfert wurden.

Wie um uns das Verlorene recht zum Bewußtsein zu bringen, ist jetzt ein Büchlein erschienen, das auch außerhalb Wiens Liebhaber finden mag: „Häuser und Menschen von Wien" von Hermine Cloeter (im Kunstverlag von Anton Schroll u. Cie.). Daraus und aus den vielen Bildlein, die dem Werke beigegeben sind, ersieht man, daß so manches Haus mit schönem großen Garten, das heute nur wie eine Insel im Meere der Straßen und Gassen steht, vor gar nicht zu langer Zeit noch nach allen Seiten frei war mit dem Blick auf die Berge und den Dom; da liest man auch von den Menschen, die noch im gemächlicheren Tempo ihr Leben verbracht und es doch mit reicherem Inhalt ausgefüllt haben als wir gehetzten Sklaven des Fernsprechers und der Zeitung. Die Schatten Mozarts, Schikaneders, des Ritters von Gluck, der Fürsten und Diplomaten des Wiener Kongresses, der Therese Krones, der Grillparzerfreundin Kathi Fröhlich, des Enkels Goethes und selbst des wackeren Wiener Bürgers Kaspar Tauber, der um seines evangelischen Glaubens willen im Jahre 1524 hingerichtet wurde, tauchen auf, wir wandern mit dem Grafen Lodi auf seinen Edelsitz in Neuwaldegg und das Holländerdörfchen Hameau, in dem Kaiser Joseph II., sein militärischer Schüler, so manche zwanglose Stunde verbracht hat, und danken der Erzählerin, daß sie die alten Zeiten und Menschen mit so viel gründlicher Zuverlässigkeit und zugleich warmer Sympathie wieder lebendig gemacht hat. Es ist wie ein Ausruhen vom Tagesrummel, wenn man in ihrem Buche blättert. Man könnte darüber fast zum Lobredner der vergangenen Zeit werden.

Dieser Tage ist der Nachlaß des Malers Amerling, eines einst sehr geschätzten Künstlers, Schülers von Th. Lawrence und Horace Vernet, zu Gunsten der Künstlergenossenschaft, die sein Erbe ist, versteigert worden. Die Auktion ergab das nette Sümmchen von 900 000 Kronen. Die Erben sind entzückt, die Sammler, die auf gute Beute gerechnet hatten, sind entsetzt. Da — und ebenso bei anderen Auktionen, die im Dorotheum regelmäßig abgehalten werden — zeigte sich nämlich ein neues Element von Käufern: der Kriegslieferant. Viele dieser Leute haben nur einen Gedanken, ihr so rasch erworbenes, oft glatt erwuchertes Vermögen so gründlich als möglich zu verstecken, um es der Kriegsgewinnsteuer zu entziehen. Wie könnte man das besser als durch den Ankauf von Kunstgegenständen und Antiquitäten, deren realer Wert sich ja nicht feststellen läßt, in denen man aber doch mit Nutzen weiter spekulieren kann! Früher drängten sich zu den Versteigerungen die Sachverständigen, für die es einen gewissen Reiz hatte, Gegenstände ihres Interesses zu verhältnismäßig billigem Preis zu erstehen. Das hat jetzt aufgehört. Der Spekulant kauft alles, je teurer, desto besser, denn da er gar keine Ahnung von dem wirklichen Wert der Dinge hat, ist ihm der Preis, bis zu dem sie von der Korona der Steigernden hinaufgetrieben werden, doch eine gewisse Garantie für die richtige Anlage seines Geldes.

Frankfurter Zeitung 12. V. 1916

Die Zeit 14.IV.1916

112

Der freigegebene Wienerwald.

Es waren fast zwei Jahre vergangen, daß wir die schöngeschwungene Linie des Bergrückens, der vom Donaustrom in fast gleichmäßiger Höhe nach Westen zieht, nur vom Franz Josefs-Kai aus bewundern durften. Wehe dem, der sich durch die blinkenden Wiesen und grünenden Bäume in den Bereich dieses hochragenden Bergwaldes ziehen ließ! Dem kühnen Wanderer sperrten überall Stacheldrahtverhaue den Weg und drohende Warnungstafeln jagten ihn in die Flucht. Der Wienerwald war für die Wiener ein exklusives Territorium geworden, und die lufthungrigen Ausflügler mußten sich auf den wenigen Wegen drängen, die ihnen frei gelassen worden waren, respektvoll den Stacheldraht meidend und den ernsten Landsturmmann mit dem blinkenden Bajonett. Und nun ist seit kurzem der Wienerwald wieder frei. Mitten im Frühjahr ist uns der verjüngte Buchenwald, sind uns die blumenbeladenen Wiesen wieder geschenkt worden. Dem Wienerwald hat diese militärische Absperung übrigens ganz gut getan. Sonst waren, so oft man herkam, die Blüten der Sträucher und die Blumen der Wiesen schon geplündert, gierige Kinderhände hatten zusammengerafft, was sie erwischen konnten, und die Erwachsenen, die hatten es womöglich noch ärger getrieben. Schutzlos war Wald und Flur dem sinnlosen Vandalismus preisgegeben gewesen, und die Blume war gepflückt worden, noch ehe sie vollends erblühte. Nun hat die gute, liebe Natur Rasttage gehabt, und sie ist so dankbar dafür. Neben dem Wege wuchern die Frühlingswalderbsen, grün, violett und blau, im neckischen Farbenspiel, märchenhaft große Veilchen stehen daneben auf hohen Stengeln, die Waldwiesen sind gelbgesprenkelt von den hochstieligen, prächtigen Primeln, und das Weißdorngebüsch am Waldrand ist blütenweiß, wie wenn es eine frische Schneehaube trüge, und zwischen den Buchenstämmen machen sich die saftig grünen Blätter des Bärenlauchs breit. Ein Stückchen durch den Wald bergwärts und die Goldwiese ist erreicht, auf der einst das traute Silberhuberhaus stand, das zwischen Weihnachten und Neujahr in Flammen aufging. Eine trostlose Trümmerstätte weist die Stelle. Dort an der Ecke der schwarzgebrannten Grundmauern war in der Glasveranda der Platz jenes grünen Tischchens mit dem blendend weißen Tuch, an dem so manche behagliche Frühstücksrast gehalten wurde. Vom Rohrersattel auf dem Dreimarkstein und weiter über das Hameau zum Exelberg führt jetzt eine neue Waldstraße, die nach Kriegsbeginn eilends angelegt wurde. Hinter dem Hameau muß der alte bezeichnete Weg verlassen werden, und die neue Waldstraße läuft nun am Südrande der langen Wiese, auf der die Primeln noch schöner blühen als sonst irgendwo, weiter zum roten Kreuz auf dem Exelberg. Tausende eilen hinaus, um von der wiedergegebenen Freiheit Gebrauch zu machen. Und sie bestaunen respektvoll all das, was man inmitten des friedlichen Wienerwaldes erbaute, um den Ansturm des Feindes aufhalten zu können. Glücklicherweise unnütz erbaute. Es war ein schönes Frühlingsgeschenk, daß uns die Militärbehörde, als sie die Erlaubnis gab, diese Wege wieder zu begehen, gleichzeitig sagte: Jetzt darf jeder wissen, wo die Befestigungen sind, denn wir werden sie ja doch nicht mehr brauchen! Gott sei Dank! Statt des Kriegslärms im Wienerwald Vogelgesang, statt des Stöhnens Verwundeter jubelnde Kinder, die nichts davon wissen, daß es anderswo einen Frühlingswald gibt, in dem es nicht so friedlich schön ist.

Arbeiterzeitung 14. IV. 1916

Urlauber.

Wir fuhren über den Ring. Der Straßenbahnwagen war gepfropft voll. Die Schaffnerin hatte schon bei den letzten Haltestellen immer wieder ein beschwörendes „Komplett!“ gerufen. Aber als der Zug nun wieder einmal hielt, da drängte eine Gruppe von Soldaten an die rückwärtige Plattform des vorderen Wagens heran. Vier Mann. Und schon war einer auf das Trittbrett gehopst.

Aus dem Innern des Wagens kam die ein wenig verzweifelte Stimme der Schaffnerin.

„Komplett, bitt' schön! ... Glei kommt d'r nächste!“

Jedoch die Leute, die die Plattform füllten, lächelten, schoben sich und rückten, rückten und schoben sich, und die Soldaten fanden Platz, so unmöglich das auch geschienen hatte. Als aber dann noch ein Zivilist nachschlüpfen wollte, da schlug ihm ein Schrei der Entrüstung entgegen.

„Aber das is ja mei Bruader, der muaß do aa mit!“ rief einer der Soldaten.

Da erhielt der Zivilist die Erlaubnis, auf dem Trittbrett stehen bleiben zu dürfen.

Die nächste Haltestelle lockerte die dichtgekeilte Menge ein wenig und die Soldaten, von denen zwei einen gewaltigen Rucksack zu tragen hatten, konnten sich's an der Brustwehr bequem machen.

Der Zivilist, ein schwächlicher Mensch, der hinter seinem weiten Hemdkragen einen beträchtlichen Blähhals verbarg, lächelte seinen Bruder an.

„In aner halben Stund' sitz'n m'r in unsern Zug!“

Des Soldaten Augeu in dem tiefbraunen, abgemagerten Gesicht leuchteten. Er öffnete den Mund zu einem breiten Lachen, das seine prächtigen Zähne zeigte. Aber er sagte nichts, nickte nur kräftig und in seinem ganzen Wesen tat sich eine unsägliche Freude kund. Da vergaß der ihm zunächst stehende Fahrgast die Unbill, die einige Minuten vorher die derben Stiefel des Soldaten seinen in Lackstiefeln steckenden Hühneraugen zugefügt hatten, und fragte, wohin die Reise gehe.

„Z' Hauf'!“ war die Antwort. Z' Hauf'! ... Urlaub gibt's! ... Urlaub! ... Vierzehn Tag'!“

Er suchte die Gesichter seiner Kameraden und es war, als strahlte seine Freude von den Zügen der anderen zurück.

Sie erzählten, sie kämen von „oben“ und es ginge nun glücklich heimwärts. Der Nachbar mit den versöhnten Hühneraugen wollte unmäßig viel wissen, überstürzte sich in atemlosen, naiven Fragen, aber die Soldaten blieben in ihren Antworten wortkarg, schienen an ihre Erlebnisse nicht erinnert sein zu wollen. Freilich, wovon sie nicht sprechen wollten, das erzählten ihre abgemagerten Gesichter, ihre müde Haltung, ihre zerschlissenen, runzligen Uniformen, auf denen dort und da dunkle Flecken zu sehen waren ... Blut und Schmutz. Und als der Ausfratschler es schließlich aus dem Manne mit dem Blähhals herausgeholt hatte, daß dessen zweiter Bruder in Rußland gefallen sei, da wollte er mit eiserner Beharrlichkeit bei diesem Gesprächsstoff verbleiben, setzte den Brüdern mit seiner Neugier leidenschaftlich zu, aber die blieben von nun an für ihn stumm.

Die Soldaten kehrten in ihren Aeußerungen immer wieder zu ihrem Urlaub zurück, wollten von nichts anderem reden. Und der eine von ihnen, ein junger Bursch, versenkte seine Augen wiederholt in die eines blonden, zarten Backfischleins mit keck gesetztem Hütchen.

„Grad so a Schwesterl hab' i z' Hauf', wia Sie sa' Fräul'n ... net jünger und net älter ... und gr so sauber!“

Und er erzählte der Kichernden von einem alten Lindenbaum mit einer Bank rundherum, erzählte es mit zitterndem Jubel in der Stimme. Und immer riß es ihm und den Kameraden die Köpfe nach links und rechts zur Straße, auf der in der hellen Sonne die Menge flutete, immer wieder flogen ihre Blicke mit freudigem Staunen zu den blinkenden Auslagen, den vorübersausenden Straßenbahnwagen nach, und sie ließen all die Bilder mit gleicher Freude auf sich wirken, die zwei Soldaten, die zur Westbahn, wollten, um in stille Nester heimzukehren, ebenso wie der dritte, ein Vollbärtiger, der in Ottakring zu Hause war.

„Vierzehn Täg' Urlaub!“ lächelte der Ottakringer. „Zwa Woch'n wieder z' Hauf'! ... Viel z' wenig und do lang! Net zum ausdenk'n! ... Net zum sag'n, wia i mi auf die Freud' von die Kinder g'freu'!“

„Mei Muatta und mei Schwester wer'n, wann i z' Hauf' kumm, glaub'n, der Fried'n is endlich da!“ sagte der zweite.

Und der dritte nickte, ernst geworden.

„Zeit war's!“ Und schmunzelte dann seinem Bruder zu: „Wia guat, daß dei Urlaub' mit 'm meinig'n so schön z'samm'trifft!“

Wieder hielt der Wagen.

„Bitte, Platz!“ sagte ein junges Mädchen im Kleide der Pflegerin. Sie geleitete einen Soldaten über die Stufen des Trittbrettes. Die Urlauber blickten dem mit unsicheren Händen nach der Tür Suchenden entgegen. Ein junger Mann, auf dessen Antlitz kaum ein' Flaumbart sproßte. Er hält das Haupt merkwürdig steif den Kameraden zugewendet, erwidert ihre Blicke nicht. Er war blind.

Die Soldaten sahen ihm in das Innere des Wagens nach, wo er sich niedergelassen hatte, die erloschenen Augen starr vor sich hingerichtet. Die Mienen der Soldaten waren verdüstert und einer murmelte mit bitterem Lächeln:

„Noch a Urlauber!“

Die Soldaten mußten umsteigen, grüßten nach allen Seiten, schulterten die Rucksäcke und verließen mit ihren nägelbeschlagenen Schuhen polternd den Wagen. Ueber die Brüstung hinweg reichte der eine dem blonden Backfischlein die Hand.

„Also, wia g'sagt: Grad so sauber is mei Schwesterl wia Sie, Fräul'n ... Oder daß i net lüag' ... ganz so sauber is s' eigentlich net!“

„An' recht schönen Urlaub!“ rief die Kleine. Da umschloß er ihre Hand mit seiner braunen Faust so herzlich, daß sie quietschen mußte.

Die vier gingen über die Straße, die zwei Brüder Arm in Arm.

Jemand sagte:

„Die arme Mutt'r! ... Der dritte' sollt' halt aa dabei sein! ... der dritte ... der, der aa Urlaub kriagt hat ... Urlaub auf wig ...

—1—

Österr. Volkszeitung 14.10.1916 115

In der Hundekaserne.

Ein Besuch bei der Abrichtung.

Wau-wau! . . . Wau-wau! . . .

Tief und hoch, unwillig und vergnügt, schläfrig und im übersprudelnden Temperament klingt der Willkommensgruß der Bewohner der Hundekaserne. Sie ist weit draußen, am Grenzgebiet der Stadt, in der Herbeckstraße, dort, wo der Wienerwald schon ins Tal hinuntersteigt. Und weitere Baracken für diese treuen vierbeinigen Krieger befinden sich sogar auf der Schafbergalpe, die bekanntlich ganz wunderschön auf einem Hochplateau über Pötzleinsdorf liegt.

Hundestimmen weisen jetzt den Weg dorthin. Denn, wenn diese Rekruten auch in tadelloser Disziplin leben, so gibt es natürlich doch Momente, in denen sie auf ihren persönlichen Daseinsäußerungen beharren. Ein Besucher, der nicht in Uniform kommt, scheint ihnen ein verhältnismäßig seltenes Ereignis und darum wird fest drauf los gebellt. In allen Abteilen oder Boxen — wie der Fachausdruck lautet — herrscht wilde Erregung. Rotbraune und löwengelbe, schwarze und gefleckte, zottig weiße und erdgraue Hundeschädel pressen sich an die Gittertür. Ein besonders unternehmungslustiger und liebenswürdiger Kerl streckt eine Pfote heraus. Nur einer ist überlegen und hält sich im Hintergrunde seines Hundehauses, kaum recht aufschauend. „Das ist ein Schäferhund," sagt der Kommandant der Hundekaserne, Hauptmann Köstler. „Die sind nämlich nicht so draufgängerisch und nervös wie die Dobermanns. Sie arbeiten langsamer, bedächtiger, aber immer verläßlich."

Es macht im ersten Augenblick einen sonderbaren Eindruck, wenn man einen ernsthaften jungen Offizier von der „Arbeit" der Hunde reden hört. Von allen Seiten hat man es zwar vernommen, daß sie auch im Kriege die treuen, nicht genug zu schätzenden Gefährten der Menschen sind, allein von dieser systematischen Tätigkeit, die sich aus einer sehr eingehenden Tierpsychologie entwickelt hat, und von der Mühe des täglichen Abrichtens, hat der Laie wohl noch immer nicht die richtige Vorstellung. Genau wie die Menschen, so rücken ja auch die Hunde ohne die geringste „militärische Vorkenntnis" ein. Und genau wie die Menschen, so können auch sie zumeist weder richtig gehen noch stehen. Sie haben ja doch im Hause ihrer Herren ein mehr oder minder persönliches Dasein geführt, fernab von dem Gemeinsamkeitsgedanken, der unsere Zeit beherrscht. Ein Mann, der ihnen als Führer zugeteilt wird, hat sie allmählich in diesen Geist der Gegenwart einzuweihen, immer unter der tadellosen, strengliebevollen Zucht des kommandierenden Hauptmanns und des Oberleutnants Biro, der ebenfalls ein gewiegter Fachmann ist.

Da kommt so ein Rekrut, der erst gestern eingerückt ist, mit seinem Führer daher. „Ein Hund ist doch kein Schweindl!" ruft der Hauptmann. „Das zuerst der Hund kommt, dann der Strick und dann der Mann! Linkseitig muß er gehen lernen. So, Gretl, so ist 's recht! So gehört sich 's! Und der Offizier tätschelt dem hübschen, reinrassigen Rottweiler den klugen Kopf. Schäferhunde, Dobermanns, Rottweiler, Airedaleterriers, hin und wieder ein Colli, das sind die Rassen, die für den Sanitätshund zu brauchen sind. In der Kaserne der Herbeckstraße und auf der Schafbergalpe gibt es nämlich nur Sanitätshunde. Die Zughunde sind in Breitensee untergebracht. Zwei- oder dreihundert Kriegshunde sind immer da, lauter Freiwillige, die von ihren Herren selbst zur Dienstleistung angemeldet worden sind. Der Abschied ist auch hier oft nicht leicht gewesen, allein, wenn man bedenkt, daß ein einziger dieser Braven oft vielen, vielen Menschen das Leben rettet, so stellt man ihn gern zur Verfügung, um so mehr, da die Hunde glänzend erzogen und gut verköstigt werden, was für den Privatmann jetzt sicherlich keine leichte Sache ist. In der Küche, wo Pferdefleisch und der Kuttelfleck für die „Hundesoldaten" gekocht wird, sieht es sehr sauber aus. Und weder Bad, noch das tierärztliche Ambulatorium fehlen. Die kranken sind von den gesunden Hunden streng getrennt.

Abermals kommt Bewegung in die Boxen. Denn es geht hinaus auf den „Exerzierplatz", und das spüren die Hunde. Namentlich die Dobermanns scheinen auf Betätigung zu brennen, sie wedeln vor Vergnügen und springen freudig ihrem Führer entgegen. Eine Waldwiese des Schafberggebietes ist Uebungsterrain. „Attila", ein prächtiger Airedale, hat einen entsprungenen Russen einzufangen. Hui, wie das hingeht über die Wiese. Im Nu hat er den Durchgänger am Mantel gefaßt und ruht nicht, bis der Russe sich niedergeworfen hat. Dann sitzt er da, ihn mit regungsloser Achtsamkeit bewachend. Jede Geste, die der Mann macht, vibriert gleichsam in dem Hunde nach und, wagt er es aufzustehen, flugs hat „Attila" ihn abermals beim Kragen. Fortlaufen, das gibt's bei einem Hundewächter nicht! Einen verläßlicheren Posten kann man sich nicht denken. Ebenso hingebungsvoll verteidigt der Hund einen Gegenstand, den man ihm zum Bewachen gibt. Man haut auf ihn ein, man schießt, man lockt ihn mit Leckerbissen — er weicht nicht. Und käme es zum Zweikampf, so würde der Mensch dem Hunde erliegen.

Nun kommt „Bob" an die Reihe, ein wunderschöner, schwarzer Schäferhund. Sein Führer gibt ihm eine Meldung, die er irgendwo, weit weg im Walde zu überbringen hat. „Bob" saust davon und während man bei anderen Tieren gleichsam einer Parade des Gehorsams zuschaut, ist „Bob" schon wieder da, und hat die Antwort der Meldung gebracht.

An „Squambo" und „Herta" ist die Reihe. Im Revier verstreut liegen ein paar Verwundete. Die Hunde werden ausgeschickt, und bald darauf kommen sie, der eine mit einer Kappe, der andere mit einem Taschentuch des Versuchsverwundeten. Sie bringen es ihrem Führer und zerren so lange an ihm, bis er mit ihnen zu dem Verletzten zurückkehrt und Hilfe bringt.

Von so viel rührend lieben Taten der eingerückten Hunde könnte man erzählen, denn über ihre Leistungen werden genaue militärische Tagebücher geführt. Fast alle Regimenter melden, daß sie Erstaunliches leisten. Sie suchen bekanntlich jene Verwundeten auf, die Menschen nur schwer, wenn überhaupt finden könnten. Sie bringen ihnen die erste Labung und veranlassen, daß die Sanitätsmannschaft mit der Bahre kommt. Sie sind Patrouillengänger und Melder von mustergültiger Verläßlichkeit, sie wachen bei Gefangenenlagern und bei ihren schlafenden Führern und sie geben mit ihrer feinen Witterung „Laut", wenn Gefahr droht. Aus dem Schnee haben sie manch einen Verschütteten herausgescharrt und kürzlich wurde in Tirol ein Hund gefunden, der acht Tage in einer verschütteten Hütte nahrungslos aushielt, bis Rettung kam. Der Kriegshund folgt jeder Regung seines Herrn. Er springt mit ihm auf, er wirft sich mit ihm nieder, er holt Hilfe, wenn ihm etwas zustößt. Fällt der Führer, so stirbt oft auch der Hund. Hundetreue bis in den Tod — das ist kein Märchen.

Demnächst, wenn man im Prater den Schützengraben wieder eröffnet, wird man den Produktionen der Kriegshunde beiwohnen können. Man soll sie ansehen. Es ist ein wirklich herzerfreuendes, fesselndes Schauspiel. Mag man es Fähigkeiten und Instinkt und Drama oder Verstand, Gefühl oder Gewohnheit nennen — man wird von den lieben, tapferen Helfern unter denen es manch einen „schlichten Helden" gibt, ehrlich entzückt sein.

H. T.

Im Stammbeisl.

„Regnan tuat's, meine Herren!“ rief Spannagl und schüttelte sich wie einer, der während eines Gewitters von draußen hereinkommt und in eine trockene Stube tritt.

„Bist D' narrisch word'n?“ fragte Schwasser, „wie soll 's denn auf amol regnen, wo no grad der schönste Tag g'wesen is?“

„Aber na, so man i 's ja net,“ erklärte Spannagl und bog sich vor Lachen, weil ihm sein Aufsitzer so gut geglückt; „für'n Regen, den i man, kann der heilige Petrus nix, sondern nur die hohe Behörde, die eahm abaschickt. Verurtnungen regn't's, meine Herren, und gegen so a Pritschlerei hilft ka Paraplü und kane Galoschen. Heutzutag muaß ans scho verfluacht Obacht geb'n, daß ma nur ja kan's von die vielen Sacherln vergißt, die ang'ordent werd'n und ma kummt si wia a klaner Bua vor, dem sei Vatta sagt: „Dös derfst net tuan und dös net und dös net.“

Oberberger zuckte die Achseln.

„Was willst da machen?“ sagte er, „Krieg is Krieg und z'weg'n 'm Urtnung machen is die Behörde da. Denn a Urtnung muaß sein auf d'r Welt und ohne Verurtnungen ka Urtnung, dös is a alte Haub'n.“

„Und daß der Herr Oberberger mit all'm einverstanden is,“ fuhr Stichler auf, „dös is a a alte Hauben. I für mei Person geb 'n Spannagl recht und sog': Was z'viel is, is z'viel. A wengerl a Reg'n is guat, aber jetzt'n regn't 's scho bald zwa Jahr' und vor lauter Verurtnungen waß an's nimmer, ob 's a Mandl oder a Weibl is. Kaum hast das ane verkiesselt, bumsti, is scho wieder was anders draußt und die G'schicht geht von vorn' an. 's Neuch'ste is: Nimmermehr spazier'n fahr'n derfst, net in 'n Prater abi und nirgendhin. Die hoche Behörde erlaubt 's net. Punktum. Streusand drauf!“

Oberberger lächelte mit gemütlichem Spott.

„Dös muaß D'r freili hart ankomma, Stichler,“ sagte er, „wann ans so wie Du dran g'wöhnt is, jeden Nachmtttag mit 'n unnümerierten Gummiradler in der Hauptallee umanandz'fahr'n.„

„I bitt' Di, sei still,“ ärgerte sich Stichler; „daß i net von mir selber red', waßt ganz guat, aber . . .“

„Was denn aber?“ unterbrach ihn Oberberger, „wem manst' denn nachher? Die Gigerln vielleicht, die in der Kriegszeit nix anders z'tuan hab'n, als n' liab'n Herrgott n' Tag abz'stehl'n und die 's Geld, was den Armen außazjag'n, beim Fenster naus schmeiß'n? Soll'n z'Fuaß geh'n, die fein' Herrschaften, wird eahna gar nix schad'n“.

„Bravo!“ lobte Schwasser, „dös is a mei Meinung. Freili', für die Fiaker is 's a harter Schlag, wann 's kane Praterfahrten und kane Praterwurzeln mehr gibt und wann sie si mit die paar notigen Fahrgäst abplag'n müassen, die von an Bezirk in 'n andern fahr'n. Na, mir kann 's recht sein, i bin seit mein' Hochzeitstag sölig'n Andenkens in kan Fiaker mehr g'sessen, mi geht die ganze G'schicht nix an. Wann d' Eierprei' wieder abakrall'n möchten von ihnera stolzen Höh', war 's ma liaber, aber i glaub', den Henderln is der Kriag a scho z' dumm und sie woll'n nix mehr leg'n, wo 's sonst im Frühjahr grad' so fleißi g'west san.“

„Was willst denn von die armen Pieverln?“ erwiderte Oberberger, „die san genau so brav wia sunst und leg'n mehr als gnua; aber kaum san die Eier do, verschwinden s' a schon wieder — wohin? Ka Mensch waß 's! Da les' i immer von dera „Müles“, dös is ans von die neumodischen Wurt', von denen ma net weiß, was 's haßen. Die „Müles“ — wer is dos, frag' i? Was macht s'? Wo wohnt s'? Ma siacht s' net und kann s' net packen, nur so viel siacht ma, daß vor a paar Tag' no gnua Eier da war'n und zu an anständig'n Preis, währenddem heut' unter zehn Kreuzer kan's mehr z' hab'n is — wannst überhaupt ans kriagst, haßt dös. Dös soll a anderer kapier'n, i versteh' 's net.“

„Um dös z' versteh'n, muaß ans g'scheiter san als mir alle mitanander,“ sagte Spannagl, „auf der an Seiten haßt 's: Es san mehr Eier da als im vorig'n Jahr und auf der ander'n Seit'n steig'n d' Preis' in d' Höh' wia a Luftballon an an windigen Tag und mir san die „Mil-Eseln“, steh'n blöd daneb'n und schau'n zua. Dabei muaßt no freundli' bitten, wannst überhaupt was hab'n willst, muaßt der Greißlerin schön tuan und der Grünzeugfrau Kompliment' machen und Di' mit der Trafikantin und 'n Milchmann verhalt'n, sunst is 's g'fehlt. Früher, waast in a' G'schäft einikumma bist, warst der große Herr und hast anschaff'n könna und wann d'r wos net recht wor, bist eana mit d'r Kundschaft weiterg'angen und host g'sogt: „Guat, i geh' zur Konkurrenz!“ Heut' muaßt schön stad sein und nehma, was kriagst und „Vergelts Gott sog'n und „I dank' für d' Ehr!“, wann der guädige Herr von Selcher so guat war und d'r a Viertelkilo Schmalz geb'n hat, aus Gnad' und Barmherzigkeit. A narrische Zeit is dös!“

„Net amol mit an Geld kann ma 's heutzutag richten,“ meinte Oberberger, „dös hat der Generäul — wie haßt er g'schwind?“ „Da schaust her“ oder so ähnli, den Engländer man i, der was Kut-el-Amara verteidigt hat . . .?“

„Townshend,“ rief Spannagel, „mir scheint, Oberberger, Dei Englisch, dös hast scho gründli verschwitzt . . .“

„I hab' mi auf die „Englisch — Spuckerei“ nie verstanden,“ erwiderte Oberberger, „und will a nix wissen von dera Gaunersprach'. Was hab' i sag'n woll'n? Nichts, der Generäul — der hat 's a derfahren müassen, daß ma 's mit 'm Geld allan net richten kann und daß zum Kriegführ'n do no a bisserl mehr g'hört als Geld, Geld und no amol Geld. Wie eahm in Kut-el-Amara drinn 's Wasser scho bis zum G'nack gangen is, hat er si denkt: „So a Türk', dös is a arm's Hascherl, den fangst Dir!“ und hat eahm an Brief g'schrieb'n: „Geehrter Herr! I zahl' Eahna a Müllion — lassen S' mi laufen.“ Aber der türkische Kommandant hat dös G'schäft net g'macht und hat g'sagt: „B'halt D'r Du nur Dei Müllion, aber aufst derfst m'r net.“ Und jetzt hat si 's zeigt, daß er net nur der Anständigere, sondern a der G'scheitere von die zwa g'wesen is, denn wia Kut-el-Amara g'fall'n war und die Türk'n nachg'schaut hab'n ins Geldladl vom englischen Herrn Generäul — war nix drinn, ka lucketer Knopf. A so a Hallodri dös! So san 's, die Herr'n Engländer, „bleffen“ nennt ma dös in ihnera Sprach'. Aber jetzt'n hab'n s' abg'wirtschaft't, es fallt ihnen kana mehr eine auf ihnere Pflanz!“

Oberberger sah nach der Uhr und stellte fest, daß die Stunde des Aufbruchs gekommen sei. „Weil ma grad vom Zahl'n reden — i wär a dafür,“ sagte er; „mei' Alte is so wia die Selcher und Millihandler von heut', der muaß ma a 's Goderl kratzen und ihr schön tuan, sonst is 's g'fehlt. Alsdann, Leopold, i zahl', aber net so, wia der Generäul mit'n unaussprechlichen Nam', sondern wia a ehrlicher Christenmensch. Schamster Diener, meine Herren!“

Thomas Berger.

Österr. Volkszeitung 14. Apr. 1916

Die Zeit 16.IV.1916

Die neuen Millionäre.

Sie richten ihre Geschäfte neu ein.

Die Möbelhändler und Dekorateure Wiens wissen von den neuen Millionären vielleicht am meisten zu erzählen. Neuer, leicht erworbener Reichtum macht seine Besitzer meist genußfroh, und es ist ein Zeichen der Zeit, daß die neuen Millionäre fast ausnahmslos sehr viel Wert darauf legen, sich den neuen Umständen angemessen „einzurichten". Auf dem Möbelmarkt haben sie in der letzten Zeit eine wahre Hausse hervorgerufen. Vornehme Möbel stellt man gern aus ausländischem Holz her. Industrien und Händler hatten nun von diesem Material bei Kriegsausbruch hübsch viel eingelagert und wußten auch viele Monate lang nicht, was sie mit diesem toten Vorrat anfangen sollten. Erst im verflossenen Winter begannen sie zu merken, daß sich wohl gute Verwendung werde finden lassen. Man suchte gutes Möbelholz, vornehmlich ausländisches, denn die Kriegsmillionäre begannen zu kaufen. Zehn Arme brauchen bekanntlich noch lange nicht so viel Möbel wie ein Reicher. Deshalb gingen die Anschaffungen diesmal in die Masse. Vielleicht war es damit auch gar nicht so weit her, Tatsache ist, daß die Möbelhändler jetzt plötzlich von einer glänzenden Konjunktur zu sprechen beginnen und am liebsten nur Lager halten und nicht verkaufen wollen.

Ein Sondergeschäft auf diesem Gebiet bilden die Bureaumöbel. Man fühlt es dem Kriegsmillionär nach, wenn er das geschäftliche Ansehen, das ihm das frisch erworbene Geld verleiht, auch äußerlich zur Geltung bringen will. Ist er früher vielleicht ein kleiner Agent gewesen, der seine Geschäftskorrespondenz im Kaffeehaus zu erledigen pflegte und zum Aerger aller seine geschäftlichen Gespräche beim Telephon seines Cafetiers führte, so richtet er sich jetzt gewiß ein üppiges Bureau ein. War er ein kleiner Händler, so fühlt er plötzlich das Bedürfnis, in einem vornehmen Privatcomptoir zu sitzen. So wird denn gekauft und bestellt und in den Markt Bewegung gebracht, bis die sonderbarsten Blüten sichtbar werden. Es tauchen jetzt sogenannte amerikanische Schreibtische auf — das Stück zu 1400 Kronen. Vor einigen Jahren hätte jeder sich fast bekreuzigt, wenn man ihm zugemutet hätte, eine solche Summe für einen Schreibtisch auszugeben. Dafür konnte man im Frieden eine kleine solide Werkstätte einrichten. Mahagoni ist eben recht teuer geworden. Das ist recht wohl einzusehen. Schwerer einzusehen ist, ob auch in Zukunft die Geschäfte gar so einträglich sein werden, die an solchen Schreibtischen erledigt werden. Und noch schwerer, ob die Bureaueinrichtungen sich rentieren werden und können, die zu solchen Schreibtischen passen. Denn es läßt sich denken, daß sie schwer ins Geld gehen. Ein ganz bescheidener Kriegsmillionär bestellt jetzt eine ganz bescheidene, aus wenigen Stücken bestehende Bureaueinrichtung für ein einziges Zimmer und zahlt dafür 5000 Kronen. Ein Schreibtisch 1400 Kronen, ein Drehsessel (feinstes Holz und feinste Konstruktion) 200 Kronen, ein Herrenzimmertisch 400 Kronen, drei bescheidene Stühle 180 Kronen, ein entsprechender Schrank 800 Kronen, ein Teppich, passende Tapeten und Vorhänge machen zusammen 5000 Kronen. Die Vorzimmereinrichtung und das Schreibzimmer der Comptoiristin (mehr Schreibkräfte braucht ein rechter rasch verdienender Kriegsmillionär nicht) sind damit noch lange nicht bezahlt.

Wer die eben beschriebene Ausstattung kritisch mustert, wird merken, daß ihr Besitzer wirklich zu den bescheidenen Naturen gehört. Denn wie teuer wäre die Einrichtung erst gewesen, wenn er es sich hätte einfallen lassen, statt der drei Sessel zu seinem Herrenzimmertisch drei gediegene Klubfauteuils aus echtem Leder zu bestellen! Sie wären im Frieden nicht unter 800 Kronen zu haben gewesen. Sie kosten jetzt wohlgezählte zweitausend. Und auch diese zweitausend können gerade einen nicht sehr anspruchsvollen Mann begnügen, denn aus ihnen werden sicherlich dreitausend, wenn es sich darum handelt, eine „Klubgarnitur" (zwei Einzel- und ein Längenfauteuil) zu bezahlen. Man gibt also heute rund achttausend Kronen für die Einrichtung eines Bureauzimmers aus, hat dafür nichts anderes als fabriksmäßig nach einer Schablone hergestellte Ware erhalten und dem Bureau fehlen dabei noch die Bilder. Und ohne Bilder kann man sich ein solches Zimmer doch kaum denken. Tatsächlich stammt ein Teil der jetzt merkbaren Bildernachfrage aus Käufen für Bureau-Ausschmückungen.

Fälle, wie der geschilderte, gehören durchaus nicht zu den Seltenheiten. Nicht bloß um Adaptierungen bestehender Bureaus, sondern um Neueinrichtungen handelt es sich da meistens. Das geht auch daraus hervor, daß in den guten Vierteln in möglichster Nähe des Stephansturms immer wieder Räume für Bureauzwecke zu mieten gesucht werden. Es sind sogar schon Ausmietungen von Privatparteien vorgekommen, und Leerstehungen, die infolge der Wirtschaftskrise vor Kriegsausbruch nicht selten waren, scheint es infolge dieser Nachfrage überhaupt nicht mehr zu geben. Man darf sogar sagen, daß das Bureau- und Geschäftsviertel in der Innern Stadt und um diese herum in der letzten Zeit an Dichte und auch an Umfang zugenommen hat. Die Zukunft wird lehren, ob dieses Wachstum gesund war.

Fremdenblatt
16. IV. 1916

* (**Der Unelegante im Weltkrieg.**) Der Unelegante hat jetzt gute Zeiten. Er braucht sich nicht mehr zu schämen oder deklassiert zu fühlen. Man hat dem Luxus den Krieg erklärt und es ist beinahe eine Anpassung an die Zeit, in etwas reduzierter Kleidung herumzugehen. Wenn man nicht beim Militär ist, also zur Uniform verpflichtet wurde, erscheint man im zivilistischen Feldgrau: In der nüchternen Salonfremdheit wie in einem Mimikry-Gewand der gegenwärtigen Einfachheitstendenz. Wir leben jetzt in allgemeiner Sparsamkeit, wirtschaften vielfach mit Surrogaten. Anzüge Wäsche, Kragen sind horrend im Preise gestiegen. Und so kann sich der Unelegante, der früher als ärmlich oder schlampig aufgefaßt wurde, mit Erfolg als praktisch und philosophisch ausgeben. Ein Schuhdefekt war früher eine deklassierende Angelegenheit, ein Affront, eine Beleidigung. Heute, wo eine Schusohle zehn Kronen kostet, ist man nachsichtiger. Mehr als das: Der Unelegante kann sich darauf berufen, daß Schuhreparaturen jetzt überhaupt nur mit den größten Schwierigkeiten zu erreichen sind. Man muß schon sehr glücklich in der Wahl seines Schusters sein. Ein ausgefranster Kragen, eine scheckige Krawatte, ungebügelte Hose — keine Defekte, sondern Surrogate, Hilfsmittel in schweren Zeiten, ein Maisbrot der Aeußerlichkeit. Soll man von Anzügen aus Brennesseln auch noch verlangen, daß sie ganz besonders schick sind, allen erhöhten gesellschaftlichen Anforderungen entsprechen? Das wäre zu anspruchsvoll ... Die „Bohême fühlt sich wohl. In i hren ramponierten Kleidern kann sie sich mit nationalökonomischen Begründungen draperieren. Weniger als je ist ihre Verdienstlosigkeit eine Schande. Der Unelegante ist zum Verständnisvollen, zum Sparsamen avanciert. Er kann etwas verfärbte Manschetten mit dem proklamierten Spartanertum in Einklang bringen. Die Zeit verbietet den Leichtsinn. Es kann heute beinahe leichtsinnig sein, Kragen allzuhäufig, nach verschwenderischen Friedensprinzipien, zu wechseln. Kleidervorräte werden aufgebraucht, Anzüge, die man früher längst dem Trödler verkauft hätte, weiter getragen, Hosenstoffe gewendet. Der Dandy ist nicht mehr die durchaus hochgeachtete Figur, der raffiniert elegant Gekleidete, hat nicht mehr wie früher die Anerkennung des Salons. Die Grenze zwischen Nachlässigkeit und kluger Berechnung ist nicht mehr klar zu erkennen. Und wer zwischen Frieden und Krieg sein Kleiderbudget „gestreckt", wer seinen Anzug nicht zum regulären Termin in die chemische Putzerei geschickt hat, trägt vielleicht schon seine Legitimation: „geeignet" in der Tasche des alten Anzuges, der ohne Rücksicht auf seine Qualität von der Uniform in Pension geschickt wird ...

Österr. Volkszeitung

17. IV. 1916

119

10. VII. 16.

Das Friedensdatum des Rechnungsorakels.

Im Laufe des Krieges haben schon viele Ziffernspielereien die Runde gemacht und auch jetzt ist wieder ein Ziffernspiel verbreitet, das mehr als nach einer Richtung interessant ist. Daß das Endergebnis auf eine Voraussage des Kriegsendes hinausläuft, ist nicht zu verwundern, da ja gerade in Kriegszeiten der Aberglaube alle nur halbwegs tauglichen Stützpunkte sucht, um seiner Mystik den Schein prophetischer Weisheit zu verleihen. Die Ziffernspielerei ist folgende:

	Kaiser Franz Josef	Kaiser Wilhelm
Geburtsjahr	1830	1859
Regierungsantritt . .	1848	1888
Alter	86	57
Regierungszeit	68	28
Zusammen . .	3832	3832
Die Hälfte hievon . .	1916	1916

Es ist gewiß eine eigentümliche Zufälligkeit, die in diesen Rechnungsergebnissen zum Ausdruck kommt. Nun wird aber aus diesen Zahlen noch ein Zusammenhang auf das Friedensdatum konstruiert und die Jahreszahl 1916 in zwei Teile, 19 und 16 zerlegt. Nun werden die Ziffern von 19, 16 und 3832 zusammengezählt. Es ergeben sich:

$$1 + 9 = 10,\quad 1 + 6 = 7,$$
$$3 + 8 + 3 + 2 = 16.$$

Demnach ist der 10. VII. 16 das neueste Friedensdatum dieses Rechnungsorakels . . .

Fremdenblatt
18/V 1916

120

* (**Die Speisekarte.**) Die Speisekarte gleicht jetzt einem Spekulationspapier, das fortwährend haussiert. Sie ist nicht mehr appetitanregend, sondern im Gegenteil: Sie kann einem die Lust, zu essen, nehmen, bevor man noch mit der Mahlzeit begonnen hat. Das Inhaltsverzeichnis serviert noch immer die gustiosen Speisen, aber die rechte Seite, die Kronen- und Hellertabelle, enthält lauter Warnungssignale. Besonders die Kronenrubrik ist dicht besetzt. Es gab einmal eine Zeit, wo hier noch wagrechte Striche standen, wo der Ziffernwert „kleiner Speisen" auf die Beteiligung der Kronenrechnung verzichten konnte. Jetzt gibt es keine kleinen Speisen mehr. Oder: Nichts anderes als kleine Speisen. Wie man will. Zu großen Preisen nämlich. Die Zahlenabteilung ist sehr einfach geworden, sie kennt nur noch runde Ziffern: 2, 3, 4 . . . 6 Kronen. Mit Hellern wird nicht mehr gerechnet. Der hoffnungsvollste Teil der Speisekarte war früher das Rindfleisch. Es war eine nahrhafte, billige Rubrik, auf die man sich stets verlassen konnte. Es ist nun das Luxusgericht geworden, rangiert in die finanzielle Rangklasse des Geflügels . . . Die Speisekarte ist nun reich an unangenehmen Ueberraschungen, sie bringt täglich neue Sensationen, sie hat keine stabilen Preise mehr, die Ziffern sind nicht solide, sondern in Bewegung, in fortwährender Veränderung, in einer steigenden Tendenz, wie man sagt. Es gibt Gastwirte, die gar nicht mehr mit Neuauflagen der Karte nachkommen können. Die Kopiermaschine arbeitet nicht so rasch wie die Teuerung. Und so werden die Preise korrigiert, mit Bleistift gestrichen, und man liest noch immer die außer Kurs gesetzten, reduzierten Ziffern von gestern. Zwischen heute und morgen wird ein „Einser" in Kronenwährung in einen „Zweier" umgeändert. Es ist nur ein Bleistiftstrich. Außer diesen Rechentabellen hat die Speisekarte noch einen referierenden, belletristischen Teil: die Gerichte werden aufgezählt. Diese Rubrik ist noch immer üppig. Sie zeigt vor allem eine Verdeutschungstendenz, welche die alten Speisen problematisch ausdrückt. Man muß schon ein erfahrener Restaurantgast sein, um zu wissen, daß das „Beiried" nichts anderes als die Kriegsbezeichnung für Roastbeef ist. Der Kellner muß als Dolmetsch fungieren, aber nicht selten ist auch er nicht in die Uebersetzungstechnik eingeweiht. Außer diesen Namensdifferenzen zeigt die Speisekarte in ihren kulinarischen Ankündigungen keine erheblichen Unterschiede gegen den Frieden. Sie serviert noch ziemlich vollzählig die Gerichte der guten alten Zeit. Nur die Abteilung „Käse", die sich international zusammensetzte und besonders französische Bezeichnungen bevorzugte, ist stark reduziert. Von drei Sorten sind zwei gestrichen und eine nicht erhältlich. An fleischlosen Tagen bietet die Menükarte eine Fülle unwienerischer Novitäten und Einschaltungen. Der Mangel hat hier pädagogisch und erfindungsanregend gewirkt. Das Speiseprogramm ist reformiert worden und über die früher so engen Grenzen des „Nierenbratens" und „Schweinskarrees" zu allerlei neuen Delikatessen gediehen. Die Zwischenspeisen, die Gemüse, die kombinierten Gerichte sind vermehrt worden . . . Die Karte hat nun freilich eine etwas peinliche Eigenschaft: Sie ist das Gegenteil von nahrhaft . . . Kürzlich kam ein kapitalskräftigerer Gast in ein vornehmes Gasthaus und sagte dem Kellner sein Menü an: Nudelsuppe, Fisch mit Majonaise, Spargel, Geflügel mit Kompott, Roastbeef, Torte und schwarzen Kaffee . . . „Bitte, was haben Sie noch?" fragte der Kellner. Der Gast erwiderte melancholisch: „Hunger!" . . .

Die Zeit
21. IV. 1916

121

Der reduzierte Stellwagen.

Die spärlich gewordene Zahl der Stellwagen ist den Kriegsverhältnissen zuzuschreiben. Im Felde hat die Kriegsfurie unter ihren Rössern gewütet und im Hinterlande hält sie diese unausgesetzt ebenfalls zu Kriegsleistungen an. Von dem Friedensstand der Wiener Stellwagenpferde sind nicht weniger als 179 fürs Feld assentiert worden. Und in Wien selbst werden die zurückgebliebenen Tiere für alle möglichen Zwecke herangezogen. Die Feuerwehr bedarf ihrer Hilfe ebenso wie die Polizei zum Gefangenentransport. Die Kommune Wien hat zum Verführen ihrer Kartoffelvorräte bisher vier Pferde und zwei Kutscher benützt, und wird diese von nun ab, laut einer Mitteilung der städtischen Stellwagendirektion, auf zehn Pferde mit fünf Kutschern erhöhen. Zum Transport der Lehrmittel und Apparate zwischen den Wiener Volksschulen, von den städtischen Elektrizitätswerken und zu den Fuhren des von der Wiener Straßenbahn benötigten Donauriesels werden ebenfalls die Betriebsmittel der Stellwagen gebraucht. Vor allem aber ist die Verwendung dieser Fahrzeuge im Sanitätsdienst bemerkenswert. Es wurden bisher in 10.165 Fahrten im Dienste der Wiener Verwundetenpflege rund 92.000 Mann befördert, und es ist eigentlich schon daraus die unverhältnismäßig starke Verminderung des Stellwagenverkehrs zu begreifen. Nun kommen die erhöhten Fahrpreise, und das Publikum, das zahlt, möchte denn doch aus den erhöhten Einnahmen des Unternehmens auch einen kleinen Nutzen ziehen. Keinen solchen zwar, der trotz des erzielten Mehrbetrages eine neuerliche Preiserhöhung bei den Stellwagen verursachen müßte, aber doch einen solchen hinsichtlich eines vermehrten Tag- und Nachtverkehrs. Zu erreichen wäre dieses Ziel ganz einfach durch den Ankauf einer Anzahl neuer Pferde. Gewiß kosten diese heute ein „Vermögen". Doch würden die Anschaffungskosten ja durch die Preiserhöhung der Fahrten bald hereingebracht sein, so daß in nicht gar langer Zeit einer unverhältnismäßigen Vermehrung der Betriebsmittel eine verhältnismäßig beträchtliche Mehreinnahme gegenüberstehen müßte. Vor allem ein der Zeit und Fahrstrecke noch ausgedehnterer Nachtverkehr wäre dringend zu wünschen. Bei den Stellwagen gibt es bis jetzt erst zwölf Schaffnerinnen, und zwar ausschließlich Angehörige eingerückter Bediensteter dieses Unternehmens. Erst dann will man hier an eine weitere Heranziehung des weiblichen Personals schreiten, wenn sich diese Maßnahme als unumgänglich notwendig erweisen sollte. Warum nicht gleich? Der von der Stellwagendirektion bereitgehaltene Plan ist ja sehr einfach: Heranbildung der bisherigen Schaffner zu Kutschern und Ersatz derselben durch Frauen. Daß weibliche Personen als Kutscher herangezogen werden, kann freilich nicht verlangt werden; dazu sind die Terrainverhältnisse zu schwierig; das Bremsen erfordert zu viel Kraft.

Die Zeit 21.IV.1916

122

Der neue Naschmarkt.

In den letzten Wochen haben die Bauten an der Wienzeile bemerkenswerte Fortschritte gemacht. Schon sieht man die hohen, langen Hallen mit dem schmucken Laternenaufsatz, die den Mittelpunkt des neuen Naschmarktes auf der Wienflußeinwölbung bilden werden. Sämtliche Baulichkeiten dieses Marktes, der eine Zierde Wiens bilden wird, wurden vom Stadtbauamt auf einer Unzahl von Plänen bis in die kleinsten Details ausgearbeitet. Im ganzen werden etwa achtzig Objekte errichtet, die bis zum Spätherbst fertig sein sollen, da mit 1. Dezember der Umzug des alten Naschmarktes in die neuen Räume beginnt und am 31. Dezember die Naschmarktgründe der Union-Baugesellschaft zur Verbauung übergeben werden müssen. Das Bild, das der neue Naschmarkt bieten wird, ist nach dem vorliegenden Projekt anmutig und nach jeder Richtung befriedigend. Den Mittelpunkt des Marktes nehmen zwei hohe Hallen ein, die durch Anbringung von Jalousien an der Mitteldachrippe eine gute Durchlüftung gestatten. In diesen asphaltierten Räumen werden die Fleisch-, Fisch- und Wildbretstände in Läden untergebracht sein, die die Aufstellung von hohen Eiskästen zur Konservierung der Vorräte ermöglichen. Die Gruppierung der Stände erfolgt in der Weise, daß die Fleischhauer, Fischhändler und Wildbrethändler je eine Gruppe für sich haben; gegenüber den Fleischständen werden alle Grünzeugstände des Marktes eine Gruppe bilden; ebenso sind die Viktualienstände, die Obststände usw. je in einer Gruppe vereinigt. Die Hausfrauen werden daher in jeder Gruppe die Beschickung des Marktes überblicken können, ihre Wahl leicht treffen und nicht erst mit dem Herumgehen viel Zeit verlieren. Rechts und links von den großen Hallen werden niedrigere Räume erbaut, die ganz offen sind und deren flache oder runde Dächer auf Säulen ruhen. Hier werden die Oebstlerinnen und Blumenstände zu finden sein. Von den Dächern dieser langgestreckten Räume werden rechts und links Sonnenplachen ausgespannt, so daß die bisher üblichen großen Naschmarktschirme verschwinden werden. In den Querdurchgängen der Hallen, zwischen denen auch Wagen einfahren können, werden die Würstelstände in eigenen kleinen, mit Rollbalken versehenen Läden eingebaut. Zwei große runde Wasserbecken, aus denen ein Ausbau mit mehreren Brunnenrohren aufragen wird, werden den Naschmarktleuten Gelegenheit geben, ihre Waren zu waschen und einzufrischen. Auch sonst werden an verschiedenen Stellen kleinere Wasserbecken mit Brunnen errichtet. Gegenüber der Kettenbrückengasse wird sich das Marktamtsgebäude mit hohem geschweiften Dach und einer Laterne erheben, die mit einer weithin sichtbaren Uhr ausgestattet wird. Auch auf der hohen Laterne der ersten Haupthalle wird eine elektrische Uhr mit einem über einen Meter hohen Zifferblatt, das nachts beleuchtet ist, den Marktbesuchern die Zeit angeben. Obwohl der betonierte und mit Asphalt gedeckte Boden des Marktes, der sehr sauber gehalten werden kann, für Anpflanzungen wenig geeignet ist, werden doch einige Bäume durch ihr Grün das farbenprächtige Marktbild, das sich mit den schmucken Formen der Dächer, der Fülle von Blumen unter den Sonnenplachen, den Obstständen und plätschernden Brunnen sehr einladend gestalten wird, verschönern. In einem eigenen, modern gebauten Objekt mit hohem Dach wird ein gemütliches Gasthaus errichtet, das Räume für die Marktleute und für die Marktbesucher bieten wird. Der neue Naschmarkt wird demnach allen Komfort besitzen, der von einer modernen großstädtischen Marktanlage erwartet werden kann.

Im Stammbeisl.

Wieder hatte Spannagl einen seiner Späße losgelassen, mit welchen er in letzter Zeit zur Verwunderung der Stammtischfreunde Parade zu machen pflegte.

Da warf ihm Oberberger einen tiefernsten Blick zu und sagte: „Waßt, mein Liaber, schließli und endli wird mir 's do herauskriag'n müaß'n, was denn eigentli mit Dir g'scheg'n is. Du, was Du bei Deiner Ruah und Dein' Respekt vor den hohen und höchsten Behörden vom Meld'amt ang'fangen, eigentli besser zu an Hofrat-Stammtisch paßt hätt'st, bist rein wia ausg'wechselt, machst an G'spaß um 'n andern, erzählst bereits so Aufsitzer, daß m's rein glaub'n muaß, 's hat Di wer in aner Kriagspsychos'n einag'steckt. So kann 's nimmer weitergeh'n, wann mir net woll'n, daß der Schwasser so kwisitkwasi melancháulisch wird, wia beispielsweis der italienische Minister Salandra und daß a er z' platz'n anfangt."

Schwasser, der die ganze Zeit her ein bißchen verstimmt war, tat, als wäre dies ihm gleichgültig und, die Schultern in die Höhe ziehend, antwortete er: „Mein Gott! I hab' nix g'redt und red' jetzt a nix, bloß daß kaner net sag'n kann, daß i mir aus 'n Spannagl seiner Konkurrenz was mach'. I' hab'n bloß frag'n woll'n, ob er denn hamli a Lebensmitt'lwucherer oder a Genußjaga word'n is, aner von dö, dö vom Teufel g'ritt'n werd'n und für dö mir net darf'n woll'n, wia der Polizeipräsident von München, der Freiherr von Gründherr g'sagt hat. Dös muaß i schon sag'n, a rarer Grundherr und wann alle Grundherr'n so denken möcht'n wia der, nacher möcht' 's Brot und 's Fleisch vielleicht do a bißl billiger werd'n."

„Auf dös, wia aner haßt, kummt 's net an," sagte Oberberger. „I kenn an, zu dem m'r Herr Graf sagt und er ist a Klampf'rerg'sell, und an Sölcher kenn i, der is schon von sein Urgroßvattern her a Fürsicht; wann er net so stark unterspickt wär, und net a Wamperl wia Bierfass'l hätt', möcht'n d' Leut', was si z'wegn an Achtel Filz bei eahm eintögeln woll'n, zu eahm sag'n, daß er durchläuchtig is."

„Dös hab' i mir aber glei denkt, daß der Polizeipräsident von München bloß Grundherr haßt; hätt' er Gründ' mit an Rindvieh und Schweinderln, so wia Trad und Mehl, nacher hätt' er si do a biss'l z'ruckg'halt'n. Aner von dö saubern Vögel hackt an andern net d' Glur'n aussa," erklärte Stichler.

Nun ergriff endlich Spannagl das Wort und sagte: „Allen Respekt vur an Herrn Polizeidirektor, aber dös is ka G'hörtsi net, daß er d' Herr'n Großgrundbesitzer Wucherer und Genußjaga g'haßt hat. Dös is net sei Sach'. Er is g'wiß a großer Herr, alle mögliche Hochachtung, aber 's gibt no größere Herrn über eahm, bei dö er 's nöt riskier'n därf, daß aner von ihna zu eahm sagt: „Mei liaber Herr Freiherr, Sö hab'n ganz recht, wann S' glaub'n, daß z'weg'n d' Wucherer und Genußmenschen 's Volk net darb'n will."

Schwasser wollte heute Spannagl ein bißchen an der Leine halten und fiel ihm ins Wort: „Hand weg von der Butt'n," setzte er fort: „dös g'hört net in Ihna Ressort. D' hohe Polizei därf bloß dort eingreif'n, wo s' was, daß 's was zan hol'n gibt. Bei uns beispielsweis' muaß d' Poltzei da drauf schau'n, daß d' Selbstmörder net 'n ganzen Donaukanal zuastopf'n, 's kunnt an Schinak'l da amol einfall'n, daß es von der Brigattabruck'n bis zu d' Weißgärber a biss'l spazier'n fahrt und denen in d' Quer kumma, was grad dabei san, 's Zeitliche zu segnen. No und ob Rettungszill'n a so notwendi san, wann grad der Poldl auf der Marienbruck'n schreit: „Leb' wohl, Ros'l — ich fluche Dir, Du Treulose!" und springt in den Kanal abi, dös kunnt i net sag'n, weil 's Leb'nrett'n zufälli net mei Schan is.

Stichler fiel ein: „I bin g'wiß kan schlechter Kerl net und hab', wann 's dazua kummt, 's Herz am rechten Fleck, aber dös muaß i do sag'n: wann heutz'tag' wer in an *bessers* Jenseits einiwill, soll m'r eahm net daran hindern, denn schlechter als 's jetzt Diesseits is, kann 's Jenseits a nimmer sein."

Spannagl bekreuzte sich und salbungsvoll sprach er: „Versündig' Di net, Stichler. Des habt's mi ausg'lacht, so lang i Wert drauf g'legt hab', daß m'r waß, daß i a Libräuler bin, aner vom alten Schlag, der den geistlichen Herr'n alleweil d' Hand küßt und beim Umgang si net schamt, mit no so an seinigen Gesinnungsgenossen d' Kesselpauk'n z' trag'n. Güat, hab' i mir denkt, machst d' Ihna d' Freud, zagst Ihna, daß du a an G'spaß mach'n kannst und kan Spielverderber net bist. Aber waßt, Stichler, dös kann i do net mitanhör'n, ohne daß mir d' Gall'n steigt, wia Du so gottlos daherred'st. 's Jenseits müaß si der Mensch erwerben durch wirkliche Frummigkeit, durch, das, daß er a so lebt, wia 's der Hausseg'n vorschreibt und durch a söliges Sterben. I hab' aber no nia g'hört, daß a Selbstmörder anderswohin kummt als direkt in d' Höll' eina, wo der Gottseibeiuns auf eahm paßt, eahm beim G'nack packt und abihaut, wo d' Höll' am tiafsten is. Deßtweg'n is 's a heilige Christenpflicht, daß m'r an jed'n Menschen vor so an grausichen End' bewahrt, solang das no möeli is."

„'s is jammerschad', daß D' Deine Herr'n Eltern net hab'n geistlich werd'n lass'n. Du warst vielleicht am End' gar a Wunderbeter word'n wia der Rasputin, von dem 's letzthin g'haß'n hat, daß er zur Abwechslung selber hing'macht word'n is," sagte Schwasser und fuhr fort: „Sein Brotgeber, der Zar, sollt' si a paar Woch'n ohne eahm behelfen und den Wunderbeter dem Präsidenten der französischen Republik, dem bladen Drahdimmanerl, z' leich'n geb'n. Der red't in der letzten Zeit so daher, daß m'r rein glaub'n muaß, er is narrisch word'n."

„Laß Di bloß net auslach'n," sagte Oberberger. „Narrisch is kaner von dö Fallott'n; Gauner san s' grad a so wia der Cadorna, der Krankenschiff und Passaschierschinak'ln z'sammaschiaß'n laßt und trotzdem, daß er si erst letztzin wieder seine urnklichen Schläg' von uns g'holt hat, Sieg's-bullitins so wia Stuwersche Raketteln aufsteig'n laßt. Der Poincaré is a g'rissener Advokat. A Partei kummt zu eahm und raunzt 'n an: „Herr Doktor, setzt'n dauert der Prozeß schon gar a so lang', d' Spes'n, d' Stempel und Ihnere Expensen hab'n mi bereits bett'lstutt g'fress'n, war 's do net mögli, daß mir auf irgend a Weis' an End' macherten?" „Ah'," sagt der Expensenschinder, „dös war no schöner: so lang' Sö no an anzigen lukaten Schestak im Sack hab'n, wird der Prozeß g'führt und erst wann i siech, daß für mi net viel mehr aufsaschaut, gleich i mi mit 'n Herrn Prozeßgegner aus." Oberberger sah auf die Uhr: „Bereits Neun," sagte er. „Dös haßt nacher Acht," meinte Schwasser. „Alles aus!" versetzte Oberberger und schloß: „In dem Punkt laßt d' Meinige auf d' allerneuchefte Sommerzeit nix kumma und i möcht' *den* Mann seg'n, der bei der heutigen Zeit no mit seiner Alten Finger ziag'n möcht'," bezahlte und verließ das Lokal.

Erhard Meyer.

Ostern. Volkszeitung 21. IV. 1916 125

Neues Wiener Tagblatt
24. IV. 1916

* **(Die bulgarischen Gäste in Wien.)** Die Mitglieder des bulgarischen Nationaltheaters in Sofia, welche zur Mitwirkung in der morgen Donnerstag im Carltheater stattfindenden Festvorstellung der „Concordia" nach Wien gekommen sind, folgten vorgestern einer Einladung der Generalintendanz der Hoftheater ins Burgtheater, wo die Künstler in einigen Logen Platz nahmen. Während eines Zwischenaktes nahm Direktor Thimig Gelegenheit, den Führer der Künstlerschar Herrn Ognianow zu begrüßen, bei welchem Anlaß Herr Thimig mit besonderer Genugtuung darauf hinwies, daß König Ferdinand der Bulgaren dem Burgtheater stets großes Interesse geschenkt hat und zu seinen treuesten Stammgästen zählte. Nach der Vorstellung waren die bulgarischen Künstler Gäste des bulgarischen Generalkonsuls Stiaßny, der sie im Ratsherrnstüberl des Rathauskellers bewirtete, wobei auch ein Trinkspruch auf den König der Bulgaren ausgebracht wurde. Gestern unternahmen die Mitglieder des bulgarischen Nationaltheaters, einer Einladung des Journalisten- und Schriftstellervereines „Concordia" folgend, in einem Sonderwagen der elektrischen Lokalbahn einen Ausflug nach Baden, an welchem unter andern der bulgarische Gesandtschaftssekretär Dr. Trajanow, Generalkonsul Stiaßny, die Hofschauspieler Georg Reimers, Max Devrient teilnahmen. In Baden wurde die Gesellschaft namens der Kurkommission vom Baudirektor Hofer erwartet, der mit den Gästen einen einstündigen Rundgang durch die Stadt unternahm, bei welchem Anlaß das Herzogs- und das Antonsbad, der Kurpark sowie die Arena gezeigt wurden. Die Gäste drückten dem Direktor über das Gesehene ihre rückhaltloseste Anerkennung und Bewunderung aus. An den Rundgang schloß sich eine Jause im Garten des Hauses Sacher im Helenental an. Die Künstler drückten den Wunsch aus, dem bekanntlich in Baden wohnenden Nestor des Burgtheaters, Bernhard Baumeister eine Huldigung darzubringen. Eine Abordnung unter Führung des Oberregisseurs Ognianow und der Frau Snejana wurde von Baumeister empfangen. Der greise Künstler war durch die spontane Huldigung sehr gerührt und stattete den bulgarischen Kollegen seinen wärmsten Dank ab.

Die Zeit 28./V. 1916

129

I

Vom Essen im alten Wien.

„Wer sich zu Wienn nit neren kann, — Ist überall ein verdorbener Mann!" singt der alte Reimpoet Wolfgang Schmälzl. Er hatte gewiß recht. Und die vielen Berichte aus späteren Zeiten, die sich mit der Frage der Ernährung beschäftigen, bestätigen seine Worte immer wieder in ungeschminkter Prosa oder in vielsagenden Ziffern. Es war einmal... Uns Heutigen ist diese Vergangenheit in eine märchenhafte Ferne gerückt, aber es ist uns nicht zu verübeln, wenn wir uns in wirtschaftlich schweren Zeiten dem holden Zauber dieses Märchens hingeben. Der alte Ruhm unserer Stadt, die schon einem alten Beschauer als „ein großes Tafel, reich bisetzt mit allerlei Torten und Schüsseln" erschien, der Stadt, in der es sich immer gut leben ließ, in der man immer reichlich zu essen hatte und auch zu essen verstand, hat sich wohl in das neue Wien hinübergerettet, aber das „neren können" ist allmählich doch aus einer gewissen Selbstverständlichkeit eine komplizierte Sache geworden. Die lange Kriegszeit, die gerade den Wienern so schwere Opfer auferlegte, hat gar zur Folge gehabt, daß in der Stadt der reich besetzten Tische das Essen, um nur leben zu können, ein Problem geworden ist. Es kann ein, wenn auch bescheidener Trost sein, daß auch das alte Wien mitunter böse Zeiten hatte, die Geschichte der Stadt ist an Analogien zur Gegenwart nicht arm.

Tatsächlich ausgehungert wurde Wien einmal unter Kaiser Albrecht, dem Nachfolger Rudolfs, einem stolzen, absoluten Herrn, der den Wienern unzugänglich blieb. Dagegen erhoben sich die Handwerker, unter der Führung der Schuster, und forderten, daß der Kaiser die Zugbrücke der Hofburg niederlasse, sonst würden sie den Burggraben mit ihren Leisten ausfüllen und sich Zugang schaffen. Als Albrecht von einem Zug ins Reich heimkehrte, fand er die Stadt verschlossen. Er ließ sie daher einschließen und hungerte sie aus. Auf dem Kahlenberg wartete der Kaiser, bis die Wiener, durch die Magenfrage gezwungen, sich ergeben würden. Die Oede in den Wiener Mägen wurde auf die Dauer unerträglich, arm und reich drohte das gleiche Schicksal. „Mägen empörten sich in der Stadt gegen Mägen, die eederen gegen die eeden, und gegen die eederen die eedesten. Es war eine schauderhafte Oede, aber kein Eden in Wien. Zu Blutvergießen kam es nicht, denn Blut löscht bloß den Durst, nicht den Hunger." So zu lesen in einem Bericht über jenes Vorkommnis. Schließlich mußten die Reichen zu Albrecht gehen und im Namen des Volkes Abbitte tun. Wien verlor damals alle Rechte und Privilegien.

Wie gut es den Wienern im fünfzehnten Jahrhundert ging, ist aus der berühmten Schilderung Wiens des Aeneas Silvius, des Vertrauten Kaiser Friedrichs, der später als Pius II. den päpstlichen Stuhl bestieg, bekannt. Der Gelehrte schreibt: „Unglaublich ist die Menge der Lebensmittel, die täglich in die Stadt geführt werden. Viele Wagen voll Eier und Krebse, gebackenes Brot, Fleisch, Fische, Vögel ohne Zahl, und schon vor der Vesperzeit ist nichts mehr davon zu sehen." An einer anderen Stelle bemerkt er: „Das Volk hält sehr viel auf Speise und Trank. Was es die ganze Woche über verdient hat, das wird am ersten Feiertag wieder verzehrt."

Interessant sind die Preise der Lebensmittel während der Belagerung Wiens durch die Türken (1683). Für die Verpflegung der Stadt, in der mit der Verteidigungsmannschaft ungefähr 80.000 Menschen eingeschlossen waren, war trefflich vorgesorgt worden. Das beweisen die nachstehenden Preise: Eine weiße Semmel von acht Lot kostete 1 Kreuzer, das Pfund Rindfleisch 6 Kreuzer, Kalbfleisch 9 Kreuzer, Schweinefleisch 8 Kreuzer, ein Paar Hühner 24 Kreuzer, eine Gans 54 Kreuzer, eine Ente 30 Kreuzer, ein Kapaun 2 Gulden, eine Maß Wein je nach der Güte 3 bis 10 Kreuzer, ein dreipfündiger Laib Brot 4 bis 6 Kreuzer, ein Achtel Mundmehl 24 Kreuzer, Semmelmehl 18 Kreuzer, Grieß 24 Kreuzer, Erbsen 16 Kreuzer, das Pfund Schmalz 16 Kreuzer, frische Butter 15 Kreuzer, das Pfund Käse 4 bis 8 Kreuzer, Kerzen 10 Kreuzer. Diese Preise bestanden bis gegen das Ende der Belagerung. Dann erst machte sich Mangel an Lebensmitteln bemerkbar, und eine Teuerung riß ein. Fleisch gab es nur mehr wenig; Rindfleisch fehlte gänzlich. Es wurden förmliche Jagden auf Katzen veranstaltet, die unter dem Namen „Dachhasen" gebraten verkauft wurden. Der Preis war für die damalige Zeit sehr hoch: 24 bis 30 Kreuzer. Das Pfund Rindfleisch kostete am 10. September einen Gulden. Ein Ei stieg auf 10 Kreuzer, eine Gans oder ein Spanferkel auf 4 Gulden; ein Truthahn kostete 10 Gulden.

Von den Unbilden des Krieges erholte die Stadt sich bald. Nun begann allmählich ein Wohlleben, eine lange Zeit unbeschränkten Genusses. Eine Vorstellung von dem Luxus, der Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in der Wiener Gesellschaft herrschte, mag eine Stelle aus den Briefen der Lady Worthley Montague geben, der Gattin des englischen Diplomaten, die 1716 in Wien war. Sie schreibt: „Ich habe auch die Ehre gehabt, von verschiedenen Kavalieren und hohen Staatsbeamten zur Tafel geladen zu werden, und ich muß ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß der gute Geschmack und die Pracht ihrer Tafel vollkommen mit den schönen Gemächern übereinstimmt. Mehr als einmal wurde ich mit wenigstens 50 Gerichten bewirtet, die alle in Silber serviert und wohl zubereitet waren, diesen folgte ein Nachtisch in dem schönsten chinesischen Porzellan. Die Verschiedenheit und Kostbarkeit der gereichten Weine erregte mein besonderes Erstaunen."

Das achtzehnte Jahrhundert verdient in der Eßgeschichte Wiens so recht den Namen der guten alten Zeit. Selbst wenn man bedenkt, daß das Geld nicht wohlfeil war, bleibt es für den schlichten Laienverstand immerhin ein unbegreifliches Wunder, daß die Leute damals für den feinsten Mittagstisch so viel ausgaben, was heute schon ein halber Liter Bier kostet. Die Speisetarife jener glücklichen Zeit lassen in uns die Erkenntnis aufdämmern, wie herrlich weit wir es in diesem Punkte gebracht haben. Beim „goldenen Jägerhorn" in der Dorotheergasse erhielt man sechs Speisen um 17 Kreuzer, vier Speisen um 7 Kreuzer; im „Matschakerhof" sieben Speisen um 24 Kreuzer; bei der „goldenen Anten" (Schulerstraße) sechs Speisen zu 17 Kreuzer, vier Speisen zu 9 und 7 Kreuzer. Aehnlich waren die Preise beim „roten Apfel" in der Singerstraße und in 24 weiteren Gasthäusern. Die Kost zu 24 Kreuzer enthielt: Suppe, Rindfleisch, Gemüse mit Auflage, Eingemachtes, zwei Braten, Salat und Konfekt; an Fasttagen statt des Fleisches zweierlei Fische, Eier- und Mehlspeise. Für 7 Kreuzer wurden Suppe, Rindfleisch, Gemüse und Eingemachtes, dreimal in der Woche mit Braten wechselnd, geboten. In den „Briefen eines Ausländers über Wien" (1769) heißt es, nachdem davon gesprochen wurde, was einem Reichen in Wien zur Verfügung steht: „Ist er aber unbemittelt, so verbirgt er auch dieses Ungemach nirgend besser als hier. Für 10 bis 12 Gulden des Jahres erhält er ein bescheidenes Kämmerchen in der Vorstadt. Er kann in manchen Gasthäusern für 6 bis 10 Kreuzer zu Mittag essen, und ein Trödler verschafft ihm für 10 bis 15 Gulden einen ganzen Anzug, in dem er sich ungescheut allenthalben zeigen kann." Der Geldwert war eben ein ungleich höherer. Eine Anekdote illustriert am besten jene Zeit, in der man um wenig Geld sehr anständig speisen konnte, besonders an der Table d'Hôte, die damals in Wien sehr beliebt war. Kaiser Josef sagte einem Beamten, der klagte, er könne mit seinem Gehalt nicht sein Auskommen finden: „Gehen Sie zum ‚Engel' in Mariahilf speisen, da kostet es nur acht Kreuzer."

Schlecht ging es den Wienern in der Franzosenzeit. Besonders während der zweiten französischen Invasion, die vom 13. Mai bis 20. November 1809 dauerte, herrschte eine große Teuerung. Nicht nur in der Stadt, auch in der Umgebung, da die Requisition von Lebensmitteln einen ungeheuren Umfang annahm. Schon beim Anmarsch belegten die Franzosen

Die Zeit 28.IV.1916

Vom Essen im alten Wien 130

Die von der Gemeinde angeschafften Vorräte mit Beschlag, und dazu mußten noch täglich große Mengen Kommißbrot für die Armee geliefert werden. Die Franzosen ließen es sich wohl schmecken. Allein der Tisch des Generals Roquet, eines Feinschmeckers, soll während dieser Invasion 5000 Gulden beansprucht haben. So ist es begreiflich, daß die Preise zu einer bis dahin unerhörten Höhe emporschnellten. In Atzgersdorf kosteten, wie berichtet wird, ein Paar Hühner vier Gulden, ein Nierenbraten acht Gulden, ein Kalbsschlegel neun Gulden! Furcht vor einer Hungersnot bemächtigte sich der Bevölkerung. Sie begann Brot für acht Tage voraus einzukaufen, aber die Mehlvorräte der Bäcker waren knapp, und so kam es zu Streitigkeiten und förmlichen Aufläufen, wenn die ärmeren Volksklassen ihren Bedarf nicht befriedigen konnten. Schon in der Nacht stellten sich die Leute vor den Bäckerläden an, um sicher etwas zu bekommen. Einzelne Bäcker schlossen ihre Geschäfte, das führte zu mancherlei Ausschreitungen, und so setzte der Magistrat, um den Vorkäufen ein Ende zu machen, ein Mindestquantum fest, über das hinaus keinem Käufer etwas ausgefolgt werden sollte; aber auch diese Maßregel vermochte der immer größer werdenden Not nicht abzuhelfen. Denn Mehl und Getreide waren selbst zu den höchsten Preisen nicht mehr zu erhalten, eine Vorratsaufnahme bei den Bäckern ergab nur 134 Metzen. Man nahm nun den Brauhäusern die Gerste weg. Eine Anleihe der Regierung zwecks Beschaffung von Lebensmitteln hatte kein besonders günstiges Resultat. Indessen wurden die Tumulte immer ärger. Vor jedem Laden stand zwar eine Schutzwache, bestehend aus Bürgerwehr und französischen Soldaten, aber auch diese sechs bis acht Mann konnten die Ordnung nicht immer aufrechterhalten. Aehnlich ging es bei den Fleischbänken zu. Tabak war überhaupt nicht zu haben, die Franzosen verbrauchten ihn allein. Ihre Verköstigung war genau bestimmt: Branntwein und Brot am Morgen, Suppe, Rindfleisch, Gemüse zu Mittag, und abends eine warme Speise mit Brot, dazu mittags und abends je eine Maß Bier oder eine halbe Maß Wein. Im Juli begannen die Friedensverhandlungen. Die Stadt war schon völlig erschöpft, durch Tage gab es keine Lebensmittel. Fleisch fehlte gänzlich, Brot war zu wenig. Um einen Gulden erhielt man nur sechs Eier. Dazu war der Geldumlauf ins Stocken geraten, die Bankozettel entwertet. Die Wiener haben aber auch diese schwere Zeit durchgehalten, und schließlich hat mit dem Abmarsch der letzten dieser teuren Gäste die allgemeine Not ein Ende gefunden.

J. K. N.

Die Zeit
28./V. 1916

131

Kriegsgefrornes.

Die vielen Italiener, die in ihren simpel eingerichteten Buden die Erzeugung des Wiener Volksgefrornen besorgten, sind verschwunden, aber die alten Verkaufslokale stehen noch immer da. Das ist so gekommen: Noch bevor der Krieg mit Italien ausbrach, verzogen sich die heißblütigen Gefrornesmänner auf Weisung ihrer Regierung nach der Heimat und ließen jeder ein nettes Sümmchen von Schulden zurück. Das gab natürlich zur Pfändung des „Nachlasses" durch die Gläubiger Anlaß, der dann bei der Versteigerung von einem Konsortium einheimischer Gefrorneserzeuger und Zuckerbäcker aufgekauft wurde. Die Versorgung der einzelnen Geschäftsstellen mit Material wird jetzt von einer Erzeugungszentrale am Neubaugürtel besorgt. Während bei der Gründung eines auf Filialen angewiesenen Unternehmens die Schaffung der Filialen der eigentlich schwierige Teil des Anfanges ist, so sind die Beteiligten diesmal über diese Klippe glatt hinweggekommen. Dem bestehenden Netz von Filialen wurde einfach die Zentrale angegliedert. Freilich ist der Betrieb der jungen Firma zurzeit ziemlich schwierig. An Eis und Fruchtsäften ist allerdings noch kein Mangel. Das wird pünktlich von der Fabrik geliefert. Mit Extrakten hat man sich im Vorjahre hinreichend versorgt. Aber Zuckermangel und Zuckerteuerung verursachen mancherlei Schwierigkeit. Statt des billigen mit Soda denaturierten Salzes, das in Friedenszeit zur Eiskonservierung verwendet wurde, muß jetzt vielfach Kochsalz genommen werden, und statt der wohlfeileren frischen Milch die teure Kondensmilch, die in diesem Jahr für die Gefrornes-erzeugung freigegeben worden ist. Immerhin ist das Gefrorne dadurch um 20 Prozent im Preise gestiegen. Eine kleine Kriegsportion kostet 14 Heller und eine große 24 Heller. Aber trotz allem dürften die Erben den einstmals welschen Gefrornenprivilegs bei den 19 Verkaufsstellen, über die sie verfügen, auch jetzt schon auf ihre Kosten kommen.

Fremdenblatt
28/V. 1916

Wien, 28. Mai.

* **(Die Firmlinge ohne Fiaker.)** In der Kriegszeit gefirmt zu werden, ist für die Kinder nicht das rechte Vergnügen. Denn das Schönste an dem ganzen Fest ist nicht die Uhr und das Gebetbuch des Firmpaten, nicht einmal das etwas unkindliche ernste Festgewand, das die Eltern schenken — die eigentliche Feier war die Fiakerfahrt in das Praterwirtshaus. Und nun, da die Fiaker so eingeschränkt wurden, sieht man auch die Firmlinge nicht mehr, in zwei Wochen ist Pfingsten, aber die Firmlinge sind nicht mehr die freundlichen weißen Vorboten des Festes. Man sieht sie kaum, sie verschwinden in den Straßen oder in den vollgepfropften Elektrischen. Zur Firmung gehört der Fiaker. Das war immer der Stolz des Paten, daß er mit den Kindern in den Prater fahren konnte. Der Kutscher schmückte die Peitsche mit Frühlingsblumen, und im Wagen saßen im schönsten Sonntagsstaat die Eltern und der Firmling, glückstrahlend, freudigerregt, naiv, sonnig, der erste Festtag seines Lebens war da! Da sah man den Buben, der zum ersten Male die Herrenkleidung angelegt hatte, den steifen Kragen, Manschetten mit großen, auffallenden Knöpfen, die Weste, mit der neuen Uhrkette demonstrativ geschmückt, den weichen Hut auf dem kurzgeschorenen Kopf und als besonderes Abzeichen der neuen Würde: Die weiße Krawatte und die Glacéhandschuhe. So saßen sie da, funkelnagelneu ausstaffiert, steif und ein wenig drückend beengt von der ungewohnten Montur, die heute den freien, lustigen Matrosenanzug ersetzte. Oder die Mädchen mit den kunstvoll frisierten Köpfen, an denen ein professioneller Friseur gearbeitet hatte, mit den sorgsam von der Brennschere gelockten Haaren, aus denen Blumen blühten, von Bändern durchwirkt, das weiße Mascherl auf dem aufgesteckten Geflecht, wie ein Fahnenabzeichen auf einem Hügel, und niedliche, gleichfalls garnierte Zöpfe. Und dazwischen der frischgebügelte Zylinder und Salonrock des breiten Vaters auf dem Mittelsitz und der helle, üppige Hut der Mutter. So fuhren die Kinder in den Prater, wie in eine Zauberwelt, galoppierten zum Lusthaus, genossen die Freuden des Wurstelpraters und Backhendel. Heuer muß die zarte Kinderfestlichkeit in die Elektrische gezwängt werden, wo die Mädchen in ihren weißen Kleidern und Schuhen scheu und geängstigt zwischen unfestlichen Fahrgästen gedrängt stehen. Fiaker sind horrend teuer, nicht einmal gutsituierte Firmpaten können sie mehr bezahlen. Ach, die liebe Fürstin Metternich hat recht, daß sie die fiakerlosen Firmlinge zu einer Jause in den Volksgarten geladen hat...

Im Stammbeisl.

„Glaub'n S' net, meine Herr'n, daß d' Wällischen den Schürk'nstreich, den s' vor an Jahr g'macht hab'n, bereits Vielgereuth hab'n mög'n?" fragte Schwasser.

Spannagl sah ihn melancholisch an, Stichler verachtete ihn im Stillen, nur Oberberger nahm das Gespräch mit ihm auf:

„Waßt, mein liaber Schwasser," sagte er, „zu dö guat'n Schläg', was d' Katzelmacher bis dato kriagt hab'n, pass'n so schlechte Witz net. Freili werd'n die, was den Kriag geg'n uns um jed'n Preis, den England ihna zahlt hat, durchg'setzt hab'n, jetzt schon einseg'n, daß net bloß hundsgemein, sondern a blitzdumm g'wes'n san, aber damit, daß dös hamli bereu'n, gibt Dir no kan Recht, so elende Kalauer zu fabrizir'n. So grausam därf a honetter Christenmensch a net geg'n seine Feind sein: Stell' Dir vor, a Bosnig'l erzählt den Caderna den G'spaß no, wia der net wenig sie kränk'n möcht'. „Wiss'n S', Herr von Bosnigl," tät er zu dem G'müatsmenschen sag'n: „i hab' freili nia gar so viel von Freund g'halt'n; b'sonders wann 's an schlecht geht, lernt m'r 's kenna, dö feinen Brüaderln, aber auf 'n Schwasser hätt' i meiner Söl' g'schwor'n. Wia i zan letztenmal in Wean g'wes'n bin, hab' i 'n auf der Elektrischen kenna g'lernt. I fahr' am Abend in den Prater abi; wia m'r 'n Schott'nring passiert hab'n, frag' i an Herrn, der neben mir g'sess'n war: „Bitt' schön, san m'r bald im Prater drent'?" „Na," sagt' er, „mir fahr'n jetzt am Franz Josefs-Kwai." „Kä," sagt der Kondukteur, der grad vorbei geht. „Red'n S' net in Sach'n drein, dö Sö net verstengan," sagt der Herr, „Kä haßt 's bei uns Weaner unter uns, bei an Fremden muaß 's Wurt so ausg'sproch'n werd'n, wia 's g'schrieb'n steht." No, auf die Weis' san m'r mit ander'n bekennt wor'n. Der Herr hat si als Herr von Schwasser vorg'stellt. Was m'r d' ganze Nacht draht hab'n, bis uns in der Früah d' Sunn' ang'lacht hat, das vergiß i mein' Lebtag nimmer."

Aergerlich rief Stichler: „Mir scheint, Du wirst 's g'wesen sein, mit dem der Cadorna d' Nacht durchg'schaut hab'n wird und dem seine große Kunst im Lüag'nverzähl'n wird er von Dir g'lernt hab'n."

„Wann 's auf 'n Oberberger ankumma möcht', müaßt'n von d' zehn Gebote mindestens d' Hälfte als veraltet aüssag'lahmelt werd'n; aus Geboten, wia Du sollst net lüag'n, macht er si d'längste Zeit nimmer was."

„Möcht' bloß wiss'n, wia der Asserlkönig und der Cadorna am 23. Mai, am ersten Jahrestag von dem Krieg, si mit anander g'red't hab'n. Gar so liab wird 's Asserl grad net mit sein' allererscht'n General an den Freud'ntag g'wesen sein," bemerkte Schwasser.

„Er hat eahm aber a an Ries'nstrich durch d' Rechnung g'macht," sagte Stichler.

„W'r gibt halt kan 'n Lohn, bevor er d'Arbat net g'liefert hat," rief Oberberger. „Glei als Drangab' an Ehr'nsab'l für den Tag, wo der Cadorna in Wean als Sieger einaruckt! A General is do net so an Tepp von an Düachter wia der Dahundsfuzio, der auf an Vorschuß fliagt, wia der Teufel auf einer armen Söl', dem m'r d' Schuld'n zahlt, wann s' no so schmutzig san, dem m'r d' Maried'l mit Moneten spickt und dem m'r a Kist'l Ord'n so hinschiabt und sagt: Schanier'n S' Ihna net, Herr von Düachter, Sö därf'n Ihna 'n Schönsten und Teuersten auffasuach'n. 'n Annunziatenord'n woll'n S'? Dös is freili a hakliche Sach'. der sollt' bloß für so Leut' sein, denen m'r net ane und die andere Schmutzerei nachweis'n kann, wia beispielsweis' Ihna, wo Sö Ihna bei der berühmten Schauspielerin Duse hundsgemein benommen hab'n — macht'aber nix, Sö hab'n 's Volk so begeistert, daß i Ihna nix abschlag'n därf. Sack'n S' wo ein, 'n Annunziatenorden und san m'r von heut' an Du mitanand. Serwas, d'Annunziatenbruader Dahundsfuzio!"

„Was Du heut' wieder z'sammplauschst!" rief Spannagl und schlug die Hände über den Kopf zusammen.

„Auer von den Lüg'nschipp'ln bei d' Ententerer sollt'n si 'n Oberberger als Assistent kauf'n, er wär' sein Geld wert und möcht' a „sofort greifbar" sein," sagte Stichler.

„Wia d' Eier, zu denen m'r nimmer Wohlgeboren sag'n muaß, seitdem m'r s' der Miles schön pomali aus der Hand g'wutzelt hat," witzelte Schwasser.

„Dageg'n müß der Konsument schon wert sein, zu dem m'r Euer Hochwohlgeboren sagen müaßt, denn 's muaß heutz'tag aner schon sehr hochgeboren sein, wann er si zwa Eier vergunna will, d' Preis' san a biss'l gar z' stark in d' Höh' gangen," ließ sich Spannagl vernehmen.

„Schanerl," rief Oberberger dem vorübereilenden Pikkolo zu und hielt ihn am Frackschössel fest, „renn' net, der Gast, dem Du jetzt das Lackerl Pivo da bringst, wird 's eh net versama, 's is eh schon a a'gstandens G'schlader. Warst a Weil' früher kumma, hätt'st an guaten Witz von Herrn von Spannagl hör'n könna, so an kriagst net an an jeden Woch'ntag serviert."

„Kann i mit was dienen, Herr von Oberberger?" fragte der Pikkolo und bemühte sich, das Frackschöss'l aus den stählernen Fingern Oberbergers loszubekommen.

„Bring' mir a Glas Bier, frisch vom Faß, der Hans'l wird vielleicht bei der Musterung sein, stör' 'n net in der Ausübung seiner Vaterlandspflicht'n." Und da Schanerl sich mit einem Ruck losgerissen hatte, rief ihm Oberberger nach: „Waßt Grey, Joffer, Cadorna, wann i net Angst hätt', i müaßt für di d' Kripp'lsteuer zahl'n, i hätt' den Burgfried'n, den mir für d' Kriegsdauer mit d' nander g'schloss'n hab'n, längst aufkünd't."

„Das gibt 's ja net," erklärte Spannagl. „Wir hab'n uns ja 's Wort geb'n: entweder alle mit'nander oder kaner. An Extrawürscht gibt 's grad so weni für uns vom Stammbeisl, wie für dös Ententererband'l."

Schanerl stellte ein Glas schäumendes Bier vor Oberberger.

Dieser tat einen kräftigen Schluck, trocknete sich behaglich den feuchten Schnurrbart ab, schnalzte und sagte, sich den Bauch liebevoll streichelnd: „Ja, ja, Wamperl, Du hast Di eigentli no am wenigstens zu beklag'n? Weg'n Deiner muaß i mi no net bei der Tür vom Beisl anstell'n mit no hundert andere und wart'n bis d' Reih' auf mi kummt. Hab' eh d' Meinige zan Narr'n g'halten, wia s' g'wunsch'n hat, i soll nimmer ins Beisl geh'n, weil bei dö schwar'n Zeit'n drei Menschen von dem satt wer'n könna, notabene, was m'r heutzutag' satt werd'n haß'n kann, was im Wirtshaus an anziger für a Kinderlöff'l voll Bäuscherl oder für an Gulyasch von an Bräundl, von dem der Roßfleischhacker g'seg'n hat, daß er beim best'n Will'n kan Vierting Fett'n hätt' herausbrateln könna. „Bleib' bis der Krieg mit Gotters Hilf' z' End' sein wird, am Abend schön z' Haus, i laß Dir an Krüagl hol'n, auf mehr wird 's do eh net g'lenga, und i richt' Dir a was zan Ess'n her," hat s' g'sagt, d' Alte. I hab' s' aber gar net ausred'n lass'n. „Dös war ja no besser," hab' i g'sagt. „Möchst grad a so bei an Schluckerl Bier wia bei der Milli und 'n Brot mit 150 Frau'n und Madeln Di anstell'n, um über d' Gass'n weg'n an Lackerl Pivo z' wart'n, bis zum Schanktisch kumm'st und der Schankbursch grad schreit: „Schluß is! Heut' wird nix mehr ausg'schänkt." Eh ma si umschaut, lahnelt Di aner von dö Herr'n Wachmänner pomali aüssi und sagt: „Mach'n S' kan Ausseg'n net, Frauerl, in das muass'n mir si bei die Zeiten schon z' finden suach'n, geugan S' schön z' Haus und sag'n S' zum Ihrigen Alten, er soll, wenn eahm d' Röhr'n a biss'l eintrickert is, mit an Liter Hochquell' ausfeucht'n. Na, frag' i di, kannst Du von Deinem alten, braven Johann so an Opfer verlang'n? Da müaßt i ja melanchäulisch werd'n.

„Jetzt," rief Schwasser, möcht' i bloß wiss'n, wia Dü 's ang'stellt hast, daß Di d' Deinige do hat ins Beis'l geh'n lass'n? fragte Schwasser und freute sich schon darüber, Oberberger in einer Patsche zu wiss'n.

„No, dös is do anfach," versetzte Oberberger, „i hab' ihr g'sagt, wir, was mir alte Sta--mgäst' san, mir werd'n bei der Maschikseit'n durch an Hintertürl in's Extrazimmer einig'lass'n und der Schankbursch muaß drauf schau'n, daß 's Verhang'l an der Schanktür zuableibt, so daß d' Leut' 'n Schwindel net mirk'n."

„G'freu'n möcht' i mi," sagte Stichler und rieb sich die Hände, „wenn Deine Alte amal Lust krigat, si von dem Schwindel zu überzeug'n, hamli ins Beis'l kumma und Di erwisch'n möcht'. Was möcht'st nachher Du sag'n?"

„Was i sag'n möcht', is Neb'nsach, sie ließat mi ja eh zu kan Wurt kumma; was d' Alte dazua sag'n möcht', da drauf bin i wirkli a neugierig", schloß Oberberger und ging den anderen mit gutem Beispiel voran.

Thomas Berger.

Österr. Volkszeitung 28. IV. 1916 1134

Österr. Volkszeitung
28./V. 1916

135

*** Ein Schwede über Wien im Kriege.**

Aus Stockholm, 26. d., wird telegraphisch berichtet: Der schwedische Chirurg Dr. Hybinette, der vor einigen Tagen aus Wien, wo er ein Kriegslazarett leitete, heimgekehrt ist, hat in einer Zeitung über seinen Wiener Aufenthalt folgendes geäußert: Natürlich waren dort viele, welche den Frieden wünschen. Welcher zivilisierte Mensch wünschte jetzt nicht den Frieden? Aber wenn von wirklicher Kriegsmüdigkeit die Rede ist, dann ist nach meiner und meiner Kollegen Auffassung auch nicht die geringste Spur davon zu merken. Umgekehrt waren wir erfüllt von der größten Bewunderung für all die großartigen Einrichtungen und die systematische Anordnung von allem, wodurch der Kriegsapparat ruhig und ebenmäßig wie ein Uhrwerk funktioniert, ferner von der Freude und dem guten Humor, der unsere Patienten beseelte, auch wenn sie die schwersten Wunden im Kriege erhalten hatten. Im Gegensatz zur Auffassung der Kriegsmüdigkeit bekamen wir die Auffassung, daß Oesterreich noch immer im Besitz der Möglichkeit einer bedeutenden Kraftentfaltung ist, was ja auch jetzt die Offensive gegen Italien beweist.

Österr. Volkszeitung
28./V. 1916

136

* **Rekrutenkoffer.** Vor der Eingangstür der Tischlerwerkstätte, die sich im Kellergeschoß eines alten Hauses der Hauptstraße eines Vorstadtbezirkes befindet, steht ein Handwagen. Er ist eben voll beladen worden, eine ganze Menge kleiner, gleichartiger und genau gleich großer Holzkofferchen ist auf dem Wägelchen kunstvoll verstaut, damit sich nicht etwa einer an dem anderen reibe. Jeder ist nämlich glänzend schwarz gestrichen und der Herr Meister läßt sich alle noch eine Weile auf der Straße, um dem Lack Zeit zu geben, vollkommen zu trocknen. Die Vorübergehenden werfen unwillkürlich einen Blick auf den Wagen: „Aha, neue Rekrutenkofferl! Das Geschäft geht halt jetzt gut . . .“ Und der und jener meint nachdenklich: „Na, wer weiß, wie lang 's dauert, bis ich auch mein Kofferl in die Kasern' trag'.“ Der Tischlerlehrling aber, der sich vor das Wägelchen spannt, sagt lachend, er selbst habe schon ein paar hundert solche Kofferln hergestellt, eines wie das andere — bis auf einen einzigen. Dieser sehe zwar äußerlich aus wie alle übrigen, sei aber aus einem besonders schönen, trockenen und leichten Holz verfertigt und innen mit allerlei kunstvollen Fächern ausgestattet. Ein Offizierskoffer müsse sich neben diesem Kunstwerk verstecken. „Der g'hört für mi selber“ — fügt der Junge erklärend bei — „wann i amal d'rankomm'!“ „Gehst net,“ erwidert darauf unwirsch eine Frau, „so lang wird der Krieg doch nimmer dauern!“ . . . Der künftige Soldat zieht es vor, nicht zu widersprechen und den Wagen mit einem kräftigen Ruck in Bewegung zu setzen. Er ist mit seiner Last schon längst entschwunden, während den Erwachsenen noch eine Weile die Rekrutenkoffer nicht aus dem Sinn wollen. Wie viele wohl seit Kriegsbeginn erzeugt wurden, wie viele, von braven, arbeitsamen Händen mit dem Nötigsten gefüllt, dem Eigentümer folgten, weit an die Grenzen des Reiches hinaus in Feindesland, und wie viele wieder heimkamen, um den Urlauber oder den Genesenen nach einer Pause wieder ins Feld zu begleiten? . . . Eines Tages aber werden hunderttausende der kleinen schwarzen Koffer heimkehren zu dauerndem Aufenthalt, um sich vom Vater auf den Sohn zu vererben, bis der einmal im Herbst selbst als Rekrut in die Kaserne einzieht, ein Soldat der Friedenszeit, mit dem Soldatenkoffer aus der Zeit des großen Krieges.

Neue Freie Presse

30./V.1916

137

[Eine Feier der Wiener Sängerschaft.] Der Verband der Wiener Gesangvereine, welcher die größte Zahl der Wiener Sänger umfaßt, brachte Sonntag vormittag dem „Kriegsbürgermeister“ Dr. Weiskirchner eine Huldigung dar. Im Arkadenhofe des Rathauses nahmen die Angehörigen des Verbandes, darunter viele Vereine mit ihren Fahnen, Aufstellung. Auch zahlreiche Gemeindefunktionäre hatten sich eingefunden. Die Leitung des Verbandes, bestehend aus dem Vorstand Oberlehrer Anton Weiß und den Stellvertretern Magistratsrat Schaufler und Rechnungsdirektor Ivcic, begab sich ins Bureau des Bürgermeisters und beglückwünschte ihn zu seiner Ernennung zum Ehrenbürger. Der Bürgermeister nahm dankend diese Glückwünsche entgegen und betrat sodann in Begleitung der Vizebürgermeister Hoß und Rain den vom Stadtratssitzungssaale aus zugänglichen Balkon. In diesem Augenblick stimmten die Sänger den Chor „Es rauscht ein stolzer Strom“, Text von A. A. Naaff, Vertonung von Mahr, unter der Leitung des Chormeisters Rebay vom „Schubertbund“ an. Nach Beendigung des Liedes begab sich der Bürgermeister zu den Sängern in den Arkadenhof und hielt an die Sänger eine Ansprache. Die Sänger zogen dann zum „Wehrmann im Eisen“ auf dem Schwarzenbergplatz, wo sich zum Empfange der Präsident des Komitees für den Witwen- und Waisenhilfsfonds nach Angehörigen der gesamten bewaffneten Macht, Graf Wickenburg, mit den Vorstandsmitgliedern eingefunden hatte. Nach Vortrag eines Chores hielt Verbandsvorstand Weiß eine Ansprache. Zum Schlusse der Feier überreichte der Vorstand dem Präsidium des Witwenfonds einen Betrag von 300 K. als Spende der Sängerschaft Wiens für die Zwecke des Fonds und schlug einen goldenen Nagel in den „Wehrmann“ ein. Viele Sänger benützten die Gelegenheit, um auch ihrerseits die Aktion des „Wehrmann“ durch Einschlagen von Nägeln zu unterstützen.

Neues Wiener Tagblatt
31./V. 1916

139

* (Der Namenstag des Königs der Bulgaren.) Auf Veranlassung des bulgarischen Gesandten am Wiener Hofe Herrn Andre Toschew wurde gestern aus Anlaß des Namenstages des Zaren Ferdinand der Bulgaren in der Borromäuskirche ein feierliches Tedeum abgehalten. In der Kirche hatten sich eingefunden: Minister des Aeußern Baron Burian v. Rajecz, gemeinsamer Finanzminister Dr. Ernest v. Koerber, Ministerpräsident Graf Stürgkh, der k. u. k. Botschafter a. D. Franz Prinz zu Liechtenstein, der deutsche Botschafter Herr von Tschirschky und Bögendorff mit dem zur Botschaft kommandierten Leutnant Prinzen Heinrich XXXIX. zu Reuß j. L., die Minister Generaloberst Freiherr v. Georgi, Prinz Konrad Hohenlohe, Dr. Ritter v. Hochenburger, Dr. Ritter v. Hussarek, Dr. Ritter v. Morawski und Dr. von Spitzmüller, der Statthalter Dr. Freiherr v. Bleyleben, der Präsident des Gemeinsamen Obersten Rechnungshofes Dr. Freiherr v. Plener, in Vertretung des Hofstaates des Kaisers Oberzeremonienmeister Graf Choloniewski, die Minister a. D. Dr. Freiherr v. Engel und Gouverneur des Postsparkassenamtes Dr. Freiherr v. Schuster, der erste Präsident des k. k. Obersten Rechnungshofes Ministerpräsident a. D. Dr. Freiherr v. Beck mit dem zweiten Präsidenten Geheimen Rat Dr. Paul Schulz, Bürgermeister Dr. Weiskirchner mit dem Obermagistratsrat Dont, der chinesische Gesandte Shen-Soeu Ling, der türkische Botschaftsrat Recahd Blacque-Bei, der sächsische Geschäftsträger Freiherr v. Beschwitz, der herzoglich Koburgsche Kammervorsteher Freiherr v. Jungenfeld, Militärkommandant G. d. J. Freiherr v. Kirchbach, FML. Melion, GM. Schönauer, GM. Ritter von Cadek, Sektionschef im Kriegsministerium Ladislaus Jarzebecki, der Generalstabschef des Militärkommandos Oberst im Generalstab v. Vorner, weiter Sektionschef Graf Wickenburg, Gesandter Freiherr v. Rhemen und Gesandter Freiherr v. Flotow vom Auswärtigen Amt, die Sektionschefs Dr. von Globocnik, Dr. Ritter v. Wagner-Jauregg, Edler v. Hampe, Graf Chorinsky, Reissig, Adolf Müller und Dr. v. Pranter, Polizeipräsident Freiherr von Gorup, der Präsident der „Concordia" Dr. Ehrlich, der bulgarische Generalkonsul Stiaßny, Hofschauspieler Reimers, Schriftsteller Siegfried Löwy, die Mitglieder des bulgarischen Nationaltheaters, die gegenwärtig in Wien weilen, unter Führung des Oberregisseurs Ognianow und viele andre, dann der bulgarische Gesandte Herr Toschew und Mme. Toschew, der erste Sekretär der Gesandtschaft Dr. Theodor Stoyanow und Mme. Stoyanow, Legationssekretär Milko M. Georgiew und andre. Um 11 Uhr fand sich der Kardinal-Fürsterzbischof von Wien Dr. Piffl mit seinem Zeremoniär Monsignore Josef Wagner im Gotteshause ein. Er wurde vom Pfarrer Pfob empfangen und zum Hochaltar geleitet, wo der Kardinal das Hochamt mit Tedeum abhielt.

Fremdenblatt
31.IV.1916

140

Der Namenstag des Königs der Bulgaren.

Auf Veranlassung des bulgarischen Gesandten am Wiener Hofe Herrn André Toscheff wurde gestern aus Anlaß des Namenstages des Zaren Ferdinand der Bulgaren in der Karlskirche ein feierliches Tedeum abgehalten, das einen ungemein erhebenden Verlauf nahm. Es hatten sich zur Feier des Tages eingefunden: Minister des Aeußern Baron Burián, Gemeinsamer Finanzminister Doktor v. Koerber, Ministerpräsident Graf Stürgkh, Botschafter a. D. Franz Prinz zu Liechtenstein, der deutsche Botschafter v. Tschirschky mit dem zur Botschaft kommandierten Leutnant Prinzen Heinrich XXXIX. zu Reuß j. L., die Minister Generaloberst Freiherr v. Georgi, Prinz Konrad Hohenlohe, Dr. Ritter v. Hochenburger, Dr. Ritter v. Hussarek, Dr. Ritter v. Morawski und Dr. v. Spitzmüller, der Statthalter Dr. Freiherr v. Bleyleben, der Präsident des Gemeinsamen Obersten Rechnungshofes Dr. Freiherr von Plener, in Vertretung des Hofstaates des Kaisers Oberzeremonienmeister Graf Choloniewski, die Minister a. D. Dr. Freiherr v. Engel und Gouverneur des Postsparkassenamtes Dr. Freiherr v. Schuster, der Erste Präsident des Obersten Rechnungshofes Dr. Freiherr v. Beck mit dem Zweiten Präsidenten Geheimen Rat Dr. Schulz, Bürgermeister Dr. Weiskirchner, der chinesische Gesandte Shen-Soeu Ling, der türkische Botschaftsrat Récahd Blacque Bey, der sächsische Geschäftsträger Freiherr v. Beschwitz, der herzoglich Koburgsche Kammervorsteher Freiherr v. Jungenfeld, Militärkommandant G. d. J. Freiherr v. Kirchbach, FML. Melion, GM. Schönauer, GM. Ritter v. Cadek, Sektionschef im Kriegsministerium Ladislaus Jarzebecki, der Generalstabschef des Militärkommandos Oberst im Generalstabe v. Vorner in Begleitung des Majors Metzner sowie Vertreter des Militär- und Platzkommandos; weiters: Sektionschef Graf Wickenburg, Gesandter Freiherr von Rhemen und Gesandter Freiherr v. Flotow vom Auswärtigen Amte, die Sektionschefs Dr. v. Globocnik, Doktor Ritter v. Wagner-Jauregg, Edler v. Hampe, Graf Chorinsky, Ressig, Adolf Müller und Dr. v. Pranter, Polizeipräsident Freiherr v. Gorup, Sektionschef a. D. Dr. v. Keller, die Ministerialräte v. Ehrhart, Dr. Munk, v. Luxardo und Dr. Kretschmar, die Hofräte Graf Zedtwitz und Graf Lamezan, Hofwirtschaftsdirektor Hofrat v. Prileszky, die Hofräte Edmund Gayer und Windt, Regierungsrat Leopold Schmidt, der Präsident des Journalisten- und Schriftstellervereines „Concordia" Dr. Sigmund Ehrlich, der bulgarische Generalkonsul Stiassny, Hofschauspieler Reimers, die Mitglieder des bulgarischen Nationaltheaters, die gegenwärtig in Wien weilen, unter Führung des Oberregisseurs Ognianoff und viele andere, dann der bulgarische Gesandte Toscheff und Gemahlin, der Erste Sekretär der Gesandtschaft Dr. Theodor Stoyanoff und Mme. Stoyanoff, Legationssekretär Milko M. Georgiew u. a. Um 11 Uhr fand sich der Kardinal Fürsterzbischof Dr. Piffl ein und wurde vom Pfarrer Pfob empfangen und nach der Begrüßung von ihm und der Geistlichkeit zum Hochaltar geleitet, wo der Kardinal das Hochamt mit Tedeum abhielt.

* * *

Zum ersten Male wurde in Wien ein Tedeum mit nationalem Charakter in einer katholischen Kirche abgehalten. Früher wurden ähnliche bulgarische Kirchenfeierlichkeiten in Wien in der russischen Botschaftskirche begangen. Aber schon seit 1913 — nach dem Bukarester Vertrage — unterließen die hier weilenden Bulgaren es überhaupt, in die russische Kirche zu gehen (die Bulgaren haben noch keine eigene Kirche in Wien), wo sie früher an jedem Sonn- und Feiertag sich zahlreich zur Andacht eingefunden hatten. Nach dem Bukarester Vertrage jedoch wurde der Glaube der Bulgaren an Rußland gänzlich erschüttert, ja, es fehlte in der bulgarischen Presse nicht an Stimmen, welche gegen eine politisch-religiöse Gemeinschaft mit Rußland demonstrierten, denn die Bulgaren erkannten mit Empörung, daß nicht nur das russische „Slawentum" erheuchelt war, sondern auch die „Orthodoxie" selbst in Rußland nichts anderes war, als ein Mittel zu den Zwecken der unslawischen und unorthodoxen Politik Iswolskys und Sasonows. Aus diesem Grunde und, nachdem die Bulgaren in die griechische Kirche schon deshalb nicht gehen konnten, weil sie doch von dem griechischen Patriarchate im Jahre 1872 als Schismatiker erklärt wurden, war es den in Wien weilenden Bulgaren nicht möglich, in einer orthodoxen Kirche ihre Andacht zu verrichten. Die Kirche war mit den nationalen Gefühlen der Bulgaren stets auf das innigste verwachsen und unter allen orthodoxen Religionsgemeinschaften der Erde betonte die bulgarische Kirche immer ihre Selbständigkeit. Die bulgarische Kolonie in Wien nahm daher auch keinen Anstand daran, ein nationales Kirchenfest in einer katholischen Kirche zu begehen, und das umsomehr, als die Wiener kirchlichen und staatlichen [illegible]

und freundliche Grüße mit ge-
wohnt liebenswürdigen Gastfreund-
schaft dieser Notizen mit-
[illegible]

Österr. Volkszeitung
1./VI. 1916

141

* **Begegnung.** Eine Szene in der Rotenturmstraße. Zur Zeit des lebhaftesten Verkehrs taucht inmitten der eiligen Passanten ein Soldat in fremdländischer Uniform auf, der im militärisch gleichmäßigen Schritt seines Weges geht. Der und jener Zivilist wendet rasch nach dem Manne, einer hünenhaften Gestalt mit vollem tiefbraun gebranntem Gesicht, den Kopf, und auch die Soldaten, die dem fremden Kameraden die Ehrenbezeigung leisten, betrachten ihn einen Augenblick mit einiger Verwunderung. Man hat sich zwar während des Krieges in Wien an mancherlei Uniformen gewöhnt und sogar vereinzelte marode russische Kriegsgefangene, die von einem Landsturmmann etwa ins Spital geführt wurden, in den Straßen gesehen, doch mit der Uniform des Mannes, der eine, nach russischer Art geformte Tellermütze auf dem Kopfe und einen mächtigen Pallasch mit langer, herabbaumelnder Quaste an der Seite trägt, wissen viele Soldaten und Zivilisten nichts Rechtes anzufangen. Und so sind sie dankbar, als ein Unteroffizier, der schon „unten" im Südosten war, erklärt, der Fremde sei ein bulgarischer Kavallerieunteroffizier, der sich offenbar zu kurzem Urlaub hier befinde. Der Erklärende macht die Hörer noch auf die ovale Kokarde an der Kappe des Bulgaren aufmerksam und rühmt die Vorzüge der bräunlich-grünen Farbe der Uniform, die sich dem Gelände besonders gut anpasse, als vom Stephansplatz her eine kleine Gruppe deutscher Soldaten des Weges kommt. Auch sie sind natürlich auf der Durchreise und benützen die Pause von einem Zug zum anderen, um „sich mal Wien 'n bischen anzusehen". Der leichte Schlenderschritt verwandelt sich plötzlich, da sie den bulgarischen Kameraden erblicken, in ein strammes Marschtempo, und über die Gesichter fliegt ein freundliches Lächeln, als der Bulgare lachend mit einer Handbewegung auf die militärische Gruppe hinweist, die sich infolge einer kleinen Verkehrsstockung gebildet hat: Oesterreichisch-ungarische und deutsche Soldaten haben den Bulgaren umringt, verständigen sich mit ihm, da er vorzüglich deutsch spricht, und die Zivilisten schauen interessiert auf das eigenartige Straßenbild, das einmal in Wien zu sehen vor zwei Jahren wohl kaum jemand erwartet hätte ... „Der reine Dreibund," meint lächelnd ein Herr, auf die Gruppe der feldgrau, graugrün und khakifarben uniformierten Krieger deutend. Der „Dreibund", der sich da so unvermittelt gebildet hat, schwenkt aber bald, von einem kundigen Wiener Kameraden geleitet, in eine Seitengasse ab, die ein Bierhaus von lokalhistorischeer Bedeutung beherbergt. Und man darf getroß drauf wetten: Der Herr Wirt wird, sobald solche Gäste erscheinen, den abweisenden Zettel „Bierausschank erst um 6 Uhr abends" aus dem Fenster nehmen und zu Ehren des „Dreibundes" ein frisches Faß anschlagen lassen ...

Österr. Volkszeitung
1./VI. 1916

142

Klapp-Klapp.

Die Stimme der Holzsohlen.

Im Zwielicht, das jetzt zwischen neun und zehn Uhr Sommerzeit abends gegen die anberaumte späte Stunde Einspruch erhebt, ist sie mir in Wien zum erstenmal erklungen, die Stimme der Holzsohlen. Es war in einer damals leeren Straße, jenseits des Gürtels, wo jetzt den vom Tagwerk Heimkehrenden mit dem Hauch blühender Linden und Rosen eine Anwandlung idyllischer Ländlichkeit sanft und erfrischend umfängt. Da knallte vom oberen Ende der ansteigenden Straße, unter dem Dämmer der Baumreihen, mit denen sie bepflanzt ist, helles rhythmisches Geklapper heran, ein Laut, der bisher hier fremd war. Ein nettes Mäderl von ungefähr zehn Jahren kam herabgelaufen und klappte lustig darauf los, mit sichtlichem Vergnügen an der einfachen Musik, die es mit den Schuhen hervorbringen konnte. Das Kind schleuderte im Traben die Füße kräftig und im Takt aus und tat auf diese Weise sich selbst sowie allen, die es hören wollten, kund: „Gelt, was ich kann, klapp-klapp, klapp-klapp, ich habe Holzschuhe an!"

An demselben Tage hatte mir mein ehrsamer Schuhmacher, der noch von den Alten ist, und patriarchalisch in seinem geduldig erworbenen Vorstadthäusl sitzt, schaudernd eröffnet: „Schuhsohlen kost' jetzt zwölf Kronen." Ich mußte es nun an der eigenen Geldbörse verspüren, was bisher nur aus dunklen Gerüchten zu mir gedrungen war. Mein braver Schuster arbeitet nämlich so dauerhaft, daß ich seit mindestens einem Jahr keine neuen Sohlen gebraucht hatte.

Jetzt, als mir das lustige Geklapper der Holzsohlen zum erstenmal in einer Wiener Straße ans Gehör schlug, machte es mir Freude, zu sehen, daß ein kleines Wiener Mädel an dieser Lösung der für viele Eltern bitteren Frage seinen Spaß gefunden hatte. Und ich mußte daran denken, wie selbstverständlich in anderen Ländern diese Art der Beschuhung nicht nur für Kinder, sondern auch für Erwachsene von alters her in Gebrauch ist, ohne daß es dazu erst zwei Jahre Krieg gebraucht hätte, und ohne daß man dort — in Norddeutschland, Holland, Frankreich — Holzschuhe erst als äußersten Notbehelf, ja vielleicht sogar als demütigendes Zeichen von Armut empfinden würde, wie in unserem wohllebigen, anspruchsvollen Wien. Eine Erinnerung an einen freundlichen Sommertag an der Ostsee kam mir in den Sinn. Das war in Wolgast, einer kleinen, alten Stadt an der Peene, etwa zwei Stunden landeinwärts vom Seebad Zinowitz. Die pommersche Stadt und Landschaft lagen da wie ein Bild eines altholländischen Malers. Windmühlen im weiten Gesichtskreis der Ebene, dunkle Segelschiffe auf dem breiten, stillen Fluß ruhevoll einherziehend, die Maste anderer im Flußhafen zusammengedrängt, wo stattliche Industriebauten aufragten.

In der Stadt selbst war sonniger Mittagsfriede. Ich trat eben aus dem Kirchhofe, wo ehrenfeste Inschriften auf eisernen, schön geschmiedeten Kreuzen mir vom Leben der dort ruhenden Bewohner erzählt hatten, durch ein mit blühenden Schlingrosen überranktes Mauerpförtchen wieder auf die Straße hinaus. Unterdessen war die Zeit zur Schule gekommen, und in den Gassen und Gäßchen wurde es laut von hurtigem Geklapper. Die Ortskinder liefen mit ihren Büchern zum Unterricht, weißblond, blauäugig, gebräunt, kräftig und munter — und in Holzschuhen. Ihre lebhaften hellen Stimmen und das klapp — klapp ihrer Holzsohlen waren die einzigen Geräusche. Die Wiener Badegäste aus Zinnowitz ahnten damals nicht, daß es nach wenigen Jahren bei ihnen zu Haus ähnlich vom Pflaster widerhallen werde; sie nahmen solche Holzschuhe nur als originelle Blumenbehälter heim, wie sie in den Basaren der Badeorte als Fremdenartikel feilgeboten wurden.

Bei uns ist es jetzt eine fremdartige Neuigkeit, daß Kinder auch auf Holzsohlen laufen und gedeihen können. Das mag aber auch als einer der vielen Hinweise gelten, die uns der Krieg gegeben hat und die uns später im Frieden zugute kommen sollen. Von allen Seiten werden wir jetzt daran gemahnt, daß unsere Lebensführung auf ein viel zu anspruchsvolles Mindestmaß gestellt ist, und daß es auch anders geht, ohne daß man dadurch Entbehrungen leiden müßte. Mir eröffnete das Klapp-Klapp des lustig auf Holzsohlen laufenden Wiener Kindes den Ausblick in eine Zeit nach dem Kriege, in der viele Menschen gelernt haben werden, sich mit weniger zu bescheiden, ohne es als Not empfinden zu müssen, so wie die wohlhäbige, betriebsame pommersche Stadt schon lange ihre Kinder in Holzschuhen zur Schule gehen ließ, obwohl sie gar nicht erst durch die Ledernot eines Weltkrieges dazu gezwungen wurde. —ik.

Reichspost
4./VI. 1916

Gemütlichkeit.

Ein Wiener Straßenbild.

Die reichbelebte, sonnendurchflutete Kärntnerstraße — viele Frauen von frischester, süßester Jugend, bis weit hinauf zum besten Alter, das lang nicht mehr das allerbeste ist, einige schön, alle hübsch, die meisten reizend. — Aeltere und ganz junge Herren, jetzt zu ungeahnter Geltung gelangt, kaum hie und da ein vereinzeltes Gigerl, in dieser Zeit noch unleidiger als sonst. — Pulsierendes Leben — die große, elegante Verkehrsstraße der großen Stadt.

Die herrlichen Siegesnachrichten vom südlichen Kriegsschauplatz werden in gehobener, freudiger Stimmung besprochen, man kritisiert die Vorübergehenden, die Reden Wilsons und Greys, das bulgarische Gastspiel in Wien, die Seeschlacht im Skagerrak, die verschiedenen ausgestellten praktischen und die viel schöneren unnützen Dinge in den Auslagen.

Da, mitten drin ein funkelnagelneu eingerichtetes Geschäft — an der Türe prangen, weithin sichtbar die englischen Namen der englischen Besitzer; in den Schaufenstern, geschmackvoll aufgebaut, nur ausländische Waren, englischen, französischen, auch holländischen und amerikanischen Ursprungs; alles in Originalverpackung, um nur keinen Zweifel an der Echtheit aufkommen zu lassen!

Ob wohl in Paris oder London in irgend einer Straße irgend ein Geschäftsmann den Mut fände, deutsche oder österreichische Waren auszustellen und anzupreisen! Wenn sie heute unsere Wiener Lederwaren, böhmisches Glas usw. verkaufen wollen, werden sie sich wohl hüten müssen, ihrem Publikum die Herkunft der Dinge zu verraten — ist es denn wirklich möglich, daß man bei uns nach wie vor damit die Käufer anlockt?

Es ist noch nicht lange her, daß alle fremdsprachigen Aufschriften sorgfältig entfernt oder überklebt wurden. — Jetzt hängt ein zerrissener Fetzen Papier lose über dem Eingang zu den „Chambres séparées", der „English tailor", der die gutsitzenden Wiener Jackenkleider macht, die nirgends, auch in England nicht so beliebt sind wie bei uns, macht sich auf den Schildern wieder breit, die „Robes & Modes" und die „Fournisseurs de la Cour" kommen wieder zu Ehren.

Weit entfernt Uebertreibungen, die anfangs in der ersten Erregung stattfanden, das Wort reden zu wollen, muß man doch sagen, daß diese doch weit begreiflicher und jedenfalls unendlich sympathischer waren, als jetzt die unfaßbare Duldsamkeit unseres Publikums. Auch die Gemütlichkeit muß ihre Grenzen haben.

Was muß denn noch kommen, um unsere indolente Gutmütigkeit zu beenden wenn es nicht einmal dem Weltkrieg gelingt!

G. Retl.

Im Stammbeisl.

„Leopold!“ rief Oberberger mit dröhnender Stimme und dienstbereit eilte der Ober, die Seele des Beisls, herbei, um die Wünsche des geschätzten Stammgastes zu hören und entgegenzunehmen. Und nachdem er sein „Was befehl'n der Herr von Oberberger? Was wird angenehm sein?“ gestammelt hatte, erwiderte der Gast: „Angenehm wär' m'r nur ans: Daß der Kriag endli amol gar werd'n wollt'; aber weil i waß, daß Sie dös net richten könna, Leopold, so red' i weiter nix davon. Aber befehl'n tuar i, daß s' ma a wengerl was zum Essen bringen. Daß uns die Herr'n Engländer aushungern woll'n, dös waß i scho, dös is a alte G'schicht, aber daß ihner Prinzipal mit seine Stammgäst' a so was Aehnlich's vorhat, dös is ma neuch. Dös Gulasch heut', dös war a Tropf'n auf an haßen Stan und i hab no an Mordstrumm Hunger. Was habt's denn? No a Gulasch? Na, mei liaber Freund, dös können s' eahna g'halten. Frankfurter mit Saft? Is a net mei Gusto. Emmentaler? Dös is a Red'! Guat is 's, bringen S' ma an, aber Sie, Leopold, das sag' i Eahna, wann S' ma so an — Dingsda — so an „Guat'n Tag“-Kas oder wia er haßt, dazuamogeln, nachher jauk' i Eahna. I will an Emmentaler und sonst nix; als Zuasatz nix ander's als wia a Salz und an Pfeffer und a Hausbrot.“

Stichler fiel ein: „I bin nur neugieri, was no all's kommen wird! Zum Mehl kriagst an Kukuruz, zum Emmentaler an Goudok-Kas und wann 's nächstens amol haßt, daß a jeder, der a Krüg'l Pils b'stellt, a Himbeerkracherl dazuasaufen muaß, tät' 's mi a net wundern. Es is scho wirkli 's Höhere!“

„'s Höhere, dös kann sein,“ ließ sich Spannagl vernehmen, „aber 's Höchste san und bleib'n halt do all'wal die Fleischpreis'. Jetzt 'n hör' i und les' i scho seit a paar Tag', daß mehr als gnua Viecher do san — die Zwabeinigen no gar net mitg'rechn't. Ochsen, daß 's a Freud' is, Säu zum Schweindlfüttern und Kalberln, daß an 's Herz im Leib lacht. Aber wannst zum Fleischhacker kummst, san d' Preis' wieder um a Stückerl auifkraxelt statt abi und von an Billigerwerd'n is ka Red' net. Jetzt frag' i an Menschen: „Wie is dös mögli und wie geht dös zua?“

Oberberger zuckte die Achseln: „Um dös aussi-z'tüfteln, muaß ans g'scheiter sein als mir alle Viere,“ sagte er; „aber laßt 's nur guat san, wann erscht die vereinfachte Speis'karten da is, nachher wird glei' all's besser werd'n. Was unser'n Beislwirten anlangt, so hat er die neuche Speiskarten scho längst eing'führt, denn von die zwanz'g Sachen, die d'rauftseh'n, san neunzehne g'strichen und die zwanzigste is a flleischlos's Gullasch, so wia i's heut' derlebt hab'. Es kummt nur d'rauf an, daß 's die ander'n a a so machen. Da hat si 's dann ausg'henderlt und ausg'rostbratelt und die Karbonadeln und 's Selch- und Schweinskarree werd's Euch a suachen müassen.“

Schwasser seufzte elegisch und machte einen tiefen Schluck aus seinem Glas.

„Was dös betrifft“, sagte er dann, „so muaß ma' schon sag'n: In dera Hinsicht haben 's die Franzosen besser.“

Alle sahen erstaunt auf. „Die Franzosen?“ „Wie denn dös?“ „Was soll denn dös haßen, wann i' bitten derf?“ scholl es durcheinander.

„I' man dös so,“ sagte Schwasser mit dem ernstesten Gesicht von der Welt; „wann die Franzosen scho' gar ka Carree mehr hab'n, ans bleibt eahna do' no' alleweil: Der Poin-Caré.

„Jetzt hörst ma aber auf,“ grollte Stichler, „alles, was recht is, Schwasser, und i bin a guater Kerl, der si alles Mögliche g'fall'n laßt, aber die G'spaß, die Du D'r seit einiger Zeit leist't, die san scho a bisserl z' arg . . .“

Schwasser ließ sich nicht beirren, sondern fuhr ungerührt und erbarmungslos fort: „Und wann ma 's betracht't, geht 's den Katzlmachern a besser als wia uns. Die Carbonadeln san dorten freili a rar, aber dafür kriag'n s' jeden liaben Tag zum Fruahstuck ihnere — Cardorna — deln mit Lügen garniert . . .!“

Spannagl hielt sich die Ohren zu. „Hör' auf, hör' auf!“ flehte er, „wenn ma Dir zuahört, kunnt ja der ruhigste Mensch d' Bockerlfras kriag'n. Jetzt'n war'n ma g'rad' so schön im Reden d'rinn, und Du hast 'n Oberberger ganz aus 'n Konzept bracht mit Deine dalkerten G'spaß. Von was hab'n ma denn g'red't? Von der fleischlosen Speis'-karten, richti. Und zum Ernährungsministerium sagst gar nix, Oberberger? Da möcht' i scho a bei Meinung hör'n.“

„Das Ernährungsministerium,“ ewiderte Oberberger, „dös hab' i, soweit 's mi betrifft, daham. Die Meinige is mei Ernährungsminister und unser Mad'l für all's, die Kathi, die alte Schrauben, die von der zwanz'gjährigen treuen Dienstmedaill'n nimmer mehr weit weg is, dös is unser Ernährungssektionsschef. Allen Respekt vor der Meinigen, in dera Hinsicht versteht s' ihr G'schäft. Die Frau hat einen Blick, meine Herr'n, einen Blick! Bis ins Beusch'l g'lengt s' damit aba und wenn si so a Selcher nur muckst und was von „Ausverkauft!“ oder „Nix mehr da!“ schwawelt, schaut eahm mei Alte nur an und — bumstich, host es net g'sehg'n, is der Filz und der Speck scho aussag'waxelt. Und beim Eierhändler macht sie 's akkrat a so! Ins G'sicht traut si kaner ihr was z' sag'n, aber daß sie 's hinter 'n Rucken 'n „Markthallenschreck“ oder so was ähnlich's haßen, dös möcht' i schwör'n. Wia i sog: I für mei Person brauch' kan Ernährungsminister, solang d' Meinige einkaufen geht.“

„Jeder hat aber ka solches Glück als wia Du,“ meinte Schwasser, „mir war dös neuche Ministerium scho recht, damit endli amol an' Urtnung wird. In Deutschland draußt hab'ns ja eh schon so was Aehnlich's, „Diktator“ nennen 's eahm dort, ihr'n Kuchelminister.

„I bin der Meinung“ meinte Oberberger, „wenn dös neuche Ministerium wirkli ins Leben tritt, dann sollt'n s' uns'rn Beislwirt a' a Ehrenstell'n drin reservier'n. So a Sparer und Rechenkünstler wia der is net so bald, aner. Aus nix macht der a Gulasch oder a zwa, wann 's ein muaß. An so an Tausendsassa kann s' Vaterland brauchen in so aner Zeit, sog' i alleweil . . .“ Er blickte auf die Uhr und unterbrach sich. „Spät is 's wieder word'n, meine Herren! I hab Euch ja derzählt von den Meinigen ihr'n Blick. Solche Blick hat 's allweil auf Lager und wann 's grad kan Selcher und kan Eierhändler bei der Hand hat, so schaut 's mi a so an, wann i z' spot hamkomm. Drum laß' i 's lieber gar net so weit komma und wünsch' den Herr'n in aller Geschwindigkeit a recht a guate Nacht. Zahl'n Leopold!“

Thomas Berger.

Österr. Volkszeitung
14/VI/1918

Neues Wiener Tagblatt
5./VI. 1916

145

Wehrschildfeier im Rathause.

Mit der gestern im Arkadenhofe des Rathauses abgehaltenen Wehrschildfeier erreichten die Wohlfahrtsveranstaltungen zugunsten der Kriegsfürsorgeaktion „Vindobona in Eisen" für Witwen und Waisen nach Wiener Landsturmmännern ihren Höhepunkt. Der Schauplatz des Festes mußte infolge des eingetretenen Regenwetters eine beträchtliche Einschränkung erfahren, die Feldmesse spielte sich im Kuppelbau des Erkers ab, die Festteilnehmer waren in den Laubengängen zu beiden Seiten des Erkers in dichten Massen angesammelt. Den Mittelpunkt der festlichen Dekoration bildete der Altar, in dessen unmittelbarer Nähe der Wehrschild, die Vindobona in Eisen als Kriegsgöttin, in frühgotischem Stil ausgeführt — ein Werk des Bildhauers Rewy —, aufgestellt war. Zu beiden Seiten des Wehrschildes waren die Fahnenträger des niederösterreichischen Landesschützenverbandes und des Wiener Schützenvereines, die Herren Pfister und Kaiser, postiert.

An der Wehrschildfeier nahmen teil: Obersthofmeisterin Fürstin Josefine Trauttmansdorff, Landesverteidigungsminister Freiherr v. Georgi, Minister a. D. Gouverneur Dr. Freiherr Schuster v. Bonnott, Präsident des österreichischen Militär-Witwen- und Waisenfonds Max Graf Wickenburg, in Vertretung des türkischen Botschafters Tewfik-Bei, Militärkommandant G. d. J. Freiherr Kirchbach auf Lauterbach, in Vertretung des Kriegsministers GM. von Wukelic, in Vertretung der Marinesektion des Kriegsministeriums Konteradmiral Baron Hauser, GM. Schönauer, Vizepräsident Abgeordneter Juckl, Vizebürgermeister Hoß, der Vizepräsident des österreichischen Militär-Witwen- und Waisenfonds Rittmeister Freiherr v. Springer, Generalstabschef Oberst von Voreser, vom Platzkommando Oberstleutnant Böh, vom Landwehr-Platzkommando Kommandant Oberst Hromatka und dessen Stellvertreter Oberstleutnant Fechner, Oberstleutnant Dworzak, Oberstleutnant Adler vom Ersatzbataillon des 64. Infanterieregiments, der Kommandant des Landsturmbezirkskommandos Major Withofner mit seinem Adjutanten Hauptmann Dworschak, Oberstleutnant Prokſch von der Infanterie-Kadettenschule, die Majore Berka des Ersatzbataillons des Infanterieregiments Nr. 76, Neon des Militärgeographischen Instituts, Schauer in Vertretung des Hoch- und Deutschmeister-Infanterieregiments Nr. 4 mit einer Offiziersabordnung dieses Regiments. Ferner waren erschienen: Kurator Moritz Faber, Schriftsteller Gelber, Fabrikantensgattin Anna Beran, Regierungsrat Polt, Stadtrat Wessely, die Gemeinderäte Komrowsky und Philp, Präsidialvorstand Magistratsrat Formanek, das Ehrenpräsidium der Kriegsfürsorgeaktion „Vindobona in Eisen" war vertreten durch Bundesoberschützenmeister Karl Fürsten Trauttmansdorff, das Bürgerkomitee durch die kaiserlichen Räte: Beschorner, und Gerstle, Hoflieferanten Rudolf Herzer, Bezirksvorsteher Stary, Cafetier Siller. Vom Oesterreichischen Schützenbund waren anwesend: Direktor Draxlmayr; vom Niederösterreichischen Landesschützenverband kaiserlicher Rat Weil und Landesschützenrat Loysch (Melk); vom Wiener Schützenverein die Schützenräte: Voglmayer, Demel, Kommerzialrat Waldstein, Wertheim, Luna.

Das Festprogramm wurde mit der „Ehre Gottes" vom Schubertbund und der Deutschmeisterkapelle eröffnet. Infulierter Probst Dr. Josef Mord zelebrierte sodann die Feldmesse. Während der heiligen Handlung trug der Schubertbund die Deutsche Messe weihevoll vor. Im Anschluß an die kirchliche Feier würdigte Probst Dr. Mord die Bedeutung der Wehrschildfeier. Im Namen des Niederösterreichischen Landesschützenverbandes sprach sodann Bundesoberschützenmeister-Stellvertreter kaiserlicher Rat Max Gerstle, der ausführte:

Der Wiener Schützenverein — als Mittelpunkt des österreichischen Schützenbundes — steht heute im Vordergrund einer erhebenden Feier, die neuerlich Zeugnis ablegt von den innigen Beziehungen zwischen unsrer Armee und unserm Schützentum, Beziehungen, die in diesem gewaltigsten aller Kriege sich fester und unlöslicher denn je gestaltet haben. Der Niederösterreichische Landesschützenverband hat sich in den Dienst eines schönen Kriegsfürsorgewerkes gestellt, das die Schaffung eines Unterstützungsfonds für Witwen und Waisen nach gefallenen Wiener Landsturmmännern bezweckt. Die heutige Wehrschildfeier soll die Erreichung dieses edlen Zweckes wirksamst fördern als Tribut des Dankes der Wiener für ihren braven Landsturm. Die unvergleichlichen Waffentaten unsres Armee bieten uns Bürgschaft für den endlichen entscheidenden Sieg. Diesen wollten wir heute erbitten, an dem Tage, an dem der lorbeerbekränzte Führer unser einzig braven Truppen, Armeeoberkommandant Erzherzog Friedrich, seinen sechzigsten Geburtstag feiert. Lassen Sie unser Gebet am Tage unsrer Wehrschildfeier, der ein Tag der Ehrung für unsern wackeren Wiener Landsturm, für unsre ruhmvolle Armee ist, ausklingen in den Herzenswunsch, daß unserm lieben Wien der Tag bald beschieden sein möge, an dem wir den erlauchten Feldmarschall an der Spitze der Armee jubelnd und jauchzend huldigen können. Das wird der schönste Festtag für Vindobona, für unser ganzes Vaterland sein!

Vizebürgermeister Hoß richtete hierauf eine Ansprache an die Versammlung, in der er sagte: Wer sollte nicht bereit sein, sein Schärflein beizutragen, wenn es gilt, den Witwen und Waisen nach Wiener Landsturmmännern zu helfen, wem sollte nicht das Herz höher schlagen bei dem Gedanken, daß es der Wiener Landsturm ist, dem heute der Dank hochansehnlicher Kreise der Wiener- und niederösterreichischen Bevölkerung gilt. Der Wiener Landsturm steht draußen im Felde, Männer in blühendstem Alter und auch solche, auf deren Haupt schon manches Haar ergraut ist. Was uns in der Heimat bekannt wurde, was uns in den offiziellen Mitteilungen und von Mund zu Mund überliefert wurde — alles spricht von dem Heldentum, von dem der Wiener Landsturm beseelt ist und das sich Tag für Tag in ergreifender Weise erneuert. Aber es ist noch ein andrer Grund vorhanden, aus welchem die Gemeinde Wien dem Ansuchen des Niederösterreichischen Landesschützenverbandes um Ueberlassung von Räumen des Rathauses zur heutigen Feier bereitwillig nachgekommen ist: es ist die Hochschätzung vor den satzungsmäßigen Zielen, die sich der Schützenverband gesetzt hat.

Nun wird „Vindobona in Eisen" gepanzert werden. Sie wird zunächst ein bleibendes Denkmal dafür sein, daß die Wiener dankbaren Herzens und jederzeit den Witwen und Waisen nach gefallenen Wiener Helden mit Rat und Tat zur Seite stehen wollen, aber auch ein bleibendes Zeichen dafür, daß der Wiener Landsturm in dem gewaltigen Ringen voll und ganz seine Pflicht erfüllt hat.

Während der Benagelung des Wehrschildes, die vom Fürsten Trauttmansdorff eröffnet wurde, trug der Schubertbund einige Chöre vor.

Nachmittags fand in der Volkshalle ein Volkskonzert statt, für das Kapellmeister Wacek ein auserlesenes Programm zusammengestellt hatte.

v. Hofer, Feldmarschalleutnant."

Oberste Heeresleitung."

Feuilleton.

Wiener Abendspaziergang.

Die Bank ist von altem, dicht belaubtem Geäst überhangen. Ein Zweig schaukelt sachte, wohl durch die Berührung eines Vogels. In diesem grünen Rondell, in das die Abenddämmerung rasch und unbemerkt eingetreten, wird es eine Stunde früher dunkel als drüben auf dem weißen Weg, über den die tiefstehende, vielleicht schon versunkene Sonne letztes Licht streut. Der Flieder beginnt aufdringlich zu duften, viel stärker als am Nachmittag, denn es ist völlig windstill geworden und die wundersüße Duftwolke bleibt über den Baum- und Buschkronen schweben. Leises Amselflöten hebt an und ist schon wieder zu Ende. Menschen gehen plaudernd vorüber, ihr Schritt hat den großen, schwarzen Vogel aufgescheucht. In unbestimmten Verfärbungen dringt die Musik der nahen Straße in den Park herein. Wenn man ein wenig die Augen schließt und den Kopf zurückneigt, da mag es zuweilen Momente geben, in welchen sich der Lärm der Großstadt, von Ferne, Dämmerung und Abendstille umschlossen, anhört wie Klavierspiel durch eine Flucht offener Zimmer. Das Klingeln und Rauschen der Elektrischen Bahn, Rufe, Wagenrattern und noch viele, viele unerklärliche Geräusche, aus welchen sich das Leben der Großstadt zusammensetzt, sie spiegeln sich in den seltsamsten Abstufungen im Ohre wieder. Leise Musik, die der Wind durch viele dunkle offene Zimmer zu mir trägt.

Aus dem stimmungsvollen Verschlafensein führt ein menschenleerer Weg auf die Straße hinaus. Das wolkenlose Firmament ist von einem seltsamen, unirdisch-blassen Grün erfüllt. Breit und verschwommen fallen die Schatten der Dinge über den blanken Kies. Eine kleine Wendung und vor mir liegt der Stadtparkteich. Seine Fläche spiegelt sich an den Ufern samtdunkel, um draußen in ein helles, lichtüberrieseltes Silber zu verfließen. Das schnatternde Völkchen dieses kleinen Märchenreiches ist schlafen gegangen. Fledermäuse schießen durch die Stille, ein Nachtfalter taumelt in launenhaftem Mäanderflug aus dem Schwertlilienbeet empor. Der Pfiff einer Lokomotive, der rasselnde Säbel eines vorübereilenden Soldaten stören für Augenblicke die schlafensmüde Idylle. Ein eng verschmiegtes Paar taucht aus der Dunkelheit, geht flüsternd vorüber. Sie trägt den kleinen Hut in der Hand. Ein goldblonder Strähn fällt ihr spielend in die Stirne. Zwei Herren in lautem Gespräche treten aus dem Seitenweg. Im Vorübergehen dringen einige Fragmente ihrer Unterhaltung herüber: „... Sommerzeit ... Man spürt's ... schon Viertel Zehn ..." Der Eine saugt gemächlich an seiner Zigarre und nickt mit dem Kopfe. ... „Ein herrlicher Abend. ..."

Zwischen zwei hohen, uralten Bäumen hängt ein strahlend weißer Viertelmond. Sterne blühen über den Himmel hin, unter ihnen ein phantastisch-großer, von besonders schreiender Helle. Das Auge bleibt an dem wundersamen Widerspiel zwischen der seidenen Bläße des Hintergrundes und dem dunklen Riesenpinsel eines Pappelbaumes haften. Ein eigenartiges Stilleben: Mond, Pappelbaum und die zu einer schwarzen Wand gewordenen Buschbestände. Weiße Denkmäler leuchten vorbei. Das liebe Gesicht Schuberts läßt sich vom Mond bescheinen, Bruckner sieht an der hingeschmiegten Schönheit seiner Sockelnymphe vorüber, bekannte Gesichter in Bronze und Stein, Gestalten, bald einfach-künstlerisch, bald dekorativ-posenhaft, tauchen auf und entschwinden.

Dreißig Schritte und ich stehe auf der Ringstraße. Mit Alleen alter Kastanienbäume, die in diesen Tagen rote und weiße Kerzenlichter angesteckt haben, einer Flucht greller Lampen, weißer Palastfassaden, läuft diese architektonisch vielleicht schönste Straße der Welt ihre gewaltigen Kurven um das innere Wien. Ein Auto saust über den weißen Asphalt. Wolken eklig-süßer Dämpfe ziehen seine Spur. Um die nächste Ecke und ich stehe in einer stillen, vornehmen Gasse, die in das alte Wien hineinführt. Die Weihburggasse ... Hohe, vier Stock hohe Häuserfronten aus theresianischer Zeit oder aus dem frühen 18. Jahrhundert rücken eng aneinander. Dafür werden die Tore breit und tief wie Kirchenportale. Durch einen Schwibbogen links, über einen schmalen Steig, und man ist im ältesten Wien. Kleine Fenster, unregelmäßig angebrachte Balkons, Nischen, Figuren, völlig unmotiviert irgendwohin geklebt, dann wieder ein reizender, wie aus Tragant geformter Erker, ein schmiedeisernes Hängeschild, Dinge aus einer Zeit, die schon lange tot ist. Denn die Menschen, denen die armseligen Blumenstöckchen auf den Fensterbrettern des alten Ballgäßchens gehören, sie haben mit diesem Milieu nichts mehr zu tun. Der Parfüm einer spielenden, fröhlichen Zeit, das heitere Lachen und Gesättigtsein des Biedermeiers haben sich in unbeachtete Abgeschlossenheit und modernde Kellerkühle verwandelt. Ein graues, altes Männchen sitzt vor seinem Gewölb und pfaucht aus seinem Pfeifchen. Ein Mädchen geht vorbei, zwei, drei Biergläser, ein schmales Päckchen, schon fett geworden, deuten auf ein frugales Abendessen. Irgendwo gibt es einen erregten Disput. Ich höre Kindergeschrei, heftige Worte, Türen, die ins Schloß fallen. Eine alte Uhr singt mit vergilbter Spieldosenstimme den Radetzky-Marsch. Durch ein offenes Fenster hängen vergilbte Vorhänge auf die Straße. Aus einem niederen Tor rauscht ein herausfordernd aufgedonnertes Frauenzimmer, fabelhaft hohe Stöckel klimpern über das Pflaster. Ein kleines Hütchen kokett über ein bläulich-weiß geschminktes, jung-verlebtes Gesicht gestülpt, schaukelt graziös vorüber, seidene Falten rauschen, eine Wolke Fliederduftes flattert auf, be-

sein ehrlicher Wille, dem Krieg ein Ende zu bereiten, wurde

Fremdenblatt 9. VII. 1918

Fremdenblatt
6./VI. 1916

* (**Der erste Tag der Tramwayteuerung.**) Er wird morgen voraussichtlich wieder das oft bewährte Schauspiel bieten: den Kampf der ebenso bewährten Wiener Gutmütigkeit gegen begründeten Aerger und beleidigten Gerechtigkeitssinn. Die Urheber jeder derartigen Maßnahme sind unsichtbar und unkörperlich. Sie massieren sich zur Behörde, zur Vertretung, zum Rat, halten das Gemeinwohl als Schutzschild gegen jeden Tadel vor und werfen heftig mit statistischen Tabellen um sich, aus denen arithmetisch wahrscheinlich auch eine zehnfacheErhöhung gerechtfertigt werden könnte. Der ingeniöse Kopf aber, der den Einfall eigentlich hatte, ist jedenfalls so klug, im Dunkeln zu bleiben. Der Zorn des so wenig um seine wirkliche Meinung in solchen Dingen befragten Publikums hat also nur ein Objekt, gegen das er sich richten kann, und das ist ein recht bedauernswertes und mit dem Substrat der Sache wenig in Zusammenhang stehendes Objekt. Es sind die Schaffner, seit neuestem die noch weniger gut bezahlten Schaffnerinnen. Und die schneidende Waffe, die die wieder einmal belastete „breite Masse" erheben und gebrauchen kann, ist der altehrwürdige Trinkgeldkreuzer. Gerade um diesen Trinkgeldkreuzer werden ja seit Jahren die Tramwaypreise erhöht, und immer aufs neue ringt das goldene Wiener Herz mit den frisch gefaßten Entschlüssen zu amerikanisierender Genauigkeit und bleibt stets Sieger. Es ist ein Tag, es sind zwei Tage, an denen manche unerbittlich bleiben . . . Aber der „Gaw'lier", der in jedem Wiener Schusterbuben steckt, kann es auf die Dauer nicht ertragen, das gewohnte vertraulich-devote „Danke sehr" nicht mehr zu hören. Spaß bei Seite, aber: der Trinkgeldkreuzer ist eine Wiener Lokalgewohnheit und eine der schönsten. Er bezeigt wie keine die Güte, die lässige Noblesse und die Achtung vor der Tradition der Freigebigkeit, die diesem Volkstemperament im Blut stecken. Und er soll eine Lokalgewohnheit bleiben. Trotz des Burgfriedens kann es als Tatsache ruhig ausgesprochen werden, daß es Gelegenheiten gibt, gegen einen Gemeindebeschluß zu protestieren. Solche Gelegenheiten sind aber höchstens die Gemeinderatswahlen. Keinesfalls soll eine arme, überhetzte und mit absolut keiner Maximalgage gesegnete Frau, wie es eine Schaffnerin unserer Straßenbahnen ist, um jenen Obolus gebracht werden, den sie als einen integrierenden und unerläßlichen Teil ihres Einkommens zu betrachten genötigt ist. Glücklicherweise ist der Wiener in Dingen des Gefühls konservativ genug, daß man nicht um das Trinkgeldresultat des morgigen Tages zu zittern braucht. Es wird höchstens vorübergehend eine kleine Ebbe aufweisen. Das morgige wird sich sicher schon der alten Kurve nähern, und bald wird sich das tramwayfahrende Wien völlig daran gewöhnt haben, daß eine „Sechzehn-Umsteig" eben nach hiesigen Sitten und Gebräuchen achtzehn Heller kostet.

Fremdenblatt
8./IV. 1916

149

* **(Der neue Tarif.)** Nun ja, man hat sich an Preissteigerungen schon gewöhnt. Und so war es für die Fahrgäste keine besondere Sensation, als man gestern von ihnen auf der Elektrischen für die Karten 16 und 22 Heller verlangte. Von diesen Steigerungen werden die gelegentlichen Frequentanten der Elektrischen wenig, ihre Stammgäste dagegen ziemlich schwer betroffen. Die Angestellten, die Arbeiter, die täglich viermal zu ihrem Beschäftigungsorte fahren müssen, buchen in der Schlußbilanz des Tages ein Defizit von 8 Hellern, müssen ausrechnen, welche Mehrbelastung aus dem neuen Tarife für sie in der Woche, im Monate, im Jahre resultiert, und finden schließlich, daß es ein teures Vergnügen oder ein notwendiges Uebel sei, in der vollgestopften Elektrischen transportiert zu werden. Eines ist die Fahrpreiserhöhung vorläufig noch außerdem: Ein ergiebiger Gesprächsstoff, der die Zeit vollkommen ausfüllt. Man hört tiefe philosophische Weisheiten: So, die Elektrische habens' jetzt auch erhöht, sie wird bald so teuer sein wie der Fiaker ... Bitte, Fräulein, eine 20 Kronen-Umsteig ... Ich hab' meine Brieftaschen zu Hause vergessen ..." Man sieht: Der Humor ist durch die neuen Tarife nicht gesteigert worden, was auch nicht sein Zweck war, und wer die 22 Heller-Karte als eine Fahrkarte erster Klasse bezeichnete, hat seine Befähigung als Witzbold gerade nicht erwiesen. Man kann auch nicht behaupten, daß solche Kommentare die Fahrt auf der Elektrischen jetzt kurzweilig würzen. Was sagt der Schaffner und das Fräulein Schaffnerin dazu? Nun, sie sind selbstverständlich von der neuen Tarifordnung nicht begeistert. Als ehernes Lohngesetz gilt: Je größere Preise, desto kleineres Trinkgeld. Aber es bleibt ihnen der schwache Trost, daß sie vielleicht gerade von dem 22 Heller-Satz profitieren. Nicht abgerundete Beträge sind trinkgeldfreundlich ...

Westungarischer Grenzbote 9./6. 1916 150

Wiener Brief.

—, 6. Juni 1916.

Wir haben für unsere ruhmreiche Offensive in Südtirol beflaggt, wir haben für die grandiose deutsch-englische Seeschlacht beflaggt und hoffen recht bald zu neuen Siegesfesten Veranlassung zu finden. Daß die Feinde den Frieden noch nicht wollen, daß sie ihre Hoffnungen auf unseren Zusammenbruch noch immer nicht aufgeben, das kann den ihrigen nur beschleunigen. Wien ist munter und guter Dinge. Alles geht im Geleise, die scheinbare Krisis, die sich nach Ostern in unserer Lebensmittelversorgung fühlbar machte, ist wieder behoben, die Klagen sind verstummt. Es ist ja eine durchaus begreifliche Erscheinung, daß es zu solchen Zeiten manchmal Stauungen und Stockungen gibt, daß Irrtümer begangen werden die wieder behoben werden müssen und daß auch den geplagten und mit Sorgen beschwerten Hausfrauen einmal die Geduld reißt. Das muß man hinnehmen. Es ist recht tapfer raisonniert worden in Wien, als es auf einmal keine Eier gab, weil die Schaffung einer an sich großartig gedachten, aber den momentanen Verkehr lähmenden Eierzentrale geplant war. Das Publikum besaß nicht die Geduld, die Entwicklung dieser Einrichtung abzuwarten, der öffentliche Unwille über die Stockung fegte sie hinweg. Man fand es unleidlich, ja unmöglich, daß es gerade im Frühling keine Eier geben sollte, wo täglich Millionen gelegt werden. Und die Freigabe des Kleinhandels wurde wieder durchgesetzt, obwohl die Regierung hinter dem Projekt stand und nicht etwa die Gemeinde Wien.

Die ganze Gemeindepolitik heißt jetzt übrigens: Approvisionierung. Es gibt nichts, das stärker wäre als dieses Wort, dieses Gesamtinteresse. Der Jahresvoranschlag pro 1916, der erst jetzt vorgelegt wurde, spricht in sechsstelligen Zahlen zu uns, die sehr beredt sind. Das städtische Lagerhaus steht im Mittelpunkt aller Sorgen, neue Speicher erheben sich, in denen ein unerhörter Getreideumsatz vor sich geht. Die Schüttkasten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts waren eine gar fürsorgliche Einrichtung! Wir haben sie mit Unrecht verachtet seit der Erfindung der modernen Verkehrsmittel und fast überall eingehen lassen. Dieser Weltkrieg hat alle Erfahrungen zuschanden gemacht und alle Vorteile des modernen Wirtschaftslebens aufgehoben. „Baut Speicher!“ heißt es jetzt. „Füllt sie für die Zeit der Not!“

Es ist ja gewiß, daß wir in normalen Zeiten solcher Fürsorgemittel heutzutage entbehren können, daß Notstände in einzelnen Teilen des Reiches beinahe undenkbar sind, aber dieser Krieg gibt uns unter vielen Lehren auch die, daß jedes große Gemeinwesen, das selber nichts produziert, einen eisernen Vorrat von Lebensmitteln immer zur Verfügung haben sollte. Seit den Franzosenzeiten hat der Magistrat von Wien nicht mit Getreide und Kartoffeln gehandelt, in diesem Weltkrieg aber kennt er kein wichtigeres Geschäft. Um mehr als ~~10~~ Millionen hat er Getreide und Kartoffeln umgesetzt im letzten Jahr und jetzt gibt er täglich 350 Waggons Getreide ab! Freilich stehen wir vor der Ernte, aber was täte eine Weltstadt bis dahin, ohne ihre gefüllten Riesenspeicher? Und bis zu welcher Höhe wären die Preise wohl getrieben worden ohne die staatliche und kommunale Fürsorge alten Stils, zu der wir wieder zurückgekehrt sind? Das ist nämlich das Wunderliche an diesem sogenannten Staatssozialismus, daß er eigentlich das Alte ist, daß er in vielen Zweigen die Rückkehr zur Urväterwirtschaft fordert.

Der neue Jahresvoranschlag der Stadt Wien weist vorläufig ein empfindliches Defizit aus. Das Gleichgewicht ist gestört worden durch den Krieg und darüber wird sich niemand wundern dürfen. Enorm war der Aufwand für die Flüchtlinge; die Bequartierungsauslagen für das Militär aber betrugen allein über 10 Millionen, von denen kaum die Hälfte durch das Aerar vergütet werden. Auch wurde mit dem Lebensmittelumsatz kein Geschäft gemacht, es gab überall Verluste. Aber der Abgang von 17.1 Millionen läßt sich tragen bei einem Jahresvoranschlag von 250 Millionen. Er wird gedeckt werden durch die Ueberschüsse der großen Verkehrsanlagen der Stadt. Die Gaswerke, die elektrischen Anstalten, die Straßenbahnen werden wie immer große Ueberschüsse ausweisen. Trotzdem mußten die Fahrpreise der Straßenbahn um 20 Prozent erhöht werden im lokalen Verkehr, denn wer bürgt uns dafür, daß die Abgänge dieses Kriegsjahrs sich nicht wiederholen werden? Die normale Friedenswirtschaft wird noch einige Zeit auf sich warten lassen, eine Zweimillionenstadt aber muß gerüstet sein für alle Fälle.

Die Preise, die wir auch sonst für alles zahlen, sind horrend; die Waren, die man uns oft zumutet, vertragen keine Kritik. Was jetzt an unehrlichem und schwindelhaftem Handel gewagt, was jetzt mit Schund verdient und mit Lebensmittelfälschungen ergaunert wird, übersteigt alle Begriffe. Aber die Zeit der Abrechnung dürfte ja wieder kommen. Auch arbeiten unsere Gerichte ganz tapfer an der Reinigung der Atmosphäre. Gerade heute liest man wieder, daß ein Wirt, dem es beliebte, 35 Heller für ein Seitel Pils zu verlangen, zum Verlust der Konzession, der Beschlagnahme seiner Biervorräte und zu einer Freiheits- und Geldstrafe verdonnert wurde. Und das ist nur ein Urteil von Hunderten, die ihm gleichen. Die ganz großen Ganefs sind nicht so leicht zu erwischen wie die kleinen, aber ab und zu wird ja doch einer von ihnen gefaßt.

Sonst geht in Wien wenig vor. Die Kriegsfürsorgewerke nehmen im gesellschaftlichen Leben der Stadt nach wie vor die erste Stelle ein, die Politik ist vollständig eingeschläfert und von manchem, das hinter den Kulissen vorgeht, soll man gar nicht reden. Dafür ist Zeit nach dem Kriege. So mancher Schädling unseres öffentlichen Lebens wird nicht mehr zurückkehren in die parlamentarische Arena, das ist schon heute gewiß. Die Luft wird reiner sein . . . .

Fremdenblatt
11./VI. 1916

153

Im Zeitalter der Surrogate.

Die Frau im Hause — auf Sommerfrische, auf Spaziergängen im zweiten Kriegsjahre.

„Ersatz" — dieses Wort ist heutzutage sozusagen ein Programm geworden. Man sucht sich mit allen möglichen Ersatzmitteln das Leben neu einzurichten, und es ist ganz merkwürdig, wie rasch man jahrelange Gewohnheiten, jahrelang eingebürgerte Luxusbedürfnisse mit Leichtigkeit ohne Bedauern über Bord warf. Ja, wie angenehm und bequem sind doch diese Surrogate oft und wie willkommen vielen, die in dem Lebenstrubel einfach nicht mehr mittun konnten, aus Gewöhnung aber sich bisher nicht losrissen! Und nicht nur solchen Leuten, die im Luxusgetriebe untergegangen wären, falls die Surrogatausrede nicht gekommen wäre, brachte die Ersatzzeit Vorteile, vor allem ist sie den vielen Fleischessern, die ja doch einmal, ihres Rheumatismus wegen, der sich unweigerlich nach einer Zeit einstellt, daran hätten glauben müssen, in Gesundheitsbeziehung entgegengekommen.

Bei den Mahlzeiten also vor allem fangen die Ersatzmittel an. Hausfrau zu sein, wenn man es ernst nahm, war ja immer ein schweres Dasein, aber niemals gab es mehr harte Nüsse aufzuknacken als jetzt in dieser angenehmen Beschäftigung! Die Hausfrauen, die das wirtschaftliche Durchhalten bewerkstelligen müssen, sind ganz unglaublich raffiniert geworden, was die Zusammenstellung des Speisezettels anbelangt; sie haben Erfindungen auf diesem Gebiete gemacht, die einfach großartig sind; was ist es für Kunst, gut zu kochen, wenn man alles dazu hat. Das Kochen wird erst zur Kunst, wenn man, wie heute, mit lauter Ersatzmitteln eine brauchbare Speisenfolge herzurichten in der Lage ist. Wer hätte gedacht, daß die eingefleischtesten Rindfleischesser sich durch die Kunst der Hausfrau mit Gemüseschnitzel, mit Erdäpfelspeisen und klug und schmackhaft bereiteten Flammerien aufs beste abfinden werden!

Vormittags — eine Zeit, in der man früher Spaziergänge mit besonderer Vorliebe „Shopping" nannte und glaubte, daß es zum guten Ton gehöre, überflüssiges Geld in vornehme Luxusgeschäfte hinzutragen und, wie gesagt, diese Wege schon der Freundinnen wegen einfach nur mit „Shopping" bezeichnen durfte — hätte man wohl jede Dame für steinhofreif erklärt, die diese dem „Mondainen" vorbehaltene Zeit auf Märkten zugebracht hätte, um nach den Fleisch-, Eier- und Gemüsepreisen zu „schau'n"! Heute ist es für jede Frau, sei sie nun reich oder arm, unbedingt notwendig, genau über die jeweiligen Marktpreise informiert zu sein: es gehört einmal zum jetzigen Leben, und wenn diese Frauen nichts anderes gelernt haben, als praktisch zu denken und die Hauswirtschaft nicht nur als lästigen Ballast zu empfinden, ist das schon immerhin etwas.

Bei Tisch also fängt die Bescheidenheit schon an — die Surrogate sind da selbstverständlich und mit außerordentlichem Geschick vorbereitet — man ist bescheidener geworden, was für das künftige Leben vorteilhaft sein wird.

Im Leben bürgerten sich die Surrogate ebenfalls vollends ein. Anstatt großer Reisen, begnügt man sich nun mit Freuden mit Hütteldorf und Pötzleinsdorf, man lernt die Annehmlichkeit kennen, die ein Aufenthalt ohne lange Reise, ohne Rohrplattenkoffer und Aerger bietet. Und ist man in der Stadt geblieben, so lernt man z. B. u. a. plötzlich die Vorteile eines Wiener Einspänners kennen, den man früher nur aus ihn verachtenden Witzworten kannte. Jetzt ist man sehr froh und glücklich, wenn er einen aufnimmt und gibt nicht mehr das Dach hinauf, daß man nur ja nicht gesehen wird, jetzt läßt man sich sogar sehr gerne sehen, denn es ist immerhin ein Beweis von guter finanzieller Fundierung, heute, bei hellem Sonnenschein, mit der Nachttaxe und 50prozentigem Aufschlag fahren zu können.

Und dann die Elektrische, die ist eine ganz umgängliche Angelegenheit geworden. Sie fährt ja mitten in den Prater hinein, und man ist draufgekommen, daß der Praterwald ebenso schön ist wie ein anderer Wald, auch hier blühen Sträucher und entfalten sich Knospen, die von der Sonne liebkost und umschmeichelt werden, auch hier gibt es zarte Blüten, die ihre süßen Düfte spenden und lustiges Gezwitscher kecker Spatzen. Nur eines fehlt, wenn man z. B. in die Krieau geht — auch ein reizender Ersatz für so manche Esplanade — die „Fenstertischhyänen", die bereits um 3 Uhr nachmittags schon alle Ecktische und die der ersten Reihe besetzt hielten und das kritischeste Korsopublikum bildeten. Sie saßen da mit erhobenen Lorgnons und unerbittlichen Mienen. Die sind Gott sei Dank fort, denn auch „ihr" Publikum fehlt und die Beredungsmöglichkeiten. Z. B. gleich die schöne Baronin mit der Toilettenpracht, die hat jetzt ihr eigenes Spital und gibt keinen Anlaß zum Beneiden und Bewundern, oder die schlanke Gräfin mit ihren zwei Töchtern, die Gräfin-Mutter ist in einer Nähstube, die eine Komtesse „Schwester Klementine" geworden, die Diplomaten haben nun ganz andere Dinge zu tun, wie sich einen Spaziergang in die Krieau zu gönnen, die dort als besondere Lieblinge geltenden Schauspieler sind fast alle eingerückt, der fünfhundert Mal in der Folge aufgeführte Komponist konzertiert in Lille, die kleine Soubrette pflegt arme Kinder, kurz, es gibt auf dem herrlichen Surrogatplatz gar kein interessantes Zwischenspiel, das die Tischhyänen reizen würde, man ist endlich nur zum Ausruhen und Erholen dort unten, und unbehelligt von den Ecktischdamen. Die Surrogate der Wirtschaft, die Surrogate des Lebens, sie sind eine gute, brauchbare Lehre für die Zukunft — auch die Bescheidenheit hat ihre Annehmlichkeiten, sie hilft über so manches hinweg, das sich ja doch nicht ändern läßt, sie stärkt schwache Charaktere und macht zufrieden. Bescheiden sein — heißt nun klug sein! und welche Frau erringt diese Apostrophierung nicht gerne?...

Claire Patek.

Die Zeit
11./VI. 1916

154

Frühjahrskleider bei den Wiener Gartenfesten.

Sie haben einen ganz eigenen Reiz, die Wiener Frühjahrsfeste. Der Reiz unserer Stadt kommt vielleicht nirgends so voll und ganz zur Geltung, wie in ihren prachtvollen Gärten mit ihrer altväterlich anmutenden Umgebung. Denken wir uns nun die moderne, nervöse Frauenschönheit in der letztmodernen, altmodischen Kleidung unserer Tage, die uralten Alleen bevölkernd, auf den Rasenplätzen lustwandelnd, so entsteht ein wunderbar anmutiges Bild. Der Ton dieser Feste, die übrigens der Wohltätigkeit dienen, ist heuer auf Moll gestimmt. Keine laute Fröhlichkeit, kein sonst so gern gehörtes, silberhelles Lachen, matte, ruhige Farben, gemessene Bewegungen. Da es im Mai oft kühl gewesen ist, so erschien die Frauenwelt oft in unauffälligen hellen oder dunklen Jackenkleidern. Dunkelblau, Schwarz und Lila waren vorherrschend. Die Röcke mäßig weit, die Jacken halblang, anliegend und oft durch Soutachestickerei gedeckt. Die jugendlichen, frohen Gesichter unserer Backfische blühten uns aus reizenden Foulardkleidern entgegen. Weißgestreifter dunkelblauer, brauner oder grüner Foulard, dann auch ein etwas steiferer Taffet, der sich vortrefflich zur Herstellung der Biedermeierkleider eignet, waren am meisten vertreten. Bei einem dieser Parkfeste wagte sich sogar ein rosa-lila Taffetkleid mit einem sogenannten Haremsrock hervor. Dieser Stil wurde heuer in Frankfurt „kreiert“ ... Bei wärmerem Wetter erfreute man sich an dem Anblick der weißen Sommerkleider, die heuer ganz besonders reizend sind. Blühweißer, in weiß oder in zarten Farben bestickter Marquisette, duftiger Mull und mit einer farbig bedruckten Bordüre versehener Krepp sind in diesem Moment das Neueste. Auch weiße und färbige, zum Beispiel beige, rosa, blaue und gelbe Leinenkleider waren stark vertreten. Die Röcke weit und glockig geschnitten, kurz, mit aufgesetzten großen Taschen, die, wie der Gürtel, verschnürt waren. Es ist jetzt Mode, die Hände in die Taschen zu stecken, das sieht fesch und degagiert aus, ohne deshalb unfein zu wirken. Die Taschen ausgenommen, ist unsere Sommermode jedoch die weiblichste, die wir seit langem gesehen haben. Selbst die Kostümjacken sind blusig, das streng Schneidermäßige ist ganz ausgeschaltet. Kostüme wie Kleider werden meistens von Frauenhänden gearbeitet, was ihnen einen zierlichen Zug verleiht. Als Schmuck wird auffallend viel handgearbeitete Stickerei verwendet. Man sieht alle Arten nationaler Motive: ungarische und österreichische Hausindustrie, bulgarische, türkische und griechische Motive. Auch die schönen, hochmodernen Perlenbeutel sind Hausindustriearbeit. Sie zeigen entweder von Künstlerhand entworfene Blumenmuster oder allerlei in den vaterländischen Farben gehaltene Embleme, die mit den Jahren als interessante Kriegserinnerung an Wert nur gewinnen können.

Österr. Volkszeitung
11./VI. 1946

187

* **Großstadthendln.** Würde man es von vornherein für möglich halten, daß fünf Minuten von der Oper und ein paar Schritte vom Schwarzenbergplatz entfernt, sich mitten auf der Straße ein förmlicher Hühnerhof ausbreitet, der wie eine ländliche Idylle anmutet, die von ungefähr ins Großstadtgetriebe geriet? An die Karlskirche gelehnt, steht ein Jahrhunderte altes Gebäude, das in die vornehme Häusergesellschaft ringsum nicht mehr passen will. Die Mauern sind vom Sturm der Zeit arg mitgenommen, der Mörtel an vielen Stellen abgebröckelt und das Dach nicht mehr im besten Zustand. Dafür freut sich der Kenner lokaler Kunstwerke einer hübschen Heiligenstatue, die in eine Mauernische eingebaut ist, und drinnen in den ausgedehnten Höfen gibt es ein frohes Gewirr von Baum- und Buschwerk, in dessen Schatten alte Leute ihr Mittagsnickerchen halten und wilde Buben und Mädeln ihr Wesen treiben. Dicht nebenan steht ein zweites altes Haus, ein zweistöckiges, schmales und engbrüstiges Gebäude, das sich fast ängstlich und verschämt in eine Ecke schmiegt, obwohl es die Blicke der Vorübergehenden nicht zu scheuen braucht, denn seine Fassade zeigt Spuren einstiger Pracht. Ein vorgeschobener Zinspalast im Stil der Ringstraßenära bildet zu diesem Gebäude einen scharfen rechten Winkel, und dort haben im Schutze eines alten Baumes, der als Rest eines verschwundenen Gartens stehen geblieben zu sein scheint, Hühner ihren Wohnort aufgeschlagen. Es ist eine stattliche und zahlreiche Gesellschaft, die einem mittleren Hühnerhof auf dem Lande immerhin zur Ehre gereichen könnte, und die sich hier mitten auf der Straße ganz wunderlich und drollig ausnimmt. Die Tiere stolzieren, behaglich gackend, auf und nieder, und scheinen gar kein Gefühl dafür zu haben, daß sie doch wohl nicht recht hiehergehören und in diesem eleganten Stadtviertel ein bißchen „fehl am Ort" sind. Man täuscht sich aber, wenn man glaubt, sie verkriechen sich scheu und ängstlich in ihren Winkel; im Gegenteil, das muntere Federvolk ist Spaziergängen keineswegs abgeneigt, die das einemal zur Karlskirche und das anderemal bis zum Prunkbau der französischen Botschaft ausgedehnt werden. Mit den Passanten vertragen sie sich aufs beste, und auch ein vorüberrasendes Automobil ist nicht imstande, sie zur Beschleunigung ihrer Schritte zu veranlassen, denn die Tiere verfügen über den ruhigen Gleichmut des Philosophen und unterscheiden sich dadurch sehr wesentlich von ihren ländlichen Kameraden, die schon beim Anblick eines Bauern, der einen Schiebkarren vorüberführt, ihr Heil in schleuniger Flucht suchen. Ob die „Großstadthendln" ihren natürlichen Verpflichtungen nachkommen und Eier legen, konnte nicht ermittelt werden, ist jedoch anzunehmen; und so könnte in einer Zeit, da Eier rar sind, dieses Idyll immerhin den einen oder den anderen zur Nachahmung reizen und ihn veranlassen, die Eierversorgung in eigene Regie zu übernehmen.

Österr. Volkszeitung
11. IV. 1916

188

* **Friedensbild.** In einer Seitengasse eines Wiener Vorstadtbezirkes herrscht große Aufregung. Es ist ein schöner Juninachmittag, die Schwüle bringt einem zum Bewußtsein, daß der Sommer auch kalendermäßig immer näher rückt und die Kinder, die schulfrei sind, tummeln sich in den Gassen vor den Häusern umher. Da entsteht vor dem „Zwölferhaus" ein Auflauf. Von allen Seiten strömen Kinder und Frauen herbei und an den Fenstern der Nachbarhäuser tauchen neugierige Köpfe auf. Selbstverständlich fühlt man auch hier täglich und stündlich den Krieg, verfolgt mit Spannung die allgemeinen Berichte von den Kriegsschauplätzen und erwartet mit Sehnsucht die Feldpostkarten der Lieben, die draußen an der Front stehen. Augenblicklich aber scheint es, als sei der Krieg völlig vergessen, als lebte man so wie im tiefsten Frieden. Und aller Augen sind auf den Fiaker gerichtet, der blitzblank geputzt, bis zu den Laternen und den Scheuklappen der Pferde wie der Peitsche des Kutschers mit Blumen geschmückt, vor dem Zwölferhaus hält. Die Hausherrn-Mizzl, ein herziges blondes Ding mit mächtigen Zöpfen, wird zur Firmung geführt, und dieses Ereignis zieht für eine Weile die Aufmerksamkeit der Gasse auf sich. Man kennt den Hauseigentümer als einen vom guten, alten Schlag, einem, dem wirklich das Haus gehört und nicht nur, wie die Redensart lautet, „ein Fenster", der nicht alles übrige schuldig ist, und deshalb mit den Parteien im Einvernehmen lebt, auch wenn einmal nicht gerade am Zinstag das Geld auf den Tisch gelegt wird. Die Mädel aus der Gasse besuchen mit der Hausherrn-Mizzl eine Schule, sind mit ihr befreundet und so bringen sie ihrer Firmung freundschaftliche Teilnahme entgegen. Just als das Gezwitscher der Mädel vor dem Hause am lebhaftesten ist, tritt die Mizzl aus dem Hause, weiß gekleidet, das Haar gewellt, strahlend wie eine glückliche Braut; die Frau Patin, hübsch mollet, wie sich 's für eine Godl schickt, in festlicher schwarzer Seide hinterdrein. Die Mizzl begrüßt eilig die Freundinnen. „Servus!" „Grüß Di Gott!" „Grüß Di Gott!" wirbelt es durcheinander, und das Händeschütteln wird so lebhaft, daß die Pferde ungeduldig werden. Der Kutscher ist der Mizzl und ihrer Frau Godl beim Einsteigen behilflich, springt dann mit einem Satz auf den Bock, die Pferde ziehen an und der Wagen rollt davon, der Hauptstraße zu und dann zur Stephanskirche. Die Kinder zerstreuen sich, die Frauen gehen in die Häuser zurück, die Gasse zeigt nach wenigen Minuten ihr Alltagsgesicht — ein hübsches Bild, das einem inmitten der Kriegszeit ins friedliche Alt-Wien versetzte, ist entschwunden...

Neues Wiener Tagblatt
11. Juli 1916

159

* (Das zwanzigtausendste Kind.) „Da kommt es!" „Da ist es!" Ein kleiner Bub, der an der Hand einer recht trüb dreinblickenden, abgehärmten Mutter im Komiteelokal der „Aktion für Kinder Schwerverwundeter in den Spitälern Wiens" erscheint, blickt ein wenig verdutzt drein. Er weiß augenscheinlich nicht, was der Jubel bedeutet, mit dem er von den Damen empfangen wird, er ahnt nicht, daß sein kleines, so unsäglich armes Persönchen eine herzinnige Jubiläumsstimmung der Güte auslöst. Er ist das zwanzigtausendste Kind, das diese erfolgreiche, segensvolle Fürsorgestelle des Roten Kreuzes seit Kriegsbeginn beteilt. Darum ist auch das Paket von Kleidungsstücken und Spielsachen, das das kleine Kerlchen erhält, ein ganz besonders schönes. Ein neuer Anzug ist dabei und Schuhe und Strümpfe, eine Kappe und Wäsche, Eßwaren und auch ein wenig Spielzeug. Und man sagt dem Buben: „Das schickt dir dein Vater!" Und so ist es auch. Denn wie man weiß, ist es das schöne und sinnvolle Leitmotiv dieser von Frau Oberrechnungsrat Ryka Jelinek-Walz begründeten und geleiteten Aktion, daß nicht die Familien direkt, sondern die kranken Soldaten in den Spitälern die für ihre Kinder bestimmten Gaben erhalten. Wie unendlich viel Freude das den Verwundeten bereitet, darüber ist schon erzählt worden. Und wer einmal das liebe, rührende Bild gesehen hat, das ein blessierter Krieger bietet, wenn er, von winzigen Kleidungsstücken, von Spielen und Bilderbüchern umgeben, auf seinem Schmerzenslager ruht und mit sehnsüchtigen Blicken all diese hübschen und nützlichen Dinge zu streicheln scheint, dann kann man das nicht so bald wieder vergessen. Die „Kinderschwester" — so wird bekanntlich die Präsidentin der Aktion genannt — steht vor seinem Bett, sucht aus, berät und macht schließlich das Postpaket fertig, dessen Absendercoupon den Namen des Vaters trägt. Und der kranke Soldat liegt da und stellt sich vor, mit welchem Jubel das Paket daheim empfangen werden wird. . . . Daheim! Im Geiste schaut er das erleichternde Aufatmen seiner Frau, der nun die Kleidungssorgen für die Kinder genommen wurden, und gewahrt Hansls oder Franzis Jauchzen über das Pferdchen oder über eine Eisenbahn. Ergreifende Szenen stiller Vaterfreude und Vatersehnsucht sind es, die man bei diesen Beteilungen beobachten kann, und es ist eine wunderschöne Vorstellung, daß diese Freude nun zum zwanzigtausendstenmal hervorgerufen werden durfte. Dennoch muß es immer wieder geschehen, daß dieser oder jener Soldat zusehen muß, wenn ein Nachbar Gaben für seine Kinder erhält, während seine Kleinen daheim leer ausgehen. Das tut der Kinderschwester und ihren treuen Helferinnen weh. Und darum bitten sie wieder um Spenden, damit noch mehr kinderreiche Familien Schwerverwundeter beteilt werden können. Der kleine Fritz und das heranwachsende Liserl haben ja mittlerweile sicherlich verschiedene Garderobestücke ausgewachsen. Will man sie nicht den armen Soldatenkindern schenken? Die Aktion in der Seitzergasse Nr. 6 (Telephon 16481, Amtsstunden von 4 bis 6 Uhr) wäre so dankbar dafür. Wäsche, namentlich auch Säuglingswäsche, Strümpfe, Schuhe, warme Tücher, Knabenanzüge und Mädchenkleider — alles kann man brauchen. Und wer noch ein Päckchen Kakao oder Zucker, Malzkaffee oder Zwieback beilegt, der tut ein besonders gutes Werk. Und Geld braucht man natürlich auch, möglichst viel Geld! Vielleicht ist irgendwo ein kleiner Liebling von schwerer Krankheit genesen oder eine junge Mutter hält ihr Erstgebornes im Arm. Will man das nicht mit einer Spende für die bedürftigen Kinder unsrer Helden feiern? Es wäre ein so schöner Anlaß. Der reichen Leute, deren Kindern es wohl ergeht, sind so viele. Sie sollen diese Kinder mit Spenden an Geld oder Kleidern in die Seitzergasse Nr. 6, bei den Tuchlauben, schicken als kleine Herolde der Barmherzigkeit. Könnten sie den Ausdruck inniger Freude im Antlitz eines Schwer-, wenn nicht gar zu Tode verwundeten Vaters sehen, dem man die Möglichkeit gibt, für seinen Buben oder sein Mäderl daheim etwas zu tun, sie würden die starke und große Freude fühlen lernen, die im Geben liegt. Viele, viele kranke Soldaten harren, bis die „Kinderschwester" kommt. Es wäre so traurig, würden sie warten.

Fremdenblatt
14. Juli 1916

160

* **(Der alte Fiaker.)** „Weil i a echter Fiaker bin ..." Diesen Refrain des Wiener Fiakerliedes hatte eine Bezirksgerichtsverhandlung. Der Kutscher eines Leichenwagens fuhr in einen militärischen Lastentransport und erzählte zu seiner Entschuldigung die wienerisch-sentimentale Geschichte seiner Karriere, die sich dazu eignen würde, in Musik gesetzt, beim Heurigen vorgetragen zu werden. Man denke nur: Ein alter, eisgrauer Wiener Fiaker, ein „Veteran des Kutschbockes", einer von jenen, welche die besten Zeiten und die nobelsten Fuhren erlebt haben, ist nun so weit herabgekommen, daß er einen Leichenwagen kutschieren muß. Der Wiener Fiaker hat eine geradezu kunstvolle Geschicklichkeit, aus jedem lebenden Fahrgast ein Trinkgeld herauszupressen. Aber als Leichenwagenkutscher ist es ihm sicher unmöglich, Taxüberschreitungen einzukassieren. Der alte Wiener Fiaker stand also — „Wir werden keinen Richter brauchen, Euer Gnaden" — vor dem Bezirksgerichte und erzählte die herzzerreißende Geschichte vom Jammer seiner Dekadenz. Er erschien gewissermaßen im Unschuldskleide seines urwüchsigen Dialektes und es war eine rührende Gerichtsszene, als der alte Mann von der versunkenen Wiener Fiakerherrlichkeit sprach und sich in seiner Verteidigungsrede sogar zu der nicht ganz glücklichen Bemerkung verleiten ließ, daß sein Pferd durch die herabgesetzten Haferrationen übermütig wurde. Dies scheint doch eine etwas irrige zoologische Beobachtung zu sein... Im wesentlichen hatte die biedermeierisch gefärbte Verantwortung, die alle Schutzgeister des Fiakers durch die Erinnerung an die gute alte Zeit beschwor, die Tendenz: „Weil i halt a echter Fiaker bin!" Nun ist dem braven Mann, dessen Lied wie ein Wiener Couplet klang, der Freispruch gewiß zu gönnen. Aber es soll nur daraus für den Fiaker nicht die Steinklopferhans-Philosophie abgeleitet werden: „Es kann dir nix g'scheh'n", und es soll vor allem nicht das Prinzip deduziert werden, daß die heute nicht mehr ganz aktuelle und nichtige Romantik von den Russen, die in zehn Minuten trapp, trapp, trapp zum Lusthaus fahren, irgendwelche Vorrechte und Privilegien haben. Dies sei besonders festgestellt, weil die Wiener Fiaker mit Berufung auf die alte Zeit, auf ihre Tradition und auf ihre Noblesse überhaupt nur noch im Wirtshaus sitzen wollen. In der Fiaker-Hymne steht: „Fahr'n kann ma nur in Wean" und ähnliches. Heute kann man in jeder anderen Großstadt mit weniger Komplikationen fahren als gerade in „Wean". Es kommt längst nicht mehr auf die Noblesse und auf den Ehrgeiz des Kutschers an, sondern man will — wenn es sein muß, mit Nachsicht aller konservierten Wiener Pietät — mit einem Wagen befördert werden. Nichts ist für die Wiener Verkehrsverhältnisse bezeichnender als jener jüngste Polizeierlaß, in dem die Fiaker neuerlich unter Androhung empfindlicher Strafen wieder einmal darauf aufmerksam gemacht werden, daß sie mit fünfzig Prozent Aufschlag fahren müssen. Solche Erlässe haben freilich noch keinen alten Wiener Fiaker bezwungen. Denn ihn schützt ja die Tradition, er ist eine Museumsrarität und längst kein Kutscher mehr, und eigentlich sollte er von der Gemeinde Wien einen Gnadengehalt beziehen. Er sollte vielleicht wirklich nicht mehr darauf angewiesen sein, Fahrgäste aufnehmen zu müssen. „Weil er halt a echter Fiaker ist!"

Die Zeit 18/VII. 1916 161

Zeitgemäße Gespräche.

Zu den eigenartigen, wirklich originellen Einfällen, die im Vorjahr epidemisch waren, gehörte die kleine Tafel mit dem Verbot: es ist nicht gestattet, in diesem Zimmer über den Krieg zu sprechen. Man fand sie allüberall, sie prangte auf jedem Salontischchen, sie zierte jede Teetasse, und vorausschichtige Hausfrauen legten sie auch im Kinderzimmer auf. Diese Bedenklichkeit erwies sich als völlig gerechtfertigt und die strenge Verordnung als dringende Notwendigkeit. Es war geradezu unerläßlich, uns das Reden über den Krieg zu verbieten. Wir haben es dadurch mit besonderem Eifer und Genuß betrieben.

Die Zeiten aber sind vorbei. Ungenützt verstauben die Warnungstäfelchen in der Schreibtischlade, ungenützt verstauben auch die strategischen Talente und Kenntnisse meiner Freundinnen in jenem Fach ihres klugen Köpfchens, wo die unmodernen Ideen aufgespeichert sind. Niemand belehrt mich über den Wert der inneren Linie, niemand erzählt mir, daß eine Umfassung nicht nur ein Zärtlichkeitsausbruch ist und ein Mörser nicht nur zum Zerkleinern von Zucker und Zimmt dient. Auch die berufensten Vertreter der Kultur und Wissenschaft in unserem kleinen Kreis haben es aufgegeben, die Damen über den Unterschied zwischen einer Division und einer Brigade oder zwischen Fußtruppen und Reitern sowie anderen Subtilitäten zu belehren. Wir haben dringenderes zu besprechen.

Vielleicht noch niemals hat man auf die Frage: wovon spricht ganz Wien? so kurz und treffend antworten können. Man spricht von Preisen. Nicht von denen, die Dichter, Maler, Techniker oder Friedensförderer für ihre so erfolgreiche Tätigkeit erhalten, sondern ganz simpel und hausbacken von den Preisen von Butter und Eiern und — vor allem — von Schuhen. So still wir im Laden sind, so eingeschüchtert wir jeglicher Forderung nachkommen, um so aufgeregter gebärden wir uns im geselligen Zusammensein. Da sind wir allesamt in der Stimmung, es „ihnen zu zeigen". Leider wissen wir nicht genau, was und wem.

Aber das tut der Begeisterung niemals Abbruch. Wir sitzen friedlich um einen schön gedeckten Teetisch und sind empört. Ganz ungefährlich, so mehr ins Blaue hinein, wie es gebildeten Frauen ziemt. Grillparzer hat als Jüngling bekanntlich einmal gesagt: „Ich liebe ein Mädchen, ich weiß nur noch nicht, welches." Kann man da also eigentlich von uns verlangen, daß wir uns unter den „maßgebenden Faktoren" und „Organisationsfehlern" über die wir so böse, so bitterböse sind, auch etwas vorstellen? Wir können diese Forderung entrüstet zurückweisen. Die moderne Frau steht im Begriff, die volle Gleichberechtigung mit dem Manne zu erwerben. Sie hat es daher — Gottlob — nicht mehr notwendig, jedes Schlagwort, das sie verwendet, zu verstehen.

Unter der neuen Wendung hat jedenfalls die Lebhaftigkeit der Diskussion nichts zu leiden. Niemals gab es so bewegte Abende, so stürmische Anteilnahme unter den Zuhörern wie jetzt. Alma hat für ein Paar Schuhriemen 42 Heller gezahlt, sie ist der Mittelpunkt der Gesellschaft. Sie bleibt es so lange, bis Helene eintrifft und unter Schaudern und Grausen des versammelten Volkes berichtet, daß man von ihr für ein Bodentuch, „ein ganz gewöhnliches Bodentuch", eine Krone und zwanzig Heller gefordert hat. „Hast du es gezahlt?" fragte ich harmlos und neugierig. Ein empörter Blick antwortet mir. „Gewiß! Was hättest du denn getan?" Hella hat recht, und ich bin geschlagen. Wer würde es wagen, aufzumucken? Wo sind die schönen Zeiten, da ein Stoffeinkauf noch einer hartnäckigen Schlacht glich, da die Beteuerungen des Verkäufers, er könne wirklich und wahrhaftig nicht einen Kreuzer mehr nachlassen, sonst zahle er drauf, hinter dem „letzten" immer noch den „allerletzten" Preis ahnen ließen, da man noch irgendeinen Geschäftsmann mit der Drohung des „Weitergehens" schrecken konnte? Versunken, vergessen...

Jeder neue Ankömmling erscheint mit neuen Schreckensnachrichten. Phantasievolle Naturen können sich ungestraft ausleben. Man glaubt alles und man tut sehr gut daran. Es ist an diesen selbsterlebten Geschichten überraschend viel Wahrheit. Natürlich frönen großangelegte Naturen ihrem Hang zum Gigantischen, aber sie werden zumeist von den Ereignissen eingeholt. Wenn uns Hella heute erzählt, daß sie für ein Stück Seife, das sie mit Tränen und Schwüren unwandelbarer Treue für das Geschäft erbettelt hat, eine Krone fünfzig gezahlt hat, so kann das übermorgen schon wahr sein. Daher habe ich es mir zum strammen Gebot gemacht: ich glaube alles, jeden Preis, jede Verkäuferfrechheit, jedes Einkaufsmißgeschick. Ich halte das gewissermaßen für meine schwesterliche Pflicht. Ich glaube durch dick und dünn, und wenn mir meine Freundinnen beweisen, daß die weiten Röcke wegen der Stoffersparnis eingeführt wurden und man sich aus Sparsamkeit heuer ein neues Kostüm machen müsse, weil nächstes Jahr ein Meter Stoff 86·70 Kronen kosten wird, während sie den ihrigen noch um 32.34 bekommen, so weiche und wanke ich nicht. Wenn Hella berichtet, daß die Bleistifte um 200 Prozent gestiegen sind und ein Bügeleisen fünfzig Kronen kostet, so drücke ich die Augen zu und glaube es. Ich habe es mir zum festen Grundsatz gemacht, mich über keinen Preis mehr zu wundern, und kann nur nicht begreifen, warum mir meine Bekannten das so übelnehmen.

Manches Mal unternimmt die eine oder andere einen Fluchtversuch. Röschen erscheint eines Tages und versichert uns, ihr Kopf sei ein großes leeres Lebensmittelmagazin. Sie hat sich den ganzen Tag mit Zucker, Milch, Butter, Fleisch und Erdäpfeln herumgebalgt, sie wisse überhaupt von nichts mehr als von Kakaosorten, in ihrem innersten Herzenskämmerchen ruhe ein Preiskurant der inländischen Seifenarten und norwegischen Sardinen, und wer von Kartoffeln reden würde, der wäre ihr Todfeind. Die Sache scheint ernst, den Rosas Frisur ist in unkleidsamer Unordnung. Wir betrachten einander verlegen. Wovon soll man nur sprechen, wenn nicht von Kartoffeln, ihrer Beschaffung und ihrem Preis? Schließlich beginnt Hedwig, der Schöngeist, schüchtern vom Wetter zu reden. Sie stellt sich dabei so geschickt an wie das Entlein beim ersten Schwimmversuch. Aber Rosas Augen leuchten hell auf, und sie fragt mit Jauchzen in der Stimme:

Die Zeit 18.III.1916

II.

162

Zeitgemäße Betrachtungen.

„Glaubst du, daß dann die Kipfler nicht mehr zweiundsechzig Heller kosten werden?"

Der Bann war gebrochen, und munter geht das Gespräch weiter.

Diese Neuorientierung der Konversation bringt einen großen Vorteil mit sich: man braucht sich auf keine Gesellschaft mehr vorzubereiten. Wenn ich in früheren Zeiten vor jedem größeren Abendessen noch rasch die letzten literarischen Erzeugnisse der Saison durchfliegen und mich durch ein paar Kunstausstellungen durchgähnen mußte, wenn mein Mann mich vor einer Soiree streng überhörte, ob ich noch den Unterschied zwischen Biologie und Paläontologie wisse, und mich jammernd beschwor, ihn nicht zu blamieren, indem ich zugab, Carlyle nur übersetzt gelesen zu haben, so fallen alle diese geistigen Spesen jetzt weg. Ich muß zwar noch meinen Kopf frisieren, bevor ich in Gesellschaft gehe, aber nicht mehr meine Ideen. Nur neulich hielt ich es für notwendig. Da war ich nämlich unter erschwerenden Umständen zum Tee geladen, das heißt, ich wußte, daß ich dort mit jenem Professor der Philosophie zusammentreffen würde, der sich prinzipiell nur „von Kant aufwärts" unterhielt. Daher schien es mir unerläßlich, natürlich nicht Kant, wohl aber zwei kurze Rezensionen über Bücher, die die Kantsche Lehre populär behandelten, zu lesen. Also ausgerüstet, mit den wohlklingendsten, unverständlichsten Ausdrücken bewehrt, trete ich dem Untier entgegen. Und womit beginnt mein hochgelehrter Freund? „Sehen Sie sich einmal meine Schuhe an." Ich tue es, etwas bestürzt. Das Bildungswesen jedoch fährt mit jener Klarheit und Sicherheit fort, die den Hauptreiz seiner Vorlesungen bildet. „Obwohl Sie es nicht für möglich halten werden, hat dieses Paar von Schuhen fünfzig Kronen gekostet. Sie sollen wohl aus sogenanntem Ziegenleder verfertigt sein, doch habe ich mich zu der großen Ausgabe nur mit Rücksicht auf den Umstand entschlossen, daß der Fachmann erklärte, im Jahre 1917 derartige Stiefel nur zum Preis von hundert Kronen liefern zu können." Noch nie haben wir den Worten des Philosophen mit solcher Andacht gelauscht, und finden alle, er habe so gehandelt, daß sein Vorgehen zur Maxime des allgemeinen Wollens werden kann.

Wir haben es alle gehört, das und noch so manches andere. Eine mächtige Konkurrenz setzt ein. Jeder will am allerteuersten gezahlt haben, am allerunverschämtesten übervorteilt worden sein. Keiner gönnt dem anderen die Ehre, der Hauptübervölpelte zu sein. Dann beginnt ein eifriges „Quellenstudium", wenn ich so sagen darf. Wir empfehlen einander gegenseitig Läden und Privatunternehmen, wir werfen einander Adressen von Schustern, Schneidern, Butterhändlern, Dörrgemüsehandlungen an den Kopf, wir haben jeder den alleinseligmachenden Seifensieder und den gottbegnadeten Seiler entdeckt, der Rouletteschnüre um dreißig Heller pro Meter verkauft. Es gibt kein Gebiet der Wissenschaft und Kunst, das nicht berührt würde in unseren Gesprächen, und als die Hausfrau sich verpflichtet fühlt, uns zu fragen, ob wir heute nicht musizieren wollten, wehren wir beleidigt ab. Wie schal ist Beethovens Frühlingssonate gegenüber der Versicherung des Professors, daß in sechs bis acht Wochen der Karfiol zu erschwinglichem Preis zu haben sein wird! Das ist der wahre Frühling, die Lenzesstimmung des Magens! Winterstürme wichen dem Wonnemond. Der Karfiol wird billiger.

Und noch ein anderes hocherfreuliches Phänomen dämmert am nebelreichen Himmel unseres Wohlbehagens heran, das ist der häusliche Mann. Unsere Männer werden in der harten Schule der Teuerung zu ganz tüchtigen Hausfrauen erzogen. Ich kenne einen richtigen Gymnasialprofessor, der Lyrik mit einem so dunklen „ü" spricht, daß er nachher den Mund gar nicht grad kriegen kann, und der jetzt schon eine leise Ahnung hat, daß zur Einbrenn Fett gehört. Er hat wenigstens dieser Vermutung kürzlich mißtrauisch Ausdruck verliehen. Freund David, seines Zeichens Advokat, ward neulich beobachtet, wie er ein halbes Kilo Erdäpfel erstand und seine vornehme, hochgebildete Aktentasche duftet in letzter Zeit meist verdächtig nach Seefisch. Kurz und gut: sie machen sich, und bald werden unsere Männer, falls sie nicht eingerückt sind, so weit sein, daß man mit ihnen ein vernünftiges Gespräch wird führen können.

Aber es ist schließlich auch jetzt schon ganz schön. Als ich mit meiner Cousine nach Hause gehe, einigen wir uns darüber, daß es ein besonders anregender Abend gewesen ist. Hella, die große Quellenfinderin, hat uns mancherlei und höchst beachtenswerte Winke gegeben. Interessant sind ihre Quellen immer, und wer weiß, vielleicht kauft man dort nicht einmal teurer und schlechter als bei meinen bisherigen Lieferanten.

K. M.

Im Stammbeisl.

Allgemein war es aufgefallen, daß Oberberger ein bißchen angegriffen aussah, düsteren Angesichts vor sich hinblickte und seine sonstige Lebhaftigkeit eingebüßt zu haben schien. Das Erstaunen wuchs, als sich folgendes denkwürdige Ereignis zutrug: Der Pikkolo Schani brachte, wie stets, dem Stammgast sein Krügel Pilsner und stellte es vor ihn auf den Tisch, ohne erst ausdrücklich nach seinen Wünschen gefragt zu haben, denn es verstand sich von selbst und war wie das Amen im Gebet. Diesmal aber sah Oberberger den Pikkolo mißmutig an und sagte: „Was bringst D' denn a Bier daher, dummer Bua? Hab' i ans b'stellt? Hab' i was g'sagt? Fahr' ab damit, aber g'schwind, wann i bitten derf'."

Dieser Zornesausbruch des Seniors der Tafelrunde zeigte zwar einerseits, daß seine Lebensgeister so ziemlich wiedergekehrt waren, war aber ein untrüglicher Beweis, daß etwas Besonderes das Gemüt Oberbergers verdüstert haben müsse. Die teilnehmende Frage Schwassers: „Aber liaber Freund, was is D'r denn übers Leberl g'laufen?" war darum vollauf berechtigt und Oberberger zögerte auch nicht mit der Antwort.

„I bin scho seit der ganzen Wochen recht miserabel beisamm'," sagte er wehmütig, „und woher kommt dös? Von der verflixten Ausfliegerei. Was mi betrifft, so bin i mei Lebtag ka Freund von die Sonntagsausflüag' g'west, wo s' an in der Oelektrischen z'sammendrucken wia an g'salzenen Hering im Faß'l und wo ma si aus lauter Naturbegeisterung auf die nassen Wiesen umakugeln muaß, anstatt daham auf 'n g'müatlichen Kanapee. Mei Alte kennt scho mei Meinung in dem Punkt, aber am Pfingstmontag, da hat s' mi do g'fangt. Meine Herr'n, i kann Euch sag'n, i g'spür' Pfingsten, dös liabliche Fest, wia 's der Schüller tauft hat — oder is 's der Grüllparzer g'west? — no in alle Gliedmaßen, und wia i auf d' Nacht mit der g'tauchtvollen Tramway hamg'fahr'n und von der vorder'n Plattform abag'hängt bin, wia a Ribis'lträuberl von der Stauden, da hab' i mir — Haptschi!!! Helfgott, das wahr is — zuag'schwor'n: Nie mehr a Landpartie! Und wann si d' Meinige mitsamt der ganzen Verwandtschaft, G'vatterschaft und Freundschaft am Kopf stellt und mi alle miteinand' für an g'fühllosen Barbar'n derklär'n, der was für die Schönheiten der Natur ka Verständnis net hat, i mach' nimmer mit bei dem G'schäft. Wann i ma 's Neufmatische und an Strauchen zuaziag'n will — ha—a—ap—tschi!!! — so kann i dös daham billiger hab'n, als wia in Rekawinkel und da herum. Alsdann und kurz und guat: I fliag' nimmer aus. Punktum. Streusand drauf."

„Gott sei Lob und Dank!" bemerkte Stichler nach diesem umfangreichen Sermon. „Jetzt'n hab' i scho g'mant, 'n Oberberger hat 's die Red' verschlag'n, wia er so stad und tramhapert ins Beisl einakommen is. Aber wia i seh', hab' i mi g'irrt; 's Mundwerkzeug funktioniert scho wieder ganz nurmal und plauschen tuat er wia aufzog'n, der Herr von Oberberger."

Schani, der Pikkolo, war während dieser Gespräche beim Stammtisch stehen geblieben und wartete geduldig auf Oberbergers Befehle. Das herrenlos gewordene Krügel hatte Schwasser übernommen, aber es war doch nicht anzunehmen, daß Oberberger ohne stärkendes Naß bleiben würde. Da er nichts dergleichen tat, wendete sich Schani mit der Frage: „Was wird angenehm sein?" an den Gast.

„Jessas, auf den Büam hätt' i fast vergessen!" rief Oberberger. „Da steht er allweil no, der arme Teufel. Mei Strauken möcht' i loswerd'n, Schanerl, das wär' mir 's Angenehmste, und wannst dazua beitragen willst, dann bringst ma an recht an haßen Glühwein, verstehst? Ohne Zucker — das haßt, na, mit Zucker. Aber i will eahm net drinn haben, sondern separat auf an Tatzerl."

„Das möcht' i manen!" meinte Schwasser, „in dera zuckerarmen Zeit wirst do 'n Wirten nix schenken? A jed's Stückerl muß jetz'n aufg'hob'n und hamg'bracht werd'n. Die Zuckergoscherln und Naschkatzerln derleb'n jetzt schwere Zeit'n und 's is bloß a Glück, daß wenigstens zum Einsied'n a jede Famüli ihre vier, fünf Kilo Extrazualag kriagt."

„Aber nur gegen a eidesstättliche Erklärung," schaltete Spannagl ein; „was dös haßt, waß i net genau."

„Dös is do 's einfachste von der Welt," erklärte Stichler; „Du muaßt beschwör'n, daß Du 'n Zucker meiner Seel, wirkli zum Einsieden brauchst und net zum Vernaschen. Und wann die löbliche Behörde nach einiger Zeit a Kommission ins Haus schickt, die in der Speis' nachschaut und 's Eing'sottene kontrolliert, tat 's mi a net wundern, weil mi überhaupt nix mehr wundert in dera narrischen Zeit, wo an' die behördlichen Organe quasi in d' Häferln einaschau'n."

„Und wo sie die Behörden net einemischen, tuan 's die Nebenmenschen," meinte Schwasser. „Auf der Mariahilferstraßen hat si a Madl 'n Rock a bisserl z' hoch aufg'hoben und zwa Herr'n vom Tugendbund, die hinter ihr hergangen sind, hab'n 's anzagt. Dös is do z' blöd, über was si d' Leut' heutzutag scho all's aufreg'n."

„Dös is no gar nix geg'n München," sagte Stichler; „dort sang'n s' jeden Tag a paar Maderln z'samm' und führ'n 's auf d' Wachstuben, weil ihner Aufzug dos öffentliche Schamg'fühl beleidigt. I waß net, wia i dos versteh'n soll: Auf der an Seiten gibt 's in Deutschland draußt a Schippel Verordnungen über die Regelung des Stoffverbrauches und allerweil haßt 's: Sparen, net viel Stoff verschwenden! Und wann si die Weiber recht kurze Rockerln machen lassen aus lauter Sparsamkeit und Vaterlandsliebe . . ."

Oberberger unterbrach den Sprecher. „Hörst mir net auf," sagte Oberberger; „daß die Damenmod' nix mit Patriotismus und Sparsamkeit z' tuan hat, dös waßt ganz genau, aber aus G'spaß sagst grod 's Gegenteil. Du machst es fast so wie die Vierverbandler, die si' aufs Wort- und Tatsachenumdrah'n großarti' versteh'n. Alles verdrah'n, entstell'n, 'n Volk an Pflanz' vormachen, da drin san s' groß. Aber es nutzt eahna nix und zum Schluß kommt halt do' allemal das alte Sprücherl zu Ehren, daß Lügen kurze Füaß haben. Was hat der Salandra net so schlecht z'sammeng'logen, 's Blaue vom Himmel hat er 'n Volk heruntererzählt und nach sane Reden is der ganze Krieg a anziger Siegeszug der Katzelmacher g'west. Was hot 's eahm g'nutzt? Nix. So groß is er g'wesen, der feine Herr, und ganz klan is er auf d' letzt' worden. Wia er g'seh'n hat, daß nix mehr z' machen war, hat er kan ander'n Wunsch g'habt als den: Wann s' eahm scho abkrageln woll'n, soll'n s' es glei tuan. Das haben si' die Herren net zwamol sog'n lass'n und war'n mit ihr'm Mißtrauensvotum g'schwind bei der Hand."

„Wieder a Großschädleter weniger", sagte Schwasser mit dem Brustton inniger Befriedigung und wollte sich eben an Oberberger wenden, doch dieser hatte sich, nachdem er einen Blick auf die Uhr geworfen hatte, bereits erhoben, was Stichler zu der Bemerkung veranlaßte: „Unser'm Senior geht 's wia 'n Salandra: im Beisl führt er 's große Wurt und stellt was vor, aber daham wird er so klan als wia der Pikkolo, der Schanerl."

„I bitt' Di', laß' Deine G'spaß'!" wies Oberberger den Spötter zurecht; „i geh' weg'n mein' Strauken ham und weg'n sonst gar nix." Er nieste zur Bekräftigung seiner Worte, wünschte den Herren eine geruhsame Nacht, zahlte und ging.

Thomas Veracr.

Österr. Volkszeitung 1916

163

Neues Wiener Tagblatt
18/VI. 1916

165

Ferienaussichten und Sommerpläne.

„Drei Jahre bin ich schon nicht auf Urlaub gewesen!“ . . .

„Auch bei mir sind es schon über zweieinhalb!“ . . .

So oft hört man jetzt diese und ähnliche Versicherungen, wenn eine Gruppe von Männern beieinandersteht. Diese Konstatierungen klingen immer recht sehnsüchtig, und die Blicke jener, die das feststellen, scheinen bei solchen Worten verlangend ins Weite zu schauen, irgendwohin in ein unsichtbares Grün, in dem die Luft würzig ist und stark und wo Sonnenschein liegt über Berg und Wald und über einem blauen See. Sich wieder einmal ausruhen dürfen! Sich hinstrecken können auf einen Hang, ein wenig zeitlos und traumverloren, in jenem süß-trägen Gefühl, in dem es ist, als lösten sich die Glieder buchstäblich in ihren Gelenken und als träte alles, was den Alltag, also das Leben ausmacht und bedrückt, weit zurück in die Luftkulissen der Freiheit. . . . Dann seufzt man ein bißchen, nicht aufrührerisch, kaum recht ungeduldig, denn man ist ein so braver und verläßlicher Arbeitsgaul und meint hoffnungsvoll: „Vielleicht wird's heuer doch gehen! Möglicherweise bekomm' ich einen kurzen Urlaub.“

Aber wohin? Das ist diesmal keine ganz einfache Sache. Gerade im letzten Jahrzehnt haben sich die Kreise der Sommerfrischen bekanntlich sehr wesentlich erweitert. Die Verbindungen waren immer günstiger geworden, stets neue Gegenden erschlossen sich dem Fremdenverkehr. Die Touristen spürten sie auf, und die Sommerfrischler zogen ihnen nach und schlugen erst vereinzelt, dann in hellen Schwärmen dort und da ihre Zelte auf. Und nun sind die Grenzen gesperrt und selbst Fahrten in das verbündete Ausland sind durch Paßkalamitäten erschwert. Das Gebiet der Sommerfrischen ist demnach etwas reduziert worden. Das heißt natürlich nur verhältnismäßig, denn unsre herrliche Monarchie ist so reich an Naturschönheiten, daß man sie auch in den offenstehenden Gebieten in jeder Auswahl hat: Mittelgebirge und Hochland, Wald und Fluß und See; Radfahrwege und Alpenstraßen, Bäder und Kurorte, Rudersport und Segeln — beinahe so wie sonst. Allein, wie man weiß, handelt es sich diesmal nicht nur um eine schöne Gegend und gute Unterkunft, sondern auch um leichte Approvisionierung. Und wenn man anfragt, ob in diesem oder jenem Orte vier Zimmer mit Garten und Veranda nicht weit vom Wald zu haben sind, so fügt man hinzu, wie es mit der Milch und der Butter steht und was ein Kilogramm Rindfleisch kosten wird.

So haben sich die Sommersorgen kompliziert. Mehrfach hat eine fürsorgliche Hausfrau es dann erfahren müssen, daß man ihr zurückschrieb, sie möge sich Fett aus der Stadt mitbringen, denn mit Milch und Eiern ginge es noch, allein für Butter könne man nicht garantieren. In andern Gegenden bedeutet gerade wieder die Eierfrage eine Schwierigkeit, und aus dem nächsten Dorfe wird berichtet: „Bekommen tut man hier alles, aber kaprizieren darf man sich auf nichts,“ was offenbar besagen soll, daß nicht der Wunsch, sondern die jeweilige Bestellung des Marktes den Speiszettel diktiert.

Vereinzelt hört man sogar — aber wirklich nur sehr vereinzelt —, daß ein Ort nicht in der Lage sei, Sommerparteien aufzunehmen, weil er mit den vorhandenen Lebensmitteln selbst schwer sein Auslangen findet. Anderwärts sind die Preise wieder unerschwinglich.

Dennoch hört man, daß in vielen Orten bereits alles vermietet ist. Ischl, der Wolfgangsee scheinen nahezu komplett, das Salzkammergut verspricht überhaupt heuer bevölkert zu werden, namentlich in jenen Distrikten, die noch zu Oberösterreich gehören und also außerhalb der Paßzone liegen. In der Umgebung von Wien ist sehr viel vermietet, ebenso im Semmeringgebiet. In Gastein ist die Nachfrage groß, und auch die böhmischen Bäder werden, wenngleich der gewaltige Import an Ausländern fehlt, der dort immer eine so große Rolle spielte, gut besucht sein. Selbst der Wörther See, der den Sommergästen freigegeben wird, darf wieder in die Erwägung der Ferialpläne gezogen werden. Wer an seinen Ufern einen Villenbesitz sein eigen nennt, mag sich getrost hinbegeben, und auch für Hotelunterkunft ist wie sonst gesorgt. Von Kärnten bis Böhmen spannt sich der Bogen über freies Sommerland. Steiermark, ein großer Teil von Salzburg, Oberösterreich, natürlich unser Niederösterreich, Mähren kommen in Betracht — man hat wahrhaftig Wahl genug.

Nur an Zeit fehlt es häufig und nicht selten auch an den erforderlichen Mitteln. Es gibt daher sehr viele Familien, die sich vornehmen, den heurigen Sommer in der Stadt zu bleiben. Sie sind da auch den Ereignissen näher, und wenn einer ihrer Lieben im Felde weilt, so bringen sie ja doch nicht jene Ruhe auf, die zum Genuß der Ferien unerläßlich ist. Damit man aber doch ein wenig „hinauskommt“, macht man den Sonntag zum Landaufenthalt und zieht mit Kind und Kegel aus, um im Grünen zu kampieren. Machen's die andern nicht auch so, jene, die wieder keinen Urlaub bekommen können? Sie beginnen jeden Sonntag morgen ein Stückchen Ferien, wenn es auch bereits am Sonntag abend wieder endet. Und wenn es ihnen ganz besonders gut geht, dann wandern sie schon Samstag morgen aus oder kehren erst Montag abend zurück. Sie schlagen zum Sonntag noch einen der sogenannten „Ruhetage“ dazu, die sich schon im Vorjahr eingebürgert haben. Das war eine vernünftige und sozial wohltätige Institution, die nicht genug befürwortet werden kann, denn wenn wenigstens zwei Tage Freiheit und guter Luft winken, dann fühlt man sich die übrigen fünf Tage am Schreibtisch weit wohler, und die Intensität der Arbeitskraft mag zweifellos den Entgang der Amtsstunden des einen Tages zu ersetzen.

So wird denn das weite und engere Gebiet des Wiener Waldes allsonntäglich zu einer der köstlichsten Sommerfrischen, und man kann sicher sein, daß dort die richtigen Schwelger zu Hause sind, die so viel Genuß als nur irgend möglich in ihre zweimal zwölf Stunden Ferien hineinzupressen trachten.

Vernimmt man auch Dienstag morgen wieder das unheimliche Rotieren der Arbeitsmaschine und sieht den Horizont wieder mit Aktenbündeln und amtlichen Faszikeln verbarrikadiert — am Freitag oder Samstag abend darf man doch wieder darüber und über alle andre Zeitbangigkeit hinweghorchen und schauen in Waldesdunkel hinein und auf Höhen hinauf, auf denen es so verlockend und so sehnsüchtig, aber auch so zuversichtlich von „besseren künftigen“ Tagen klingt. . . .

Neues Wiener Tagblatt
21/IV. 1916

Der Kampf gegen den Hund.

Mit glühenden Wangen las ich als Knabe in meinem Lesebuch die begeisterte Schilderung des Bernhardinerhundes Barry, der vierzig Menschen das Leben rettete und dem die dankbare Nachwelt ein Denkmal errichtet hat. Aber alles, was die Hunde bisher geleistet haben, wird übertroffen von ihren Diensten, die sie als Samariter für unsre Verwundeten mit so viel Freudigkeit und Intelligenz vollbringen. Auch ihre wunderbaren Erfolge als Polizeihunde sollten alle Welt belehren, wie dankbar der Hund der Menschheit das Freundschaftsverhältnis quittiert, dessen sie ihn für würdig gefunden hat.

Und wie bezeugt die Gegenwart ihre Dankbarkeit? Man sollte es nicht glauben: Ein großer Teil der Wiener Hunde soll vernichtet werden.

Die Nachricht klingt unglaublich und ist doch wahr. Der Kampf gegen den Hund ist mit aller Schärfe eröffnet worden. Der Wiener gilt als überaus hundefreundlich. Jeder Besitzer eines Hundes kann sich davon überzeugen. Der Hund wird bei jedem Spaziergang angesprochen, gestreichelt; bellt er einen Fremden an, so wird ihm freundlich erwidert, er möge sich beruhigen (unvergessen bleibt mir der Ausruf eines Chauffeurs: „Was böllst denn? Bist gegen meiner do nur a Hund!"); wiederholt kommt es vor, daß der Angebellte ein Stückchen Zucker aus der Tasche zieht und so rasch die Gunst des Hundes gewinnt. (War freilich früher in der zuckerreichen Aera viel häufiger der Fall als jetzt! Wie viel überschüssiger Kaffeehauszucker ist in die Rachen der Hunde gewandert!) Die Kinder werden schon zur Hundefreundlichkeit erzogen und belehrt, daß sie sich nicht zu fürchten brauchen, der Hund sei brav, es sei ein liebes Hundi, das Kind möge ihn nur „mein" machen. . . .

Nun hat der Maulkorb- und Leinezwang das Halten eines Hundes in Wien zur Qual gemacht. Das Tier, das so viele Stunden untätig im Zimmer liegen muß, zerrt beim Ausgang an der Leine, bleibt eigenwillig längere Zeit stehen, wenn es etwas Interessantes zum Riechen gibt, will plötzlich eilends nach vorn, wenn es eine anregende Hundebekanntschaft machen will, bellt, quietscht, im Gedränge getreten, reibt seine Schnauze flehend an dem „Herrl", daß er ihn freilassen möge, springt an ihm empor und fügt sich sehr ungern in das strenge Gebot. Ein Ausflug in das Freie ist sehr erschwert, weil die Elektrische trotz unzähliger Eingaben des Wiener Tierschutzvereines die Hunde nicht befördert . . . und die Stadtbahn, dieser Schutzengel aller Hundefreunde, hat ihren Betrieb so reduziert, daß er viel seltener in Betracht kommt.

Die Rücksicht auf einige Fälle von Tollwut hat diese Maßregel veranlaßt. Ich denke, der strengste Maulkorbzwang würde vollkommen genügen. Doch über diese Maßnahme der Obrigkeit ließe sich noch debattieren. Es gab Stimmen pro und contra. Schließlich fügte man sich mit der Hoffnung, daß diese drakonischen Maßnahmen ja ein Ende haben müßten, wenn sich keine Fälle von Tollwut mehr zeigten. Daß die Gefahren der Tollwut für den Hundebesitzer sehr überschätzt werden, habe ich selbst erlebt. Jeder aufmerksame Herr merkt sofort die Stimmungsveränderung des Hundes und sollte sofort einen Arzt zu Rate ziehen. Ich habe ein liebes Tier an Tollwut verloren, das uns bis in das schwerste Stadium der Krankheit mit unerschöpflicher Liebe beschenkte. Andre Tiere sollen ihren Besitzer beißen. Aber davor schützt die Kenntnis des Charakters des Tieres und seine rasche Unterbringung im Tierspital.

Welchen Sinn hat aber die plötzliche Erhöhung der Hundesteuer von 8 auf 20 K.? Erhofft man sich wirklich eine Steigerung des städtischen Einkommens? Wien besitzt annähernd 70,000 Hunde. Das gäbe fast eine Million Kronen für den Stadtsäckel. Und doch, die Rechnung stimmt nicht. Man kann sicher annehmen, daß 50,000 Einwohner die Steuer werden nicht bezahlen können. Gut! — sagen die Hundefeinde. Dann werden wir 50,000 Hunde weniger haben, die überflüssig gefüttert werden, welche die Stadt verunreinigen, die Gefahr der Tollwut wird geringer sein, da gerade die schlecht bewachten und gepflegten Hunde beseitigt werden müßten.

Hat uns der Krieg schon so arm gemacht, daß wir auf die elenden Abfälle angewiesen sind, von denen sich die Hunde der Armen und Aermsten nähren? Soll es uns auf die paar Knochen ankommen, die sonst den Mist-

Neues Wiener Tagblatt
21. Juli 1916

Von Hanny Lorm-Hlawaty

bauer belasten? Ich glaube, daß man den hygienischen Vorteil sehr vernachlässigt, daß der Hund die Abfälle verzehrt, die sonst in Fäulnis übergehen. In Konstantinopel mußte nach Vernichtung der zahllosen Straßenhunde, die eine wahre Stadtplage waren, eine Aenderung der Lebensgewohnheiten eintreten. Man warf vorher die Knochen und Abfälle einfach auf die Straße und war sicher, daß sie die Hunde verzehren würden. Das hörte mit einem Schlage auf. Wir aber stehen lange nicht so schlecht, daß wir auf das Hundefutter angewiesen wären. Dies Argument ist daher nicht stichhältig.

Allein man macht eine feine Trennung zwischen Luxushunden und Nutzhunden. Der Kampf ginge nur gegen die Luxushunde. Dagegen möchte ich mit aller Entschiedenheit protestieren. Es gibt keine Luxushunde! Jeder Hund hat eine wichtige Funktion im Haushalt des Menschen, wenn sie sich auch nicht immer den blinden Augen der Umgebung im Ziehen von Karren, in der Bewachung eines Hofes, im Aufspüren eines Verbrechers aufdrängt.

Der Hund hat seine wichtige unersetzliche Bedeutung als Gesellschafter und Liebesobjekt, als Brücke von Menschentum zum Tierreich, als Verbindung mit der unerschöpflich reichen Natur! Wer freilich die Liebe als Luxus betrachtet, der kann den Hund als Luxustier auffassen.

Wie oft spottet man über Menschen, die ihre Liebe an Hunde verschwenden! Hat man sich schon die Mühe genommen, nachzuforschen, warum der Betreffende gerade den Hund auserwählte, wenn er schon einen solchen Ueberschuß an Zärtlichkeit sein eigen nennt? Das bekannte Beispiel der alten Jungfer, der einsamen Witwe, des Junggesellen, die sich mit ihrem Hunde trösten, sollte uns eines Besseren belehren und uns beweisen, daß es intensive Bedürfnisse seelischer Natur sind, die auf diese Weise gestillt werden. Es gibt so viel der Liebe Entbehrende, Zaghafte, Ausgeschlossene, Enttäuschte, Einsame, die glücklich sind, daß sie ein Lebewesen gefunden haben, das an ihnen hängt und ihre Liebe mit Liebe, ihre Treue mit Treue vergelten kann. Ich kenne Menschen, die eine herbe Liebesenttäuschung mitgemacht haben, denen ein angebetetes Wesen die „beschworene Liebe" gebrochen hat, wie das schöne Volkslied besagt, und die ihrem Hund die Zärtlichkeiten schenken, welche dem Treulosen bestimmt waren. Wie oft hört man sie sagen: Du bist besser und treuer als ein Mensch!

Die neue Steuer wird gerade die Armen sehr schwer und ungerecht treffen. Denn der Wohlhabende wird einfach tiefer in den Sack greifen und die zwanzig Kronen bezahlen. Der Hund ist ihm viel mehr wert. Liest man nicht täglich in den Anzeigen, welche Summen geboten werden, um ein verlaufenes Tier wieder zurückzubekommen?! Aber der kleine Mann, der mit jedem Heller rechnen muß, den der Krieg ohnedies viel mehr belastet, der wird vor der Alternative stehen, zu sparen und zu darben, um die neue Steuer zu leisten, oder das liebe Tier vernichten zu lassen. Denn wer wird sich jetzt finden, der einen Hund übernimmt, und wäre das Tier auch noch so lieb und anmutig?

Ich begreife nicht, daß unsre Stadtväter nicht bedacht haben, daß unter den Hundebesitzern Mütter und Väter sind, denen der Krieg ihre Kinder geraubt hat; daß Männer draußen kämpfen und bluten, die sich auf den Augenblick freuen, da sie als Sieger die Tür öffnen und ihnen der ans Herz gewachsene Hund aufjubelnd entgegenspringt. Haben sie nicht bedacht, daß es Unglückliche gibt, denen man die letzte Freude raubt? Haben sie nicht eine Sekunde lang überdacht, daß es Blinde gibt, die der Hund führen wird? Daß viele in dem Hund ein teures Vermächtnis eines Gefallenen hegen werden? Daß die Liebe jetzt so kostbar worden ist, daß wir sie selbst dem Tiere nicht entziehen dürfen?

Darum meine ich, daß die neue Steuer, wenn sie schon eingeführt werden muß, sich nach dem Einkommen richten sollte. Mögen die Reichen und Reichsten den erhöhten Beitrag bezahlen. Aber die Armen und die Bescheidenen, deren Einkommen 3000 Kronen nicht überschreitet, sollten den alten Tribut entrichten. Dann käme eine Steuer von zwölf Kronen für Einkommen bis zu 5000 Kronen in Betracht. Nun aber kann die Hundesteuer progressiv steigen. Ich habe nichts dagegen, wenn der Millionär 100 Kronen bezahlt. Er wird sie weniger empfinden als der Arbeiter, der Greißler, der Amtsdiener, der Hausbesorger seine acht Kronen.

Ich glaube an das gute Wiener Herz. Ich bin überzeugt, daß dieser mein Ruf nicht ungehört verhallen wird, daß die Stadtväter ihren Beschluß ändern werden — zur Freude aller, die an den Hunden eine Freude haben. Und ich bin schon einmal so kindisch und habe meine Freude an meinem Hund. Ja ich kann sagen, daß ich sehr viel bei ihm gelernt habe. Ich bewundere immer wieder die sichere Kraft seines Instinktes, die Schärfe seiner Beobachtungskunst, die feinen Unterschiede, die er beim Verteilen seiner Gunst macht. Wie oft habe ich den Vorwurf gehört, daß ich mich als Arzt mit einem Hunde

Neues Wiener Tagblatt
22./V. 1916

Mamas Ungeduld.

Von Emil Marriot.

Ein Sprichwort im Hause: „Ungeduldig wie Mama." Heute sagten es ihre Söhne und Töchter lachend, wie man von der liebenswürdigen Schwäche eines guten, uns teuern Menschen spricht, unter der man vielleicht mitunter gelitten hatte und die man, als zu ihm gehörig, doch nicht missen möchte. Aber da sie noch Kinder waren, wurde die mütterliche Ungeduld gefürchtet. Die Mama selbst: immer rasch, immer zur Zeit fertig. Mit Fug und Recht durfte sie sich als Beispiel aufstellen: „Kann ich's, warum nicht auch ihr?" Doch die Sprößlinge gerieten mehr dem bedächtig prüfenden, alles sorgsam abwägenden Vater nach. Ein stiller und feiner Mann war der Papa, der in seiner Beamtenlaufbahn, zumal im Punkt Beförderung, Geduld und Warten gelernt hatte.... Es fiel ihm schwer, mit der raschen, temperamentvollen, zehn Jahre jüngeren Frau Schritt zu halten. Und er hatte doch den ehrlichen Willen dazu. Denn mehr noch als die Kinder, viel mehr fürchtete er ihre Ungeduld....

An Sonn- und Feiertagen trieb die Mama ihre Leute schon am Morgen ins Freie: „Geh' spazieren mit den Kindern." Sie selbst blieb zu Hause, um die Küche zu überwachen. Sie mußte doch nach dem Rechten sehen, traute der Köchin nicht. Und an den Fest-, den Ruhetagen sollten ihre Lieben ein tadelloses Mittagmahl haben. Sie war stolz auf ihre Kochkunst. Nur — warten durfte man sie nicht lassen. Wenn das Essen fertig war, mußten ihre Leute zur Stelle sein. Darum sah der Papa bei den Spaziergängen auch alle fünf Minuten auf die Uhr. Um Gottes willen nicht zu spät nach Hause kommen! Nur nicht die Mama böse machen! Und so ging's bei jeder Gelegenheit. Die Kinder kamen nicht vom Fleck, weil sie, von Mamas Ungeduld verwirrt, alles verkehrt machten. Sie fanden nicht, wonach sie suchten. Die Mama stand ja daneben und zappelte schon: „Habt ihr's noch immer nicht gefunden? Bei euch dauert ja alles eine Ewigkeit!" Es war oft recht aufregend und kostete nicht selten Kindertränen. Und doch war alles das, wenn man in späterer Zeit daran dachte, nur eine Kleinigkeit gewesen. Die Mama war ja sonst so seelengut, ginge für ihre Leute ins Feuer. Dabei bildhübsch zwischen ihren aufwachsenden vier Kindern, beinahe anzusehen wie deren ältere Schwester. Ihr Anblick bedeutete für den Gatten eine immerwährende Freude. Sie war seine Schwäche, diese blühende, temperamentvolle Frau.... Und die Kinder vergötterten sie ganz einfach. Die ein bißchen nervöse Angst vor ihrer Ungeduld hatte sich längst verloren. Die vier jungen Leute gingen ihren eigenen Weg, und die Mama war nicht mehr hinter ihnen her wie in ihrer Kindheit. Auch mit dem ihr langsam scheinenden Vorwärtskommen des Gatten — einer Quelle steter Ungeduld — hatte sie sich nach und nach abgefunden. Er war Hofrat geworden. Höher hinauf ging's bei seinem Alter nicht mehr. Dieses Kapitel war abgeschlossen für sie. Aber für ihre Kinder erhoffte und erwartete sie voll Ungeduld große Dinge. Begabt waren sie ja. Alle vier. Der Erstgeborne, ein Mediziner, würde ein berühmter Arzt werden. Nach ihm waren gleich zwei auf einmal gekommen: hübsche und kräftige Zwillinge, zwei Mädchen, die einander so ähnlich sahen, daß Fernerstehende sie beständig miteinander verwechselten. Die würden natürlich heiraten. Einstweilen aber lernen sie wacker. Sie wollten, da sie kein Vermögen besaßen, sich auf eigene Füße stellen, etwas werden, niemand brauchen. Und der Jüngste, der „Kleine", der „Bubi", wie er für die Mutter immer noch hieß, obschon er dem fünf Jahre älteren Bruder bereits über den Kopf zu wachsen drohte, war einfach ein Genie. Diese musikalische Begabung! Der mußte, würde ein Künstler werden, ein Dichter, ein Komponist, eine Berühmtheit....

Da kam, wie ein Gewitter an einem prangenden Frühlingstag, der Krieg.

Der ältere Sohn, dessen Studien dem Ende zuneigten, wurde sofort einberufen: zum Sanitätsdienst. Er sollte einen seiner Professoren, der sich auf den nördlichen Kriegsschauplatz begab, als dessen Assistent begleiten. Die Mama hielt sich tapfer beim Abschied: es sei eine prächtige Lehrzeit für einen Anfänger. Da lerne er in wenigen Monaten mehr als sonst in Jahren. „Aber täglich mußt du uns schreiben. Wenn auch nur eine Zeile."

Die Zwillinge meldeten sich zum Spitalsdienst, besuchten einen Pflegerinnenkurs. Und der „Kleine" wollte sich durchaus freiwillig stellen: „Ich bin ja groß und stark!" Doch dagegen erhob der Vater Einsprache: „Warte noch, mein Sohn. Du bist noch so jung! Sie

werden dich schon von selber rufen." Diesmal, wohl zum erstenmal, war auch die Mama fürs Warten. . . .

Genug, wenn man einen draußen hat. Sorge genug! Denn, wenn der Sohn auch nicht an der Front kämpfte: Gefahren gibt es auch für den Arzt. Ueberanstrengung, ansteckende Krankheiten. Und er gehört nicht zu denen, die sich schonen und einer Gefahr ausbeugen. Er war brav und pflichtgetreu. Sie kannte ihren Sohn.

Jetzt lernte sie eine andre, eine neue Art des Wartens kennen: das Warten der Angst. Ein Glück, daß sie die Töchter in Wien unter ihren Augen hatte. Wohl arbeiteten sie über ihre Kräfte fast, wohl sahen sie bald blaß und müde aus, aber sie waren doch da, schliefen meistens zu Hause, konnten, wenn man sie hatte, gehätschelt, gepflegt, genährt werden. Hingegen der Sohn, von dem sie nicht einmal genau wußte, wo ihre Sorge ihn suchen sollte! Und seine Nachrichten trafen auch nicht regelmäßig ein. Oft stockte der Postverkehr, und die Briefe blieben gänzlich aus. Die arme Mutter lauerte dem Briefträger auf, rief ihm, wenn sie ihn die Treppe heraufsteigen sah, über die Brüstung gebeugt, mit zitternder Stimme zu: „Kein Feldpostbrief? Nichts von meinem Sohn?" Es war nicht mehr die alte zappelige Ungeduld, es war etwas andres. . . .

Und dann traf eine Depesche ein: „An Typhus erkrankt." Vater und Mutter fragten nicht erst, ob sie kommen dürften. Ungesäumt machten sie sich auf den Weg zu ihrem Sohn. Eine lange, lange Reise war's. Und wie ging es langsam! Bahnstörungen. In kleinen Stationen sitzen, Stunde um Stunde auf Anschluß warten. Und still saß die Mutter da, im Herzen die bange Frage: „Vielleicht kommen wir zu spät?" Wo war ihre Ungeduld? Untergegangen in ihrer Mutterangst.

Endlich, endlich waren sie bei ihm, erkämpften sich den Zutritt zu ihm, durften sich in seine Pflege teilen. Und dann, als es besser geworden war und er eine Reise wagen konnte, fuhren sie mit ihm nach Hause. Vorläufig hatten sie ihn wieder. Er war noch schwach, noch dienstunfähig. Die Mutter genoß das Glück, ihn gesundpflegen zu dürfen. Kein Schimmer von Ungeduld dabei, obschon die Genesung langsame Fortschritte machte. Gesund sollte er ja werden. Doch nicht allzu schnell. Nicht gleich g a n z gesund. Da müßte sie ihn ja wieder hergeben. . . .

Und dann wurde auch der zweite, der „Kleine" einberufen. Zuerst kam die Abrichtung. Auch das konnte die Mutter ohne Ungeduld ertragen, und wenn diese Zeit noch so lange gedauert hätte. Aber es ging, wie ihr schien, furchtbar schnell. . . . Und dann fuhr er fort. Der kam an die Front. Wieder die Bitte beim Abschied: „Schreib täglich, wenn auch nur eine Zeile." In einem noch innigeren Ton als das erstemal. Es war ja ihr Benjamin! Und ging an die Front. Und ein Draufgänger war er obendrein. . . .

Warten, warten. Der Erstgeborne war so weit hergestellt, daß er in einem Wiener Spital Dienste tun konnte. Ein Aufatmen für die Mutter. Sie hatte ihn hier, sah ihn täglich. Aber der ferne „Kleine". Die Post war jetzt alles für sie. Sie lebte nur in der Post. Und der „Kleine" war brav, schrieb, so oft er nur irgend konnte, schrieb beruhigend, voll Siegeszuversicht. Belobt und befördert war er auch schon worden.

Da — eine Stockung. Von einer großen Schlacht wurde geschrieben, gesprochen. Gerade dort war's, wo der junge Sohn stand. Man nannte sein Regiment.

Wie lang hat das Warten gedauert? Die Mutter wußte es später nicht mehr. Ein Tag um den andern kam und ging. . . . Sie hätte ihn halten, ihm Stunden anfügen mögen: Vielleicht bringt er mir doch noch eine Nachricht von meinem Kinde. Und nichts. Wieder nichts. Und dann die lange, die schlaflose Nacht. Ein langes und banges Warten auf den Morgen. Verwacht und müde sah sie den Morgen herandämmern: Vielleicht heute.

Der Vater ging ins Amt, Sohn und Töchter in ihre Spitäler zu den Verwundeten. Die Mutter blieb allein zu Hause. Und wartete. Die erste Post. Nichts. Die zweite. Wieder nichts. Wenn dann Mann und Kinder nach Hause kamen, genügte ein einziger Blick, ein rascher, fragender Blick auf ihr blasses Gesicht: Wieder keine Nachricht.

Ungeduld? Sie wußte nichts mehr davon. Wie andre Frauen stand sie vor den Lebensmittelgeschäften und wartete, bis die Reihe an sie kam . . . gleichgültig und geduldig. Sie merkte kaum, daß sie überhaupt wartete.

Und die Schlacht tobte, tobte. . . . Unbestimmte, unkontrollierbare Gerüchte durchschwirrten die Stadt: Enorme Verluste, Rückzüge. Sie hörte es, sie sah die verstörten Gesichter um sich her und konnte nur eines denken: Mein Kleiner ist dabei.

Neues Wiener Tagblatt
22. IV. 1916

Manuscript Anzengruber

191

Die Zeit
22./VI. 1916

173

Der Wiener Kaffee.

Nun geht's auch an den Kaffee! Der Konsum wird geregelt, wird eingeschränkt, die Portion mittelst Kaffeekarte festgesetzt, die jedem in acht Wochen zukommt. Soviel darf er kaufen — drei Achtelkilogramm —, um keine Bohne mehr. Die Regelung des Mehl- und Brotkonsums, des Zuckerkonsums ist für Wien lange nicht so einschneidend wie diese Kaffeeregelung. Denn der Kaffee ist eine Wiener Spezialität. Er kam über Wien nach dem Westen. Hier fand er nach der zweiten Türkenbelagerung liebevolle Hüter, die aus der edlen Bohne das feine orientalische Getränk ganz vorzüglich zu brauen verstanden. Viel später erst zog der Kaffee gen Westen und Norden weiter. Und daher mag es vielleicht kommen, daß die Völker am Oberlauf der Donau, am Rhein und im Norden mit ihm noch immer nichts Rechtes anzufangen wissen. Das Rezept des Wiener Kaffees, des österreichischen Kaffees — übrigens ist auch der ungarische gut —, ist den vornehmsten Kaffeesiedern der reichsdeutschen Städte noch immer ein Rätsel. Eine „Wiener Melange" ist eine Spezialität, und das „Wiener Kaffeehaus" ist im Ausland sehr gesucht. Der Kaffee ist das Wiener Frühstücksgetränk, das obligate Jausengetränk. Er gehört aber im Volk auch oft zur Hauptmahlzeit: jetzt gar zur Kriegszeit! Die Kutscher, die Transportarbeiter u. dgl., die viel schwarzen Kaffee zu trinken gewohnt sind, werden ihn in Hinkunft weiter in ihrem Stammcafé, vor dem sie zu halten oder in das sie einzukehren pflegen, bekommen. Auch den „Kaffeeschwestern" wird, wenn ihnen der „eigene Kaffee", der selbstgekochte, zu wenig wird, nichts anderes übrig bleiben, als die Flucht ins Kaffeehaus. Die Junggesellen, die ohnehin im Kaffeehaus frühstücken, die Angehörigen der freien Berufe, deren zweites Heim das Kaffeehaus ist, werden die Einschränkung des Kaffeekonsums für den Haushalt am wenigsten fühlen. Und der Mittelstand, der Bürger, der nicht zu den Kaffeehausgästen gehört, wird sich der Einschränkung eben fügen müssen, wie so vielem, und den Kindern, auch den größeren, wird man zur Frühstücks- und Jausenzeit Ersatzgetränke bieten. — Dafür wird man den Seltenen, den Kaffee, um so mehr schätzen lernen.

Österr. Volkszeitung
23./VI. 1916

175

* **Das Signum humanitatis.** Am gestrigen Feiertag wurde derjenigen gedacht, denen sich die menschliche Teilnahme vor allen anderen zuwendet: Der Soldaten, die im Kampf fürs Vaterland ihr Augenlicht verloren haben, der Kriegsblinden. Eine große Bewegung ist im Zuge, die darauf hinzielt, diesen Kriegsopfern Heimstätten zu schaffen und zum Bau dieses Heims konnte gestern jeder sein Scherflein beitragen, indem er das Signum humanitatis erwarb. Schon in den Morgenstunden waren Mädeln und Buben auf den Beinen und widmeten sich mit jener Hingabe, die man an unseren Kleinen bereits kennt, dem Verkauf des Abzeichens, das schlicht und prunklos ist, aber einem edlen Zweck dient. Infolge der Fronleichnamsprozession waren die Straßen der Innern Stadt schon am frühen Morgen belebt und die Verkäufer und Verkäuferinnen hatten einen lebhaften Absatz zu verzeichnen, der sich steigerte, je weiter der Tag vorrückte. Zu aller Freude war der Aktion ein wahres Prachtwetter beschieden, die Straßen, Plätze und Gärten waren von Spaziergängern erfüllt, die sich des schönen Sommertages freuten, und unter den vielen gab es sehr bald keinen einzigen, der nicht in einem oder mehreren Exemplaren das Signum humanitatis, das Zeichen des menschlichen Mitgefühls, trug. Bis in die Abendstunden währte der Verkauf, der sich auf alle Bezirke erstreckte und dessen Ergebnis gewiß ein sehr erfreuliches sein wird.

Im Stammbeisl.

„Wirst glei z' Hauf' geh'n, Klauer," herrschte Schwasser den Pikkolo Schani an, der soeben mit drei frischgefüllten Krügeln erschienen war und ob des unvermuteten Anrufes dermaßen erschrak, daß das schäumende Naß beinahe seinen Händen entglitten und mit dem Staub des Fußbodens eine ebenso zwecklose als unerfreuliche Verbindung eingegangen wäre. „Buab'n wia Du g'hör'n auf d' Nacht ins Bett und net ins Wirtshaus, verstanden? Na, oder net?" wendete er sich an die Mitglieder der Tafelrunde, die ihn einigermaßen verwundert anblickten, „steht 's vielleicht net drin, in dera neuchen Verurtnung? Jugendliche unter 16 Jahr' dürfen sich in kan Wirtshaus blicken lassen, sonst werden s' vom Wirten auffig'feuert, draußt von an Wachter feierlich empfangen und auf das hinauf 'n Vattern zur weiteren Amtshandlung übergeben. Wann i bitten derf: Is unser Beisl am End' ka Wirtshaus? Und der Schauerl ka Jugendlicher? Na alsdann!"

„Dös is scho alles wahr," bemerkte Spannagl, „aber auf die Pikkolos, die was quast in dienstlicher Eigenschaft im Wirts- und Kaffeehaus z' tuan haben, kann die Verurtnung doch ka Anwendung finden; wenn s' uns den Schauerl aussperr'n taten, wär' dös a schön's G'reit, wo er do seit 'n Einrucken vom Speisenträger g'wissermassen ein großer Herr g'worden is — „groß" natürli nur bildlich g'mant. Was willst denn, Schauerl," wendete er sich an den „großen Herrn", der das Bedürfnis zu haben schien, persönlich in die Debatte einzugreifen, aber den Gast nicht zu unterbrechen wagte. „Was sagst da? Du bist überhaupt ka Jugendlicher net, sondern scho sechzehne vorüber? Da legst Di aber nieder und stehst nimmer auf! So a Bua da. klanwinzi is er, daß er kaum über 'n Tisch g'lengt, und will scho zu die Erwachsenen g'hör'n! Na, brauchst net so beleidigt schau'n, Bua, i glaub' Dir 's scho, wannst es sagst."

„Aber an Rat möcht' i da geben", sagte Stichler. „Wannst D'r amal Zigarren kaufen oder ins Kino geh'n willst, dann schau zua, daß D' net auf Dein Taufschein z'Haus vergißt; denn bei Deiner Größ' halt Di a jeder Wachmann für sechs Jahr jünger und jauckt Di, da kannst eahm no so lang derzähl'n, daß D' scho Sechzehn vorüber bist. I was net, mir paßt die ganze Sach' net. Schließli woll'n d' jungen Leut' a a Vergnügen hab'n; wann ma eahna all's und jed's verbiet, werden S' bockig und dös soll net sein. Is 's so lang ohne Verurtnung guat g'wesen, wär 's weiter a no gangen. Mir, wie i a junger Mensch g'west bin, mir hätt' ans kommen soll'n mit solche Sachen!"

Er trank sein Glas leer und stellte es in Erinnerung an die Streiche seiner Jugend mit solcher Vehemenz nieder, daß der ganze Tisch wackelte und bebte und Oberberger sich zu der Bemerkung veranlaßt sah: „Nur ka Aufregung, Stichler, dazu is gar ka Anlaß. Du bist aner von die Menschen, die über jede Verurtnung von all'n Anfang an schimpfen und räsonieren, nur desweg'n, weil 's a Verurtnung is ... Was mi betrifft, so find' i 's ganz vernünfti, daß ma denen Buab'n amal auf die Kappen steigt. Is dös a G'hörtsi, daß die Herr'n Buab'n no spat auf d' Nacht mit aner Zigaretten im Mund auf der Gassen herumflanier'n, he? Daß s' in die Wirtshäuser herumlungern und im Kino zuschau'n, wie der berühmte Massenmörder Soundso in jedem Akt seine zwa, drei Abmurksereien absolviert, und erst im sechsten g'fangt wird? I für mei Person hab' in mein' Haus schon selber hohe Behörde g'spielt und mit die Strafbestimmungen hab' i net g'spart. 25 mit 'm Spanischen is no das g'lindeste, was mein Buab'n blüaht, wann i eahm dahinterkumm', daß er in an Kinotheater war."

„Das kannst Du in Dein' Haus machen wie Du 's mangst," bemerkte Stichler, „aber das is 's ja, was i sag', daß solche Sachen 'n Vattern sei' Sach' sind und daß si' net d' Behörden in all's und jed's einmischen soll."

„Und i," beharrte Oberberger bei seiner Meinung, „sind 's ganz brav vom Statthalterei, daß er a bisserl mithilft. Er is jetzt'n no um a Stückerl weiter'gangen und hat in sei Verurtnung a die Schundbüacheln miteineg'nommen. Was braucht so a junger Bursch vom Nick Carter und vom Nat Pinkerton z' wissen? Soll in seine Schulbüacher einischauen, is g'scheiter. Und was gehen a Madel die „Geheimnisse einer unglücklichen Ehe und das „Rätsel der Kammerzofe" oder „die Totenglocke um Mitternacht" an? Soll si lieber in der Kuchl umschau'n und lernen, wie ma 's anstellt, daß d' Suppen nicht versalzen wird und d' Milch net anbrennt und net überlauft. Dös is mei Meinung."

„Echt Oberberger," bemerkte Stichler wegwerfend, „i wunder' mi gar net, wannst mit dem Karteng'spiel a einverstanden bist."

„Wann i die Trull und zehn Tarock in d' Hand krieg', dann . . ."

Stichler unterbrach ihn unwillig: „Red' net so dumm," sagte er, „Du waßt ganz guat, daß i die Mehl- und Brot- und Zuckerkarten man, zu die jetzt no a vierte kommt: die . . ."

„Kaffeekarten", ergänzte Oberberger; „jetzt wirst D' wieder springgifti werd'n, Stichler, und mi weiß Gott was alles haßen, aber i kann D'r net helfen und muaß ja sag'n. Ja, mir is 's recht, die Kaffeekarten, und warum, werd' i Dir glei explizier'n. Was mei Alte is, die hat an jeden Mittwoch ihr'n Schurfix, auf Deutsch: ihr'n Tratschtag. Da kommen so a vier, fünf Weiberleut zu ihr „auf a Schalerl Kaffee", wia si 's nennt, und da werd'n d' Leut' ausg'richt in allen Tonarten und daß nur so d' Fetzen fliag'n. Mir is dös schon lang z'wieder, und an diesem Tag bringen mi kane zehn Pferd z' Haus. Jetzt endli hat die hohe Behörde a Einsehen gehabt, hat an jed'n 'n Kaffee recht knapp zuag'messen und i hoff' in der Stillen: Wann die Kaffeeschwestern kan Kaffee kriag'n, werd'n s' von selber ausbleib'n und i hab' mei wohlverdiente Ruah. Drum bin i für mein Teil mit der neuch'n Karten ganz z'frieden, aber i hinder' natürli kan Menschen dran, anderer Meinung z' sein."

Er stärkte sich durch einen kräftigen Schluck und diese Pause benützte Stichler, um boshaft zu bemerken: „Find's ös Ihr net a, meine Herren, daß unser guter Feund Oberberger heut' wieder amal für zehne red't? Unserans kann gar net zu Wort kommen und er kommt ma fort wia a Vierverbandler vor. Die hab'n nia mit große Wort' g'spart und seit a paar Tag' haben s' wieder mehr als je 's Rederte. Der Vikerl, das so a klan's Wuzerl is, daß er si nur 'n Schnurbart zum rasier'n brauchert und jeder Kondukteur liaßert eham mit aner Kinderkart'n fahr'n, den König Viktor Emanuel man i, der hat, so klan er is, neuli' a wieder amol a Mordstrümm Red' g'halten und dabei 'n Engländer zu sein' „großen Sieg" gratuliert. Jetzt waß i net: Hot er eahm soppen woll'n? Beim Skagerrak drob'n hab'n die Engländer Schläg' kriagt, daß eahna no heut' de Buckel weh tuat und der klane Vikerl red't vom großen Sieg!"

„Und glei drauf," ergänzte Oberberger, „is' der König auf die Russen z' reden kommen, die a glorreiche Nation sind und no nie verlor'n haben. Dös muß i sag'n: A besonder's guat's Gedächtnis hat er net, der Pikkolo im Gasthaus zum Vierverband, sonst wär' 's do net mögli, daß er 'n russisch-japanischen Kriag scho ganz und gar verschwitzt hat."

„Dös is all's nix anders wia a dumme Rederei," meinte Schwasser, „genau so wie der kecke Briaf, den der Sir Edward Goschen über die Friedensfrage g'schrieben hat. Der Mann haßt net nur Goschen, er hat a ane, kommt mir vor, a recht große no' dazua."

„I kenn' a Frau," sagte Oberberger, nachdem er einen Blick auf die Uhr geworfen hatte, deren Zeiger sich bedenklich dem Zehner näherte, „die hat zwar, versteht sich, a zartes Munderl, aber wenn sich's d'rum handelt, ihr'n treuen Lebensgefährten a Goschen anz'hängen, weil er a bisserl z' spat aus 'm Beisl hamkommt, so is s' glei damit bei der Hand. Daß die Frau, von der i red', d' Meinige is', brauch' i wohl net extra z' sagen. Schamster Diener, meine Herren, i geh'. Leopold, zahl'n!"

Thomas Berger.

Österr. Volkszeitung 25. IV. 1916
176

Österr. Volkszeitung
25./III. 1916

178

* **Abrichtung.** Es ist noch gar nicht lange her, seitdem die ersten Schaffnerinnen-Aspirantinnen auf den Wagen der Wiener Straßenbahn ihre Probefahrten machten, selbverständlich unter Leitung erfahrener Kondukteure, die ihnen den nötigen Unterricht erteilten. Die Fahrgäste wunderten sich eine Weile, es gab manchmal auch humoristische Wiener Bemerkungen, und wenn ein gut gelaunter Fahrgast den Herrn Lehrmeister aufforderte, acht zu geben, „damit sich das Fräulein nicht verzwickt", ertonte schallendes Gelächter, so daß die Schülerin einen Augenblick, die Zwickzange in der Hand haltend, verlegen dastand. Bald lernte man aber die Vorzüge der Schaffnerinnen kennen und freute sich, wenn eine oder die andere trotz der Anstrengungen des Dienstes und der Gleichformigkeit der Uniform durch eine Kleinigkeit, einen hellen Umlegkragen, eine Blume an der Kappe, an dem Riemen der Dienstasche oder sonst eine harmlose Verschönerung der Dienstracht zeigte, daß der Wiener Sinn für Geschmack bei aller Einfachheit sich auch da zur Geltung zu bringen wisse. So hat man sich an die Schaffnerin als eine der Begleiterscheinungen der Kriegszeit rasch gewöhnt und jeder Mann, der selbst weiß, was gleichmäßige Arbeit und Erfüllung der Dienstpflichten heißt, bemüht sich, diesen Frauen und Mädchen den Dienst nicht durch unnütze Fragen und Störungen zu erschweren. Nun hat man aber Gelegenheit zu sehen, daß sich die Schaffnerinnen in Wien ihren Platz schon völlig erobert haben, denn einzelne fahren bereits als Abrichterinnen angehender Berufsgenossinnen. Und die Fahrgäste staunen wieder, wie rasch sich die Dinge entwickeln. „Was, Sie richten jetzt schon ab," meint ein Herr zu einer jungen Schaffnerin, die aufmerksam, wie der Lehrer in der Schule, der Kandidatin auf die Finger schaut, die eben einen Fahrschein zum Umsteigen martiert. „Sie sind doch selbst erst kurze Zeit bei der Elektrischen?" Die abrichtende Schaffnerin erwidert knapp, gerade genug, um nicht unhöflich zu sein, daß sie durchaus nicht die einzige Abrichterin sei. Und scherzhaft setzt sie dann, da bei einer Haltestelle niemand einsteigt und Lehrerin wie Schülerin sich eine kleine Pause gönnen dürfen, bei: „Wer weiß, in ein paar Monaten wird das Fräulein hier auch schon selbst abrichten — wenn dann noch immer Schaffnerinnen auf Kriegsdauer aufgenommen werden . . ." Und lobend ergänzt sie mit einem Blick auf die Schülerin: „Sie fahrt erst zwei Tage, aber sie könnte schon ganz gut allein Dienst machen!" Die Aspirantin strahlt vor Freude. Sie sieht sich schon als Abrichterin, eine jüngere Kollegin in die Praxis auf dem Wagen einführend, natürlich nur, wenn die Direktion noch neue Schaffnerinnen auf Kriegsdauer aufnehmen wird. Hat aber indessen bereits die Zeit des Friedensfahrplanes begonnen, dann um so besser, dann wird sie gern auf die Ehre des Abrichtens verzichten, denn dann wird — ihr Bräutigam aus dem Felde heimgekehrt sein . . .

Die Zeit
25./VI. 1916

Blumenpflücken.

Allenthalben dort, wo der Weg ins Freie hinausführt, fand man kurz nach Kriegsausbruch Tafeln angebracht, die im Interesse einer reicheren Futterernte vor Kulturenverletzung warnten. Das war nur gut gegenüber den Wald- und Wiesenbarbaren. Aber den Blumenenthusiasten tat dabei das Herz weh. Es ist ein verschwindend kleines Menschenhäuflein, das alljährlich zur Frühlingszeit dem Emporsprießen ihrer guten Freunde aus dem Reich der Flora entgegenträumt. Die Namen ihrer Blumenfreunde sind ihnen ebenso selbstverständlich und geläufig, wie die ihrer zweibeinigen Menschenfreunde, sie wissen ganz genau, zu welchem Zeitpunkt sich jedes Pflänzlein ans Tageslicht emporgearbeitet haben wird, und wo sie es zu suchen haben. Gar mancher Fundort wird als ein tiefes Geheimnis bewahrt. Wenn also die Zeit gekommen ist, zieht man hinaus mit Billrothsäckchen und Zeitungspapier — in dem sich die Blumen bekanntlich besonders gut halten —, um sein Glück zu versuchen. Besonders beliebt ist die Orchideenjagd. Kein Wunder! Diese Blume in ihrer fremdartigen Blütenform, in ihren zarten Farben, ihren samtenen Blättern — die Ophrys zum Beispiel, oder die größte Orchidee, die bei uns vorkommt, der hellgrüne Frauenschuh, die wohlduftende, weiße Platanthera oder die bescheidene, grüne Listera — sind die heiße Sehnsucht jedes wissenden Blumenfreundes. Die lange Absperrung so vieler Wienerwaldwege hat den Blumen heuer sehr wohl getan, weil die den Raubzügen der Ausflügler preisgegebenen Kulturen sich sehr erholt haben. Zum Beispiel fand man heuer in unmittelbarer Nähe von Wien ganze Maiglöckchenfelder vor, gar nicht zu reden von der übergroßen Zahl von Primeln und Veilchen, die sich dort entfalten konnten. Ueberhaupt ist Wiens nächste Umgebung ein Blumenparadies. Dem Blumenkenner ist der Bisamberg weit mehr als ein gewöhnliches Ausflugsziel, denn dort findet er die violette Iris germanica und die vielleicht noch schönere, zartere gelbe Iris arenaria. Aber noch schönere Irisarten findet man in einem kleinen Wäldchen an der Preßburger Elektrischen. Die Schonung der Kulturen hat auch insoferne einen großen ökonomischen Wert, als sie sich auch auf die Beerenfrucht erstreckt und durch ein sehr gutes Beerenjahr belohnt wurde. Ganz besonders sind unsere Fluren heuer überreich mit Erdbeeren besät. Die Natur war und ist den Wienern immer eine Handbreit näher als den anderen Städtern. Um seiner Leidenschaft für Blumen auserlesener Art nachzugehen, braucht der Wiener die Grenzen der Stadt nicht mehr als zwei bis höchstens drei Kilometer zu überschreiten.

Fremdenblatt 25./VI. 1916

* (**Der Fadian.**) Dieser Tage kam ich des Abends recht abgespannt von der Arbeit in mein Stammgasthaus und war glücklich, in dem lieben, lauschigen Garten unter einem alten Baume ein einsames Tischchen zu finden. Vorsichtshalber lehnte ich den zweiten Sessel um, damit es scheine, ich erwarte noch jemand. Aber die Komödie nützte nichts. Ich hatte eben mein Abendessen angenehmst erledigt und wollte mich ausschließlich mit meiner Zigarre unterhalten, die mir nach Tisch immer so viel zu erzählen weiß, als ein Bekannter mit einem kurzen „Sie werden wohl gestatten?" auf den dritten, nicht umgelehnten Sessel meines Tisches Platz nahm. „Ein Bekannter" — das Wort ist sehr gewöhnlich, aber auch der Gegenstand verdient gewöhnlich keine ungewöhnlichere Bezeichnung. Meinen diesmaligen Bekannten hatte ich der Sommerfrische Kaltenleutgeben zu verdanken, wo wir in der Kur einen Monat einem und demselben Badwaschel zugewiesen waren. Der Herr hatte sich mir damals vorgestellt, weil er auch während der Einpackung mit seinem Nachbarn sprechen wollte. Ich antwortete immer nur mit „Jawohl" oder stellte mich schlafend. Der Mann — nebenbei gesagt, zweifellos ein anständiger Herr, Kaufmann von Beruf und nicht ungebildet — ödete mich nämlich dadurch an, daß seine Betrachtungen über Welt und Menschen niemals den mindesten Widerspruch vertrugen, weil sie stets nur in Selbstverständlichkeiten sich ergingen. Der Mann gab den ganzen Tag Hellerstücke aus, noch dazu abgegriffenste Münze, und was das Schrecklichste war: Er klimperte noch mit seinem Reichtum und warf wie ein Krösus von sich, als verschenke er fortwährend wertvolle Gaben! Mit einem Wort: ein Fadian. Es gibt nämlich zweierlei Arten dieses Gewächses: Stumme und Redselige. Die erste Art ist harmlos, die zweite lebensgefährlich. Denn sie kann einen auf Selbstmordgedanken bringen oder zum mindesten den Nachgenuß eines teuren Abendessens verderben. Mit welchen Gefühlen ich unter solchen Umständen den besagten Bekannten an meinem Tische begrüßte, brauche ich nicht zu schildern. Ich will jedoch meinen wohlverdienten Anteil an öffentlichem Mitleid mir dadurch sichern, daß ich die bedeutendsten Aussprüche meines Tischgenossen, die an jenem Abend unter seinem wohlgepflegten Schnurrbart hervorquollen, hier niederschreiben, und zwar wörtlich:

„Das Vorgehen der Entente-Mächte gegen das schwache Griechenland ist nichts als die reine Gewalt. Der Doktor Wüllner ist ein guter Künstler, nur mehr Deklamator für den Saal, als Schauspieler für die Bühne. Sehr zu bedauern ist der Tod des Fliegers Immelmann. Bei diesen Helden aber muß man immer gefaßt sein, daß man schon den nächsten Tag in der Zeitung liest, es sei ein Absturz erfolgt. Das ist aber gewöhnlich tödlich. Das Brot ist jetzt bei uns wieder besser geworden. Aber wenn auch vielleicht bald wieder mehr Maiszusatz kommen sollte — da gibt es für uns im Hinterland doch nichts anderes, als den festen Willen, durchzuhalten. Denn was ist das gegen die Leiden unserer Helden im Felde. Eine gute Idee vom Roten Kreuz sind die neuen Roten Kreuz-Lose. Weil ein Bedürfnis nach einem kleinen Los vorhanden ist. Und dann — es ist ja für Spitäler. Ein Glück ist es, daß der Juni wieder warm geworden ist; wegen der Ernte. Wie es jetzt geregnet hat, hab' ich immer gedacht: „Die armen Bauern!" Ich hätte mir nicht gedacht, daß der Thimig ein so guter Direktor wird. Ueber den Gregor kann ich nicht urteilen, weil ich zu wenig davon verstehe. Aber der Mann hat ein Riesenglück. Denn ich bekomme niemals eine Karte. Die Hauptentscheidung im Weltkriege ist entweder im Nordosten oder im Westen zu erwarten. Obwohl auch unser Vorgehen gegen Italien sehr wichtig ist. Man weiß jetzt wirklich nicht, wohin man aufs Land gehen soll. Denn — abgesehen von den hohen Preisen der Lebensmittel — weiß man nicht, ob man jeden Tag welche bekommt. Meine Frau sagt vorläufig: „In Wien ist's am besten." Gewiß — wir haben eine ganz schöne Wohnung, aber schließlich will man den Kindern doch auch frische Luft bieten. Wie heuer wohl Ischl besucht sein wird? Mein liebster Spaziergang ist im Dorf das Jainzental. Wunderschön ist auch das neue Spital. Wahrscheinlich sind jetzt auch Kriegsverwundete drinnen. Tragisch war der Tod des Lord Kitchener. Das muß auch der Feind sagen. Ob wohl die Straßenbahnschaffnerinnen jetzt, wo es sechzehn Heller kostet, weniger Trinkgeld bekommen, als früher? Das Bier ist heute sehr gut. Die neuen Generalstabsberichte aus Wolhynien sind wirklich sehr gut. Dagegen sind die Wetterberichte von Cadorna nur zum Lachen. Gerne möchte ich wissen, was in den letzten geheimen Sitzungen der französischen Kammer gesprochen worden ist. Eine Extra-Ausgabe, die die Debatte brächte, würde in Wien reißenden Absatz finden. Die armen Franzosen sind nichts als ein Opfer des treulosen Albion."

Und so ging es weiter. Ich wurde begreiflicherweise immer trauriger. Niedergeschmettert war ich jedoch, als mein Bekannter seine Weltbetrachtung mit dem Wunsch schloß, der Krieg möge bald glücklich beendet sein. Ich war in diesem Augenblicke viel bescheidener. Denn ich hatte nur den einen Wunsch, daß dieser Abend bald beendet sei. Und in der Tat — ich habe sein Ende nicht nur erlebt, sondern sogar überlebt.

Die Zeit
29./VI. 1916

181

Der Ehemännerzug.

An Nachmittagen vor einem Sonn- oder Feiertag gehen auch jetzt, wie in den erbaulichen Zeiten des Friedens, von den Wiener Bahnhöfen die Ehemännerzüge ab. Sie bringen die Ehemänner zu ihren in den Sommerfrischen rund um Wien verregneten Familien hinaus. War schon früher das Los des Familienvaters, der die Woche über im Bureau sitzt und am Sonntag den Wochenrapport seiner Lieben über sich ergehen lassen muß, kein besonders beneidenswertes, so ist es bei den jetzigen Zeitläuften geradezu als dornenvoll zu bezeichnen. Früher hatte er doch nur eine Unmenge jener Dinge mitzubringen, die das tägliche Leben behaglich machten, wie zum Beispiel Parfüms, Kognakbonbons, photographische Bedarfsartikel, Suppenwürze, Seidenstrümpfe und Makkaroni. Die Dinge kosteten immerhin ein schweres Stück Geld, aber er besorgte sie, um keinen Anlaß zum Unfrieden zu geben. Wenn er dann im Zug saß, warf er die siebenundzwanzig Pakete ins Gepäcknetz und fand sich in sein Schicksal. Er wußte ja, daß er mit raffiniertem Ungeschick doch wieder das Verkehrte zusammengekauft hatte. Heute denkt er an jene Zeiten mit einem schwermütigen Lächeln zurück. Denn die ganze Woche hindurch bringt ihm jede Post Drohbriefe der Gattin, die den Charakter eines Ultimatums tragen. Er soll Eier einkaufen, Butter und Schmalz erstehen, sich um ein halbes Kilo Gries umsehen, einen Sprung in sämtliche Fleischhauergeschäfte machen, ob nicht vielleicht doch ein paar Deka Speckfilz aufzutreiben wären, eventuell noch schnell einige Büchsen kondensierte Milch kaufen, und um Gotteswillen ja nicht auf das Kilo Kalbsschulter vergessen. Tafelöl und Sardinen, feingemahlenes Salz und Emmentaler spielen im Postskriptum dieser Briefe eine große und unheilvolle Rolle. Unter schweren Sorgen geht die Woche hin. Hie und da gelingt es dem Familienversorger wirklich, aus Versehen einige Restchen der angeforderten Dinge in seinen Besitz zu bringen. Mit Bangen und Sorgen sieht er dem Tag vor dem Feiertag entgegen, wo er im Ehemännerzug mit den anderen Märtyrern des Daseins trübe Erfahrungen tauschen wird. Der Trost, daß es seinen Leidensgefährten auch nicht besser geht, vermag nicht die trüben Wolken, die sich über dem Sonn- oder Feiertag, dem Tag des Herrn Gemahls, zusammenziehen, zu verscheuchen. Am Ziele angelangt, sieht er das buntgemusterte Dirndlgewand der Gattin leuchten, das Herz rutscht beträchtlich tiefer, er zwingt sich anläßlich des fröhlichen Wiedersehens zu einem flitterwöchentlichen Lächeln, und erst die unabwendbare Frage: „Hast du aber auch alles bekommen?" enthüllt die tragische Größe seiner Schuld. Inbrünstig betet er um einen sanften Landregen für den Feiertag. Der Regen trifft ein. Er schändet zwar die kühnen Ausflugspläne, ist aber eine nicht zu unterschätzende Ablenkung für die pessimistischen Aeußerungen der Familie.

Österr. Volkszeitung
29. VII. 1916

182

* **Stadtparkfreuden.** Wer jetzt durch den Stadtpark geht, kann mancherlei Beobachtungen machen. Da kommen früh oder nach der Mittagspause die Arbeitsmenschen, Männer und Frauen, eilig und mit jener Hast, die man an ihnen gewohnt ist. Wenn sie aber die grüne Pracht des wundervollen Gartens umfängt, halten sie unwillkürlich ein wenig inne, ihr Gang wird langsamer und ihre Mienen, die gerade noch gleichgültig oder griesgrämig waren, erhellen sich mit einemmal und werden froher. Ein Blick auf die Uhr am Wetterhäuschen, und wenn es nur irgend geht, setzen sie sich noch rasch für ein paar eilige Minuten auf eine der zahlreichen Bänke und halten Rast, bevor die neue Arbeit im dunstigen Bureau- oder Geschäftsraum beginnt. Die Wege rings um den Teich herum sind die beliebtesten, denn dort gibt es jetzt viel zu sehen. Bei den Entenfamilien hat sich der Storch freigiebig eingestellt und die winzigen possierlichen Entenkindchen, die scharenweise den Wasserspiegel und das Gelände ringsum bevölkern, bilden zu allen Tageszeiten das Entzücken der Kleinen, die bereitwillig ihr Brot opfern, um die Tierchen damit zu füttern. Und da machen denn auch die Großen gern Halt und freuen sich dieses lieben Idylls. Auch Familie Schwan freut sich der glücklichen Ankunft von fünf zirlichen jungen Schwänchen, die sich trotz ihres zarten Alters bereits als hervorragende Schwimmkünstler bewähren, auf dem „Festland" aber noch etwas unsicher sind. Einzig und allein bei „Storchs" will sich noch immer nichts zeigen, was unlängst einmal ein putziger Junge zum Gaudium der Umstehenden damit zu erklären versuchte, daß der Storch mit der Versorgung der Menschen so vollauf beschäftigt sei, daß er für seine eigene Familie nicht genug Zeit und Muße finde. Trotzdem gehören die Störche nach wie vor zu den größten „Attraktionen" der Stadtparkfauna, und wenn sie sich zu einer Promenade entschließen, sind sie immer von Parkbesuchern umringt. „Schau' eahm net so viel an, Annerl," sagte neulich ein Herr zu seiner über und über errötenden jungen Frau, „der is sonst imstand und bringt uns an Kriegsbuam!" Worauf er seine Annerl unter den Arm nahm und schleunigst der Gefahrzone zu entrinnen trachtete. Ein Beweis dafür, daß sich die Erkenntnis von der sozialen Wichtigkeit der Geburtenerhöhung, worüber in der letzten Zeit so viel gesprochen und geschrieben wird, noch immer nicht in dem Maße gefestigt hat, wie es im staatlichen Interesse notwendig und wünschenswert wäre.

Die Zeit
29./VII. 1916

183

Altösterreichischer Sommer.

Es gibt fast kein Gebiet, auf dem uns der Krieg nicht mehr oder minder größere Entbehrungen auferlegt hätte. Auch unsere Bewegungsfreiheit wurde aus militärischen Gründen vielfach eingeschränkt. Ein strenges Paßwesen macht Reisen ins Ausland ohne triftige Gründe unmöglich, ein großer, sonst viel besuchter Teil Oesterreichs ist als Kriegsgebiet erklärt. War es vordem eine schöne Selbstverständlichkeit, daß uns die ganze Welt offen stand, wir haben uns längst bescheiden gelernt. Wenn wir in diesem neuen Kriegssommer Urlaubs- und Ferienpläne machen, so ist die Auswahl unter den in Betracht kommenden Gegenden nicht groß. Die Qual der Wahl bleibt uns also diesmal so ziemlich erspart. Wir fühlen uns gleichsam in jene Zeit zurückversetzt, die in ihren Ansprüchen genügsam sein mußte, da es ihr an raschen und bequemen Verkehrsmitteln fehlte. Aber ist unsere Welt nun auch wieder begrenzt, derjenige, der nach einem harten Kriegsjahr erholungsbedürftig ist, wird auch die im engeren Oesterreich verbrachte Zeit der Ruhe und des landschaftlichen Genießens nicht zu bereuen haben. Nicht nur die Schönheiten des etwas stiefmütterlich behandelten Niederösterreich werden neue Freunde finden. Vor allem ladet das Salzkammergut, diese Perle unter den österreichischen Landschaften, den Naturfreund in sein ewig schönes Gebiet. Seit jener Zeit, da eine Reise dorthin noch höchst umständlich war und es dennoch lebhafte geistige Fäden mit Wien verbanden, hat es von seinen Reizen nichts eingebüßt. Groß ist die Zahl der berühmten und bekannten Männer, die von der Zeit des vormärzlichen Wien bis zur Gegenwart in jener gesegneten Landschaft Erholung und Anregung suchten und fanden. Besonders die Hauptorte, Gmunden und Bad Ischl, können uns manchen Beitrag zur Biographie hervorragender Männer liefern. Namen, wie Raimund (der 1825 und später im Salzkammergut weilte), Schmerling, Gauermann, Bauernfeld, Saphir und aus Deutschland Tieck, Moltke, Bismarck, begegnen uns in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Viele große Musiker sind bis auf unsere Zeit im Salzkammergut zu Gaste gewesen. Schubert hielt sich 1825 und in den beiden folgenden Jahren in Gmunden auf, wo er mehrere Lieder schuf. Brahms hatte sein Sommerheim in Ischl und kam auch oft nach Gmunden, wo sich jetzt die größte Sammlung von Brahms-Reliquien befindet. Goldmark verbrachte seit 1870 jeden Sommer in Gmunden. In der Villa Wesendonck am Traunsee schuf Richard Wagner einen großen Teil des „Tristan". Auch zahlreiche moderne Komponisten, Sänger und Virtuosen könnten hier genannt werden. Von Dichtern ist vor allem Lenau zu erwähnen, der zwischen 1830 und 1840 wiederholt in das Salzkammergut kam, wo er mancherlei poetische Anregungen empfing. Hebbel lebte von 1855 bis zu seinem Tode in Gmunden, wo er sein Epos „Mutter und Kind" schrieb und den „Demetrius" begann. Auch Grillparzer, der Aesthetiker Fr. Th. Vischer, Scheffel — um nur einige Namen zu nennen — hatten enge Beziehungen zum Salzkammergut. In einer Zeit, da wir unseren eigenen Besitz höher schätzen gelernt haben, wird auch die stille Schönheit einer österreichischen Landschaft, die nie durch eine geschäftige Reklame von sich Aufsehens machte, zu Ehren kommen. Jeder, der sich ihrem Zauber in seinen Ferientagen hingibt, wird beglückt in ein neues Arbeitsjahr schreiten.

Neues Wiener Tagblatt
2. VIII. 1916

184

* (Kriegshochzeit.) Manch einer von jenen, die ins Feld ziehen, oder die nach kurzem Urlaub wieder unter die Fahnen zurückeilen, hat eine ganz junge Frau daheim lassen müssen. Erst wenige Tage ehe er ging, ist sie ihm angetraut worden. In aller Schnelligkeit und ohne viele Formalitäten. „Kriegstrauung" hat man gesagt, und in wenigen Tagen waren Aufgebote und Hochzeitsvorbereitungen erledigt. Die Behörden machen es den Menschen je gegenwärtig leicht, ihre Schicksale aneinander zu binden, und mit den amtlichen Verordnungen haben sich auch alle übrigen Aeußerlichkeiten wesentlich vereinfacht. Sogar der Brautstaat ist, wie man weiß, unmodern geworden. Die wenigsten sind jetzt in der Stimmung, schimmerndes Weiß zu tragen. Sicherlich bleibt der Augenblick vor dem Altar der bedeutsamste im Leben der Frau, aber sie begeht ihn ernster und stiller als sonst, weil hinter dem Jubel schon die Trennung kommt. Und selbst wenn der junge Ehemann nicht ins Feld muß, so sieht man doch andre Menschen in seiner Umgebung sorgenvoll und hat dann auch selten Lust, ihnen zu zeigen, daß man glücklicher ist als sie. So wird ein einfaches Straßenkostüm zum Brautkleid, ein schlichtes Reisehütchen zum Myrtenkranze. Jetzt im Sommer hält man sich allerdings auch nicht immer an den strengen Stil des Kostüms und namentlich die jugendliche Braut wählt gern ein duftiges Sommerkleid mit Hut. Das sieht doch freundlicher, ein wenig festlicher aus, sagt sie, und, weil es der Jahreszeit gemäß auch ein Straßenanzug ist, so wird die Gala des Tages damit nicht allzusehr betont. So hat sich auch die Gepflogenheit des Sommerkleides vor dem Altar eingebürgert. Es ist vor kurzem noch nicht sehr vornehm gewesen. Entweder Brautkleid oder Reiseanzug, hieß es damals. Aber auch diese Normen des guten Tones haben sich eben gründlich geändert. Eine Braut aus einer der führenden Wiener Familien ist kürzlich in einem weißen Straßenkostüm mit schwarzem Torpalhütchen getraut worden. Eine andre trug ein rosa Seidenkleid im Altwiener Stil mit schwarzem Tüllhut. Die nächste hatte einen hellen Rohseidenanzug gewählt und eine vierte war dunkelblau mit weißer Bluse und blauem Hut. Kein Brautbukett, nur ein paar weiße Rosen in der Hand, und der Bräutigam selbstverständlich im Gehrock. Kein Hochzeitszug, keine Brautjungfer. Nur die beiden Zeugen stehen hinter dem jungen Paare und selbst die Eltern sind im Publikum gleich den Freunden. Man lächelt wie sonst, man ist gerührt und die Umarmungen der Lieben haben dieselbe segnende Innigkeit. Wie sonst ist die Atmosphäre der Kirche von heißen Wünschen erfüllt, die den Brautleuten entgegenfluten. Manch einer denkt sich vielleicht — wenn sein Blick auf die Uniform des Bräutigams fällt: Das arme Ding, sie wird sich ihre Hochzeit wohl auch anders gedacht haben, denn, eingestanden oder uneingestanden, wehen ja doch zarte Schleier durch alle Mädchenträume und Myrtenblüten duften durch die Schwärmereien des jungen Volkes. Daran hat selbst der burschikose antisentimentale Zug unsrer Zeit — damit meint man jene, die vor dem Kriege gewesen ist — nichts zu ändern vermocht. Aber, wenn die Träume Wirklichkeit werden, dann sehen sie zumeist so ganz anders aus. Darum klagt man jetzt auch nicht um das vereitelte Brautkleid und um den fehlenden Kranz. Was liegt an diesen Dingen? Der Gang zum Altar bleibt darum doch die erste Strecke des Weges, den man mit „ihm" fortan gemeinsam gehen soll. Da wird auch das einfache blaue oder graue Kostüm zum Festgewand. Es bedarf keiner besonderen Betonung für den Ernst der Stunde, der schon vor den Toren der Kirche der Neuvermählten harrt. Und in diesem Ernst trägt die Braut ohne Brautkleid ihr Glück hinein. . . . Wer weiß, ob nicht gerade er es ist, der das Glück doppelt festigt.

Im Stammbeisl.

„Wo bleibt denn heut' unser Freund Stichler?" fragte Oberberger, dem das ganz ungewöhnliche Ausbleiben des Kumpans völlig unerklärlich schien.

„I kann mir 's a net vorstell'n, wo er stecken könnt'," meinte Schwasser kopfschüttelnd; „Leopold, hab'n S' vom Herrn Stichler nix g'hört? Na? I bin fast scho b'surgt, daß eahm was zug'stoßen is. Sunst is er die Pünktlichkeit selber, raunzt allweil am meisten über 's Beisl und all's, was drum und dran is, schimpft, brummt, wettert, aber daß er amol ausbleib'n tat, das . . ."

„. . . is a Rarität," ergänzte Stichler, der soeben eingetreten war und die letzten Worte mitangehört hatte; „Bonschur mosiöhs änd Dschentelmans, a klane Verspätung, bitt' vielmals um Entschuldigung, pardong, pardong."

Er begleitete seine Worte mit theatralischen Gesten, so daß ihn die anderen erstaunt ansahen und Oberberger in nicht mißzuverstehender Weise auf die Stirn deutete. „Bist überg'schnappt, Stichler, oder b'soffen? Wann 's letztere der Fall is, dann b'stöll' D'r statt an Bier lieber an sauern Haring und a Sodawasser, und wann s' erschte zuatrifft, möcht' i beantrag'n, daß ma nach 'n Stanhof auffatölephonier'n."

„Fernsprechen!" schrie Stichler und schlug so heftig auf den Tisch, daß die Krügel und was sonst noch da stand in heftige Schwankungen gerieten. „Hast 'n Erlaß vom Minister net g'lesen, wann i bitten derf? Furt mit die Fremdwörter! 's Töle-phonier'n hat si aufg'hört, Ferng'sprochen wird von jetzt an."

„Da schau ma aner den Schlaucherl an!" lachte Oberberger, „kommt ins Beisl einea'fahr'n als wie a Gewittersturm, wia 's im heurigen Summer so modern san, schmeißt mit die „Mosiöhs" und „Schentelmans" und „Pardons" nur so umanader und kehr um d' Hand schreit er: „Furt mit d' Fremdwörter! Dös soll an ander'n angeh'n, i „kapier'" 's net!"

Was hör' i da?" fuhr Stichler mit gutgespieltem Entsetzen auf, „Kapier'n" sagst! Schon wieder a Fremdwort! Na Du bist ma a schöner Patriot, der Herr Minister kann a Freud' an Dir hab'n."

Oberberger wurde ärgerlich. „Heut' kann ma mit Dir wirklich net reden," meinte er, „auf der an Seiten schreist an weg'n an jed'n Fremdwort an und auf der andern Seiten . . ."

„. . . Kugelst selber aus nach 'm andern im Maul umanand'," ergänzte Stichler den Satz; „warum? Dös werd' i Dir glei expliziern: Weil i an alter Justamenterer bin. Waßt denn dös no all'weil net? I bin im Grund' auf die Fremdwörter net grad eing'sprengt, aber wann ma die hoche Behörde mit an Erlaß daherkommt und an Fremdwörterverbot, nachher sog' i: Justament."

„Du bist und bleibst a Narrentattel, Stichler," sagte Oberberger; „überhaupt von an Verbot is do gar ka Red' net, im Gegenteil, der Minister mant ja selber, daß die Fremdwörter, die was si in unserer Sprach ein'bürgert hab'n, bleib'n soll'n, wie s' war'n. Damit is ja klar und deutli g'sagt, daß er mit die Gschaftlhuber, die a jed's Wörterl außahau'n woll'n, wann 's nur a klans bisserl noch aner fremden Sprach' riacht, daß er mit diese „Sprachverbesserer", die ma scho eher „Sprachverhunzer" nennen könnt', nix z' tun hab'n will. Aber, daß vor jeden zweiten G'wölb a Schild mit französische und englische Wörter hängt, daß der Greisler seine Sachen in an „Grand Magazin" verkauft und der Schneider stockbös' is, wann ma eahm net „Teulöhr" tituliert, dös san do wirkli Pflanz, die kan Sinn net hab'n."

„Sag' dös net," ließ sich der schweigsame Spannagl vernehmen, der bis dahin den ganzen Abend über noch kein Wort gesprochen hatte, „i für mei' Person bin damit ganz einverstanden, denn wann i auf'n Schild „Teulöhr" lei', nachher waß i glei: Der da drinn' is „teu-ör", mach' um sei' G'wölb herum an Bogen und geh' nebenan zum g'wöhnlichen Schneidermaster, der weniger nobel, aber billiger is."

Stichler lacht hellauf. „Teulör — teuör!" schrie er, „habt's es g'hört, meine Herren? Unser alter, guater Freund Spannagl hat an Witz g'macht; so lang i z'ruckdenk', is so was net vorkommen. Prosit, Spannagl, sollst leb'n! Auf das herauf muaß i mir glei a frisch's Krügel b'stell'n. Pst, Pikkolo . . . halt aus, dös is ja schon wieder a Fremdwort! Na, Schauerl, wia soll'n ma denn Di nach der neuchen Urtnung taufen?"

„Dös is do 's Aufachste von der Welt: Klaner!" schlug Schwasser vor.

„Na," widersprach Stichler und schüttelte den Kopf, „dös sagt mir z' wenig, Klaner, dös is jeder Mistbua, aber a Pikkolo is scho wer und wann ma sei hohe Stellung glei im Wurt ausdrücken will, bleibt nix über als a Ankeih' bei an andern Volk. Wegen meiner kann 's bei de Fremdwörter bleib'n, mir is wurscht."

„Mir a," meinte Schwasser, „die Wortklauberg'schichten nämli', für de is jetzt'n, nach meiner Meinung, net der richtige Zeitpunkt. Aber das ma amol ordentli deutsch reden soll, und zwar mit die Kriegsrauber, die si' am Oelend von de andern mästen als wia der Ratz im Speckkammerl, dös man i selber. Beispielsweis', i frag' mit Verlaub: Warum kost 's Obst so a sündhafts Geld? Unser Herrgott hat heuer mehr wachsen lassen als wia sunst und die Bam und Stauden hängen voll davon. Aber bis ma am Naschmarkt kommt, kost 's scho' so viel, daß der klane Mann grad dazua riachen derf, denn an Gulden zwanz'g Kreuzer kann er für a Kilo Ribisln net ausgeb'n. Dös können si de reichen Herrschaften vergunna, a anderer net."

Spannagl seufzte. „Allweil und immer is 's der kleine Mann, der am meisten z' leiden hat unter allen und jeden. Die Kaffeekarten is a so a G'schicht. Das Schalerl Kaffee war für viele die einzige Freud', aber jetzt'n mit dem klan Batzerl, das ihnen behördlich zuag'messen wird, können s' net auskumma. Die Reichen aber die hab'n guat lachen mit ihre Vorrät von 100 Kilo, die s' net anz'geb'n brauchen. Es is a recht's Kreuz."

„Von dera Sach' red' nur ja nix zum Oberberger," sagte Stichler, „der is a begeisterter Anhänger von der Kaffeekarten, das hat er erscht neuli g'sagt. Warum? Weil er selber ka Kaffeebruader is und weil er 's seiner Alten vergunnt, wenn s' jetzt'n weniger zum Schnabulier'n hat. So is er, der Oberberger, denkt all'weil nur an sich und hat ka soziäules Empfinden net. Wie sag'n die Katzlmacher auf so was? „Sakrischer Egoismus" oder so ähnli."

„Wannst mi beleidigen willst, Stichler, — bitte, schenir' Di net," wehrte Oberberger den Angriff des streitbaren Freundes ab; „i bin für'n Burgfrieden, a bei uns da im Beisl. A jeder kann sei Meinung hab'n, Du, die Deine, i, die Meine. Der Unterschied zwischen uns zwa is: Du bist allweil in der Höh', i net; Du regst Di über jeden Schmarrn auf und schimpfst und wetterst, daß all's wackelt und schebbert, i net, weil i sag': i kann 's ja net ändern. Durchs Raunzen und Lamentieren wird 's net besser, drum schau i lieber dazua, wia i aus aner jeden Sach' die guaten Seiten außakitzel."

„O konträr, im Gegenteil," rief Stichler, „für mi is grad wiederum das Schimpfen das einzige, was mir no a Freud' macht in dera Zeit. Dös is so mei Noten; waßt, aber gelt, derweg'n bleib'n ma do die guaten Freund', die ma allweil war'n?"

Er stieß mit Oberberger an und umarmte ihn, so daß sich Schwasser zu der Bemerkung veranlaßt sah: „Bei uns geht's ja heut' wia in der italienischen Kammer zua!" Die Verbrüderungsszene nahm aber ein vorschnelles Ende, da ein Blick auf die Uhr Oberberger davon überzeugt hatte, daß Gefahr im Verzug sei. „Wißt's, meine Herren," sagte er, „'n Burgfrieden gibt's jetzt'n überall, nur die Meinige will davon nix wissen." Er zahlte, empfahl sich eilig und ging.

„A reservoah!" rief ihm Stichler nach; und zu den Zurückgebliebenen gewendet, fügte er hinzu: „Und wann si der Herr Minister am Kopf stellt, i bleib' bei die Fremdwörter. Weil i a alter Justamenterer bin."

Thomas Berger.

Österr. Volkszeitung 2. Juli 1916

Die Zeit
2./III. 1916

186

Ohne Schuh'.

Vor zehn Jahren noch hätte es der Bürgerstolz widerspruchslos verboten, die Kinder barfuß laufen zu lassen. Der hartherzige Lehrmeister Krieg hat auch in dieser Sache die Tugend zur Notwendigkeit gemacht. Man erinnerte sich aller alten Vorteile des Barfußlaufens und entdeckte außerdem eine ganze Menge neuer. So zum Beispiel, daß es nicht nur für die Kinder, sondern auch für den Rasen viel gesünder ist, wenn keine hartbestöckelten Schuhe auf ihm herumtrampeln. Bei den Arbeiten unseres städtischen Jugendamtes, das mit Eifer daran ist, Spielplätze für die Kinder zu schaffen und ihnen für die Zukunft womöglich die Spitäler zu ersparen, hat diese Frage große Wichtigkeit gewonnen. Es ist ja von einer Rasenfläche viel verlangt, wenn man ihr zumutet, Tag um Tag den Tritten Hunderter spielender und laufender Kinder standzuhalten. Auch der Rasen will seine Ruhe, und wenn die schönste grüne Fläche nicht in kurzer Frist eine staubige Steppe sein soll, dann muß der Spielplatz nicht nur Rasttage, sondern Rastwochen haben. In solcher Zeit können nun die Kinder gar nicht spielen, oder man müßte für sie andere, ausgeruhte Spielplätze haben. Das heißt, es müßten weit mehr Flächen verfügbar sein, als man an jedem einzelnen Tage benötigt, und das hat natürlich seine unüberwindlichen Schwierigkeiten. Denn in Wien sind geeignete Flächen recht spärlich, und es wird noch sehr lange dauern, bis wir auch nur halbwegs genügend Spielplätze haben. In dieser schwierigen Lage hat nun einer entdeckt, daß das Barfußlaufen nicht bloß für die Kinder sehr vorteilhaft ist und für die Kasse ihrer Ernährer, sondern auch für die Spielplätze, denen wohl der harte Stöckelschuh übel mitspielt, nicht aber der weiche Kinderfuß. Und schon ist das Rätsel gelöst: Es wird verlangt werden, daß die auf den städtischen Spielplätzen herumtollenden Kinder das ohne Schuhe tun: in ihrem Interesse und in dem der Spielplätze und zur Freude des schuhersparenden Vaters. Stöckellose Schuhe sollen allenfalls noch Gnade finden, der gewöhnliche Straßenschuh aber wird in Acht und Bann erklärt. Die Kinder werden jubeln, die Großtante wird tadelnd den Kopf schütteln, denn zu ihrer Zeit hätte es so etwas nicht gegeben, der lederarme Schuster wird nicht böse sein, der Papa wird schmunzeln, die Spielplätze werden grünen, und einer klugen, gesunden Sache ist Bahn gebrochen.

Schöner Tag im Volksgarten.

Von **Karl Marilaun.**

Er ist der Garten der schönsten Kinder von Wien. Sein Name stimmt vielleicht nicht ganz zu ihm, diese wundervollen grünen Bäume haben ihre Wurzeln in den teuersten Baugrund der Stadt geschlagen, und es gibt auf dem weiten Erdenrund wahrscheinlich keine Goldfische, die anspruchsvoller als die des großen Volksgartenteiches wären. Denn sie fressen die Zinsen eines Hauses, das, hier zwischen Heldenplatz und Ringstraße erbaut, ein Millionenbau sein müßte. Das Volk, die Vorstadt, der kleine Mann und die armen Kinder haben andere Gärten lieber. Der Volksgarten hält auch ihnen seine Tore offen, aber eigentlich ist er doch eher ein Garten der allzu wohlerzogenen Kleinen. Der süßen Sechsjährigen, die ihre Handschuhe anziehen müssen, wenn sie auf dem winzigen Sandhügelchen links vom Theseustempel spielen wollen, und der Knaben, die eine zusammengeknüllte, aber immerhin eine französische Cigarettenmarke in der Hosentasche stecken haben, wenn sie über die steinernen Stufen des griechischen Tempels auf Schleichpatrouille gehen und, verschanzt auf einer grünen Gartenbank, bewacht von Gouvernanten, von freundlichen alten Herren verhätschelt, die Festung Verdun erstürmen.

Ganz nah am Herzen von Wien liegt der Volksgarten. Die goldbehelmte, marmorne Minerva blickt von der Ringstraße in die sorgsam gekiesten Alleen, durch die von Stamm zu Stamm der großblumige, blaue und weiße Windling seine sommerlich vollen Girlanden schlingt. Die Uhr vom Rathaus schickt ihre ernst hallenden Stundenschläge herüber und die Glocken der frommen Minoriten läuten klagend und zärtlich um das weiße Denkmal, das im Volksgarten zwischen Rosenbüschen, Steinbrunnen und Hecken dunkler Thujen der edelsten Frau Oesterreichs errichtet wurde.

Aber auch fröhlichere Klänge trägt der Sommerwind unter die rauschenden Bäume. Mittags, wenn die großen Blumenbeete wie prangende Geschmeide in der prallen Sonne glühen und der Rosenstrauch wie von dunkelroten Flammen umloht ist, wenn die Goldfische betäubt und geblendet, unbeweglich, mit leise schleiernden Flossen, unterm gleißenden Teichspiegel hängen und vom Strahl des wasserspeienden Tritons Myriaden von Tropfen in allen Farben des Regenbogens über den blauen Rittersporn und die Gladiolen hinwehen, kommen Trompetensignale, Trommelschlag, Habtachtrufe vom inneren Burghof herüber. Durch den grauen Schwibbogen am Ballplatz hallt der Schritt marschierender Soldaten, dann prasselt plötzlich das Blech der Bläser auf, die Tschinellen klirren gläsern, das kleine Volk der Hörner wirbelt um die Stöße des Bombardons. Ein alter Reitermarsch loht auf, Fanfaren sprengen ihm voraus, die große Trommel schlägt seinen schweren Herzschlag, das Blech jubelt; Altösterreich marschiert in diesen Klängen, und wie nun die hohen, grauen Mauern des engen Burghofes das aufgescheuchte, mächtig hallende Echo zurückgeben und der Sommerwind den jauchzenden Sturm des Radetzkymarsches hinüber in den Volksgarten trägt, hält dort mancher der einsam durch die glühende Mittagssonne wandelnden alten Spaziergänger sein Herz mit zwei bebenden Händen fester.

Zwischen Heute und Gestern, inmitten des ältesten Wien und benachbart dem neuen, liegt der Volksgarten. Ringstraße, der Portikus des Parlaments, Rathausturm und der marmorne First des Burgtheaters schimmern durch die weißgekiesten, in grüngoldenen Dämmerungen träumenden Alleen. Und zwei seiner Tore führen auf den Heldenplatz, der Wiens feierlichster und heiterster Festsaal ist. Auf den mit alten Wappenschildern umkränzten Sockeln reiten Altösterreichs Helden. Eugen sprengt auf seinem schwarzen Erzroß über Hakbmond und Türkenlanzen. Karl schwingt die Fahne, die bei Aspern einen Niebezwungenen zum ersten Male aus dem Sattel stieß.

Und Burg und Burgtor stehen überm grünen Rasen. Die alte Burg, hinter deren bürgerlich schlichtem, grauem Gemäuer dieses Reiches kostbarste Erinnerungen wohnen. Das grandiose Säulenrund des neuen Burgbaues, der noch ohne Traditionen ein teurer, stolzer, aber noch leerer Schrein ist. Eine wahrhaft kaiserliche Gebärde, dieses ungeheuer geschwungene, ragende Halbrund von Säulen, aber immerhin erst eine Gebärde; ohne Gegenwart, ohne Vergangenheit. In den hohen, heute noch leeren Sälen wird die Zukunft wohnen, deren Geburtsstunden die Schlachtentage dieser zwei Jahre sind.

Und das von seinen strengen, schlichten Säulen getragene Burgtor. Sein First soll in diesem Monat noch die Lorbeerkränze tragen, die das Vaterland in schweren Tagen seinen Helden gewunden hat. Durch diese ernst hallende Wölbung ging, ritt und fuhr das vormärzliche, mit Graben und Bastei von der Vorstadt und den Glacis abgetrennte Wien. Kaiser Franz fuhr da vierspännig durch; auf der Stiege neben den Säulen präsentierte die Wache im weißen und blauen Rock und der hohen Bärenmütze das Gewehr, der Ruf der Schildwache hallte dröhnend wie noch heute zu den grauen Burgmauern

Fremdenblatt 2. Juli 1916 182

Fremdenblatt
9./VII. 1916

185

Wien, 9. Juli.

* (**Munitionskrise im Kinderkriege.**) Eine Frau in den schönsten Jahren — die Dame ist uns sehr wohl bekannt — Mutter zweier Rangen, der ersten, beziehungsweise zweiten Volksschulklasse angehörend, sendet uns folgende schriftliche Klage: „Mein Mann steht seit Kriegsbeginn im Felde, es geht ihm Gott sei Dank gut und er ist mit allem versorgt. Aber meinen beiden Buben fehlt es an Munition! Seit vierzehn Tagen, ja seit drei Wochen laufen sie vergeblich in Wien herum, schleppen mich mit und, obgleich sie ihr ganzes Taschengeld opfern wollen — sie können nicht schießen, denn sie können in unserer großen Stadt keine Kapsel auftreiben. Ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich den beiden Jungen, wie ich mir helfen soll, die von ihnen seckiert wird! Sie müssen nämlich wissen, Herr Redakteur: Meine Buben führen seit Kriegsbeginn Krieg. Ihn vor dem siegreichen Ende aufzugeben, kann sie keine Macht der Welt zwingen. So oft ich in das Bubenzimmer komme, finde ich einen neuen Schützengraben angelegt, eine neue Deckung aufgeführt; der Tisch, jeder einzelne Sessel, Matratzen, Polster, Kasten, jeder Gegenstand der Einrichtung hat schon militärisch herhalten müssen. Immer hockten meine beiden Buben in dem einen, und der Bub und das kriegerische Mädel der Nachbarpartei in einem gegenüberliegenden Graben. Nur die Kinderhändchen schauten beiderseits heraus, mit Pistolen bewaffnet, aus denen geschossen wurde, bis den Kriegführenden der Gestank im Zimmer zu arg wurde. Aber seit drei Wochen muß der Krieg geräuschlos geführt, müssen die Schüsse nur markiert werden. Das paßt aber beiden Parteien nicht. Ich kann ihnen aber leider nicht helfen. Wiens Kinderwelt hat nämlich diesen Weltkrieg mit so lebhaftem vaterländischen Eifer geführt, gegen Russen, Serben und Italiener, daß in den Spielereiwarenhandlungen unserer Stadt keinerlei Papierkapseln mehr zu haben sind. Alle Munition ist ausverkauft, und es fehlen offenbar die Kräfte, neue zu erzeugen. Obwohl militärisch ganz unerfahren, habe ich die Munitionskrise schon lange vorausgesehen. Von dem Augenblicke an, da mir mein Aeltester zum ersten Male sein „Maschinengewehr“ zeigte. Früher hatte er nämlich bloß eine Pistole. Da mußte er vom Papierkapselbogen immer ein quadratisches Stückchen mit einer aufgeklebten schwarzen Kapsel abreißen und unter den Hahn legen, damit dann der Schuß knalle. Da mußte immerhin zwischen dem einen Schuß und dem nächsten eine Minute vergehen. Plötzlich aber zeigte er mir einen Revolver, der gestattete, daß man einen Kapselpapierstreifen durchziehe, einen Streifen, der durch Selbstbewegung jede zweite Sekunde eine Kapsel unter den Hahn schob. Mit einer derartigen Munitionsverschwendung konnte, meinem Ermessen nach, die heimische Erzeugung unmöglich gleichen Schritt halten. Nun haben die Kinder die Bescherung. Leer gebrannt sind die Magazine ihrer Lieferanten. Was nützen meinen Buben die schönsten Aeroplane, die sie an den elektrischen Luster hängten? Was die Glasbirnen, die sie von den Nachtkastellampen abgeschraubt und nach offiziellem Pratermuster in ihre Schützengraben hinunterhängen lassen? Ein Krieg ohne Knall ist nichts als Kinderspiel, und das wollen die Kinder nicht. Ich bitte Sie nochmals, Herr Redakteur, mir zu sagen, wie ich meinen Buben, wie ich mir helfen soll. Ich hoffe auf einen weisen Rat. Mit ausgezeichneter Hochachtung Irma v. W.“ — Die Klage der Dame rührt uns. Wir sind aber leider über die Stoff- und Arbeitsverhältnisse in der Schießwarenerzeugung für den Kinderkrieg nicht genügend unterrichtet, um Ratschläge für eine Beseitigung der Wiener Munitionskrise geben zu können. Aber wir haben doch einen guten Wink für unsere schöne Briefschreiberin: Wie wäre es, wenn sie sich nach England wendete und um Entsendung eines Munitionsministers — wir haben ja derlei nicht — oder zum mindesten eines Unterstaatssekretärs für Munition wendete? Natürlich müßte es ein Lord sein.

Fremdenblatt
9./VII. 1916

180

* (**Die stillen Wiener Nächte.**) Man kann jetzt, dem Gebote der glühendheißen Zeit folgend, selbst in den innersten Bezirken Wiens bei offenem Fenster schlafen, ohne durch den Lärm von der Straße geweckt zu werden. Wenn die einzig-schöne Stadt wach ist, in den hellen Tages- und den durch die „Sommerzeit" ganz angenehm und kaum mehr auffällig erstreckten Abendstunden, merkt man ihr den Krieg kaum an. Ja dadurch, daß so und so viele und selbst aus jenen Kreisen, die nach dem Derby fluchtweise Wien zu verlassen pflegten, sich auf einen längeren Sommersejour in Wien einrichten, gibt es einen eleganten Korso, gefüllte Theater, vollbesetzte Restaurants und Kaffeehäuser, in Monaten und zu Stunden, die sonst vor Leere gähnten. Aber die Nächte, diese stillen, tiefstillen, schlafenden Nächte! Mit dem Krieg, mit seinen Stürmen ist die elementare Gewohnheit des Wieners, zu „drahn" und wieder zu „drahn", wie fortgeweht. Autos gibt es ganz außerordentlich wenige und wenn sie in der Nacht, so weit sie im beneidenswerten Vollbesitz von geräuschlosen Pneumatiks sind, durch die Stadt fahren, brauchen sie keine Signale zu geben, denn es ist niemand da, der ihnen ausweichen müßte. Fiaker und Einspänner sind froh, wenn sie nach einem müden Tag zeitig nach Hause kommen. Nachtschwärmer und erst alkoholisierte, die mit sich oder mit den Straßenlaternen unmotiviert und unbegreiflich laute Gespräche führen, gibt es gar nicht mehr. Jeder hat mit sich und den Seinen so viele Sorgen, daß er froh ist, noch vor Torsperre, und trotzdem sie eine volle Stunde früher eintritt als vor Einführung der Sommerzeit, die Häuslichkeit zu erreichen. Man frage die Hausbesorger, wie sie's spüren, daß Krieg draußen ist, großer, gewaltiger, männerverzehrender Krieg. Die Wiener Nächte sind still, weil die Wiener Leute still geworden sind. Und das Wiener Nachtleben ist, wofern es wirklich wieder einmal zu altem Schwung erwachen sollte, heute nicht zu spüren. Es ist latent, wie so viele Freude, von der wir jetzt sprechen, wie wenn sie vor Ewigkeiten gewesen wären.

Im Stammbeisl.

„Pfft!" pfnauste Oberberger, wischte sich den Schweiß von der Stirn und reichte dem eben vorübereilenden Schani sein Glas hin, damit er nur ‚a für möglichst rasche und ausgiebige Füllung Sorge trage; „jetzt'n waß ma scho, daß Summer is."

„Dös waß i scho seit 21. Juni," meinte Schwasser mit trockenem Ernst, „indem daß 's erschtens im Kalender g'standen is und indem daß i zweitens a gebüldeter Mensch bin, der wos dös Datum vom Frühjahrsend' und Summeranfang im Kopf hat und net nur im G'fühl."

„Na, jetz'n so gebültet als wie Du bin i a no," erwiderte Oberberger ein wenig gekränkt, weil man ihn, den würdigen Senior der Tafelrunde, zu reizen versuchte; „es kann Summer sein und ma g'spürt eahm net und nochher wieder g'spürt ma eahm und dabei is er 's gar net. Im Anfang von derer Wochen san dös ganz noble Hundstag' g'west, so daß i scho g'mant hab', mir krieg'n wieder die amerikanische Hitz' herüber so wia im Elferjahr. Aehnli schau'n tät' 's eahm, dem Wülson, dem Schiaucherl. Was die fein'n und guaten Sacherln sind, die krieg'n nur die Vierverbandler aus Amerika übri, aber die amerikanische Hitz', die möcht' er aus lauter Menschenliab und Neutralität a uns vergunna und schickt 's porto- und spesenfrei über 'n Ozean."

Er trank das soeben gebrachte Krügel fast auf einen Zug leer und erklärte diese Erscheinung mit dem Umstand, daß er noch ganz „austrickert" sei und unbedingt zur Anfeuchtung seines inneren Menschen etwas tun müsse; er machte dabei eine solche Leidens- und Jammermine, daß Stichler nicht ohne Schadenfreude ausrief:

„Siehgst es, da hast es! Wer war damals a so a Schwärmer für d' Summerzeit? Der Herr von Oberberger! Wer hat's über'n grünen Klee g'lobt und net g'litten, daß aner nur 'n Mund aufmacht und was Schlecht's über sie red't? Ka anderer als unser alter Freund und Zwetschkenröster, der Oberberger, der Schwärmer für alles, was nach behördlicher Vermutung nur riacht, der g'hursame Staatsbürger und begeisterte Anhänger von alle Kriegsneuckerungen. Und wer hat glei damals auf die neumodischen Pflanz g'scholten? Möld' g'horsamst, i, der Stichler, der ewige Raunzer und Kraköhler, der aber mit seiner Raunzerei gar net so unrecht hat. Oder is 's am End' net wahr, daß die Leut', die an so an haßen Summertag am Abend scho auf die Abkühlung warten, jetzt'n beinah' so lang drauf passen müssen, als wia a Weaner auf an Stadtbahnzug? Da sitzen die armen Hascherln ganz tramhappert umeranand' und schnappen nach an bisserl frischer Luft, als wia a Karpf nach aner Mucken, aber wann's no vorm Torspirren daham san woll'n, derleben's die Freud' nimmer, weil's nach der neumodischen Zeitrechnung um Zehne erst Neune is'."

Spannagl seufzte. „Und wer d'runter z' leiden hat, dös is halt so wia überall der klane Mann!" sagte er; „d' Reichen geh'n in d' Summerfrischen, dö kümmern si um ka Hitz und um ka neuche Zeit; aber so a armer Teufel, der si den ganzen Tag schind't und plagt . . ."

Er seufzte noch einmal und versank dann wieder in jenes Stillschweigen, das die Tischgenossen schon so oft boshaft bespöttelt hatten. Stichler ließ es sich denn auch nicht nehmen, bedauernd zu sagen: „Schad'! Wann der Spannagl endli' amal ins Reden einakommt, hört er mitten d'runter wieder auf."

„I red', wann i will und so viel i will," fuhr Spannagl auf, „dös ewige Sticheln und Herumpecken auf an, dös wird mir scho z' dumm. Na ja, weil 's wahr is."

„Aber geh', wer wird denn so ung'müatli sein," meinte Oberberger begütigend, „der Stichler macht halt seine G'spaß so wia all'weil, böi' mant er 's ja net. Nur um all's in der Welt ka Aufregung, meine Herren! Krieg is jetzt'n überall, so woll'n wenigstens mir da im Beisl a Ruah geb'n. Prosit, Spannagl, alter Spezi, sollst leben!"

„San ma alsdann wieder guat?" fragte Stichler, „nachher können ma ja weiter von Dischkarier'n reden. I waß net, i glaub alleweil, derjenige tuat ma unrecht, der was mi an Schwefler haßt. Daß i mi über mei' Mundwerk net z' beklagen brauch', dös is ja wahr, aber was 's Schwefeln anbetrifft, da bin i do a arm's Waserl gegen 'n Katzlmacher. Was die Herrschaften da drunt jetzt'n z'sammschwabeln von Heldentaten, von die niemand nix g'seh'n hat, dös is scho das Höhere! Und wißt 's scho 's Neueste? Der klane Vikerl soll den Beinamen „der Siegreiche" kriag'n. Ans möcht' mi interessier'n: Wie dann a „siegarmer" ausschaut, wann 's Oberhaupt von die Katzlmacher „siegreich" is!"

„Die Wällischen san z'frieden, laß eahna die Freud'," meinte Schwasser, „heut' vor an Jahr um die Zeit hab'n die Herrschaften no von aner Reis' nach Wean g'flunkert. Der Salandra und alle seine inzwischen a'kragelten Barzi-leidensgenossen hab'n 's Maul volg'nommen und san — mit 'n Mund — am Stephansplatz aufmarschiert. Währenddem is dös und jenes anders g'word'n, die Herr'n Katzelmacher san froh, daß 's Leben haben und san ganz z'frieden damit. „Bescheidenheit is eine Zier!" sagt a alt's Sprücherl."

„Aber weiter kommt ma ohne ihr," setzte Spannagl fort.

„Dös is scho' wahr," sagte Oberberger, „aber wann der Profit vom italienischen König nix anders is als wia der Titel ohne Mittel, dann is 's scho recht; den „Siegreichen", den gunn i eahm scho, weil i ka Neidhammel net bin."

„Und über die Kriegslage waßt nix zu berichten?" fragte Stichler, „tu Di da drüber a amol aussprechen. Da G'scheitste von uns vier bist — wenigstens bild'st Dir 's ein. Desweg'n woll'n wir Dei' Meinung hör'n."

„Was fallt Dir denn ein?" wehrte Oberberger ab; „dös is do a alter Brauch bei uns und g'freut mi allweil, daß ma uns mit der Beislstrategie net befassen. I kann mi über nix mehr giften, als wann i d' Leut' im Kaffeehaus über aner Landkarten beisammensitzen seh', und a jeder von denen will 's immer besser versteh'n als wie alle Feldherrn mitanander. Zwei Arten von Leut' gibt's im Krieg: die Strategen, die wirklichen Feldherrn, man i, und die „Strategigerln", die bei an schwarzen Kaffee a Schlacht nach der andern schlag'n. Und wann ihnen dös z'fad wird, geh'n s' in Prater abi, da haben s' 'n „Schützengraben" und glei daneben die „Marineschauspiele" und ums Eck die Kriegsausstellung. Ihnern Enkeln werd'n s' dann amol derzähl'n, wie s' den Weltkrieg miterlebt hab'n, was dös für a Zeit g'west is und wie da a jeder a Held g'west is; auch sie, versteht sich." Er sah nach der Uhr und stellte fest, daß seine Stunde gekommen sei. Er erhob sich mit auffallender Hast, rief den Leopold herbei und zahlte so hurtig, daß sich Stichler zu der Bemerkung veranlaßt sah: „Mit Dein' Heldentum is's a net weit her, sonst tät'st Di net aus lauter Angst vor der Deinigen gar a so tummeln."

Oberberger hörte die spöttische Bemerkung aber gar nicht mehr; er hatte nach kurzem Gruß das Lokal bereits eilends verlassen.

Thomas Berger.

Österr. Volkszeitung 9. Juli 1916

191

Arbeiterzeitung
9. Juli 1916

G'schichterln vom Tage.

Zwei kleine Buben, der Franzl und der Karl, sind in Streit geraten.

Sie stehen sich gegenüber, bocksteif, messen sich mit blitzenden Augen, und es scheint, als könnte zwischen ihnen jeden Augenblick eine Balgerei entstehen. Aber es scheint nur so. Sie begnügen sich, einander mit Schimpfnamen niederzuringen.

Der Franzl hat in solchen Dingen mehr Phantasie als der Karl, er ist ein Bub, dem in einem Wortkampf dieser Art immer noch etwas Neues einfällt.

Der Karl kommt schon in Stammeln, wiederholt sich in seinen Ausdrücken, schließlich stampft ihn der Franzl mit einem letzten Wort in Grund und Boden:

„Waßt, was du bist? ... A Tarchenierer bist!" ...

*

„Warum san S' denn so guat aufg'legt, Frau Schaffnerin?"

„Viel Wiss'n macht Kopfweh!" sagt sie und lacht. Man kennt ihr's deutlich an, sie ist kreuzvergnügt. Es ist, als hielte sie sich nur mit Mühe davor zurück, Freudensprünge zu tun. Das Lächeln schwindet nicht von ihrem Gesicht, sie tänzelt durch den Wagen, sie wiegt sich in ihrer Plattformecke auf und nieder, und wenn sie bei Haltestellen mit ihrer Trompete das Abfahrtszeichen gibt, dann tut sie dies in wunderlich schnurrigen Tönen.

Die Fahrgäste schmunzeln sich zu und der Frager von vorhin fühlt seine Neugierde wieder frisch erwachen.

„Jetzt sag'n S' uns aber auf der Stell', Frau Schaffnerin, was mit Ihna los is!"

Da schaut sie ihn mit glänzenden Augen an:

„Drei Monat' hab' i von mein' Mann nix g'wußt ... Und heut' hab' i von ihm a Feldpostkart'n kriagt! ..."

*

Die Frau Selcherin rollt ihre kugelrunde Gestalt an die mit allerhand Wurstherrlichkeiten bedeckte Budel.

„Was wünscht der Herr?"

Der überlegt ziemlich lange und sagt endlich:

„Heut' mach' i mir amal a Fest! ... I leist' m'r a Paar Frankfurter!"

Die Frau Selcherin fängt mit ihren fettglänzenden Fingern ein kümmerliches Wurstpärchen von einem Nagel, packt es ein.

„Z'viel, viel z'viel Papier!" meint der Käufer. „Heut' kann m'r ja do ganz guat a Paar Frankfurter in aner Tramwaykart'n einpack'n!"

Die Frau Selcherin runzelt ein wenig die Brauen, das hindert aber einen Lehrjungen, der sich inzwischen im Laden eingefunden hat, durchaus nicht, hell aufzulachen.

„Sag'n S' das net!" jubelt er. „I hab' unlängst aa a Paar Frankfurter in aner Tramwaykart'n eing'macht z'Hauf'trag'n. Jessas, das Pech! ... Die Kart'n war nämlich markiert und da san m'r die Frankfurter alle Augenblick' durch das Lochzangellückerl g'rutscht! ...

*

„An's nach 'm andern!" sagt der Herr Wachmann immer wieder mahnend zu den Frauen, die, schön in Viererreihen geordnet, warten, warten, warten. Nur net dräng'n, es kommt jeder dran!"

Der Zug tut's an Länge drei Umgangsprozessionen bei schönstem Fronleichnahmswetter gleich. Und fast am Ende des Zuges harrt die Frau Weber.

„Und wann schließlich amal die Frau'n zur Musterung kommen tät'r," lächelte sie, „i war', meiner Seel', untauglich. I hab' vom Anstell'n beim Einkauf'n schon Krampfadern kriagt!" Sie hebt den Zeigefinger: „I lüag' net, so dick!" ...

*

Zwei Infanteristen gehen durch die Straße, der eine blaß und müde, auf einen Stock gestützt.

Ein Korporal geht vorüber und sie grüßen.

„Den kenn' i sehr guat!" sagt leise der Kränkliche.

„Woher denn?"

„I red' net gern davon!" murmelt der and're, erzählt jedoch trotzdem:

Wia i vom Feld draußt kumma bin, war i gar schlecht beinand! ... Drei Woch'n lang bin i im Schwerkrankenzimmer g'leg'n, durt, wo diejenigen lieg'n, für die ka Dokt'r mehr was gibt ... Und der Korp'ral is Tag um Tag in d'r Früh zu uns kumma, is von Bett zu Bett gangen und hat die aufg'schrieb'n, die in d'r Nacht gesturb'n san ... I hab' immer die Aug'n aufg'rissen und hab' immer g'lacht, nur daß er ja siecht: der lebt no! ... Und immer is 's m'r aber durch 'n Kopf'gangen: Ob er di net murg'n aa schon auf seiner List'n hat!"

Er schweigt eine Weile und sagt dann mit einem heiteren Lächeln:

„Alstern, den kenn' i sehr guat ... Und wannst d' glaubst, i könnt' ihn guat leid'n, dann irrst d' di'!" ...

*

In der Stadtbahn.

Ein versunkener Zeitungsleser und ein Mann, der seine prächtige Laune nicht verbergen kann. Der Zeitungsleser wird unruhig. Er hat sich schon eine Weile vorher gestört gefühlt, als der Mann da gegenüber mit einem Bekannten ein ziemlich lautes Gespräch führte. Er hat nur schlecht hingehorcht und es ist ihm vorgekommen, als hätten die zwei von der Musterung gesprochen. Als sich nun der Unruhige jetzt wieder einmal, vor sich hinlachend, mit der Hand aufs Knie schlägt, kann er es nicht verwinden, Erkundigungen einzuziehen.

„Sie entschuldig'n schon, aber sag'n S' m'r, warum san S' denn gar so lustig?"

„Weil i an' Herzfehler hab', Herr Nachbar! ..."

Wien und die Wiener.*)

Jugendfürsorge und freiwillige Hilfe auf der Straße.

Der Wiener Tierschutzverein veranstaltet unter Beteiligung von Vereinsmitgliedern Patrouillengänge, deren Erfolg darin besteht, „daß schon meistens die Anwesenheit einer Mehrzahl tierfreundlicher Personen oder eine bloße Ermahnung genügt, um Kutscher, Viehtreiber 2c. von den sonst üblichen Roheiten abzuhalten." Es ist dies eine Einrichtung, die vollste Zustimmung finden wird. Sollte aber mit einer ähnlichen Institution wie mit jener vom Tierschutzverein verfügten, möchten wir nun fragen, nicht auch im Dienste der öffentlichen Wahltätigkeit Ersprießliches geleistet werden können? Wir brauchen ja nur an die vielen sich in den Straßen bettelnd herumtreibenden Kinder zu erinnern, für welche es geradezu ein Segen wäre, wenn dieselben bei von Mitgliedern eines Vereines für Jugendfürsorge vorzunehmenden Streifungen aufgegriffen und entweder ihren Eltern oder Ernährern zugeführt, eventuell aber in die Obhut des betreffenden Veeines übernommen würden. Diese Aufgabe hat sich zwar, wenn wir nicht irren, ohnehin schon ein Unternehmen für Kinderschutz gestellt, dürfte aber immerhin noch einer weiteren Ausgestaltung bedürfen. Auch erzieherisch könnte von solchen Streifpatrouillen auf aufsichtslose Kinder eingewirkt werden. Dies wären natürlich lauter Obliegenheiten, wozu sich werktätige Personen zur Entlastung der bereits stark überbürdeten Sicherheitswache, deren Sukkurs im Falle ernster Renitenz aber in Anspruch genommen werden müßte, zur Verfügung stellen sollten. Jedoch ereignet sich auf der Straße noch genug, um das Einschreiten eines Wachorganes ebensowenig wie die Intervention der Rettungsgesellschaft erforderlich, immerhin aber fremden Beistand erwünscht zu machen. Gehört der Fall doch keineswegs zu den seltenen Vorkommnissen auf der Straße, daß sich jemand, meist wegen eines körperlichen Gebrechens nicht entschließen kann, einen gefährlichen Uebergang zu traversieren, oder es einem anderen Passanten infolge eines momentanen Uebelbefindens kaum möglich ist, seinen Weg fortzusetzen. Achtlos eilt man an solchen Bedauernswerten in der Regel vorüber, und wenn wir auch wirklich deren Hilfebedürftigkeit bemerken würden, so wissen wir ja gar nicht, ob ihnen unser Beistand überhaupt erwünscht wäre oder ob derselbe nicht am Ende — wie dies vorkommen kann — abgelehnt würde. Wie gerne würde aber in den erwähnten Fällen von dem durch ein Mitglied eines freiwilligen Hilfskorps angebotenen Beistand dennoch oft Gebrauch gemacht, wie gerne würde sich mancher an einen ihm entgegenkommenden Helfer in der Not wenden, sobald dieser durch das getragene Vereinsabzeichen gekennzeichnet wäre! Im Vorstehenden sind wohl nur einige der vielen Fälle angeführt, in welchen durch freiwillige Hilfeleistung so manches gute Werk geübt werden könnte. Hiezu wäre auch noch der Straßenverkehr mit allen seinen vielen Gefahren für die Fußgänger zu zählen, der nach Wiederkehr des heiß ersehnten Friedens sich gewiß wieder erheblich steigern wird, weshalb es wohl nur erwünscht wäre, wenn die mit dessen Ueberwachung betrauten Wachorgane hiebei durch freiwillig sich meldende und hiefür geeignet befundene Personen unterstützt würden. M. H.

*) Zuschriften für diese jeden Dienstag und Donnerstag im Abendblatte erscheinende Rubrik werden nach Maßgabe des Interesses und der Raumverhältnisse veröffentlicht. Einsendungen wollen: an die Redaktion des „Fremden-Blatt" (für die Abteilung „Wien und die Wiener") gerichtet werden.

Aus der Werdezeit der Wiener Hofoper.

Das „Fremden-Blatt" vom 26. Juni 1866 berichtete: Die Stufen für die im neuen Operntheater zu den erzherzoglichen Logen führende Stiege sind aus Aviano bereits hier angelangt und wird nun an deren Versetzung gearbeitet. Der Transport war infolge des dem Ausbruche nahe gewesenen Krieges außerordentlich schwierig und konnte nur mit Not bewerkstelligt werden. Die Einrichtung des Schnürbodens geht rüstig vorwärts und ist die Aufstellung der Maschinerien schon weit vorgeschritten. Die Aufstellung der Laufbrücken ist vollständig ausgeführt. Die beiden Mauern, welche im rückwärtigen Trakte über Traversen gebaut wurden, werden, da sich ihr Gewicht als zu bedeutend herausstellt und für die Traversen eine bedeutende Senkung zu befürchten steht, demoliert. Der Bau der feuerfesten Decke unterhalb des eisernen Dachstuhles mittelst Hohlziegeln hat bereits begonnen. Die Wasserleitung wird soeben in allen Stockwerken ausgeführt. Die riesigen Malersäle im zweiten Stockwerke gehen ihrer Vollendung entgegen und wird in einem derselben bereits der Fußboden gelegt. Die Bildhauerarbeiten werden nun auch an der Fassade der verlängerten Kärntnerstraße hergestellt.

Wiener Wurst und Znaimer Gurken.

Man schreibt uns: „Als alter Jäger und Junggeselle pflege ich die Wurst mit dem Taschenmesser zu schneiden und sonst mich der besten Eßinstrumente zu bedienen, die der Mensch hat — der Finger. Und seitdem ich in der Großstadt lebe, übe ich diese Gepflogenheit mit der gleichen Liebe weiter, aber nur, wenn ich allein bin und mich die vier Wände meiner Behausung umschließen. Merkwürdig. Was man sich selbst tut, das soll einem ein anderer nicht tun. Dieser hochmoralische Erfahrungssatz wird mir immer sehr eindringlich, wenn ich in manchen Laden trete, wenn ich sehe, wie die Delikatessennymphen die Wurst- und Schinkenblättchen mit den Fingern anfassen. Es ist mir nämlich gar nicht recht, wenn sich in meinen Genuß die unschmackhaften Zeugen fremder Leiblichkeit mischen. Was darunter zu verstehen ist, darüber wird sich wohl kein aufmerksamer Wiener im Unklaren sein. In Graz oder in Deutschland sind so unappetitliche Vorgänge in einem Lebensmittelgeschäft, das auf seinen Ruf etwas hält, ausgeschlossen. Die Moral von dieser Geschichte pflegt oft einen peinlichen Abschluß zu haben. Beanständet man in einem Laden die „Manipulation" (bitte wortwörtlich), so riskiert man die Tätlichkeit liebenswürdiger Bemerkungen, die oft niederschlagender wirkt als die Tätlichkeit, nach der man sich sehnt, weil sie das einzige Aequivalent für den Schmutz fremder Herkunft wäre. Wie man sich ereifern kann! Eben denke ich ja an die unvergeßliche Szene, als der nicht nur von der Luft gebräunte Arm eines Wurstzerberus bis zum Ellenbogen in das große Glasgefäß fuhr, um mir unter liebenswürdigem Lächeln die Essiggurken zu präsentieren, die ich als pikante Zutat zum Geselchten verlangt hatte. War auch dieses schon daktyloskopisch gekennzeichnet, die milchigschmutzigweiße Flüssigkeit im großen Glasgefäß schien mir noch um vieles beachtenswerter." I.

Fremdenblatt Wien 13. Juni 1916

Neues Wiener Tagblatt
1916

Ausrücken.

Wir können wirklich nichts dafür, aber wir sind noch immer nicht an der Front. Nicht einmal in der Etappe. Aber es wird, es kommt, es kündigt sich an. Täglich werden Veränderungen, die nicht immer Verschönerungen sind, an unserm äußeren Menschen vorgenommen, und auch der innere steht unausgesetzt in Behandlung. Durch manchen abgekürzten Kursus, manche heftige Lektion soll der Ungediente endlich auf die Höhe der Ausbildung seiner Kompagnie gebracht werden. Als vorzüglichstes Unterrichtsmittel gilt die Ausrückung. Sie ist für die Hunderttausende, welche in den Garnisonen stehen, noch immer das größte Ereignis ihres Militärlebens geblieben. Von ihr zu reden, mag also einem Rekruten wohl vergönnt werden. Und da der Abschied in der Luft liegt, wollen wir zugleich den Stätten unsrer militärischen Erziehung einen letzten Blick und ein Wort der Erinnerung weihen. . . .

Die Kaserne schläft! Nachtcharge Morpheus hat auf seinem Rundgang auch die letzten noch blinzelnden Augen geschlossen, hat mit dem Schwunge seines Mohnkörner streuenden Armes allen Schnarchnasen den Auftakt gegeben, allen Faselhirnen das bunte Gewebe der Phantasien angezettelt. Das Weberschiffchen der Vorstellungen, rastlos tickend, läuft wieder einmal jenseits der Bewußtseinsschwelle hin und her. Hie und da aber läßt es ein paar Fäden über die trennende Leiste schlagen, und dann fassen die Erwachenden einen solchen Zipfel und betrachten erstaunt das verworrene Muster.... Die Kaserne träumt!

Auf einmal der Ruf: „Alles heraus!"

Aus hundert dumpfen Schlafstuben strömen über fünfzig enge Stiegen tausend graue Gestalten in ein Dutzend dämmeriger Höfe. Diese Unterkünfte waren einst die Wohnungen kleiner Leute. Noch stehen die Herde, auf denen für die Familien gekocht wurde. Eng genug steckte man schon damals beisammen, aber es geht noch enger. Die Wohnung Nr. 375 zum Beispiel, Zimmer und Küche, muß jetzt einen Halbzug beherbergen. Ausgehängte Türen, die Herdstatt als Stapelplatz für die „Proprietäten", so geht's. Bei Regenwetter wird hier außerdem noch Schule gehalten. In solcher Aula kann man dann Vorträge im Stile des folgenden hören (den wir genau nach dem Stenogramm wiedergeben): „Alsdann," doziert der Herr Zugsführer, „das wichtigste Kampfmittel des Infanteristen ist die Schußwaffe. Die Schußwaffe ist sozusagen die Braut des Infanteristen. Er muß sie kennen in- und auswendig. Denn der, was sie nicht handhaben kann, dem geht sie unvertraut los, und dann gibt's ein Malheur und meistens trifft's den Unschuldigen."

Heute aber ist es schön, heute wird ausgerückt. Nicht sofort, denn zuerst ist noch die Kaffeetour zu erledigen und der Stand aufzunehmen, dann sind Gewehre und Feindesabzeichen zu fassen. Zwei Stunden nach der Tagwache ist man gewöhnlich so weit. Der Kompagniekommandant zieht den Säbel und „alles auf sein Kommando" marschieren wir aus dem Altwiener Hof hinaus in das neue Wien. Was wir hinter uns lassen, ist allerdings einmal ein „Hof" gewesen in des Wortes stolzester Bedeutung, eigentlich eine kleine Stadt inmitten der großen, ein Mittelpunkt bodenständigen Wienertums, ein Emporium der Kleinbürgerei. Stand nicht einmal auf einem dieser Höfe auch das Gartenhäuschen, in welchem Mozart seine „Zauberflöte" komponierte? Als wir Soldaten hier einzogen, fanden wir nur mehr eine Ruinenstadt. Dem natürlichen Verfalle wollte eben der Demolierkrampen nachhelfen, doch wie, er zum Gnadenstreiche ausholte, fiel ihm eine Macht in den Arm, die sonst nur zerstören kann, diesmal aber erhalten wollte: der Krieg. Als Kaserne war das alte Gerümpel noch zu brauchen. Der Schutt von den schon niedergelegten Wohntrakten auf einen Hügel zusammengetragen und durch Gärtnerkunst in eine Anlage verwandelt, ein Wagenschuppen zur Großküche umgeschaffen, Schützengräben als Lehrmittel aufgeworfen, unbrauchbares Gemäuer abgeplankt und auf getünchte Planken die niedlichsten Reiter als Schußziele gemalt, im verschobensten Winkel des Gebäudevielecks die Kantine, eine wahre Locustaschenke, eingebaut: so ist auch das alte Freihaus eingerückt und so ward ihm die Lebensfrist noch einmal erstreckt. Doch genug der Rückschau. Wir gehen ja eben aus der Kaserne hinaus. Etwas von ihr nehmen wir freilich mit. Es ist unsichtbar, dieses Etwas, aber mit dem empfindlichsten unsrer Sinne recht wohl — oder übel — wahrzunehmen. Es beschreibt eine breite Kontur um jeden einzelnen Mann und hüllt die Masse der Schreitenden in einen Kreis von Dünsten, die in ihrer Gesamtheit am kürzesten „Kasernluft" genannt werden.

Noch schweigt der Lärm der Großstadt. In den Baumkronen singen die Vögel, drüben auf dem Karlsplatz lauscht der weiße Brahms aus dem Grün der Anlagen heraus — oder vielmehr, er lauscht in sich hinein. Warum war mir niemals früher die Haltung des Marmorbildes so ergreifend natürlich vorgekommen? Weil ich niemals so früh am

Neues Wiener Tagblatt
Mittw. 1916

Tage daran vorbeigekommen war. Kriegsdienst und Sommerzeit haben mir die Sensation verschafft, den Meister in der heiligen Ergriffenheit jener Morgenstunde zu überraschen, in der er zu arbeiten pflegte. . . . Vom Sänger des „Triumphliedes" zum Schöpfer der „Eroica" sind es kaum fünfhundert Schritte. Finster brütet Beethoven auf den leeren Platz herab. Der Schatten des Erzbildes müßte, so meint man, jedem noch so Ahnungslosen den Kopf hinüberzwingen. Aestheten wahn! Aber wenn ich Feldwebel wäre, so würde ich es auf ein Monat Kasernarrest ankommen lassen und würde meiner Abteilung kommandieren: „Achtung! Links schaut!"

Wir steigen den Berg zur Beatrixgasse hinauf. „Rauchen erlaubt," wird von der Spitze des Zuges durch die Viererreihen hin bis zur Queue weitergegeben. Der Duft aus der Kaserne — der uns noch anhaftet — bekommt eine neue würzige Zutat: Sportzigarettenrauch und Kommißtabakspfeifenschmauch. Gemächlich geht's den Berg wieder hinab. Gärtnergasse, Baum-, Stamm-, Blattgasse — die Zweiggasse müssen wir übersehen haben — und die lange Marxergasse hindurch. Den Zugang zu den Tageskassen der Sophiensäle bewacht ein Sanitätssoldat. Die einstige laute Heiterkeit eines Vergnügungslokales hat jetzt der stillen eines Rekonvaleszentenheimes Platz gemacht. Ueber die Rasumofskygasse, wer denkt an das dunkle Monument zurück? — zur Sophienbrücke. Bald wehen uns Praterlüfte entgegen. Durch schattige Alleen auf elastischem Parkboden zur Wasserwiese. Dort wird haltgemacht und ausgetreten. Der Hauptmann „gibt gnädigen Permiß", und eine kurze Rast bereitet auf die eigentliche Beschäftigung vor. Ich schlürfe mit Entzücken Auenluft und genieße das Landschaftsbild. Dunkle Streifen Baumgrün, helle Streifen Wiesengrün und das Feldgrau der Uniformen, die sich wundervoll abheben. Ja, sie heben sich ab, und ich fühle unmilitärisch genug, mich darüber zu freuen. In den Mulden der weiten Wiese wirft klares Wasser seine Kräuselwellen. Rot-blaue Dragoner reiten Schimmel zur Schwemme. Pferde sind doch die prächtigste Staffage. Jener Hengst dort drüben zum Beispiel, auf dem ein Adjutant gegen uns heransprengt, wie reizvoll die Bewegung der Glieder, das Zucken der Sonnenlichter auf seinem glänzenden Fell! Vom rein malerischen Standpunkte aus betrachtet —

„Fünfter Zug!" Wie mit dem Beile zerhackt der Anruf meine Zivilistenträume. Rasch sind wir vergattert. Der Adjutant hat Marschbefehl gebracht. Wir bewegen uns, Ziehung halblinks, am Waldrande hin, dann geradeaus ein totes Wasser — Heustadelwasser? — entlang, brechen ins Gehölz ein und lassen uns vom Tauregen eine kühle Nackendouche geben, baden gleich darauf unsre heißen Füße im nassen Gras — wenn man lang genug watet, geht's auch durch den Schuh — machen halt, bekommen Gegenordre und marschieren zurück in die Nähe der Hauptallee. Diese ist indessen nach Annahme der Uebungsleitung zu einem reißenden Flusse geworden und weder für uns noch für den Feind passierbar. Vor uns jedoch haben sich feindliche Banden eingenistet. Den Wald von ihnen zu säubern, ist unsre Aufgabe. Die Sache wird spannend. Der Hauptmann hat seinen kürzesten Befehlston angenommen. Nur jetzt nicht auffallen, ist mein heimliches Stoßgebet. Im nächsten Moment ist aber das Malheur auch schon geschehen: Patrouille abgeteilt und ich zum Führer bestimmt. Aus dem zweiten Gliede hervorgeholt. Der verflixte gelbe Armstreifen! Wohlwollende Absicht hat ihn erfunden, teuflische Bosheit ihm den Namen „Intelligenzstreifen" gegeben. Was sollten wir Ungedienten, militärisch Unmündigen auf Grund dieses Abzeichens nicht alles schon wissen! Auch mein Hauptmann beehrt mich heute mit ganz unverdientem Vertrauen. „Fünfzig Schritt einwärts des Flusses Patrouille fünfhundert Schritte weit vortreiben. Sie kennen ja Ihre Aufgabe als Patrouilleführer?" Und fort ist er. Soll ich hinter ihm herlaufen und ihm sagen, daß — ? Nein, ich stehe hier vor der ganzen Kompagnie und muß so tun, als ob . . . Ich würge also todesmutig aus gepreßter Kehle mein Kommando hervor: „Erste Patrull' —" hier stock' ich schon. Ich kämpfe einen kurzen, aber heftigen Kampf wegen „rechts" oder „links um," entscheide mich vorsichtshalber für ein drittes: „Direktion mir nach. Marsch!" mache kehrt um und eile dem Walde zu.

Meine wackeren Viere folgen mir wahrhaftig. Als Gediente wissen sie was zu tun ist, und leihen mir bereitwilligst ihre Erfahrung. Einmal zwischen den Bäumen, springe ich mit ihnen, stets rückwärts schielend, von Deckung zu Deckung und wir fallen bei offenen Stellen auf den Bauch, das Gewehr im Anschlag. Kommt der Feind in Schußdistanz, so kommandiere ich ihnen den Aufsatz und horche auf den seltsam verschobenen Rhythmus ihrer Entladungen. Ich würde auch selbst schießen, wenn mein Mannlicher losginge. Aber das Ding ist nagelneu. Die feindliche Abteilung vor uns zieht sich zurück, ich schicke Meldung, wir werden eingezogen und mit dem Gros der Armee vereinigt. Neuer Vorstoß in breiter Schwarmlinie. „Hast du noch Patronen?" fragt mich der nächste im Grase liegende Korporal. „Alle." — „Her mit deinem Prügel!" Wir tauschen die Waffen und der Korporal belfert aus meinem Mannlicher alles heraus, was je drinnen war. Das

kurzten sie ihre Front
starke Befestigungen

Die Zeit 16. VII. 1916

I

198

Die vereinfachte Sommerfrische.

Auch ich war in Arkadien geboren. Auch mir ward es nicht an der Wiege gesungen, daß ich dereinst einen Sommer im Umkreis von Olmütz verbringen und meine Feder zum Ruhme von Bjelkanitz und Karnau schwingen würde. Wie alle rechtschaffenen Wienerinnen unterschied ich eine praktische und eine theoretische Geographie. Die praktische Sommer-Erdkunde umfaßte die Orte Ischl, Salzburg, Toblach, St. Moritz, Pontresina, Grado und Heringsdorf. Die theoretische Wissenschaft umschloß alles Uebrige, was nicht in Betracht kam: Schlesien, Ungarn, Mähren, Australien und die großen Sundainseln.

Ob wir im allgemeinen durch den Krieg etwas zugelernt haben, halte ich für fraglich. Eins aber steht unverrückt fest: in Geographie haben wir große Fortschritte gemacht, und ich weiß gegenwärtig nicht nur, wo Wolhynien und die Dobrudscha ist — Begriffe, von denen ich mir wohl nie etwas träumen ließ —, sondern auch, wo Lundenburg liegt, und daß dort die Wälder genau so grün sind wie im Pustertal, eine Tatsache, von der ich mir noch viel weniger jemals träumen ließ.

Zu dieser Entdeckung bin ich durch meine Freundin Hella gelangt. Es war im Mai, in jener kritischen Zeit, da die felsenfesten und die felsenfestesten Pläne, den Sommer diesesmal bestimmt in Wien zu bleiben, anfangen, unbequem zu werden, weil man sich nicht ganz klar ist, wie man sie mit dem Mieten einer Landwohnung anmutig und zwanglos verbinden könnte. Man hat so oft und so Vielen versichert, daß man nie wieder „den Unsinn" machen wird, seine bequeme Wiener Wohnung, die einem doch „allen Komfort bietet", zu verlassen, daß man jetzt unbedingt von einer Freundin überedet werden muß. Hella zeigt sich durchaus bereitwillig dazu, um so mehr, da es in ihrer Wohnung sehr verdächtig nach Kampfer duftet, und ich sie in flagranti ertappte (das heißt, während sie ihrem schönsten und faulsten Denkfauteuil zärtlich einige Naphthalinsäckchen umbindet). So dauert es auch nicht lange, bis sie mir errötend das süße Geheimnis anvertraut: ja, sie geht aufs Land, und sie hat schon eine Wohnung. Auf meine hastige Frage: „Wohin?", bekomme ich eine seltsame Antwort: „Es ist eine große, große Wiese hinter dem Haus, und die Bäder in dem kleinen Bach sollen besonders gesund sein. Vielleicht ist er auch eisenhältig." Ich mache der Wiese, dem Bach und Hellas Bildung eine respektvolle Verbeugung und brenne vor Verlangen, Näheres zu erfahren. Denn Hella gehörte bisher zu jenen, die nur eine überaus menschenfreundliche Geographie betrieben. Wenn sie einmal eine heiße Sehnsucht nach völliger, aber wirklich völliger Einsamkeit erfaßte, so trieb es sie immer dorthin, wo in diesem Jahr gerade zwei Dutzend Bekannter und ein paar tausend Unbekannter auch allein sein wollten, so daß man sich nicht sehr anstrengen mußte, den Ortsnamen zu behalten. Sie hat solche Einsamkeitsexzesse in Chamounix durchgemacht, im Ottohaus auf der Rax oder in Westerland auf Sylt, und wir haben alle gefunden, daß sie sehr originell in ihren Einfällen ist.

Heuer aber liegt die Sache anders. Denn nach einigen sehr lehrreichen Wechselreden über Sauerstoff, Laubwälder, wissenschaftliche Fortbildung und Dirndlkostüme sagt Hella etwas verschämt, aber sehr holdselig: „Es ist nämlich südöstlich von Leobersdorf." Mein Staunen, meine Bestürzung unternehme ich nicht zu beschreiben.

Aber mein Ehrgeiz erwachte. Hellas trotziger Aufschrei: „Ich kann nicht glauben, daß nur in der Schweiz die Kühe wirkliche Milch geben und daß man sich nur 3000 Meter über dem Meer erholen kann!" klingt mir immer noch im Ohr. Auch mir ist ja schon in schwachen Stunden ein ähnlicher Verdacht aufgestiegen, und ich beschließe, der Sache auf den Grund zu kommen. Ich teile meinem Mann brieflich meine Forschungsabsichten mit und beanspruche einen Separatkredit für Naphthalin. Die Maßregel erweist sich als überflüssig. Zu meinem grenzenlosen Staunen zeigt sich der erste Drogist durchaus bereit, mir jede gewünschte Menge Naphthalin zu verkaufen. Da es kaum nennenswert im Preis gestiegen ist, scheint es kein unentbehrlicher Bedarfsartikel zu sein, was auch daraus hervorgeht, daß der Mann guten Tag sagt, als ich den Laden verlasse. Die nächste Zeit verwende ich darauf, meine Wohnung mit Naphthalin zu versehen, bis es im Mezzanin — wir wohnen im dritten Stock — von meiner Hausfrauentugend brüllt, und mit der böhmischen, mährischen, schlesischen, sächsischen, kurz mit allen Schweizen außer der schweizerischen in Korrespondenz zu treten. Ueberdies wandle ich als Fleisch und Blut gewordene Selbstüberwindung unter meinen Freundinnen umher und beweise ihnen haarscharf, daß es einfach unsere allersimpelste, selbstverständlichste Pflicht ist, aufs Land zu gehen. Der dritte Stock unserer Wohnung wächst dabei bis zu Himmelshöhen, ich spreche von der Verteilung des Konsums, vom sozialen Frauendienst, vom Durchhalten, von Heimatsförderung, von Gemeinsinn und von längst überholter snobistischer Ausländerei. Manche treue Freundin sagt, ich weiß es, wenn ich gegangen bin, nachdenklich: „Gott, manchesmal hat sie gar nicht so schlechte Einfälle" und liebt mich. Besonders, wenn es heiß ist.

Jedenfalls bringe ich auf diesem Wege eine kleine Schar befreundeter Familien zusammen, die mich todesmutig auf meiner Entdeckungsfahrt begleiten. Wir nehmen alle Riesenpakete von Insektenpulver mit, ungeheure Mengen von Konserven und so viel Trockenmilch, als man nur auftreiben kann. Also ausgerüstet, ziehen wir in die Wildnis von Olmütz und siedeln uns in Gibau und Domstadl, in Domeschau und am Fuße des Swatn Kopitschek an. Um einem „besoralichen Mißverständnis" vorzubeugen, bemerke ich, daß diese Ortschaften keineswegs im Innern Afrikas, sondern in Nordmähren, wo es am blondesten, sanftesten und beleidigtesten ist, gelegen sind.

Bevor ich auf die Schilderung der hiesigen landschaftlichen Reize näher eingehe, muß ich eines vorausschicken: ich möchte nicht erzählen, was ein Ei hier kostet. Solange es irgend möglich ist — es ist nicht durchweg möglich —, möchte ich es vermeiden, von hoher Politik zu reden und dieses Wort in den Mund zu nehmen. Denn ich weiß es leider sehr genau, daß der freundlichste Redakteur sehr, sehr ernst blicken kann, wenn das Wort „Ei" ertönt, und daß von da bis zum Hochverrat nur ein Schritt ist. Aber vielleicht ist es mir gestattet, ungestraft anderer Naturschönheiten zu gedenken. Poetisch angelegte Naturen werden verstehen, was ich empfand, als uns hier Speckdalat serviert wurde, grüne Blätter, auf denen harmlos, unbefangen, ahnungslos sich malerisch gruppierte Grammeln tummelten. Auch die Fleischportionen verdienen einige Baedeker-Sterne, das Gulasch wird mit Mehl bereitet, nicht mit Buchbinderkleister und Essig, und der Karfiol im Garten wächst kostenlos, ohne auch nur ein Trinkgeld dafür zu beanspruchen. Die Kühe haben tatsächlich die besondere Güte, Milch zu liefern, man muß nicht einmal Kotau vor ihnen machen, und die Ziegen erweisen sich sogar dankbar, wenn ihnen die Kinder ein paar „Handvoll" Kräuter mitbringen. Nur mit der Katze des Hauses läßt sich kein befriedigendes Uebereinkommen treffen, indem sie es nämlich hartnäckig ablehnt, „Mischol", „einwandfreies Trockenobers, die Milch an Wohlgeschmack und Nährgehalt übertreffend", anzunehmen. Wenn man ihr vorstellt, daß Holland das gelobte Land der Fettfahne ist, zeigt sie die Kralle. Sie zieht Mähren vor, insofern es sich nicht um Malerei handelt. Wir auch.

Um aber auch von weniger wichtigen und

Die Zeit 16. Juli 1916 II

die vereinfachte Sommerfrische.

199

weniger poetischen Dingen zu reden, muß ich berichten, daß der Wald einem hier zum Fenster hereinguckt, und daß er merkwürdigerweise sogar grün ist und wundervollen Schatten gibt. Sein Boden ist mit Moos bedeckt, es gibt Waldwiesen mit Digitalis und Königskerzen, reizende Wege, kühle Schluchten und sonnenbestrahlte Felder, die im Abendwind wogen wie ein Meer des Segens. Kurz und gut, die ganze Gegend benimmt sich täuschend ähnlich wie eine fashionable Sommerfrische. Unter den Wäldern scheint auch nicht der mindeste Sinn für Distanz zu bestehen, denn, wenn auf die hiesigen Tannen die Sonne scheint, so duften sie ebenso wohligwarm nach Harz wie in Schluderbach, und das frischgeschnittene Gras riecht so würzig, daß sich alle unsere Kölnerwasser-Fläschchen verkriechen. Das Insektenpulver haben wir selbst schon still beiseite geschafft. Denn unsere Hausfrau antwortete auf die Frage nach Ungeziefer einfach: „Hat's nicht!", und wenn eine Nordmährin sagt: „Hat's nicht", so ist es wahr, gleichgültig, ob es sich auf Wanzen, Schmalz oder Seife bezieht. Wir sind eben hier kulturfern.

Mit dieser Tatsache rechnen wir alle von Anbeginn und verschreiben uns der Landwirtschaft. Jeder sucht sich seinen besonderen Zweig. Der alte Hofrat ergibt sich mit Herz und Hand der Kaninchenzucht. Er vertieft sich in die Psyche dieser Tiere und stellt fest, daß sie lieber Kohl fressen, als sich an den Ohren in die Luft schleudern lassen. Nach vierwöchigem Aufenthalt ist er sogar imstande, die Kaninchen von den jungen Hunden zu unterscheiden, die im selben Winkel hausen, und er kennt haargenau, was Rettich ist und was Kraut. Auch sein Schwiegersohn hat inzwischen festgestellt, daß die Gemüse nicht eingebrannt und geputzt in der Erde wachsen, und ist auf diese wissenschaftliche Entdeckung nicht wenig stolz. Die Kinder der Kolonie, für die man eigens eine schöne, windgeschützte Wiese ausfindig gemacht hat, wo sie in Gesellschaft des Fräuleins Sonnenbäder nehmen sollten, denken nicht im entferntesten daran, das zu tun. Sie krabbeln zwischen allem Getier herum, sie vergessen ihre Bildung und wollen durchaus auf den Schweinchen reiten, sie stehlen junge Erbsen, sie prügeln sich um einen guten Erdbeerplatz, und sie helfen so nachdrücklich bei der Kirschenernte, daß der Ortsschuster kopfschüttelnd sechs kleine Lederhosen flicken muß. Willi, der Gymnasiast, hat schon lange an die düstere Entschlossenheit vergessen, mit der er in Wien beständig geladen ist. Er denkt nicht mehr an das Verhältnis zwischen Malerei und Spiritismus, er pfeift wieder Wagner-Motive und gräbt zur Verzweiflung der Hausfrau unaufhörlich alle Beete des Gartens um, bis man ihn unschädlich macht, indem man ihn mit einem etwas größeren Federmesser ausstattet und heuen schickt. Dort sägt er emsig Gras, kommandiert seine kleinen Gefährten, und wenn die Horde heimkehrt, sind sie hungrig wie die Wölfe und brüllen nach Fraß. Vorüber sind die Zeiten, da man Prämien für vertilgte Milch und bezwungene Eier aussetzte — wir haben uns vereinfacht.

Auch bei der Lebensweise der Erwachsenen macht sich das geltend. Die Damen können nicht flirten mangels geeigneter Objekte, vielleicht auch, weil sie doch alle ihre kleinere oder größere Sorge um Mann und Bruder haben. Aus demselben Grund mögen sie auch nicht ihren Geist und Spott am lieben Nächsten üben. Es gibt auch nichts zu modifizieren, selbst wenn man noch so gern wollte, und wer könnte sich über die Toiletten einer Freundin aufregen, wenn keinerlei Mann „unter sechzig in der Nähe ist". Sogar die jungen Mädchen geben es auf, Zigaretten zu rauchen und Horaz oder Dante im Urtext zu lesen. Wozu auch? Nicht einmal ihre Tanten machen ihnen das Vergnügen, sich darüber zu entrüsten, und sie dürfen so ungestört allein herumwandern, daß sie sich wieder ihren Familien zu nähern beginnen. Die Herren entsagen ihrer Schachpartie, was eine bedeutende Erhöhung der ländlichen Stille und eine Besserung ihrer Rachenkatarrhe nach sich zieht. Von Bergtouren wird abgesehen, erstens.

A. M.

Für die geistige Anregung sorgt der [illegible]hof. Er ist der Mittelpunkt des geselligen Lebens und bietet die Basis für die wildesten Spekulationen. Da die Hennen der Hausfrau fleißig Eier legen (ich möchte mit Konstatierung dieser Tatsache keinerlei Angriff ausgeübt haben, vielleicht ist es auch eine Perversität, daß sie es trotz Kriegslieferanten weiter tun), so haben unternehmende Köpfe eine Anzahl Hennen und Hühnchen angeschafft, die sich anscheinend in der neuen Heimat sehr wohl fühlen. Eier legen sie zwar nicht, aber sie sind hübsch anzusehen, und eine von ihnen äußerte die Absicht, zu brüten. Wenigstens behauptete das der glückliche Besitzer, der eiligst zwei Dutzend Eier erstand und das bedauernswerte Tier mit ihnen und einigem Futter in ein dunkles Loch sperrte. Der braven Henne fiel es natürlich nicht im entferntesten ein, brüten zu wollen, aber sie pickte dafür alle Eier auf und schien sich überhaupt ganz gut zu unterhalten, denn sie war nach zehn Tagen munterer, fetter und in ihren moralischen Ansichten gefestigter denn je. Also enttäuscht vereinigten wir alle unsere Hoffnungen auf einige junge Hühnchen. Nach Angabe des Verkäufers würden sie prächtige Legehennen werden, und wir freuten uns schon sehr, denn an ein Schlachten war von vornherein ja nicht zu denken. Die Hausfrau lächelte zwar seltsam, wenn die Eier der drei größten an verschiedene Kinder versprochen wurden. Aber schließlich war sie ja doch nur eine ungebildete Frau und konnte die Freude der kleinen Mädeln nicht verstehen. Eines Tages begannen die Legehennen zu krähen, schüchtern, verlegen, aber dennoch deutlich. Wir waren einigermaßen erstaunt, aber die kleinen Pepitahühnchen schienen es eigentlich noch mehr zu sein. Wir zogen uns ziemlich betroffen zurück und waren etwas verstimmt, bis sich der Hofrat erinnerte, ganz deutlich erinnerte, gehört zu haben, daß alle Hennen in ihrem jugendlichen Uebergangsstadium krähen. Wir preisen die Macht der Wissenschaft und fangen den Zukunftshennen zwei extrafette Regenwürmer.

Hie und da kommt auch die Post. Sie kriecht mühselig die breite Straße herauf, und wir gehen ihr bis „Baude" (das ist ein Wirtshaus, in dem es nichts zu essen, aber auch nichts zu trinken gibt) entgegen. Denn sie bemüht sich wahrscheinlich unseretwegen allein herauf, die Bauern und Weber des Städtchens dürften keinen regen Briefwechsel führen. Ich habe seinerzeit drei Postleiter und fünf Hoteldirektoren zur Verzweiflung gebracht, weil ich die kleinste Drucksache mit rasender Energie verfolgte und den Gedanken nicht ertragen konnte, daß mein Mann die Reklamekarte von Pebeko nicht pünktlich in die Hand bekam. Jetzt bin ich ungemein befriedigt, wenn hie und da eine Zeitung den Weg zu mir her findet, und drücke der Postbotin für jeden Brief, den sie so freundlich ist, mir zu bringen, statt ihn nach Südtirol zu schicken, meinen Dank und meine Anerkennung aus. Seit wir uns vereinfacht haben, sind wir mit der ganzen Welt zufrieden.

Aber die Sache ist gegenseitig. Auch unsere Umgebung hat ihre helle Freude an uns, insbesondere wenn wir uns in der polnischen Landessprache versuchen. Ich brauche nur den Mund aufzutun und in meinem stolzesten Polnisch zu versichern, daß es mir „schetzko jetno" sei, was wir essen würden, und ein Grinsen seliger Befriedigung verklärt die Züge aller. Ich habe mir immer sehr viel auf mein Sprachtalent zugute getan, und habe eigentlich nicht den Eindruck, als ob ich diese Heiterkeit als unbedingte Anerkennung deuten dürfte. Aber wenn man in unserer ernsten Zeit seine Mitmenschen für ein paar Augenblicke lustig

Kölnische Zeitung 10/III.1916. 16 II.

Reichseisenbahnen

Die Arbeiterdienstordnung

wurde eingehend besprochen. Der Minister erklärte, wenn die freien Gewerkschaften Anspruch darauf erhöben, daß den Eisenbahnarbeitern die Mitgliedschaft bei ihnen erlaubt werde, so müßten sie ausdrücklich satzungsgemäß auf das Streikrecht verzichten. Einen andern Standpunkt könne er nach den Vorstadien dieser Frage nicht einnehmen, denn er würde sich der Ungerechtigkeit und Unbilligkeit gegenüber denjenigen Gewerkschaften schuldig machen, denen gegenüber er seinen Anspruch durchgesetzt habe, wie z. B. dem Berlin-Trierschen Verband. Für die Eisenbahnarbeiter dürfe die Bedeutung der Frage nicht überschätzt werden, denn der Arbeiter werde in seinen ganzen Lebensverhältnissen im Staatsbetriebe so sichergestellt, daß man seine Lage derjenigen eines Beamten vergleichen könne. Er könne seine Beschwerden im Parlament vortragen, ohne sich seine Stellung als Arbeiter erst durch Beitritt zur Gewerkschaft erringen zu müssen. Bei Ausbruch des Krieges seien 330 000 Arbeiter vorhanden gewesen, davon seien in Gewerkschaften oder gewerkschaftlichen Vereinigungen etwa 160 000. Außerdem seien aber etwa 80- bis 90 000 Hilfsbeamte darunter, von denen 60 bis 70 v. H. Beamte würden, die kein Interesse an einer Gewerkschaft hätten, so blieben nur 80- oder 90 000 Staatsarbeiter, die bei dieser Frage in Betracht kämen. Er zweifle aber, ob für diese ein großer Anreiz bestände, den freien Gewerkschaften beizutreten, weil es gerade diejenigen seien, die im ganzen Lande verteilt seien und daher kaum an den Versammlungen teilnehmen könnten. Diesen Ausführungen pflichtete die Kommission bei.

Berichterstatter Dr. **Macco** (nl.) empfiehlt Annahme des Extraordinariums.

Graf **v. der Gröben** (kons.): Unsere Eisenbahnverwaltung hat Großes geleistet, und wenn wir in nicht zu ferner Zeit den Sieg errungen haben, so ist es zu einem nicht geringen Teil das Verdienst unserer Eisenbahnverwaltung. (Beifall.) Das Finanzabkommen soll jetzt auf weitere zwei Jahre verlängert werden. Wir stimmen dem zu. Freudig zu begrüßen ist, daß auch während des Krieges unser rollendes Material ausgestaltet wird. Wir müssen nach dem Kriege wirtschaftlich voll gerüstet dastehen. Namentlich erwünscht ist die Einführung der durchgehenden Güterzug-Bremse. Im Interesse der Finanzen, aber auch um großer, idealer Gesichtspunkte willen müssen

unsere Eisenbahnen fest in der Hand Preußens

bleiben. Der Minister hat in der Kommission schon nachgewiesen, daß alles, was an Einheitlichkeit nach innen und außen erforderlich ist, in Deutschland jetzt schon erreicht ist. Auch der Abg. Macco hat überzeugend in einer kleinen Schrift dargelegt, daß es nicht nur im Interesse Preußens, sondern auch im Interesse des Reichs liegt, daß die Eisenbahnen bei Preußen bleiben. Der Minister muß, wie bisher, streng darauf halten, daß Ordnung im preußischen Eisenbahnbetriebe herrscht. Er muß aber ebenso wie bisher auf das Wohl seiner zahlreichen Beamten und Arbeiter bedacht sein. (Beifall.)

Minister Dr. v. Breitenbach: Mit freudigem Danke nehme ich die der Eisenbahnverwaltung gezollte Anerkennung für ihre Leistungen im Kriege entgegen. Ich bin fest davon überzeugt, daß sie bis zum letzten Arbeiter ein erneuter Ansporn sein wird, das Beste einzusetzen, um das große Ringen zu einem für uns günstigen Ende zu führen (Beifall.), mögen die Anstrengungen an das Personal auch noch so groß sein. Der Vorredner hat in seinen Ausführungen eine Frage von außerordentlicher Bedeutung besprochen, nämlich die, ob es angezeigt ist, daß

die preußischen Eisenbahnen

auf das Reich übertragen werden, eine Frage, die in der Presse und Literatur gerade neuerdings vielfältig behandelt worden ist. Das ist mit ein Grund, daß sie ein großes Maß von Aufmerksamkeit erfordert. Es ist jene Schrift erschienen von einem frühern Mitgliede der Staatseisenbahnverwaltung, dem frühern Leiter der Finanzabteilung des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten, vom Ministerialdirektor Kirchhoff, der sich mit dieser Frage befaßt hat, und sicher seinerseits ein gewisses Maß von Aufmerksamkeit für sich in Anspruch nehmen darf. Ich werde mir erlauben, im Zusammenhange mit der grundsätzlichen Stellungnahme der Regierung auch diese sehr interessante Schrift mit in den Kreis der Erwägungen zu ziehen. Ich erinnere daran, daß in diesem Jahre 40 Jahre verflossen sind, seit Fürst Bismarck die Reichseisenbahn auf seinen Schild erhoben hat. Aber wie waren die Zustände damals, und wie sind sie heute? Das ganze Eisenbahnnetz war zersplittert, und die Privatbahnen beherrschten den größten Teil der wichtigsten Linien; für die allein privatrechtliche Grundsätze maßgebend waren. Die Konkurrenz übte eine unglückliche Wirkung auf die Gestaltung der Gütertarife aus. Der allgemeinen Wirtschafts- und Zollpolitik des Reiches zu folgen, waren die Eisenbahnen damals nicht geneigt. Auch in anderer Beziehung waren sie nicht ausreichend. Alle diese Gründe, und der Wunsch, um das junge, neuentstandene Reich ein neues Band zu schlingen, gaben dem Fürsten Bismarck Anlaß, an die Überführung der preußischen Eisenbahnen auf das Reich heranzugehen. Ein vergeblicher großzügiger, wegen seiner Form großherziger Versuch.

Wie liegen die Verhältnisse heute

nach vierzig Jahren. Das Eisenbahnwesen Deutschlands ist ganz überwiegend in sieben Staatseisenbahnkomplexen konsolidiert, von denen die Preußisch-Hessischen-Eisenbahnen, und die mit ihnen in Personalunion verbundenen Eisenbahnen 67 v. H. der gesamten preußischen Eisenbahnen und 71 v. H. der deutschen Staatseisenbahnen betreiben. Innerhalb dieser Komplexe ist der Betrieb einheitlich gestaltet und straff organisiert. Es besteht eine vollkommene Übereinstimmung der Eisenbahntarife mit der allgemeinen Zolltarifpolitik des Reiches. Ich glaube, feststellen zu können, daß im Großen und Ganzen volle Befriedigung mit den Leistungen auch dort besteht, wo aus andern Gründen das Übergehen in eine größere Gemeinschaft, wo die Überführung der Eisenbahnen an das Reich gewünscht oder vielleicht angestrebt wird. Trotz der dem föderativen Aufbau des Reiches entsprechenden Gestaltung des Eisenbahnwesens haben die deutschen Eisenbahnen zu keiner Zeit den Reichsgedanken vernachlässigt oder beiseite geschoben. Im Gegenteil, sie sind bestrebt gewesen, die deutschen Eisenbahnen durchaus im Sinne der Reichsverfassung als eine Einheit zu verwalten, und haben Einrichtungen getroffen, zu Veranstaltungen, die weit über das hinausgehen, was die Reichsverfassung seinerzeit selbst vorausgesetzt hat. Alles, was im Betrieb und Verkehr die allgemeinen Interessen angeht, sei es auf dem Gebiete der Tarifvorschriften, der Abfertigung des Personen- und Güterverkehrs, des Fahrplans, der Signal- und Sicherungsvorschriften oder der Betriebs- und Verkehrsordnung, ist einheitlich gestaltet. Ein etwaiger Übergang der staatlichen Eisenbahnen auf das Reich würde sich vollkommen unbemerkt vollziehen. Man müßte seine Aufmerksamkeit der einheitlichen Uniform der Eisenbahnbeamten zuwenden, oder sonstigen Dingen, die für das Verkehrsinteresse nicht gerade entscheidend sind. Die generelle Ausgestaltung der Eisenbahnen im Sinne nationaler Einheit hat sich seit Jahrzehnten, zum Teil in der letzten Zeit, progressiv ansteigend vollzogen. Die deutschen Eisenbahnverwaltungen, die alljährlich im Ministerium der öffentlichen Arbeiten zusammentreten, sind sich vollkommen darüber klar, auf diesem Wege weiter fortzuschreiten, auch im Wege der Verhandlung, um etwa bestehende Gegensätze auszugleichen. (Beifall.) Das natürliche Schwergewicht der preußischen Eisenbahnen, die führende Stellung, die Preußen im Reiche einnimmt, fördern diese Bestrebungen im Reichsinteresse, insbesondere auf wirtschaftlichem Gebiete. Wenn diese Beurteilung der Sachlage zutrifft, dann müßten es doch

andere materielle Dinge

sein, die den Übergang der Eisenbahnen an das Reich erwünscht erscheinen lassen. Das könnten doch nur Gründe finanzieller Natur sein. Es ist im Wirtschaftsausschuß schon eingehend dargelegt worden, daß das außerordentliche Einwirkungen haben würde, und die Einzelstaaten selbstverständlich volle Entschädigung für die Hingabe ihrer Bahnen an das Reich fordern müßten. Ich meine sogar, daß manche Staatsverwaltungen aus finanziellen Gründen genötigt sein werden, auch in Zukunft mit einer günstigen Entwicklung und einer steigenden Rente zu rechnen. Die Anhänger des Reichseisenbahngedankens rechnen mit Millionenerträgnissen für das Reich. Sie vergessen, daß doch das Reich die Eisenbahnen von den Bundesstaaten erwerben und dadurch ein außerordentliches Risiko übernehmen müßte. Die mäßigen Ersparnisse würden wohl durch die Steigerung der personellen und der übrigen Kosten aufgewogen werden. Doch das zu beleuchten, ist ja Sache der Reichsfinanzverwaltung. Jedenfalls wird das finanzielle Ergebnis für das Reich auf dem Wege der Verkehrssteuern sicherer erreicht, der in der Vorlage über dem Frachturkundenstempel angedeutet ist. Materielle Gründe liegen für den Übergang der Eisenbahnen auf das Reich nicht vor. Auch die ideellen Gründe, die seinerzeit namentlich dem Fürsten Bismarck vorgeschwebt haben, dürften heute, wo das Reich so lange glanzvoll gestanden hat und nun von neuem durch Blut und Eisen gefestigt worden ist, sehr an Bedeutung eingebüßt haben. Was heute noch den deutschen Eisenbahnen an erstrebenswerter Einheitlichkeit fehlt, läßt sich sehr gut durch bundesfreundliches Entgegenkommen unter Festhaltung des Reichsgedankens erreichen. (Sehr richtig.)

Die preußische Regierung

ist der Frage des Überganges der Eisenbahnen auf das Reich nicht geneigt. (Beifall rechts.) Sie hat das Schwergewicht der preußischen Staatseisenbahnen bei voller Pflege der ihr anvertrauten Interessen in Vergangenheit und Gegenwart eingesetzt und wird es auch in Zukunft einsetzen für den Reichsgedanken, wozu sie fest entschlossen ist. (Beifall rechts.) Der erste Teil der Kirchhoffschen Schrift beschäftigt sich mit wirtschaftlichen Fragen in der ausgesprochenen Absicht, den Transportluxus, wie der Verfasser sagt, zu vermindern und Ersparnisse zu erzielen. Der zweite Teil beschäftigt sich mit der Schaffung einer einheitlichen Verkehrsleitung. Der Verfasser weist darauf hin, daß nach dem Kriege alle Eisenbahnen des Kontinents, auch der neutralen Staaten, bestrebt sein müssen, Ersparnisse zu erzielen. Er faßt zunächst dafür den Personenverkehr ins Auge und wünscht die völlige Umgestaltung des Tarifs und des Aufbaues des Personenverkehrs. Er will die vier Klassen beseitigen und nur zwei Klassen, eine mit Polster und eine mit Holz, erhalten. Er berechnet aus diesem vereinfachten Betrieb außerordentliche Ersparnisse. Dieser Gedanke wird seit Jahrzehnten erwogen und ist in meinem Ministerium bearbeitet worden. Eine Frage von so eminenter finanzieller Tragweite kann man nicht jetzt im Kriege oder bald nach dem Kriege erledigen. Der Verfasser geht davon aus, daß der Kilometerpreis der vierten Klasse erhalten bleibt. Ein großer Teil der Fahrgäste, die heute dritter Klasse fahren, würde in die vierte Klasse oder in die Klasse mit Holz übergehen. Auch für die „Polsterklasse" würde der bisherige Preis der 2. Klasse von 4½ Pfg. nicht beibehalten werden können. Man hat in meinem Ministerium den voraussichtlichen Ausfall an Einnahmen aus dem Personenverkehr auf 16 bis 20 Millionen berechnet. Weiter will der Verfasser dadurch Ersparnisse machen, daß bei Bedarf der Verkehr auf den großen Strecken vermehrt wird, auf den Nebenstrecken aber unter Umständen vermindert. (Hört, hört! rechts.) Das steht mit den

bisherigen Grundsätzen unserer Staatseisenbahnverwaltung

im schroffsten Widerspruch. Sodann will der Verfasser Ersparnisse im Güterverkehr erzielen. Das ist zweifellos möglich. Ich kann Ihnen die erfreuliche Mitteilung machen, daß die Versuche mit der durchgehenden Güterbremse so gute Erfolge gehabt haben, daß wir hoffentlich von diesem technischen Fortschritt bald Gebrauch machen können. Das erspart uns sehr viel Personal. Weiter berührt der Verfasser auch die Umleitungen. Da kann ich betonen, daß die preußische Eisenbahnverwaltung durchaus geneigt ist, das Prinzip der kürzesten Route, sofern sie die leistungsfähigste ist, durchzuführen. Ob aber auch die andern Bundesstaaten? Es ist keine Frage. Es lassen sich erhebliche Ersparnisse noch herausholen, aber wir leben doch in einer Zeit der Preissteigerungen. Noch hat die Eisenbahnverwaltung günstige Verträge über Eisenbahnschwellen usw. laufen. Sie sind aber auch einmal erledigt und werden dann nur zu höhern Preisen abgeschlossen werden können. Angesichts der ungeheuern Belastung des gesamten wirtschaftlichen Lebens, welches uns die neuen Steuern bringen, müssen auch in Zukunft alle Preise hoch bleiben. Wir haben also mit einer dauernden starken Last zu rechnen und werden die Ersparnisse, die wir erzielen können, verwenden müssen, um die eminenten Mehrkosten auszugleichen. Das Reich wird einen sichern Weg nehmen müssen, um zu Einnahmen zu kommen, und so sehr ich mich als Verkehrsminister dagegen gesträubt habe, so muß ich doch sagen:

Um Verkehrssteuern kommen wir nicht herum.

Der Verfasser tritt schließlich ein für die Schaffung einer Reichsstelle für einheitliche Verkehrsgestaltung. Er erkennt zunächst die großen Leistungen der Eisenbahnen während der Mobilmachung an, ist aber der Ansicht, nach dem Frieden würden wir in Deutschland einen Verkehr von einem Umfange und einer Größe erleben, daß er nur bei einheitlicher Zusammenfassung bewältigt werden könne. Das ist ein Trugschluß. Verkehrsschwierigkeiten sind immer nur in den großen Industrierevieren und in den Hafenplätzen entstanden. Die Hauptschwierigkeiten liegen in Norddeutschland; aber gerade in Norddeutschland fehlt es in keiner Richtung an Einheitlichkeit. (Sehr richtig! rechts.) Ich kann mir aber in dieser Beziehung von einer solchen Reichsstelle nichts versprechen. Der Verfasser war bisher kein Anhänger der Reichseisenbahnen, ist es erst während des Krieges geworden. Er deutet an einer Stelle an, daß er der Dolmetscher und der Vollzieher Bismarckscher Gedanken sei. Ich stehe auf dem Boden der Wirklichkeit. Ich fühle mich als verantwortlichen Leiter und Verwalter des großen Erbes aus Bismarckscher Zeit, der preußischen Staatseisenbahnen. (Beifall rechts.) An den Grundfesten dieses Erbes will ich nicht rütteln lassen. Ich muß einen festen sichern Boden haben. (Beifall.) Die Kirchhoffschen Vorschläge lassen diesen Boden vermissen. (Lebhafter Beifall rechts.)

Freitag 11 Uhr: Eisenbahnen (Fortsetzung), Kultus. — Schluß 2 Uhr.

blatt Nr. 9 für die k. u. k. Kriegsmarine sowie die Verordnungsblätter Nr. 28, 29, 31 und 33 für die k. k. Landwehr.

Ein Stückchen Zucker.

„Darf ich um noch ein Stückchen Zucker bitten . . .?"

Früher hat sich's natürlich kein Mensch überlegt, solch' ein Ersuchen an die Hausfrau zu richten, wenn er irgendwo zu Gast an einem Teetisch saß, oder wenn nach dem Essen der schwarze Kaffee gereicht wurde. Ein Stückchen Zucker — was war den das? Gar nichts. Kein Mensch dachte sich etwas dabei. Es spielte überhaupt keine Rolle.

Jetzt kann es einen im Handumdrehen in den Ruf bringen, ein zur Völlerei geneigter, hemmungsloser Mensch zu sein, man wird für unbescheiden, am Ende gar für unpatriotisch gehalten, wenn man in diesem Punkt nicht genügsamer ist.

Gelegentlich einer Jausengesellschaft beobachtete ich gestern einen Herrn, der neben mir saß, mit dem Löffel in seiner Teetasse herumfuhr und wahre Seelenkämpfe zu bestehen schien. Endlich flüsterte er mir zu: „Ach was, die Leute haben's ja, die können's tun!" Und dann sagte er laut: „Darf ich um noch ein Stückchen Zucker bitten . . .?"

Einer meiner Bekannten sprach mich neulich, ganz vergnügt, in der Elektrischen mit den Worten an: „Das ist eine sehr gute Verordnung!" Und auf meinen fragenden Blick erklärte er, daß er die Verordnung meine, die das Rauchen auf der hinteren Plattform verbietet. „Ich fahre täglich fünf- bis sechsmal mit der Elektrischen," setzte er mir auseinander, „und seit Jahren bin ich es gewöhnt, auf der hinteren Plattform zu stehen und meine Zigarette dabei zu rauchen. Im Beiwagen, wo man rauchen darf, fahre ich nicht, dazu kann ich mich nicht entschließen. Also spare ich, dank der neuen Verordnung, fünf bis sechs Zigaretten im Tage, und das will jetzt schon was bedeuten."

Früher hatte man es nicht für möglich gehalten, daß man sich je mit solchen Kleinigkeiten abgeben werde. Aber heute haben wir wohl gelernt, wie wichtig alle diese Kleinigkeiten sind. Ein jeder von uns hat sein Stückchen Zucker, an das er gewohnt ist, das er von früher her lieb hat. Nun ja, es muß nicht allemal ein wirkliches Stück Zucker sein; es genügt, wenn es irgendein kleiner Luxus, ein bißchen Behagen in welcher Form immer ist, womit man sich, je nach Geschmack und Vermögen, das Dasein zu versüßen sucht. Man kann aber doch nicht behaupten, daß es uns das Leben verbittert, weil wir jetzt in so mancherlei Form und Gestalt auf das eine Stückchen Zucker verzichten müssen. Handelt es sich doch nur um das eine Stückchen „mehr", um dieses eine, das übers Notwendige hinaus geht.

Freilich haben wir früher einmal andere Vorstellungen von dem, was notwendig ist, gehabt, als jetzt. Früher . . . an die harten Kanten dieses Wortes stößt sich unser Betrachten auf Schritt und Tritt. Aber früher haben wir uns auch gar keine Gedanken darüber gemacht, aus wieviel Bedürfnissen, Wünschen, Gewohnheiten unser Leben besteht. Wir konnten haben, was wir wollten. Heute können wir, wenn wir vernünftig sind, nur wollen, was wir haben. Darin liegt der ganze Unterschied. Und wer ihn recht begreift, wird eine gute Lehre daraus ziehen. Nicht bloß für jetzt. Auch für später.

Unzählige Menschen gab es, die sich niemals über ihren Verbrauch Rechenschaft gaben. Und niemals haben sie sich gefragt, woher all die vielen Dinge eigentlich kommen, die sie konsumierten. Unterhielten sich diese Menschen über das bei ihnen unerschöpflich beliebte Thema, nämlich über das Leben, dann wußten sie in den zierlichsten Wendungen zu sagen, das Leben bestünde aus Träumen, Hoffnungen, Wünschen, Begierden, verstanden alle diese Dinge bis in die feinsten Verzweigungen zu erklären und es waren lauter kleine, köstliche Zuckerstückchen, womit sie einander regalierten. Heute haben sie gelernt: das Leben besteht zunächst aus Mehl, Eiern, Butter, Milch und Kartoffeln. Ferner besteht das Leben aus unglaublichen Mengen von Baumwolle, Gummi, Eisenerz, Kohle und Benzin. Unsere großstädtische Existenz ist so automatisiert gewesen, wir waren so gedankenlos darauf gestellt, jeden Gegenstand, wenn wir ihn nur bezahlen, fix und fertig in die Hand zu kriegen, daß wir uns zuletzt einbilden konnten, die belegten Brötchen wüchsen, so wie sie sind, in den Glasvitrinen, aus denen sie bei Einwurf der entsprechenden Nickelstücke heraus gerutscht kommen. Jetzt freilich, wenn man solch ein Brötchen vor sich hat, das, sagen wir einmal, mit einem Stückchen Sardine, einem Endchen Wurst und einem Bröckchen Käse belegt ist, fällt es einem unwillkürlich ein, wie viele Umstände in der Nähe und in der Ferne zusammenwirken mußten, damit der kleine Bissen da für uns bereitet werde. Und wir können keinen Hemdknopf, keine Stecknadel, kein Streichholz mehr ansehen, ohne uns zu erinnern, wie viel hundertfache Voraussetzung und Arbeit nötig ist, damit diese Winzigkeiten unserem Gebrauch dienen.

So haben wir ein wenig gegenständlicher denken gelernt, haben auch ein wenig Respekt vor den Gegenständen gekriegt, die wir jahraus, jahrein brauchen und verbrauchen. Vielleicht wird das auch später noch eine Weile nachwirken. Gänzlich spurlos kann ja solch eine Lehrzeit an denjenigen, die sie durchgemacht haben, nicht vorübergehen. Viele Leute empfinden ja heute schon die zwei fleischlosen Tage der Woche gar nicht als einen Zwang, sondern als eine außerordentlich gesunde Maßregel, an die sie sich zu ihrem eigenen Besten gewöhnt haben und die sie nach dem Krieg einfach bei-

„Frau Hamster".

Originalzeichnung von Theo Zasche.

Österr. Volkszeitung 12. IV. 1916 24

Wiener Neuigkeiten.

Ungarn in Wien.

Kritik des „neuen Publikums".

Der in der Vorwoche an dieser Stelle unter dem Titel: „Ungarn in Wien" erschienene Artikel hat ein zweifaches, sozusagen dualistisches Echo gefunden: einen österreichischen und einen ungarischen Widerhall. Von österreichischer Seite wurde dem Artikelschreiber der Vorwurf gemacht, daß er dem Gros der Gäste aus Ungarn zu viele Komplimente darbot, von ungarischer Seite hingegen wurde er — allerdings auf Grund eines tendenziösen Auszuges — beschuldigt, maliziös und ungerecht gewesen zu sein, so daß eigentlich Ungarnfreundlichkeit und Ungarnfeindlichkeit gleichzeitig aus einem Artikel herausgelesen wurden. Schon diese Differenzen bekunden, daß der Autor die richtige Mitte eingehalten hat und die verschiedenen Kritiker eben in den Artikel hineingeheimnißten, was ihnen in den Kram paßte. Wieder einmal behielt also der alte Goethe mit seinen Versen recht: „Im Auslegen seid Ihr frisch und munter, und legt Ihr nicht aus, so legt Ihr unter."

Gewiß hat der Aufsatz über die „Ungarn in Wien" der glücklich überwundenen Invasion von „Kriegslieferanten" in nicht schmeichelhafter Weise gedacht. Daß sich Leute finden, die für dieses „neue Publikum" eine Lanze brechen, ist kennzeichnend für die Moral und den Geschmack dieser Verteidiger. Allerdings wird dieses „neue Publikum" Budapests von einem der bekanntesten ungarischen Dramatiker, dem Verfasser des „Märchens vom Wolf" Franz Molnar, just heute in einer Weise geschildert, die vermerkt werden soll, um zu zeigen, daß nicht alles Gold ist, was glänzen will; auch wenn es zu diesem Zwecke von Budapest nach Wien transportiert wird.

„Ich sah dieses neue Budapester Publikum" — schreibt Franz Molnar wörtlich — „wie es in Restaurants Tausendkronennoten zählte, Hundertkronennoten in Päckchen reihte, sah, wie Leute zwischen Suppe und Mehlspeise einander zehn bis fünfzehn Tausendkronennoten übergaben und dann weiter aßen... Andere haben noch schönere Dinge beobachtet. Die alte Logenschließerin des Nationaltheaters sah, daß während einer Shakespeare-Vorstellung in einer der teuersten Logen Leute saßen, die Papier auf die Brüstung breiteten und auf dieses Papier Salamispalten und Gurken legten. Dieser Anblick erregte Sensation im Theater. Eine bejahrte Logendame im Vordergrund — altes Publikum — machte die jungen Leute im Hintergrund — neues Publikum —, die sich auf die Eßwaren stürzen wollten, aufmerksam, daß man den roten Samt der Brüstung nicht beschmutzen dürfe, doch das neue Publikum erklärte, es hätte die Loge bezahlt und könne nunmehr darin tun, was ihm beliebe."

Und so weiter, und so weiter. Es genügen wohl diese Zitate, um zu beweisen, daß das „neue Publikum" aus Ungarn sich auch in Wien keinen Zwang auferlegen will. Doch, wie schon in der „Zeit" bemerkt: das sind Ausnahmen, und die allgemeine Regel ist erfreulich, so zwar, daß die Gäste aus Ungarn in Wien immer ebenso freundschaftlich aufgenommen werden, wie sie selbst für Wien freundschaftliche Gefühle empfinden; was insbesondere die vornehme ungarische Gesellschaft — das alte Publikum, um mit Molnar zu reden — durch die lange Dauer des Aufenthalts in der österreichischen Metropole klar und deutlich dartut. Keinerlei Unverstand oder Böswilligkeit wird dieses erfreuliche Verhältnis ändern, im Gegenteil, es ist zu erwarten, daß die Budapester noch häufiger nach Wien kommen werden, ebenso wie — und darüber gibt das folgende Schreiben Anregungen — auch die Wiener nach Budapest.

N. R.

Reise-Mosaik.

Blätter aus friedlichen Tagen.

Von **Maria Groener.**

Bozen.

Durch die stille Gerbergasse gehen wir heim ins Hotel. Und Fedja wirft sich stolz in die Brust und sagt: Lichtenberg schreibt einmal irgendwo: „Ein Narr macht viele Narren, aber ein Weiser gar wenig Weise.“ Und wir lachen und fühlen uns natürlich als die wenigen Weisen, denn wir haben mehr gesehen in Bozen als die andern. Indes die Fremden auf der Talferpromenade flanieren, haben wir in Zwölfmalgrein einen verwunschenen Märchengarten entdeckt; indes die Fremden am Waltherplatz der Musik zuhören, haben wir eine geheimnisvolle Kirche gefunden. Zaubergarten? — Eine hohe Mauer umgibt ihn, sein verschlossenes Pförtlein ist von einer seltsam-schönen Hängepflanze mit purpurnen Blüten überschattet, Zedern breiten ihre weiten Zweige in den blauen Himmel, und ein Baum, mit blutroten Dolden übersät, lugt zwischen tiefschwarzen Tannen hervor — für Azaleen zu groß — für Rotdorn zu spät — was mag es sein? Aber wir wollen es gar nicht wissen! Ein Märchenbaum aus Kinderland. Kein Haus im Garten, kein Laut: das ist der Märchengarten von Zwölfmalgrein.

Und die geheimnisvolle Kirche? Nicht weit von der Talferbrücke — — geh hinein um Mitternacht oder gen Morgen, wann du willst, du siehst im strengen, alten Basilika-Altar eine Goldsonne mit dem Allerheiligsten; Lichter, die Flammen in leicht geschwungener Strahllinie, zu beiden Seiten; von oben aber grüßen Engel herein. Ist Weihnacht? Hat sich die Decke geöffnet? Schaust du geradewegs in den Himmel?

Vor dem Allerheiligsten zwei grüne Betstühle, leer; davor zwei schwarzweiße Priester, die auf roten Stühlen knien — in stummem Gebet. Rot, schwarz, weiß, grün — Glanz, Leuchten, innerhalb der hohen, dunkeln Wände ewige Anbetung, ewige Stille. Hier geht dir ein Licht auf, was das ist: ewig. Ewig — Tag und Nacht, knien hier Priester und beten, ewig brennen Kerzen. Wenn in deinem Leben eine Nacht voll Weh und Einsamkeit kommt, hier ist immer Licht, hier sind immer Beter, hier ist immer eine Heimat.

Venedig.

Seltsam ist's, daß, sobald man die italienische Grenze passiert, die schwarz-hohläugigen grauweißen Häuser anfangen — asketisch sehen sie aus, mit erschreckten Kinderaugen in alten Gesichtern. Und dann dazwischen Villen in geborgtem Prunk, die aussehen wie alte Jungfern, die nach ihrer Glanzzeit die Masern bekommen haben. Warum aber sind die Fenster alle so schwarz? — Fehlen die Vorhänge? Sind die Zimmer dunkel getüncht? Ich kann es mir nicht erklären; ich weiß nur, daß es immer das erste ist, was ich in Italien sehe, indes andere sehnsüchtig und ahnungsvoll die erste Cypresse begrüßen.

Und dann Venedig: kaum auf eine andere Stadt der Welt ist man so gespannt. Und da kommt man dann hinein, und es ist alles so, wie man sich's vorgestellt und es hundertmal gelesen; aber das Allerschönste sind die ganz schmalen Kanäle bei Nacht mit den phantastischen Schatten auf dem Wasser, und dann der Markusplatz mit den ganz unwirklichen Säulen und Fensterreihen. Unwirklich, Kulisse, Theater — so geht man schlafen und erwacht zu einem Tag, der das gleiche sagt: Theater. Theater mit raschestem Szenenwechsel und detailliertestem Mosaik: die Markuskirche, ein Schmuckkästlein, halb und halb eine Spielzeugschachtel — grotesk, phantastisch, ohne Bodenständigkeit, ohne Großzügigkeit; mit ein paar glänzenden Effekten. Fast wird man wirklich andächtig, fast, aber nie ganz: man bleibt beim Staunen und wird nicht ergriffen. Der Kontakt bleibt aus; es ist überall des Guten zu viel, wie bei Canovas Grabmal. Die Trauernde mit der Urne hat zu viel Falten im Gewand, die beiden nachfolgenden Frauen auch, der Knabe hat zu viel Fleisch, und der Schlafende schläft nur, weil er die Augen zu hat. Alles andere an ihm schläft nicht. Theater, Pose! Wo bleibt Michelangelos Von-innen-heraus-gestalten?

Theater — nicht Wirklichkeit.

Echt ist in der ganzen Frariirche vielleicht nur der kleine Bellini-Engel mit der Gitarre; ganz in sich gegründet, ganz er selbst — kindliche Seligkeit und Anbetung; indes das große Tizianische Altargemälde wohl wonnige Farben und innige Verschmelzung der Gruppen hat, aber den Pulsschlag des selig erregten Künstlers spürt man nicht. Vornehmheit — das fühlt man, aber nicht mehr.

Und sonst? Backsteine tun weh bei der zarten Frühgotik, und die Querballen stören hier, weil sie den Hauptaltar durchschneiden. Aber ich bin schon in der Frariirche, und wir waren doch erst bei der Markuskirche. Und nun gehen wir zum Dogenpalast: Zuckerwerk. Und drüben die Bibliothek; — sie soll das Schönste sein. Für mich aber ist das Schönste der Verbindungsbau zwischen den beiden Prokurazien — erst 1810 erbaut; darum wird er wohl in den Reiseführern achselzuckend abgetan, und doch sah ich bis jetzt nichts Schöneres, nichts Edleres in der Gruppierung. Immer strebt zwischen zwei Fenstern eine sich leicht verjüngende Säule mit stolzer, eleganter Sicherheit in die Höhe, liebend flankiert von zwei kürzeren Säulen, die, in wohltuendem Verhältnis zur größeren stehend, dem Ganzen ein ruhvollbewegtes Aussehen verleihen. Was sind dagegen die alten Prokurazien? Oede Markthallen, deren ganze Wirkung in der Gleichförmigkeit liegt. Die Akroterien sind geschmacklos. Und die neuen Prokurazien? Bei jedem Säulenbündel hat man das Empfinden, als seien da zwei zu viel. Und das beeinträchtigt den Genuß ebenso wie die vielen Falten bei Canova, wie das Zuckerwerk an Markuskirche und Dogenpalast. Woran liegt es? Ist es die Lebhaftigkeit des Italieners? Zersplittert sich der große Zug in hundert kleine durch das schnell pulsierende Blut? Streckt der Italiener die Hand aus, so spricht jeder Finger eine andere Sprache, sein Augenlid sagt bei jeder Vergrößerung der Lidspalte ein anderes Kompliment. Der Germane ist vielleicht langsamer, wuchtiger?

Aber Michelangelo? — Ich denke so: Wenn ein Italiener großzügig ist, dann ist er eben schon dadurch ein Großer unter den Künstlern, denn er meistert sein Blut und verbindet also die Vorzüge des italienischen Mosaik- und Glasschillertyps mit den Vorzügen des schwerblütigen deutschen Bären. So wird bei Michelangelo der große Wurf kraft seiner italienischen Natur nicht zur hohlen Nuß und saftlosen Pose. Das ist, was ihn größer macht als unsere Nazarener — wir Deutsche können nicht monumental sein, denn wir haben wohl oft den großen Blick und Wurf, aber nicht genug wildes Blut, damit der große Blick Feuer sprühe und der große Wurf Löcher schlage. Darum kranken die kleineren Künstler bei uns an einem Zuwenig an Detail und die kleineren Künstler in Italien an einem Zuviel an Detail; bei uns gähnen manche Kirchen — in Italien grinsen sie

Zwischen Triest und Zara.

Das Meer! — Stahl und Marmor in seltsamer Weiche und unbeschreiblich wechselvoller Beweglichkeit. Und zwischen Stahl und Marmor vermittelnd der weiße, leckende, sprühende, zischende Gischt — holderdipolder, übereinander, untereinander, hin, zurück, und dann ein lachender silberner Fleck mit blau-schwarzen Rändern und dann langsam, langsam wieder Ruhe — nun, da das stoßende, hämmernde Ungetüm die See aufgewühlt hat und am weiten Horizont verschwunden ist, nun bettet sich und glättet sich die See und schlummert ein.

Venedig, erst gestern verlassen, liegt wie ein ferner Traum hinter uns. Ein eigentümliches Gefühl von Kälte bleibt zurück, wenn man an die Bilder des Dogenpalastes und der Akademie zurückdenkt: es ist alles eine Kunst im Dienste des Reichtums. Vor allem Veronese ist so, aber auch Tizian ist nicht frei davon. Er ist vielleicht nicht gerade Diener, aber sicher Bewunderer des Reichtums. Auch seine Kunst ist nicht Anbetung, nicht In-sich-selbst-Versunkenheit. Haben seine Kompositionen auch mehr Wärme als die Veroneses — es bleiben doch Kompositionen. Giovanni Bellini mutet an wie ein auf Erden verirrter Engel; ein Stück Klostergarten und Einsiedlerzelle mitten im Großstadtgetriebe. Seine Madonnen sind keine sieghaft-selbstbewußten Schönheiten, sondern träumerisch-verschämt und unsagbar treu- und tiefblickende, gütige, reine Frauen. Der Kopf der einen jungen Heiligen, ganz in braunen Tönen gemalt, ist von einer rührenden Reinheit und Süße. Eine unglaubliche Leuchtkraft besitzt er, und der Ausdruck des Auges bleibt unvergeßlich. Die Farben erinnern an Dürer, besonders an das Selbstbildnis von 1500; auch die ganze, mit Liebe gemalte Feinheit des Details.

Ueber Canova bin ich mir nun nicht mehr recht klar. Sein Herkules ist doch sehr gut; da ist nichts Ueberflüssiges, und man fühlt wirklich, wie er sich stemmt, wie er im nächsten Augenblick den Knaben ins Meer schleudern wird — und doch, er ließ mich kalt, und ich weiß nicht, warum; indes das Fragment eines Gewandes, zwei weibliche Unterschenkel, mit dem griechischen Gewand bekleidet, — ein antikes Stück — in mir jenes unbeschreibliche, prickelnde Gefühl wachrief, das ich nur bei den besten der alten Sachen empfinde: das Gefühl: hier ist echte Schönheit, hier ist unumstößliche Gesetzlichkeit, hier ist völlige Harmonie, hier ist überzeugende Echtheit, mit den denkbar geringsten Hilfsmitteln erreicht.

Die Kirchen? Ich sah noch viele — sie ließen mich alle kalt — nur San Marco hat mich langsam ein wenig angezogen, nicht außen, aber innen; wenn man sich vorn am Altar in eine Nische setzt und dann Bogen über Bogen auf

Portugal zieht in den Krieg.

Originalzeichnung von Theo Zasche.

O Portugal, Land der sittlichen Reife,
Der Bomben und Strolche und nur nicht der Seife,
Sie tanzen, es ist vielmehr ein Geschleife
Nach Edward Greyschem holdem Gepfeife

Die Mörder, die Räuber, die edlen Piraten
Und nicht zu vergessen der Potentaten.
Da muß dem Lande der Sieg ersprießen
Mit Manuelen und Gaby Deslysen
Den Portugiesen!

Österr. Volkszeitung 19. III. 1916 96

Neue Freie Presse
19./III. 1916

37

Das Ausgabenbuch.

Soll und Haben eines Junggesellen.

Von **Ludwig Hirschfeld.**

Eigentlich hat dieses Buch eine ganz andere, höhere Bestimmung gehabt. Ein sehr schönes, großes Notizbuch, in schwarze Leinwand gebunden und mit Lederecken, und der Papierhändler garantierte mir ewige Haltbarkeit, mindestens dreißig Jahre, was ja für einen bescheidenen, durchschnittlichen Menschen eine genügende Ewigkeit ist. Ich hatte nämlich die Absicht, in dem Buch meine Memoiren und Denkwürdigkeiten aufzuzeichnen und wollte so recht abgeklärt und leidenschaftslos beginnen: Wer in einem gewissen Alter auf sein Leben zurückblickt der erkennt staunend . . . und so weiter. Aber es ist dann doch nichts daraus geworden, denn so oft ich etwas Großes für die Ewigkeit leisten will, kommt mir etwas anderes dazwischen: ein telephonischer Anruf, ein Besuch, ein Rendezvous, eine unbezahlte Rechnung, irgendeine Kleinigkeit des täglichen Lebens. Auch der Frühling meldet sich jetzt wieder störend und in den verschiedensten Formen an. Wenn ich an solchen übertriebenen Märztagen durch den Stadtpark gehe und das erste zarte Grün, das schüchterne Knospen der Sträucher sehe, so wirkt das auf mich jedes Jahr sehr ergreifend, weil ich da merke, daß es jetzt auch für unsereinen Zeit ist, zu knospen, nämlich Krawatten und Hemden zu kaufen und zu einigen Anzügen Maß nehmen zu lassen.

Das ist der geeignete Augenblick, um das so und so vielte neue Leben zu beginnen. Jetzt, wo alles umlernt, sich läutert, einschränkt und nach der Decke streckt, könnte ich es wirklich auch wieder einmal versuchen, in den jahrelangen sorglosen Schlendrian meines Privatlebens ein bißchen Ordnung zu bringen. Denn das bloße Aergern und Schimpfen über die hohen Preise und die teuern, schlechten Zeiten scheint doch nicht zu helfen, und es könnte gar nichts schaden, einmal genau festzustellen, was notwendig und was überflüssig ist, was man täglich und monatlich ausgibt, wieviel man braucht und wieviel man brauchen sollte. Jetzt weiß ich, wozu ich das schwarze Buch mit den Lederecken verwenden kann. Ich werde darin nach simpler Hausfrauen- und Köchinnenweise meine Einnahmen und Ausgaben aufschreiben und, wenn ich das einige Monate lang fortführe, zu einem klaren Ueberblick kommen: das Soll und Haben eines Junggesellen im Jahre 1916 — was schließlich auch ganz interessante Denkwürdigkeiten ergibt. Meine wirklichen Memoiren kann ich immer noch später aufzeichnen, wenn ich meinen fünfzigsten Geburtstag inszeniere oder vielleicht sogar früher, denn bei diesem

Mit täglicher Postzusendung
Für das Inland:
monatlich . . . . K. 2.60
vierteljährig . . . K. 7.80
halbjährig . . . . K. 15.60
ganzjährig . . . . K. 31.20
Für das Ausland:
vierteljährig . . . K. 12.—

Mit der dazugehörigen „Illustrierten Sonntags-Beilage"
monatlich . . 20 Heller mehr
vierteljährig . 40 Heller mehr

45. Jahrgang.

ialen hinein, denn er fragte: Warum gerade Bierth? Warum nicht Graf Kielmannsegg, der fast reißig Jahre Statthalter von Niederösterreich war, der Groß-Wien geschaffen nd manches dauernde Werk?

der Tat, es ist beinahe unfaßbar, daß ung- und klanglos in den Ruhestand mit Bienerth jetzt ein solcher Sums wurde, der kaum drei Jahre Statthalter war und ebenso viele Verordnungen zurücknahm während des Krieges als er hinausgab. Die Christlichsozialen waren freilich nicht verlegen um eine Antwort. „Kielmannsegg war ja Euer Statthalter!" sagten sie. Euer? Nun ja, der Höhepunkt seiner Wirksamkeit fiel noch in die liberale Epoche. Aber was tut das? Ist Kielmannsegg deshalb weniger der Schöpfer von Groß-Wien? Blitzartig erfuhr man da wieder, daß das Ehrenbürgerrecht von Wien immer und immer wieder nur von politischen Cliquen vergeben wird. Es hat also wahrlich wenig Wert, in dem goldenen Ehrenbuch zu stehen! Nicht ohne Grund wurde oft darauf hingewiesen, daß auch der Name jenes Fürsten Windischgrätz in diesem Ehrenbuche steht, der 1849 die Wiener Erhebung blutig niederwarf und die Reaktion mit Justifizierungen einleitete. Die politische Partei, die jeweilig am Ruder ist, macht sich eben ihre Ehrenbürger. Das Verdienst um die Stadt selbst steht immer in dritter Linie — man hat es auch diesmal bekundet.

Eine große Verlegenheit für den Wiener Magistrat ist der geschwätzige, aufdringliche Bezirksvorsteher Blasel von der Leopoldstadt. Er ist ein Sohn des greisen Komikers Blasel, aber er fündigt ein bißchen stark auf die Beliebtheit seines Vaters und spielt den G'schaftelhuber etwas vorlaut. Hans Dampf in allen Gassen war ein Waisenknabe gegen diesen Herrn. Immer ist er hinter einer Sache her. Schreibt er nicht (fragt mich nur nicht wie!) in einer Zeitung, so redet, fordert, beantragt er. Er steht jeden Morgen offenbar mit der Frage auf: „Wie mache ich heute von mir reden?" Er würde an Gallensteinen erkranken, wenn er einmal drei Tage nicht in der Zeitung stünde. Kein Wiener Komödiant wird öfter als er genannt. Und jetzt hat er der Stadt Wien wieder einmal eine seiner Ueberraschungen bereitet. Ohne sich mit dem Rathaus ins Einvernehmen zu setzen, stellte er im Bezirksrat der Leopoldstadt den Antrag, die Praterstraße künftig Hötzendorf-Straße zu benennen. Und mit Tam-Tam und Geschrei setzte er sich selber dabei als großer Patriot in Szene. Man war im Rathaus ziemlich sprachlos über diesen Streich. Wer weiß nicht, daß dem Baron Hötzendorf höchste Ehre gebührt und daß sie ihm werden muß. Bedurfte es dazu des Bezirksschwätzers von der Leopoldstadt? Der setzte ihn doch nur der Gefahr aus, daß der Antrag für diese Ehrung abgelehnt werden mußte. Denn warum sollte man gerade die historische Praterstraße, deren Name im Schema von Wien geradezu unentbehrlich ist, umändern? Es gibt doch wahrhaftig hundert andere Straßen und Gassen in Wien, die solch eine Umbenennung besser ertragen. Es verbreitete sich ein tötliches Schweigen der Verlegenheit über diesen Streich des Herrn Blasel. Jetzt aber hat Baron Conrad von Hötzendorf selber sich gemeldet und dringend gebeten, diese ihm zugedachte Ehre bis nach dem Kriege zu vertagen. Seine Bescheidenheit lehnt sich auf dagegen, daß er der erste und einzige sein soll, der da von Wien geehrt wird. Damit ist die Sache abgetan, aber der Herr Blasel hat einen interessanten Brief vom geistigen Führer unserer Heere in der Tasche und in den

Wiener Brief.

—, 30. März 1916.

Da unser Gemeinderat jetzt wieder ab und zu tagt, gibt es allerlei öffentlichen Stoff und die öde Zeit, in der „gar nichts vorging", scheint vorbei zu sein. Es geht für gewisse Leute nämlich gar nichts vor, wenn sie nicht auf irgend eine Weise Politik treiben können. Daß aus den jetzigen Tagungen des Gemeinderates jedwede Politik strenge ausgeschaltet werden mußte, trifft sie schwer, aber sie verstehen es, diese durch Hintertüren einzuschmuggeln und nebenher zu betreiben, was der sogenannte Burgfriede öffentlich verpönt. So hat man wenigstens die Kulturpolitik auf den Kongreß für Volkswirtschaft eingeschmuggelt, der hier tagte, so hat man sie im Gemeinderat während einer Debatte über die Ernennung eines Ehrenbürgers ganz offen betrieben. Sozialdemokraten und Freisinnige ließen sich den Mund nicht verbinden, als die christlichsoziale Mehrheit dem früheren Ministerpräsidenten Bienerth, der kürzlich als Statthalter von Niederösterreich in den zeitweiligen Ruhestand trat, das Ehrenbürgerrecht der Reichshauptstadt ohne ersichtlichen Grund verlieh. Freilich gab es hundert Gründe, aber der eine, vollgültige, der eine derartige Auszeichnung zu rechtfertigen vermöchte, der fehlte. Freiherr von Bienerth war als Ministerpräsident einer von den Hundert, die seit 1848 verbraucht wurden und er hatte auch in der kurzen Zeit, in der er Statthalter von Niederösterreich gewesen ist, keine Gelegenheit, irgend etwas Markantes für Wien zu leisten. Er wurde aber in den Grafenstand erhoben, als er zurücktrat, er führt jetzt den Namen Bienerth-Schmerling, weil der berühmte Staatsmann Schmerling sein Oheim war, und da wollte auch die Gemeinde Wien nicht zurückbleiben mit einer Ehrung. Waren doch Bienerth und Weiskirchner einst Ministerkollegen und verbindet sie doch auch manch anderes Band. Die Gemahlinnen beider Herren sind befreundet, sie wirken da und dort gemeinsam in der Kriegsfürsorge und haben sich beide unzweifelhafte Verdienste erworben. Zudem ist eine künftige Wiederverwendung Bienerths nicht ausgeschlossen und die Christlichsozialen haben ihre Ministerträume auch noch nicht aufgegeben. Hundert Gründe wurden für die besondere Ehrung ins Treffen geführt, aber, wie gesagt, der eine, entscheidende fehlte. Und so konstruiert sich eben jeder selber eine Begründung für das an sich nicht erklärliche Ereignis. Der Sprecher der Freisinnigen rumpelte dann auch mit einem festen Trumpf in die Festfreude der Christlichso-

Neue Freie Presse 9./IV. 1916

Prater und Praterstraße.

Nachklänge zum Praterjubiläum.

Von Memor.

Der Prater ist eigentlich durch die finstere Kriegszeit um sein lichtes, blättergrünes Jubiläum gekommen und mußte mit dem papierenen, zeitungsblätterigen vorlieb nehmen, das doch über die chronikale Vorrechnung der seit seiner Freigebung verlaufenen 150 Jahre und der mancherlei geschichtlichen Daten nicht recht hinausgehen konnte. Der Duft des lebendigen Praterlebens mußte fehlen. Das hätte sonst ein Fest der Wiener Lustigkeit werden können, wie zur Zeit Otto des Fröhlichen, des sonnigen Babenbergers, des auf dem Herzogsthron verkörperten Wiener Frohsinns, wenn er bei den Aufbruchsstrahlen der Wiener Frühjahrssonne hinauszog, das erste Veilchen zu suchen. So aber mußten sich die Praterbäume mit dem geräuschlosen Jubiläumsbewußtsein ihres Verkehres mit dem Wiener Volke bescheiden, und jeder einzelne Wiener mußte für sich allein und persönlich seinen Jubiläumsanteil mit den Prateralleen und Praterwiesen abmachen.

Das ist übrigens ja auch das Charakteristische in den Beziehungen des Praters zu den Wienern überhaupt, daß jeder Wiener gewissermaßen in einem persönlichen Einzelverhältnisse zu ihm steht, daß er mehr noch als den Wienern dem Wiener angehört. Und das war von jeher so, in früheren, den „Alt-Wiener Zeiten" sogar in noch intimerem und individuellerem Sinne als jetzt, wo durch das immer eindringlichere Heranrücken der Häuserzeilen an das fortwährend mehr eingeengte grüne Revier und durch den Massenzutrieb der Elektrischen zu den Renn- und Sportplätzen die Verkehrsschablone der Großstadt alle Einzelintimität zwischen Baum und Wiese und Menschen verdrängt hat. Das datiert vom Weltausstellungsjahr 1873 und der ihr vorangegangenen „Praterverschönerung" her — damit endete, genau genommen, die Periode des „alten Praters", so daß das 150jährige Jubiläum im Grunde nur die Aneinanderknüpfung zweier stark verschiedener Zeitabschnitte, also eine Art Stückelwerk, repräsentiert. Man kann sich noch recht gut der Aufregung erinnern, die sich damals der Wiener bemächtigte, als die ersten Nachrichten von der im Obersthofmeisteramte, der höchsten Praterverwaltungsstelle, vorbereiteten „Praterverschönerung" laut wurden, allerdings in übertreibender Weise, als ginge es dem Wiener Volksparadies, ganz speziell dem eigentlichsten, dem „Wurstelprater", direkt an die ganze Existenz. Von Protesten und Widerstandsabsichten rumorte es herum, und es wurde nicht übel Lust verspürt, der Hofbehörde irgendwelchen Prozeß anzuhängen, weil sie gar nicht das Recht habe, an ein der Wiener Bevölkerung feierlich gewährtes Rechtsgeschenk, an den unverkümmerten Genuß des Praters in seinem damaligen Bestande mit schmälernden Eingriffen zu tasten. Für mich selbst ergab sich ein persönliches Moment in dieser Wiener Bewegung. Ich hatte einen der Tagesströmung, die auch mich selbst und meine traulichsten Kindheitserinnerungen ergriffen hatte, entsprechenden Artikel geschrieben mit dem scharfbezeichnenden Titel: „Die Zerschönerung des Praters." Derselbe hatte sich viel bemerkbar gemacht, auch im Obersthofmeisteramte, wo man sich von der die Stadt durchflutenden Stimmung beunruhigt fühlte, denn dem Wiener Empfinden wehe zu tun, daran hatte man wahrhaftig nicht gedacht. An demselben Tage noch, an dem der Artikel erschienen war, wurde ich in der Redaktion durch den Besuch des in der Stadt wohlbekannten Obersten Friedl, Adjutanten und Arbeitsgehilfen des Obersthofmeisters Fürsten Hohenlohe, überrascht, der gekommen war, uns in dessen Namen die Versicherung zu geben, daß nichts geplant sei, was an den für die Wiener als unantastbar geltenden Bestand des Praters rühre und etwa gar als „Zerstörungswerk" aufgefaßt werden und als solches sich darstellen könnte. Ich wurde also ersucht, mich selbst in passender Weise zu berichtigen und zur Beruhigung der Oeffentlichkeit beizutragen. Wozu ich mich auch nach den mir gegebenen Aufklärungen und Versicherungen verpflichtet fühlte. Nur hatte ich mit der „Abwiegelung" weniger Erfolg beim Publikum, die Erregtheit blieb. Und so sehr auch die Veränderungen, die dann tatsächlich, zumeist mit dem „Wurstelprater", vorgenommen wurden, um ihn sozusagen mehr „salonfähig" zu machen, die Abzirkelungen und Säuberungen sicherlich keine „Zerstörungsarbeiten" waren, hie und da sogar manche neue Schönheit schufen: unleugbar blieb es doch und hat sich nachträglich immer mehr herausgestellt, daß die Praterphysiognomie damit eine sowohl sichtbare als noch mehr fühlbare Aenderung erfuhr und mit dem Jahre 1873 eine neue Praterperiode anhub.

Der Märchenzauber war abgestreift, den der Prater für die großen und kleinen Kinder gehabt, das so sagenhaft Geheimnisvolle und doch alltäglich Liebvertraute, das dem Märchen eben eigen, wie das Kind zum Beispiel Rotkäppchens Wolf förmlich als gewohntes Haustier betrachtet, mit dem man sich gemütlich umtut und doch einen unbändigen schauerlichen Respekt vor ihm hat und jedesmal in ein Erstaunen gerät, wie bei einer ganz neuen Erscheinung. Wie ich mit solch staunender Spannung, als wär's zum erstenmal, beim „ersten Wurschtel" saß, gleich beim Eingang des „Wurstelpraters", dort, wo sich jetzt die Front „Venedigs in Wien" hinstreckt, gleich als wäre der achtjährige Bub heute zum allererstenmal da, und doch wiederum mit dem bequemen Behagen und der Eitelkeit des Theaterhabitues, des Stammgastes, der recht gut weiß, was jetzt kommen wird. Und dann der Chinese beim Calafati und dann der „Hansel", der prächtig gehörnte Hirsch, der aus den rückwärtigen Praterauen vertrauensvoll zu den Menschen hervorkam und von Wirtshaustisch zu Wirtshaustisch ging, auch zu dem, wo ich mit meinen Eltern saß, die Lieblingsdelikatesse der Eltern und darum auch die meine vor uns, die vom Hause mitgebrachten gebackenen „Weißfische", bei denen mich nur die vielen Gräten genierten, und die man in einem oder höchstens zwei Krügeln Bier recht schwimmen ließ. Die Art Fische, die damals auf dem Fischmarkt am Schanzel viel konsumiert wurden, sind mir seit damals ganz verschwunden, als wären's antediluvianische Geschöpfe gewesen, die vor dem Gestaltungswechsel des Erdballs verschlungen worden sind. „Hansl" aber, der traute Praterhirsch, ist auch ein Vierteljahrhundert später noch an meinen Tisch gekommen, nur daß ich nicht mehr mit den Eltern dort saß, sondern mit meiner Frau und meinen Kindern — es war auch wohl ein anderer „Hansl" schon, aber er sah mich so treuherzig bekannt an, daß ich mir einbildete, es sei der alte, und er erkenne mich noch von damals her. Und wie einstens dem achtjährigen Buben war mir märchenzauberhaft, womöglich schauernd und womöglich gemütlich ums Herz, wenn ich mit meinen Kindern auf den primitiven „Parterresperrsitzen" des nämlichen Wurstltheaters saß. Und Calafatis Chinese grüßte mich immer wieder gleich dem langhörnigen „Hansl" als den guten Bekannten von der Kinderzeit her. Das war noch alles in der Pratermärchenzeit, wo die rückwärtigen Auen von den Geheimnissen des Urwaldes umschleiert erschienen, wo „bis zum Lusthaus" hin schon wie eine Landpartie, wie ein Sommerausflug war und ein Gang auf dem schmalen, zu den „Kaisermühlen" hinführenden Damm schon als starke „Fußpartie" galt, die „Kaisermühlen" selbst aber die Neugier wie zu einer Entdeckungsreise in fremde Zonen, zu fremden Völkern hin lockten. Alle diese Märchenschleier sind heute gefallen, der Prater bis in seine letzten Auszweigungen liegt unverhüllt da, er hat nichts mehr zu verbergen, er ist ein grünes Stück Großstadt geworden.

In den „Nobelprater" getraute ich mich als Bub beinahe vor lauter Respekt nicht hinein. Ich wollte mich auch gar nicht hineintrauen, weil er mir mit seiner Vornehmheit so langweilig vorkam. Mir schien's, als wenn die mächtigen, prächtigen Bäume selbst sich langweilten; in schläfrigen Reihen standen sie da, und ich fürchtete immer, einer könne in seiner Schlaftrunkenheit auf mich fallen. Das einzige, was mich allenfalls interessierte, die Spazierfahrt des Erzherzogs Franz Karl mit dem Sechsgespann — man weiß, daß das eine Lieblingspassion des alten Herrn war, der, sonst doch von einfachsten, schlichtesten Formen und Lebensgewohnheiten, auf diesen Punkt der Hofgala viel hielt — diese Herrlichkeit konnte ich vom Praterstern aus auch genießen, und am 1. Mai mit seiner „Praterfahrt", die mich allenfalls in den Nobelprater hätte hineinziehen können, war es mir das bedrohlichen Gedränges wegen von den vorsichtigen Eltern verboten. Diese, nicht Abneigung, sondern Fremdheit dem Nobelprater gegenüber, blieb mir auch lange über die Jugendzeit hinaus anhaften und wurde mir erst durch — Heinrich Laube abgetan. Der war bekanntlich einer der passioniertesten und konsequentesten Pratergänger, eine der markantesten Praterfiguren, wie er es als Stadtfigur überhaupt war, und ich war sein häufiger Begleiter geworden, gewöhnlich zwei oder drittehalb Stunden lang, wobei es gehörig ausschreiten hieß, um mit ihm Schritt zu halten. Aber es waren Stunden reichsten Genusses, denn es war fast die einzige Tageszeit, in der man ihn ganz für sich haben konnte und in der er sich ganz offen denen gab, die sein Vertrauen genossen. An den Tagen dieser gemeinsamen Spaziergänge holte ich ihn von der Direktionskanzlei des Burgtheaters ab, begleitete ihn zuerst nach seiner Wohnung in dem heute noch stehenden alten Eckhause im „Stoß-im-Himmel", dort läutete er seine beiden Hunde herab und nun wurde an die Donau hin und längs derselben zur Ferdinandsbrücke, über diese hin durch die „Jägerzeile", später dann die Praterstraße, in den Nobelprater hineinmarschiert, meist bis zum Lusthaus hin, und von da wieder zurück zum „Stoß-im-Himmel"; da erst schloß ich meine Bekanntschaft mit dem Nobelprater.

Auch die gewesene „Jägerzeile", die Praterstraße, hat ihren einstigen Zauber, der wohl kein Märchen-, sondern ein Gesellschaftszauber gewesen war, abgeben müssen, sie ist von der Ringstraße um ihr Primat gebracht worden. Aber sie hat sich nicht, wie es entthronte Fürsten im Exil zu halten pflegen, ins nichtstuerische Schmollen begeben, sie hat mit praktisch resolutem Lebenssinn den veränderten Zeitumständen Rechnung getragen und sich in eine Geschäftsstraße umgewandelt, in der auch das Vergnügen zum Geschäft wird. Cafés, in denen sich die Handelswelt versammelt, und Varieté- und Konzertcafés mischen sich untereinander. Das lärmende Gewühl des Alltags strömte und strömt an verträumt stehengebliebenen Häusern von ehedem herüber und hat die meisten derselben bereits mitgerissen. In manchen haben Menschen gewohnt, die nicht bloß ein Stück Lokalgeschichte repräsentieren, sondern auch in der großen Zeitgeschichte etwas zu tun und zu bedeuten hatten. So zur Rechten das zweistöckige, palaishafte Haus, in dem Baron Alexander Bach seine Ruhejahre verbrachte, die den Völkern Oesterreichs heilsamer waren, als die er verhängnisvoll aktiv im Ministerpalais am Judenplatz verbrachte. Quer gegenüber der gleichfalls zweistöckige Bau, der manch glänzendes Kapitel der österreichischen Kriegsgeschichte beherbergte. Denn der Hauseigentümer und alleinige Hausbewohner war Baron Edelsheim-Gyulai, der brillante Reitergeneral, zugleich einer der modernsten Menschen, der es verdient hätte, sich nach den Heerführern von heute anschließen zu können. In einem Hause daneben aber barg sich hinter violett glitzernden Fenstern eine Lokalpikanterie, die dem Lokalgerede viel Unterhaltung bot, eine Dame, die als „Selbstkutschierin" stadtbekannt war und der geheimnisvolle Beziehungen zu einer mächtigen Persönlichkeit nachgesagt wurden. Und wie viel Theatergeschichte hat in den Häusern herumgenistet!

„Natürlich," sagte Melanie, „einen Helden, der neunzehn Monate an der Front war, das Signum laudis und das Militärverdienstkreuz, das Eiserne Kreuz und was weiß ich noch alles bekommen hat, zu sehen und erzählen zu hören — da rennen sie alle."

Hauptmann Linhart fand es plötzlich nicht mehr schön hier. Ein kalter Schatten hatte sich herabgesenkt auf seine Seele, die so lichtüberflutet hinausgeeilt war... Er hörte fremde Namen, sah fremde Gesichter, wechselte höfliche Worte mit Menschen, die er zum erstenmal sah, und die alle mit einer gewissen mehr minder taktvoll verhüllten Neugierde ihn anstarrten. Die Tafel war reich besetzt. Auch für festlichen Schmuck war gesorgt. Bei jedem Gedeck prangten in eine Granate darstellenden Behältern Narzissen und Veilchen. „Italienische Blumen sind leider nicht zu haben!" entschuldigte Frau von Springwald den „schlichten" Schmuck. Melanie, die natürlich bei Tisch Linharts Nachbarin war, flüsterte ihm allerlei über die Gäste ins Ohr.

„Sehen Sie, die dicke Finanzrätin, sie hat vorige Woche das Ehrenzeichen vom „Roten Kreuz" bekommen und trägt es fleißig, auch auf der Straße am Mantel. Und in der Pflegerinnentracht ist sie natürlich photographiert, selbstverständlich im Schaufenster bei Pietzner zu bewundern. Es steht ihr gräßlich. Diese Häubchen stehen doch nur jungen Gesichtern."

„Ich denke, die Bedeutung dieser Tracht ist so ernst, daß jede, die sie trägt, sich doch bewußt sein sollte, daß die Gefallsucht zu schweigen hat," sagte Linhart und richtete seine Augen fest auf das errötende schöne Mädchengesicht.

„Ja sollte!" bemühte sich Melanie zu scherzen. „Was sollte nicht alles sein. Vor allem sollten nicht alle liebenswürdigen Männer jahrelang fort sein, daß wir Aermsten hier umkommen vor Langeweile!"

Wieder streifte ein leuchtender Blick das ernste Gesicht des Offiziers.

„Ich glaube, gerade damit die Frauen und Kinder nicht umkommen, sind wir wehrfähigen Männer so lange fern," sagte er.

„Aber Meli," tönte jetzt die Stimme der Hausfrau über die Tafel, „du scheinst zu glauben, daß der Herr Hauptmann nur deinetwegen da sei" — triumphierend ruhten ihre kalten lichtblauen Augen auf der mit drei unendlich mageren Töchtern anwesenden Frau Fabrikantin Himmelmann — „halte doch den Herrn Hauptmann nicht ab, uns von seinen hochinteressanten Erlebnissen zu erzählen!"

„Ach ja, bitte, fangen Sie an!"

„Haben Sie vielleicht einen Granatsplitter mit?"

„Oder englische Patronen?"

„Aber Kinder," tadelte Frau Himmelmann ihre drei Töchter. „Ihr seid unbescheiden! Sie müssen wissen, Herr Hauptmann, Elvira sammelt Patronen, russische, französische, italienische und serbische hat sie schon, nur englische noch nicht. Deshalb fragt sie danach. Paula wieder hat eine Mahagonikassette mit Granaten und Schrapnellstücken —"

„Ja, nur ich bin bescheidener," rief die rothaarige, sommersprossige Natalie Himmelmann, „ich sammle nur Kriegsabzeichen!"

„Na ja — aber das ist am kostspieligsten. Ihr ganzes Taschengeld trägt sie zum ‚Defregger' in der Kärntnerstraße. Bei der Tafel ‚Neuheiten für Sammler' steht sie stundenlang und forscht gewissenhaft nach, ob nicht ein eisernes Kreuz oder eine Kaiserbrosche dabei ist, die sie etwa noch nicht hat!" erklärte Paula.

„Und wir," lachte Elvira, „geben es billiger. Wir bekommen die Patronen und Granaten gratis von unsern Bekannten!"

„Allerdings ein sehr billiger Sammelsport," meinte der Hauptmann mit eigentümlichem Lächeln. „Ich möchte den Damen aber eine gute Methode empfehlen, die eine große Ausbeute an den gesuchten Kostbarkeiten ergeben würde. Gehen Sie doch als ‚Rote-Kreuz'-Schwestern, — nämlich als solche, die nicht nur die Tracht anhaben, weil sie sie gut kleidet" — ein Seitenblick traf Melanie — „an die Front. Suchen Sie dann nach den Schlachten das Feld ab. Zwischen Toten und Verwundeten, zwischen einzelnen abgerissenen Körperteilen und blutigen Monturfetzen werden Sie unzählige der gesuchten Schätze finden!"

Paula und ihre Schwestern schauten den Hauptmann voll aufrichtigen Entsetzens an. Die älteren Damen wechselten Blicke, die peinliches Erstaunen ausdrückten. Herr von Springwald versuchte zu lächeln, aber das Ergebnis war kläglich. Sein großer bartloser Mund verzog sich zu einer abstoßenden Grimasse.

Melanie erholte sich zuerst.

„Sie sind gräßlich, lieber Hauptmann!" rief sie und warf ihm ein Brotkügelchen ins Gesicht. „Da — ich erschieße Sie zur Strafe für Ihre Zumutung!"

„Ach ja," bedauerte Frau Himmelmann, „meine Töchter sind so nervös. Die können von Blut und Wunden nicht hören!"

„Wenn aber an einem solchen gesammelten Granatsplitter noch Blut klebt?" fragte der Hauptmann unerbittlich. „Fürchten dann gnädige Frau nicht, daß eines der Fräulein einen Ohnmachtsanfall oder Nervenschock erleiden könnte?"

„Ja, ja! Sie haben recht. Ich bin ohnedies gegen diesen Sammelsport. Aber was wollen Sie? Die Jugend lebt nun einmal in dieser großen Zeit und meine Töchter haben ein so tiefes Verständnis dafür..."

Das leichtgeschminkte breite Gesicht der Fabrikantin wurde noch etwas breiter durch den Ausdruck der Bewunderung, die Frau Himmelmann für ihre Töchter empfand.

Die aber flüsterten einander zu:

„Ein roher, unausstehlicher Mensch!" „Die Mini ist zu bedauern, wenn sie ihn heiratet!" „Ich beneide sie nicht!"

Melanie fuhr ungeduldig dazwischen:

„Aber wir halten den Herrn Hauptmann vom Erzählen ab! Bitte, legen Sie endlich 'mal los!"

Linharts feste Züge wurden hart. Seine Stimme klang kalt und abweisend, als er sagte:

„Ich bedaure, daß ich Ihrem Wunsche, gnädiges Fräulein, nicht willfahren kann. Ich kam, um selbst wieder zu sehen und zu hören, nicht nur gesehen und gehört und wie ein Wundertier angestaunt zu werden. Ich kam, um nur eine kurze Spanne Zeit wenigstens — das Entsetzliche zu vergessen. Also bitte, mich gnädigst zu dispensieren!"

Ein allgemeines Schweigen folgte diesen Worten.

Die Mädchen machten enttäuschte Gesichter.

Die Unterhaltung schleppte sich matt dahin. Melanie schmollte. Sie zog auffallend oft den jungen Lederfabrikanten Moritz Stein, der ihr gegenüber saß, ins Gespräch.

Hauptmann Linhart empfahl sich zuerst. Seine Hand bebte, als die Melaniens in der seinen lag. Eine Sekunde länger, als die Form es erlaubte, hielt er sie fest. Mit geheimer Angst forschten seine Augen in den seinen Zügen. Aber sie fanden nicht, was sie suchten: Tiefe...

Mit einem reizenden Schmollmund sagte Melanie: „Ich hoffe, daß Sie sich bessern, Herr Hauptmann. Daß Sie wenigstens mir Ihre Heldentaten beichten! Auf Wiedersehen!"

Ihre dunklen Augen blitzten auf, daß Linhart das Herz unter dem Eisernen Kreuz höher schlug. Aber auch die aus Straßsteinen gebildeten „Eisernen Kreuze" auf Melaniens ausgeschnittenen Schuhen blitzten auf.

Da schlug Hauptmann Linharts Herz mit einemmal wieder in seinem gewohnten gleichmäßigen Takt. —

•

Langsam schlenderte er durch die Kärntnerstraße. Der Abendkorso gab fast dasselbe Bild wie vor Kriegsausbruch. Nur daß die Uniformen überwogen. Aber im übrigen das nämliche lächelnde, tändelnde, sorglose Großstadttreiben. Bei der Kasse eines Kinos gab's ein schier lebensgefährliches Gedränge. Was gab man? Schreiende, scheußliche Plakate besagten es: „Der schwarze Schatten", ein „sensationelles" Detektivdrama. Andere „Neuschöpfungen" waren angekündigt: „Ein Schrei in der Nacht", „Der Fund am Neubau". Und darunter: „Ein Gefechtstag unserer Armee". Was wohl die schlaffen Nerven der Zuseher mehr kitzeln mochte: die „spannenden" „sensationellen" Kinodramen, in denen ein Verbrechen begangen und einem Mörder nachgespürt oder die Darstellung eines Kampfes, der für die höchsten Güter mit Einsetzung der größten Opfer gekämpft wird?

Hauptmann Linhart fand die Antwort nicht. Aber am liebsten hätte er einen Schrei getan, einen „Schrei in der Nacht"....

Aus einer „Bar" drang klingende Musik. Plakate neben dem Eingang kündigten den „sensationellen Erfolg" eines „Schlagers"

Reichspost 16. IV. 1916

Die Zeit 23./IV. 1916

78

Wienerwald.

Von **F. St. Gunther.**

Die Wege zwischen den Befestigungen im Wiener Ausflugsgebiete sind dem Verkehr wieder freigegeben...

So lasen wir's, just acht Tage vor Ostern, in der Zeitung. Und wenn auch, während wir's lasen, ein rauher Nordwest an den Fenstern rüttelte, wenn auch den unbegreiflichen Märzensommer ein nicht minder schwer begreiflicher Aprilwinter abgelöst hat, so war uns jene Botschaft doch eine frohe Lenz- und Auferstehungsbotschaft. Der Krieg, der uns so vieles nahm, hatte uns auch der liebgewohnten, hundertmal gegangenen Feiertagsspaziergänge durch Wald und Wiesen, über Hügel und Hänge beraubt, auf denen wir uns hundertmal neue Lust und neue Kraft zum Alltagswerke von draußen hereinholen. Und wie wir im Kriege so manches unentbehrlich Scheinende stumm entbehren lernten, wir bang Daheimgebliebenen, so haben wir auch auf jene Erholungswege still verzichtet. Aber jetzt, da sie uns wiedergeschenkt sind, früher, als die Hoffnungsvollsten zu hoffen wagten, jetzt spüren wir es, wie schmerzlich sie uns fehlten.

Freilich, wer das Geld nicht „anzuschau'n" braucht, wem der Krieg neben dreifachen Auslagen zehnfache Einkünfte brachte, und wem darum der Eisenbahnfahrpreis das geringste Hindernis eines Ausfluges auf den Semmering ist, der wird den Schmerz nimmer verstehen können, mit der Zehntausende von Wienern allsonntäglich an den Warnungstafeln und Drahtgittern vorübergingen, die ihnen den und den und noch einen Zugang zum Herzen ihres Wienerwaldes verwehrten, und ebensowenig die Freude, mit der sie jetzt Verbot und Zäune fallen sehen.

Ja, eine wie große Rolle das „Wiener Ausflugsgebiet" oder, wie wir kürzer sagen, der Wienerwald, in unserem Gemütsleben spielt, das wurden wir erst so recht inne, als ein eiserner Zwang dessen größten Teil als verbotenes Gebiet zeichnete. Und wie jedes Ding auf Erden bekanntlich mindestens zwei Seiten hat, so haben wir eben dadurch den Wienerwald neu gewonnen, das heißt, von neuem würdigen und schätzen gelernt, was uns im Laufe der Zeit bereits als etwas Altes, Selbstverständliches und darum Minderwertiges erschienen war.

Am Maßstab der Geschichte der eilends dahinrollenden Jahrzehnte und Jahrhunderte gemessen, ist sie freilich noch nicht gar alt, diese wienerische Bedeutung des Wienerwaldes, dieses Verwachsen der grünen, freien Natur mit den Steinen und Sorgen der Stadt. Als das wienerische Aufgebot von 1797 auf seinem Marsche gegen den korsischen Welteroberer in Klosterneuburg Rast, und zwar dauernde Rast machte, da hielt es schon dieses Stück der beabsichtigten Expedition für eine ganz achtens- und beschreibenswerte Reise in wenig erforschte Gegenden. Wenn der Eipeldauer seinem Herrn Vetter in Kagran von Ausflügen berichtet, so war deren Ziel neunundneunzigmal der Prater und nur ein einziges Mal etwa Rodaun oder Perchtoldsdorf. Ferdinand Raimund fand hinter der Brühl schon die echtesten Modelle für seine Gebirgsbauern. In Nestroys Possen, die nicht bloß einen unerschöpflichen Schatz an Witz und Verstand, sondern überdies einen zweiten an lokal- und kulturgeschichtlichen Einzelheiten bergen, ist der am weitesten vom Stephansturm entfernte, mit Namen genannte, ländlich-wienerische Schauplatz — der Hauptplatz von Hietzing. Und der Zug der Wiener Burschenschaft nach Hainbach im Frühsommer 1848, dieses echt pyäakische Gegenstück zum schwarz-rot-goldenen Eisenacher Wartburgfeste, erregte zwar Aufsehen wegen des demokratischen Radikalismus der Teilnehmer, aber ebenso großes bei Gut- und Uebelgesinnten — er ging, man denke, über Dornbach und den Exelberg hinaus, über Mariabrunn und Penzing zurück — als „touristische Leistung" an sich.

Ein wichtiger und untrennbarer Bestandteil des Wiener Lebens, und einer der schönsten dazu, ist der Wald von Wien erst weit später geworden. Selbstverständlich, sagt hier ein kluger Mann: Selbstverständlich — erst seit der Vervollkommnung und Verbilligung der Beförderungsmittel.

Aber auch das stimmt nicht so ganz. Die Vermehrung der Lokalzüge und dann gar die unerhörte Wohlfeilheit des so bald wieder selig entschlafenen „Zonentarifs" — brachten sie der Wiener Bevölkerung die Fülle der Reize des Wienerwaldes? Nein, sie brachten bloß das Volk in die Wirtshäuser am Rande des Waldes. Und jene zahllosen Volkssänger-Schmachtfetzen vom Ausgang des vorigen Jahrhunderts, meinten sie, wenn sie von der „Wienarr—Wäudes—luft" schluchzten und jauchzten, wirklich Blütenhauch und Waldesluft? Nein, sondern meistenteils die Luft der Heurigen- und Bockbierschenken, den Duft von Milchrahmstrudel und Backhühnern oder von Salami und heißen Frankfurtern.

Erst in allerjüngster Zeit ist der Wald die Hauptsache, die Schenke Nebensache, ist das prachtvolle Stück Natur, das wir vor den Toren der Großstadt haben, Gemeingut der Wiener geworden. Wer dem Wiener Bürger (nicht dem bedauernswerten Proletarier) vor zwanzig, ja vor zehn Jahren noch zugemutet hätte, daß er für einen Tagesausflug in den Wienerwald den ganzen Proviant im Rucksack mit sich führe und unter blauem Himmel auf grünem Rasen aus der Faust verzehre, von dem hätte er sich gefrozzelt gefühlt. Heute tun dies Hofräte und Hausherren ohne „Genierer" und befinden sich höchst wohl dabei.

Und der Weltkrieg mit der harten Macht seiner Tatsachen hat uns solchen ungeheuchelten und unvermischten Naturgenuß noch eindringlicher gelehrt.

Ein jeder von uns erinnert sich jederzeit lebhaft jenes wohlgenährten Wiener Spießers, der bei der Einkehr in einen abgelegenen ländlichen Gasthof oder in ein nur an schönen Sonntagen stärker besuchtes Schutzhaus Ansprüche an Küche und Keller stellte, die selbst in der Rotenturmstraße schwer zu befriedigen waren; der mit seiner Ungeduld, Gefräßigkeit, Genäschigkeit und Grobheit den Zahlkellner nervös, den Speisenträger verrückt und den Pikkolo lebensüberdrüssig machte.

Nun, an einem der letztvergangenen herrlichen Sonntagsnachmittage war ich auf einer unserer freigebliebenen Wienerwaldhöhen, und da saß im Schutzhausgarten neben mir ein Herr, der, eine merkliche Einschrumpfung seines Bäuchleins abgerechnet, jenem angenehmen Mitbürger so täuschend ähnlich sah, daß er, wenn nicht ebenderselbe, mindestens dessen Zwillingsbruder war. Wie es jedoch nunmehr in seinem Inneren aussah, das offenbarte er mir, teils selbst-, teils zwiegesprächig, in folgender Weise:

„Jessas, an' Durscht hab' i... Wann i nur a Bier kriaget... A Bier... Hör'n S', a Bier... Gengan S', a Krügel Bier... A Bier, san S' so guat... Bitt' schön, mir a Bier... Aber ja, wann ka Lager mehr da is, halt an Abzug... Ja, ja, i wart' schon... Was, 's Abzug is jetzt a scho' ausgangen? Uje, uje ... Ka G'spritzter a nimmer? Alsdann so bringen S' mir an' Kaffee! Ja, richti', Kaffee gibt's ja na'mittag net... Alsdann was denn? Nur an Wassertschokladd' oder an Tee mit Rum? Guat is 's, ans von dö zwa... Geh, Klaner, a Zigaretten! Zigaretten hast ka mehr, nur Ansichtskarten? Gib her ane, vergeht a die Zeit das vüle Rauken is eh' net g'sund... Das dauert aber lang ... No natürli, sö hab'n halt jetzten ah weni' Personal da herob'nat... Aha, jetzten kummt er! Ja, warum bringen S' mir denn nix? So schön, Tee und Tschokladd is a scho gar!"

Ich hing gespannt an seinen Lippen und dachte ein- übers anderemal: Wann wird er denn endlich „Gottverfluchte Sauwirtschaft!" oder „Quart, ölendige!" sagen?

Aber er sagte weder dieses noch jenes. Sondern er sagte:

„Wart' a bißl, Klaner, renn net so g'schwind vorbei, paß auf: da hast zehn Heller, dö g'hör'n dein, bringst mir dafür a Glasl Wasser. Aber net vergessen!... So, brav bist, sehr brav! Da gib i dir no zwa Kreuzer, weil 's d' so brav warst... Ah, das hat g'schmeckt! Alsdann jetzten is der Durscht g'stillt. Und ausg'rast bin i a. Und Geld hab' i a net vül anbracht, haha! ... Alsdann gehn m'r um a Häusl weiter!"

Und zu mir gewendet:

„A Prachttag, was? Da g'freut an' do' wieder amal 's Leb'n!... Schad', daß der Weg neb'n der Aussichtswarte vorbei no' net offen is!"

Das war das einzige, was der liebe Landsmann und Zeitgenosse zu bemängeln fand. Im übrigen aber war aus dem Tiger ein Lamm, aus dem wilden Süff- und Frißling ein genügsamer, stillbegeisterter Naturkneiper geworden...

Jetzt ist ihm auch dieser Weg „an der Warte vorbei", ja, sogar die Warte selbst wieder freigegeben, gleich allen anderen Wegen und Aussichtspunkten im schönen Wienerwald, nach denen wir so lange bloß von weitem spähen durften.

Eine unserer Hoffnungen auf besserer Zeiten Wiederkehr ist zur Tatsache geworden. Und diese eine Erfüllung, ist sie auch just nicht die wichtigste, stärkt unseren Osterglauben an so viele größere, sehnsüchtig begehrte Erfüllungen. Im hellen, jungen Buchenlaub des Wienerwaldes flüstert und rauscht es von Frühling und Frieden, von Wiedersehen und Auferstehung.

Österr. Volkszeitung 23./IV. 1916

79

Die gute Stunde.

Wie auf einmal ein Wort eine ganz neue Bedeutung bekommen kann! Bis jetzt hat man unter dem zusammengesetzten Worte „Sommerzeit" nichts anderes als die kalendarischen Sommermonate verstanden. Wenn jetzt von der „Sommerzeit" gesprochen wird, denkt jeder an ganz was anderes. Und zwar an die Einrichtung, wonach für die Zeit von Anfang Mai bis Ende September unsere ganze Zeitrechnung um eine Stunde vorwärtsgerückt ist. Am 30. April um Mitternacht wird also jeder, der darauf hält, daß seine Uhr richtig gehe, die Zeiger seines Instruments um eine Stunde vorschieben müssen. Wir werden da sozusagen 1 Uhr Mitternacht haben, und damit ist die „Sommerzeit" amtlich in die Welt der Erscheinungen getreten.

Nicht leicht haben Gesetz und Verwaltung Gelegenheit gehabt, ihre große Macht so allgemein wirksam zu erweisen, als gerade mit dieser Neueinführung. Bis jetzt hat der Sonnenstand, der Meridian uns gesagt, wie viel es geschlagen hat. Jetzt auf einmal sagt es der Minister. Was er aber da gesagt hat, das bedeutet nichts weniger als eine völlige Veränderung, eine Umstülpung aller gewohnten Lebensverhältnisse. Mit dem Beginn des wunderschönen Monats Mai haben wir, wenn wir in der gewohnten Ordnung bleiben wollen, um eine Stunde früher an unser Tagwerk zu gehen, es auch um eine Stunde früher zu beenden. Das astronomische Mittagszeichen bleibt natürlich unverändert, weil sich die Sonne nicht einmal durch die Behörde befehlen läßt das biblische Wunder, das Stillestehen in Gibeon jetzt in umgekehrter Richtung zu wiederholen und einen Sprung nach vorwärts zu machen. Aber die Sonne als Zeitmesser hat die Geltung verloren, es herrscht die Verordnung. Wer um die siebente Stunde morgens die Federn verläßt, wird es jetzt schon um die tatsächlich sechste Stunde tun müssen, weil ja seine Uhr, seine um eine Stunde vorgerückte Uhr eben um Sechs schon Sieben zeigen wird. So auch wird das Mittagessen, der Arbeitsschluß und Feierabend eine Stunde früher vor sich gehen als nach der uralten Regel, die noch am 30. April in Geltung war. Da sieht man einmal, wie recht der große Kant hatte, von der „transzendentalen Idealität" der Zeit zu sprechen, als wäre die Zeit nur ein innerer Begriff. Aber das Zurückrücken der immer vorwärtsstürmenden Zeit ist eigentlich die noch gewaltigere Tat der Verordnungsmächte und diese wird sich dann, wie bereits erwähnt, mit Ende September vollziehen. Am 1. Oktober ist dann durch das Zurückstellen der Uhr um eine Stunde die altgewohnte Ordnung wieder hergestellt.

Die Einführung der „Sommerzeit" ist aber keineswegs eine Herabwürdigung der großen Allerhalterin Sonne, sondern im Gegenteile die schönste Huldigung für die Herrscherin des Tages. „Mehr Sonne", das ist der eigentliche Inhalt der „Sommerzeit". Klein und groß soll während der Sommermonate reichlicher als bisher Gelegenheit haben, die belebenden Kräfte der Sonne, des Lichtes, der Luft auf sich wirken zu lassen. Alles Schulpflichtige kommt eine Stunde früher dran, ein Vorteil an heißen Tagen. Ist sodann eine Stunde früher der Pflicht entledigt, kann sich also eine Stunde früher und länger dem Sonnen- und Freiheitsgenusse widmen. Wird sich zeigen, wie man zum Beispiel um die Ungelegenheiten des früheren Beginnes des Nachmittagsunterrichtes herumkommen will. Alle Arbeiter, Beamte, Kaufleute, Lehrer, Angestellte, beschließen um eine Stunde früher ihre Tätigkeit, um Sommer und Sonne genießen zu können. Bis jetzt galt die Siebenuhrsperre als eine Errungenschaft. Nun wird die Siebenuhrsperre eigentlich bedeuten die Sechsuhrsperre und das ist besonders für den

Wiener Chronik.

Der Prater als Jubilar. — Theater: Grillparzers „Esther". Slobodas „Am Teetisch". — Erich Korngolds Opern.

G Wien, im April.

Ein stilles Jubiläum ist dieser Tage gefeiert worden, der hundertfünfzigste Geburtstag des Praters. Nicht, daß der alte Herr erst im Jahre 1766 das Licht der Welt erblickt hätte; er war schon damals im vollem Prangen. Aber einem „hiesigen Publico" wurde er am 9. April 1766 eröffnet, wie wir einem Erlaß des „Wienerischen Diarium" vom 7. April 1766 entnehmen, den jetzt das „Fremdenblatt" veröffentlicht. Da heißt es: „Avertissement! Es wird anmit jedermänniglich kund gemacht, wasmaßen Se. kaiserl. Majestät aus allerhöchst an dem hiesigen Publico allermildest hegende Zuneigung Sich allergnädigst entschlossen und verordnet haben, daß künftighin und von nun an zu allen Zeiten des Jahrs und zu allen Stunden des Tags ohne Unterschied jedermann in den Bratter sowohl als in das Stadtgut frey spazieren zu gehen, zu reiten und zu fahren und zwar nicht nur in der Hauptallee, sondern auch in den Seitenalleen, Wiesen und Plätzen (die allzu abgelegenen Orte und dicke Waldungen wegen sonst etwa zu besorgenden Unfugs und Mißbrauchs alleinig ausgenommen) erlaubet auch Niemanden verwehrt werden soll sich daselbst mit Ballonschlagen Kegelscheiben und anderen erlaubten Unterhaltungen eigenen Gefallens zu divertieren: wobey man sich aber versiehet, daß niemand bei solcher zu mehrerer Ergötzlichkeit des Publici allergnädigst verstattenden Freyheit sich gelüsten lassen werde, einige Unfüglichkeit oder sonstig unerlaubte Ausschweifung zu unternehmen und anmit zu einem allerhöchsten Mißfallen Anlaß zu geben!" Am Samstag den 19. April veröffentlichte das „Wienerische Diarium" folgende „Nachricht": „Es wird hiemit jedermänniglich kund gemacht, wasgestalten Se. römisch-kaiserliche Majestät den weiteren allerhuldreichsten Entschluß gefasset, allen bürgerlichen Gastgebern und Cafesiedern, welche in dem Bratter tractieren, Wein, Bier, Caffee und dergleichen ausscherken, auch in diesem Ende Zelten aufschlagen oder andere Bequemlichkeiten daselbst verschaffen wollen, die Erlaubniß dazu gratis ertheilen lassen, auch dieserhalben das Behörige bereits an allerhöchstdero Herrn Obersten Hof- und Landjägermeister allergnädigst zu verordnen, anbeynebens aber noch ferneres allermildest anbefohlen haben, daß hienach nicht nur alle diejenigen, so sich um dergleichen Erlaubniß bereits gemeldet, oder noch weiters melden werden, zu verbescheiden, sondern auch solches durch die Zeitungsblätter dem Publico bekannt zu machen sehe. Allerhöchstdieselben haben auch den allergnädigsten Befehl dahin zu erlassen geruhet, daß das Wasser zum Aufspritzen in der großen Allee des Bratters auf Unkosten der kaiserlich königlichen Hofjägerehamtscassa zugeführet werde. Von welch mehrmaliger zu Ergötzlichkeit des hiesigen Publici allermildestem Entschluß jedermann anmit benachrichtigt wird."

An die Freigabe des Praters knüpft sich übrigens eine der populärsten und anmutigsten Anekdoten über Josef II. Bei der Eröffnung des Praters machte nämlich ein Kavalier den Monarchen aufmerksam, er werde sich nunmehr bei seinen Spaziergängen in dieser Gegend unter das gemeine Volk mischen müssen, worauf der Kaiser trocken erwiderte: „Wenn ich mich stets unter meinesgleichen bewegen wollte, dürfte ich nur in der kaiserlichen Gruft lustwandeln!"

Ein Park ist wie eine Geige oder ein guter Wein; er wird mit den Jahren nicht schlechter, sondern besser. So hat auch dem Prater das Ueberdauern einiger Jahrhunderte nicht geschadet, sondern ihn nur ehrwürdiger gemacht. Er ist heute noch „des Volkes wahrer Himmel", als „Wurstlprater", wo der „Watschemann" gegen mäßiges Entgelt die Fausthiebe der ihre Kraft übenden Jungmannschaft duldet und der „Wurstl", unser „Kasper", das noch jüngere Volk mit gewiß schon tausendjährigen Späßen entzückt; er ist in seiner „Nobelallee" der schönste Korso der Welt, der alljährlich — Kriegsjahre ausgenommen — am 1. Mai die große Parade der blumengeschmückten Fuhrwerke abnimmt, während gleichzeitig das Proletariat seinen Weltfeiertag in den Auen hält; er ist Tennis-, Fußball-, Golfplatz, Reitschule, Radfahrerbankett und alles, was eine Sportjugend braucht; nicht zuletzt aber lauschiges Plätzchen mehr oder weniger legaler Liebesspiele, in denen alle Nationen der Monarchie durcheinander flierten. Die Weltstadt in ihrer ewigen Raumnot hat schon mehrfach versucht, in sein Gebiet einzubrechen, und ganz am Rande ist es ihr auch stellenweise gelungen. Aber das Aergste hat doch das kaiserliche Haus verhütet, zu dessen Privatbesitz der Prater noch immer gehört, trotzdem die freie Benutzung schon ein durch die Zeit geheiligtes Recht der Bevölkerung geworden ist. Der Prater darf nicht verbaut werden. Das ist Grundsatz gewesen, noch ehe die Hygiene den Begriff der städtischen Lungen entdeckt hat. Allerdings ist der Prater, wenn uns der Eindruck nicht trügt, in der öffentlichen Schätzung etwas zurückgegangen. Man findet die Auen und Flußniederungen im allgemeinen weniger gesund als Wald und Bergeshöh; man hält sie für feucht, sumpfig und staubig, was sie tatsächlich bei starkem Verkehr auch sind. Die Bewohner des westlichen und nördlichen Wien ziehen denn auch die ihnen näher liegenden Hänge des Wiener Waldes dem Prater weitaus vor und kommen oft jahrelang nicht in sein Bereich. Aber das sind keine eigentlichen Wiener, sondern nur eingemeindete Grinzinger, Sieveringer, Mähringer usw. Was diesseits des Alserbachs wohnt, das gravitiert doch zum Prater und wird sich seine Freude daran, durch gesundheitliche Bedenken nicht stören lassen. Die andern aber mögen weiter durch den endlich auch von der Militärbehörde wieder eröffneten herrlichen Wiener Wald streifen — das ist ja das Schöne und einzige an Wien, daß es in seinem Weichbilde alles hat, den Berg und das Tal und die Au. Und wenn das, wie jetzt, im Blütenschmuck steht, dann kann man sogar den Krieg für eine Stunde vergessen.

*

Als Grillparzerfeier hat das Hofburgtheater das Fragment „Esther" und Gerhart Hauptmanns „Elga", die ja aus Grillparzers „Kloster von Sendomir" entstanden ist, das eine neu einstudiert, das andere ganz neu herausgebracht. Es war ein großer Sieg Grillparzers und eine ebenso große Niederlage Hauptmanns. Nah der blühenden Diktion des Klassikers ertrug man die Prosa des Naturalisten kaum, neben der plastischen Ruhe der dichterischen Szene nicht das schreiende Theater der dramatisierten Novelle. Man soll das ungleiche Gespann so rasch als möglich trennen, denn diesmal wird nicht wie im Schillerschen Gedicht der Pegasus vom Stier gefesselt und gelähmt, sondern umgekehrt der Stier geschleift, daß ihm Hören und Sehen vergeht. Wieder mußte man bedauern, daß Grillparzer das so prachtvoll begonnene Werk nicht vollendet hat. Was mag ihn abgehalten haben? War sein Interesse an deo König erschöpft mit der heute noch treffenden und auch wie aus den Tagesvorgängen geschöpften bitterbösen Auslassung über die Höflinge? Traute er sich doch nicht, aus der klugen Esther eine „Kanaille" zu machen, wie er es beabsichtigt haben will? Es findet sich in seinen Aufzeichnungen, auch in den noch unveröffentlichten, wie uns versichert wird, kein Wort darüber. Und doch welch eine Aufgabe wäre es für einen Menschen- und Hofkenner wie Grillparzer gewesen, den Kampf des raffinierten Höflings Haman mit dem schlauen Juden Mordochai, die Intrigen der Hofcliquen gegeneinander, das Schwanken des hochgesinnten, aber weichen und jähen Königs, die Selbstbehauptung der von Feinden umlauerten volksfremden Königin mit ewig giltigen und Linien darzustellen! Ist doch alles heute wie ehedem und nichts hat sich geändert an den typischen Eigenschaften der Fürsten und ihrer Umgebung!

Aus der letzten Zeit ist sonst noch zu erwähnen der hübsche Erfolg, den das Deutsche Volkstheater mit der ehelichen Plauderei „Am Teetisch" von Sloboda hatte, einer Dreieckstudie mit reichlichen, mehr oder weniger wahren Aphorismen über die Ehe, das Weib, den Freund und den permanenten unterbewußten Ehebruch. Haltbar ist das auf den Glanz gearbeitete Zeug ja nicht, aber für einen Abend reichts, und wenn auch die Devise „Pappe gab ich für Leder" in der Schuhbranche heute kriminell ist, im Theater ist gut bearbeitete Glanzpappe besser als Leder.

Die Hofoper feierte einen wahren Triumph mit Erich Korngolds beiden Opern „Der Ring des Polykrates" und „Violantha". Ueber die Werke selbst ist anläßlich der Münchener Neuaufführung schon ausführlich berichtet worden. Wir hören, daß in München der „Ring" dank einer ausgezeichneten, flotten Darstellung noch stärker gewirkt habe, als die schlagkräftigere „Violantha". Hier war es umgekehrt. Frau Jeritza als Violantha war geradezu hinreißend und nach dem großen Duett im Finale war der Sieg des jungen Musikdramatikers Korngold so vollständig entschieden, daß auch die feindseligste Kritik — ein Wiener Komponist muß doch in der Wiener Kritik Feinde haben — gezwungen war, eine neue Walze einzulegen. Sie wird bald ganz kapitulieren.

Frankfurter Zeitung 26./IV. 1916

Neues Wiener Tag

Die Mitglieder des Sobranje in Wien.

Der Empfang beim Ministerpräsidenten.

Ministerpräsident Graf Stürgkh gab gestern mittag zu Ehren der bulgarischen Sobranjeabordnung im Hotel Bristol ein Frühstück, zu dem nebst den Mitgliedern der Abordnung und den Herren der bulgarischen Mission auch geladen waren: der deutsche Botschafter v. Tschirschky und Bögendorff, der türkische Botschafter Hussein Hilmi-Pascha, der bayerische Gesandte Freiherr v. Tucher, der sächsische Geschäftsträger Dr. Freiherr v. Beschwitz, die Mitglieder der gemeinsamen Regierung, Präsident des Obersten Rechnungshofes Dr. Freiherr v. Plener, der ungarische Minister am Allerhöchsten Hoflager Freiherr v. Roszner, Vizeadmiral v. Kailer, die österreichischen Minister, Botschafter a. D. Prinz Franz zu Liechtenstein, Landmarschall Prinz Alois zu Liechtenstein, die Botschafter Doktor Freiherr v. Macchio, v. Merey und Dr. Graf Forgach, Sektionschef Graf Wickenburg, Statthalter Dr. Freiherr von Bleyleben, Bürgermeister Dr. Weiskirchner, Präsident des Abgeordnetenhauses Dr. Sylvester, die Gesandten Dr. Freiherr v. Flotow und Graf Ambrozy, Polizeipräsident Freiherr v. Gorup, Präsident der Wiener Handels- und Gewerbekammer Ritter v. Schoeller und Vizepräsident Kitschelt, Präsident des Bundes österreichischer Industrieller, Kommerzialrat Vetter, Präsident des Zentralverbandes der Industriellen Oesterreichs, Sektionschef Doktor Brosche, Präsident des Industriellenklubs Artur Krupp, die Legationsräte Graf Hoyos und Ritter v. Storck, Magistratssekretär Böttker, Ministerialkonzipist Dr. v. Keler, ferner die Sektionschefs Klimscha, Dr. Pinschof und Dr. Zolger, die Ministerialräte Dr. Wilckens, von Ehrhart und Bezirkskommissär Dr. Groß.

Die Rede des Grafen Stürgkh.

Ministerpräsident Graf Stürgkh begrüßte die Gäste mit nachstehender Rede: Der Zweck, welcher Sie, meine hochgeehrten Herren, auf Ihrer Reise nach den Hauptstädten der verbündeten Reiche auch hieher geführt hat und mir den hochwillkommenen Anlaß bietet, Sie als meine werten Gäste zu begrüßen, entbehrt nicht der hohen historischen Bedeutung. Denn in dem freundlichen Bilde unsres gastlichen Beisammenseins spiegelt sich zugleich die wunderbare Gemeinschaft des Handelns, die, der Weisheit erleuchteter Monarchen, den hochherzigen Entschlüssen aufgeklärter Völker entsprungen, eine Kraftentfaltung gezeitigt hat, welche alle bisherigen Erfahrungen weit übertrifft, ja sich sogar an dem ungewöhnlich großen Maßstabe dessen gemessen, was das weltumspannende Bündnis unsrer Gegner aufgeboten, immer deutlicher als die überlegene erweist.

Lassen Sie mich, meine hochgeehrten Herren, Sie in diesem großen Zeichen willkommen heißen, lassen Sie mich Ihnen sagen, daß Ihnen ein festlicher Empfang nicht nur in dem frohen Gepränge der Stadt, in den Veranstaltungen ihrer repräsentativen Kreise, sondern daß er Ihnen vor allem in unsern Herzen bereitet ist. Unsre warme Sympathie ist seit langem dem begabten und tapferen Volke der Bulgaren zugewandt. Wir kennen die große und ruhmreiche Geschichte, die in der Seele dieses Volkes das unzerstörbare Bewußtsein einer machtvollen Zukunft wach erhielt. Wir begleiteten es mit unsrer rückhaltlosen Anerkennung, wie es, aufrecht und sicher, die Bahnen der inneren und äußeren Erstarkung emporschritt. Lassen Sie mich, meine Herren, noch von einem besonders festen und kostbaren Bande unsrer Beziehungen sprechen, lassen Sie mich ehrfurchtsvollst Ihres erhabenen Souveräns gedenken, dessen staatsmännische Kraft ganz Europa bewundert. Unsre alte Freundschaft für Herrscher und Volk ist Ihnen nicht unbekannt. Sie werden ihren starken Zug immer wieder und wohl auch in manchen ernsten Augenblicken gespürt haben, wo der Lauf der Dinge, freilich nur sehr vorübergehend, zu ungunsten Ihres Staates auszuschlagen schien. Bessere Zeiten sind gekommen. Bulgarien hat in diesem Weltkriege klar erkannt, in welche Schale es das Gewicht seiner Macht zu werfen habe. Seine glorreiche Armee hat Leistungen vollbracht, die hinter den prächtigsten der verbündeten Heere wahrlich nicht zurückstehen. Aber auch im ganzen der Kriegshandlung schreiten wir rüstig vorwärts. Es vergeht kaum ein nennenswerter Zeitabschnitt, ohne uns auf irgendeinem der Kriegsschauplätze einen neuen wesentlichen Erfolg zu bringen. Erst in den letzten Tagen ist es den tapferen Osmanen gelungen, den Feind an einem Punkte schwer zu treffen, wo die politische Tragweite seiner Niederlage über ihre taktische und strategische Bedeutung ins Unabsehbare hinausgreift.

Die Furcht vor dem Kriege.

Freilich, noch ist der friedliche Abschluß dieses furchtbaren Ringens nicht zu erblicken. Dies aber liegt in der ganzen Anlage des Weltkrieges. Die Aktionen sind zu vielfältig und verzweigt, die aufgebotenen Kräfte, die eingesetzten Werte zu ungeheuer, als daß von einzelnen Schlägen, mögen sie noch so wuchtig, nach herkömmlichen Begriffen noch so entscheidend sein, eine sozusagen mechanische Erzwingung des Endes ohne weiteres erwartet werden dürfte. Indessen, das Ende wird in dem Augenblicke gekommen sein, wo eine nüchterne Erwägung der Gegner die Ziele, für die sie den Krieg unternommen haben, und die Ergebnisse, zu denen sie gelangt sind, miteinander unbefangen in Vergleich zieht. Eine solche kühle Rechnung muß dasjenige überwinden, was einem vernünftigen Entschluß ihrerseits noch im Wege steht: Die Furcht vor dem Frieden.

Aber, meine hochgeehrten Herren, diesen Frieden, der heute sein strahlendes Antlitz noch vor uns verbirgt, wir können ihn, gestützt auf unsre bisherigen Erfolge und auf die Unerschöpflichkeit unsrer Hilfsquellen aller Art, ruhigen Herzens erwarten. Denn niemand zweifelt, daß er den vollen Durchbruch jener Gedanken bedeuten wird, für die wir zum Schwerte gegriffen haben. Seine Umrisse werden uns in den großen Aufgaben klar, die sich uns schon heute aufdrängen. Die Geschichte lehrt, daß die Straßen, auf denen siegreiche Heere geschritten sind, sich in Bahnen des friedlichen Verkehres verwandelten. Wir wollen, daß, wie uns der Krieg gerüstet fand, uns auch der Frieden nicht unvorbereitet treffen soll. Eine so große, bis ins einzelne so lebendige Gemeinschaft, wie die der Verbündeten, kann nicht mit dem Waffenlärm verschwinden. Wir alle wollen den Fingerzeig der Geschichte verstehen, rüstig die Pfade beschreiten, die sie uns weist, keinen Augenblick versäumen, um in froher Tätigkeit nicht nur die Schäden des Krieges gutzumachen, sondern noch stärker, noch glücklicher zu werden, als vorher.

Die schönste Frucht der harten Zeit.

Die Erkenntnis, daß wir alle noch zu fernerer gemeinsamer Arbeit bestimmt sind, diese schönste Frucht einer harten Zeit, ist es, die Sie, meine hochgeehrten Herren, hieher geführt hat. Ich darf in meinen werten Gästen die berufenen Vertreter aller jener Reiche begrüßen, die auch weiterhin fest zusammenzustehen entschlossen sind. Unsre Gemeinschaft ist durch Blut und Eisen befestigt, nichts uns dadurch aufgezwungen; sie ist eine Gemeinschaft der Freiheit und der Selbstbestimmung, aus der Wärme des Gefühls und der klaren Erfassung wahrer Interessen erwachsen. In ihr sind die Ziele gemeinsam, insofern der eine die des andern zu den seinen macht, aber auch die Mittel, im Sinne eines billigen Austausches alles dessen, was der eine dem andern wechselweise zu bieten vermag. Nichts kann uns eine schönere Gewähr sein, daß unsre Völker segensreichen Zeitläuften entgegengehen, als diese Gemeinschaft. Nichts beunruhigt die Gegner mehr als die Ueberzeugung von der Unzerstörbarkeit unsres Zusammenschlusses, den sie durch aufdringliche, aber inhaltsarme Verbrüderungsversuche ihrerseits wettzumachen sich abmühen.

Sie werden, meine hochgeehrten Herren, von Ihrer Reise die Ueberzeugung mitnehmen, daß bei den Mittelmächten nicht nur der verläßlichste und kräftigste militärisch-politische Anschluß zu finden ist, den die zeitgenössische Welt überhaupt geben kann, sondern daß auch ihre mitten in diesem langen Kriege rüstig schaffende Volkswirtschaft den verbündeten Staaten nie versiegende Hilfsquellen für die Werke des Friedens zu erschließen vermag. Sie werden die Ueberzeugung mitnehmen, daß diese Mächte Ihrem Lande freudig alles zu bieten willens sind, was es zu seiner Entwicklung bedarf, daß sie Ihr tüchtiges, ritterliches, gediegenes Volk hochachten und den Wert seiner Freundschaft voll zu schätzen wissen.

In französischer Sprache ersuchte sodann der Ministerpräsident die Herren, der glorreichen Armee Bulgariens und seiner Bevölkerung die Gefühle der herzlichen und treuen Freundschaft zu übermitteln, von welchen die Völker der Monarchie für die Bulgaren erfüllt seien, und die in diesem Augenblick auszudrücken dem Ministerpräsidenten ein Bedürfnis sei. „Ich bitte Sie, meine Herren," erklärte Graf Stürgkh, „diesem glücklichen Moment eine freundliche Erinnerung zu bewahren, in welchem es mir gestattet war, im vollsten Einvernehmen mit Ihnen allen die lebhaftesten und herzlichsten Wünsche für Seine Majestät den Zaren Ferdinand auszusprechen für die edle und ritterliche Nation der Bulgaren, deren würdige Repräsentanten wir in unsrer Mitte zu sehen die Ehre und das Vergnügen haben. Meine Herren! Ich lade Sie ein, mit mir in den Ruf einzustimmen: Seine Majestät der Zar Ferdinand der Bulgaren, die edle und ritterliche bulgarische Nation und ihre würdigen Vertreter, sie leben hoch, hoch, hoch!"

Die Erwiederung des Vizepräsidenten Momtschilow.

Nachdem die Hochrufe der Anwesenden verklungen waren, erwiderte der Führer der Deputation Vizepräsident des Sobranje Doktor Ivan Momtschilow mit folgenden Worten in französischer Sprache:

„Bauend auf die bekannte Liebenswürdigkeit der Oesterreicher, bin ich dessen gewiß, Nachsicht zu finden, wenn ich mir gestatte, meinen Gefühlen in der Sprache eines Volkes Ausdruck zu verleihen, das mit uns weder verbündet noch befreundet

Neues Wiener Tagblatt
6. IV. 1916

Die Mitglieder der Sobranje in Wien.

ist. Meine hochgeehrten Herren! Seit es weltgeschichtliche Ereignisse gibt, war es immer die Kraft, sei es die physische oder die geistige, die dem Recht oder der Menschlichkeit die Richtung gewiesen. Selbstverständlich war es immer die Kraft des Geistes, welche die Menschheit beherrschte, und es ist stets die große Kunst der Regierenden gewesen, geistige und physische Kräfte so zu einen, daß sie zu Höherem führen. Gegen die ungeheure Kraft Napoleons hat vor einem Jahrhundert Oesterreich den scharfen Geist eines Metternich gerichtet, der im Bunde mit den ruhmbedeckten österreichischen Soldaten erfolgreich Widerstand leistete! Und wenn im gegenwärtigen unfaßbar großen Ringen die tapferen Soldaten der österreichisch-ungarischen Monachie mit den Armeen Deutschlands, der Türkei und Bulgariens wetteifern, wenn diese bewunderungswürdigen Krieger zur Ehre und zum ewigen Ruhme ihres Vaterlandes so glänzende Taten vollbringen, wie ihresgleichen die Geschichte nicht kennt, kommt auch hier die Kraft des Geistes zur Geltung, weil sie es ist, die organisiert, weil sie es ist, die eine Kultur verteidigt und neues Wissen schafft. Und unsre heutige Anwesenheit an Ihrer Seite in diesen geschichtlichen Tagen ist auch ein Beweis dafür, daß geistige Kraft, daß die Vernunft gesiegt hat.

Manche dürften anfangs noch gedacht haben, daß wir an die Seite Rußlands treten könnten. Dem war aber nicht so. Sie haben unser Recht zum Leben anerkannt. Sie haben es stets gefördert, bei Ihnen fanden wir Verständnis, der Geist, der bei Ihnen herrscht, hat es bewirkt, daß die tapfere bulgarische Armee vereint mit Ihnen steht — auf Leben und Tod — im Kampfe um eine hohe gemeinsame Sache. Die große geistige Kraft der Völker Oesterreich-Ungarns spiegelt sich in der ruhmreichen Geschichte der Monarchie wider. Um die bedeutende staatsmännische Kraft, die Oesterreich-Ungarn stets vorgestellt hat, zu kennzeichnen, genügt es an die Namen Andrassy, Kalnoky und Aehrenthal zu erinnern. Und es gereicht uns zu hoher Ehre, mit Ihnen, meine Herren, die zu den Spitzen, zu den ersten Funktionären der Monarchie gehören, am gleichen Tisch zu sitzen. Seit einigen Tagen sind wir bei Ihnen, und angesichts der von uns gewonnenen Eindrücke, angesichts alles dessen, was Sie für die Organisation der Wehrmacht, des Fortschrittes und des Geisteslebens Ihres Staates geleistet haben, müssen wir uns tief beugen vor dieser unermeßlichen beispiellosen Kraft.

Diese Gestaltung der Dinge mir vor Augen haltend, drängt es mich, der heiligen Person Ihres Herrschers zu gedenken, der stets die besten Kräfte seiner Völker zu wählen verstanden hat, um sie am Glück des mächtigen Reiches arbeiten zu lassen; und wenn sich heute die Wehrkraft der Monarchie die Waage hält mit deren großer Geisteskraft, so ist dank dieser glücklichen Fügung Oesterreich-Ungarn zu ungeahnten Kräften gewachsen. Wir alle haben in lebhafter Erinnerung, daß diese tapfere Armee, als sie gegen den russischen Koloß in den Karpathen kämpfte, zu gleicher Zeit starke, unbezwingliche Wacht im Süden hielt und dem erbärmlichsten wie tückischesten ihrer Feinde wuchtige Schläge versetzte. Gestatten Sie, verehrte Anwesende, Ihres allerhöchsten Herrn und erlauchten, gütigen Kaisers Franz Josef in tiefster Ehrfurcht zu gedenken, auf seine Gesundheit und Kraft das Glas zu erheben, wie auch auf das glückliche Gedeihen der Völker Oesterreichs und das segensreiche Wirken seiner hervorragenden Staatsmänner."

Die Anwesenden stimmten in dreimalige Hochrufe ein.

Sodann ergriff Deputierter Kosta Kaltschew das Wort und pries anknüpfend an den Jahrestag der Durchbruchsschlacht bei Gorlice die hervorragenden Leistungen der österreichisch-ungarischen Armee, worauf Landesverteidigungsminister Freiherr v. Georgi in einem von warmer Empfindung getragenen Trinkspruch die Ruhmestaten des heldenmütigen bulgarischen Heeres feierte.

* * *

In der Handelskammer.

Gestern abend fand bei der Wiener Handelskammer ein Empfang und Abendessen zu Ehren der bulgarischen Sobranjemitglieder statt. Eingang, Stiegengebäude und Säle prangten in reichem Blumenschmuck, und auch sonst war das Haus festlich geschmückt. Am Treppenaufgang zum ersten Stock empfing Kammerpräsident Herrenhausmitglied Paul Ritter v. Schoeller die Gäste, wobei er vom ersten Sekretär der Kammer Regierungsrat Dr. Max v. Tayenthal und Kammersekretär Dr. Erich Pistor unterstützt wurde. In den Empfangsräumen machten die Mitglieder des Präsidiums Vizepräsident kaiserlicher Rat Rudolf Kitschelt und die stellvertretenden Vorsitzenden Hofrat Baron Eger und Direktor der Kreditanstalt Doktor Hammerschlag die Honneurs. Vor dem Abendessen wurden nach bulgarischer Sitte Slibowitz und Brötchen herumgereicht.

Es waren erschienen: Handelsminister Dr. v. Spitzmüller, Arbeitsminister Trnka, Statthalter Freiherr v. Bleyleben, die Geheimen Räte Dr. Baernreither, Sektionschef Graf Forgach und Sektionschef Graf Wickenburg, bulgarischer Geschäftsträger Dr. Stojanow mit den Herren der Gesandtschaft, die Sektionschefs Riedl und v. Kreutzbruck, Polizeipräsident Baron Gorup, der Ministerialrat Karasek, Hofrat Dr. Karminski, Statthaltereirat Dr. Raab, Landesausschuß Bielohlawek und die Landtagsabgeordneten Luber, Richter und Spitzer, dann die Vizebürgermeister Hierhammer, Heß und Rain, Magistratsdirektor Doktor Nüchtern, Magistratssekretär Böttger, Vizepräsident des Bundes österreichischer Industrieller Kammerrat Dr. Singer, Bergrat Max v. Guttmann, die Kammermitglieder K. R. Krause, Lemberger, Elsinger, Vinzl und Pabst, Kommerzialrat Froß, Großindustrieller Warchalowsky, Universitätsprofessor Dr. Uebersberger, Generalsekretär Gerenyi, Landesoberinspektor Heinzl und viele andre.

Im Verlauf des Soupers hielt Präsident Ritter v. Schoeller folgende Ansprache:

Es obliegt mir die ehrenvolle Aufgabe, der ich mich mit besonderer Freude unterziehe, namens der Wiener Handels- und Gewerbekammer die geehrten Gäste an dieser Stätte der Arbeit für wirtschaftliches Gemeinwohl und die Pflege internationaler Handelsbeziehungen auf das herzlichste zu begrüßen. Mein Willkomm gilt zunächst den verehrten Gästen aus Bulgarien, ferner den Vertretern der gemeinsamen und der österreichischen Regierung, den Vertretern der Gemeinde Wien und des Landes Niederösterreich, der jungen Balkan- und Orientsektion des Handelsmuseums sowie den Vertretern von Industrie, Handel und Gewerbe, die so gütig waren, unsrer Einladung Folge zu leisten.

Gemäß einer alten und schönen Sitte lassen Sie mich zunächst der erhabenen Monarchen gedenken, die, ruhmgekrönt und verehrungsvoll geliebt, ihr ganzes Sinnen und Trachten dem Glück ihrer Völker widmen. Unter der Regierung unsres ehrwürdigen Monarchen wurde nicht nur die Reorganisation unsres gesamten staatlichen und öffentlichen Lebens durchgeführt, in seine Regierungszeit fällt auch für Industrie, Handel und Verkehr der Aufstieg zur groß angelegten Entwicklung modernen Stils. Immer in Uebereinstimmung mit den Wünschen und Ueberzeugungen der Bevölkerung, hat unser erhabener Monarch in diesem Weltkriege die Volksheere zum Kampf um unsre heiligsten Güter, um den Bestand des Reiches und seiner Zukunft aufgerufen, und mit todesmutiger Begeisterung sind die Millionen dem Rufe ihres Herrschers und obersten Kriegsherrn gefolgt. Der Feinde Uebermacht und Uebermut ist gebrochen, die Freiheit der Entwicklung von Staat und Wirtschaft ist auch für die Zukunft gesichert. Begeistert jubeln die Völker dem so schwer geprüften Monarchen zu. Auch wir wollen unsrer Begeisterung, Verehrung und Dankbarkeit freudig Ausdruck verleihen. Lassen Sie uns daher in den Ruf einstimmen: „Seine Majestät, unser allergnädigster Kaiser und Herr, Franz Josef I., er lebe hoch!

Auch Zar Ferdinand ist die Aufgabe zugefallen, sein Land aus der alten in die neue Zeit überzuführen. Ein König auch auf dem Gebiete diplomatischer Kunst, hat er, gestützt auf die Liebe und kampfesfrohe Begeisterung seines Volkes, das neue Großbulgarien geschaffen, das als treuer Bundesgenosse auf der Seite der Mittelmächte steht. Ich fordere Sie auf, mit mir das Glas zu erheben auf das Wohl des erhabenen Herrschers der Bulgaren mit dem Ruf: „Seine Majestät Zar Ferdinand von Bulgarien lebe hoch, hoch, hoch!"

Wenn die Wiener Handelskammer heute so liebwerte Gäste aus Bulgarien, Mitglieder der Sobranje, bei sich zu empfangen die frudige Gelegenheit hat, möchte ich sie zunächst nicht nur als die ruhmreichen Bundesgenossen, sondern auch als die nunmehr unmittelbaren Nachbarn der Donaumonarchie herzlichst begrüßen. Wie uns die Bewunderung vor den Bulgaren als den tapferen, unerschrockenen Soldaten erfüllt, deren Volksheer opferfreudig den aufgezwungenen Krieg durchkämpft, bis es die ihm schon von der Geographie vorgezeichneten nationalen Ziele erreicht hat; wie alle Kenner des Landes die aufrichtige Wertschätzung vor der hohen sittlichen Ueberzeugung der Bevölkerung hegen, so erfüllt uns Industrielle und Kaufleute die Bewunderung vor der Tüchtigkeit und kaufmännischen Verläßlichkeit des bulgarischen Geschäftsmannes, vor der zähen, des Erfolges sicheren Schaffenskraft des bulgarischen Bürgers und Bauern auf dem Gebiet der Volkswirtschaft. Mehr noch als die reichen Schätze des Bodens, die der Entwicklung harren, mehr noch als die seit dem Regierungsantritt des Zaren Ferdinand auf das Dreifache gewachsene Ausdehnung des Reiches, darf die Urkraft des bulgarischen Volkes in der nächsten Zeit auf eine glänzende Zukunft auch in wirtschaftlicher Beziehung hoffen.

Nehmen Sie, sehr geehrte Gäste aus Bulgarien, die Versicherung mit auf den Weg, daß wir in Oesterreich nicht nur mit Freude und Genugtuung dieses weitere Aufsteigen Ihrer Volkswirtschaft verfolgen werden, sondern daß wir in Ihrem und im eigenen Interesse bestrebt sein werden, Sie nach besten Kräften in der Entwicklung Ihrer Volkswirtschaft zu unterstützen, den wirtschaftlichen Austauschverkehr enger und reichhaltiger zu gestalten und so den vollen reichen Vorteil aus der erkämpften Nachbarschaft zu ziehen. Oesterreich-Ungarns und Bulgariens wirtschaftliche und handelspolitische Interessen können ja nicht eng und bleibend genug zum gegenseitigen Nutzen verknüpft sein. Dieser Gedanke möge uns alle, Oesterreicher, Ungarn und Bulgaren, fürderhin leiten, wenn wir auch heute, und zwar schon in diesem Saal, voneinander Abschied nehmen müssen. Es soll aber gewiß nur ein Abschied für den heutigen Tag sein, da die angeknüpften persönlichen Beziehungen herzlicher Freundschaft uns in dem Streben nach baldigstem Wiedersehen unzweifelhaft von nun an häufiger und regelmäßiger zusammenführen werden.

Voll erfüllt von den aufrichtigen Gefühlen der Nachbarlichkeit und Freundschaft, fordere ich die anwesenden Oesterreicher und besonders die anwesenden Vertreter von Industrie, Gewerbe und Handel auf, das Glas zu erheben und auf das Wohl unsrer, so herzlich willkommenen Gäste mit mir einzustimmen in den Ruf: „Die geehrten Mitglieder des bulgarischen Sobranjes, sie leben hoch, hoch, hoch!"

Namens der bulgarischen Gäste gedachte sodann Dr. Kostow der überwältigenden Eindrücke, welche die bulgarischen Gäste in der Heimat ihrer verehrten Kampfgenossen empfangen haben, insbesondere von den verehrungswürdigen Denkmälern hoher Kultur und den achtunggebietenden Zeugnissen einer weit vorgeschrittenen und blühenden Industrie. Tief durchdrungen von der hohen Entfaltung der wirtschaftlichen und kulturellen Bedeutung der Monarchie, werden die Reiseteilnehmer begeisterte Apostel eines innigen Bündnisses der nunmehr gemeinsam ihr Blut vergießenden Staaten in Hinkunft werden. Redner schloß mit einem Hoch auf das Blühen und Gedeihen des österreichischen Handels und der österreichischen Industrie.

* * *

russische Linienschiff „Slawa“ im Moonsund

Regierung frühestens Freitag nachmittag

Unsre heutige Nummer umfaßt 112 Seiten und enthält in der Beilage:

Fortsetzung des Romans: „Die grüne Sphinx“ von Robert Kohlrausch auf Seite 58 vom 7. Mai.

Sport auf den Seiten 29 bis 34.

Tagesbericht auf Seite 35.

Feuilleton.

Im Freien.

Seit jenen fernen Tagen, in denen die Mutter uns halb im Spiel, halb im Ernst mit den Geheimnissen der Zeigerstellung auf dem Zifferblatt der Uhr bekannt und vertraut machte, stehen wir im Banne dieser dünnen, ausgereckten Finger, die unerbittlich und genau unser Leben in Portionen und Gezeiten zerlegen. Sie weisen uns die Stunde des Aufstehens, der Mahlzeiten und der Nachtruhe, und wir sind mit den Lichtverhältnissen, die ihren Lauf begleiten, so wohl bekannt, daß wir nach ihnen allein zu sagen vermögen, wieviel Uhr es ist. Durch die eine Stunde nun, die wir mit kühnem und raschem Entschluß zu unsern Gunsten gewannen, indem wir sie opferten, ist freilich unser fast instinktives Urteilsvermögen in Verwirrung geraten, und wir werden in Augenblicken, in denen wir nicht an diese mitteleuropäische Zeitänderung denken, ein wenig unruhig und unsicher, wenn der Morgen noch zu frisch und der Abend noch zu hell ist für die Zahlenmarke der Uhr, mit der wir andre Himmelserscheinungen sahen, seit wir auf der Welt sind.

Aber diese kleinen und unbedeutenden Gefühlsverschiebungen sind höchst unwichtig im Vergleich zu den großen Vorteilen, die diese Neuerung für die arbeitende Menschheit und für das gemeine Wohl mit sich bringt. Es ist ja auch an der Zeit, daß man derer gedacht hat, die von früh bis abends in dämmerigen Gewölben, Bureaus und künstlich beleuchteten Magazinen fern von Licht und guter Luft ihren Lebensunterhalt verdienen müssen. Ich kann mich noch recht gut an die Angestellten der Gemischtwarenhandlungen meiner Heimatstadt erinnern, die nicht nur an Wochentagen, sondern auch an Sonn- und Feiertagen jahraus jahrein vom frühen Morgen bis zehn Uhr abends in einem düsteren Laden mitten in engen, früh dunkelnden Gassen ein licht- und freudenarmes Leben verbrachten, ohne daß sich irgend jemand für ihr armes Los interessiert hätte. Nicht böser Wille, noch übermäßige Sucht nach Verdienst hielt sie fest; man dachte nicht viel nach über das Leben der Geringen, und sie selbst fanden es ja auch selbstverständlich so, wie es ihnen eben ging, und erwogen auch gar nicht die Möglichkeit des Besserwerdens. Auf den ersten Anblick mag die nachstehende Stelle aus Nestroys Werken, die in unbeschreiblicher Plastik alles, was darüber zu sagen ist, enthält, vielleicht komisch und überaus lustig erscheinen. Aber wie so oft, lauert auch hier hinter dem lachenden Spott eines Satirikers, den sein Schellengewand wie ein Zaubermantel auf alle Höhen und in alle Tiefen menschlich-dichterischen Empfindens und Gestaltens trug, das wehmütige Lächeln einer Erkenntnis, die er dem gemeinen Ohr des Marktes auch nicht anders vermitteln konnte, als es Shakespeare tat. Und solcher Spott, der die Keime tiefsten Verstehens ausstreute, fand neben Fels und Sand wohl auch einmal fruchtbares Ackerland wie jenes Saatkorn der himmlischen Liebe, von dem die Heilige Schrift erzählt.

„Der Kommis hat auch Stunden, wo er sich auf ein Zuckerfaß lahnt und in süße Träumereien versinkt. Da fallt es ihm dann wie ein Fünfundzwanzigpfundgewicht aufs Herz, daß er von Jugend auf ans G'wölb gefesselt war wie ein Blassel an die Hütten. Wenn man nur aus unkompletten Makulaturbüchern etwas vom Leben weiß, wenn man den Sonnenaufgang nur vom Bodenfenster, die Abendröte nur aus Erzählungen der Kundschaften kennt, da bleibt eine Leere im Innern, die alle Oelfässer des Südens, alle Heringsfässer des Nordens nicht ausfüllen; eine Abgeschmacktheit, die alle Muskatblüh Indiens nicht würzen kann.“ Ist dies wirklich gar so lustig, wenn man tiefer lauscht als auf das Klingeln des Wortspiels? Kann man über den armen Schelm, den der Dichter diese rührend-überschwenglichen Worte sagen läßt, wirklich so recht von Herzen lachen? Ich glaube nicht; da man ja auch nicht darüber lacht, wenn ein Bergmann durch dunkle Stollen tappt wie ein Tier der Tiefe, während draußen alles grün, blau und golden ist über ihm, auf der Erde, in deren finstern Schoß ihn das Schicksal gebannt hat und in dem die Not ihn festhält.

Es ist wahrhaftig kein Wunder, daß die neue Stundenordnung mit ihrem Lichtgewinn von allen denen am freudigsten begrüßt wurde, die der Broterwerb zur Arbeit in geschlossenen Räumen zwingt. Sonst sahen sie wirklich nur die Fenster dunkler werden und nach einem

Neues Wiener Tagblatt 14. Mai 1916

Unsre heutige Nummer umfaßt **100** Seiten und enthält in der Beilage:
Fortsetzung des Romans: „Die grüne Sphinx“ von Robert Kohlrausch auf Seite 50 vom 14. Mai.
Sport auf den Seiten 29 bis 33.

Feuilleton.

Neben dem Kriege.

Mitten in dem ungeheueren, unübersehbaren Geflecht von Ursachen und Wirkungen dieses Krieges zeigen sich manchmal jene kleinen Zufälle, die wie eine wohlwollende Schicksalslaune anmuten, die einem Einzelwesen zugute kommt. Man kann solche seltsame und verstandlich nicht erklärbare Ereignisse ebensogut Wunder nennen. Es kommt auf dasselbe hinaus. Bei näherer Betrachtung derartiger Geschehnisse findet man eben häufig keine andre Lösung als jene, die in dem höchst vagen Begriff „glücklicher Zufall“ liegt, und es ist ganz und gar begreiflich, wenn religiöse Menschen in einem unerklärlichen Kausalnexus, der die Rettung eines Menschenlebens zur Folge hatte, das bewußte und hilfreiche Walten einer höheren Macht erblicken.

* * *

Einer meiner nächsten Verwandten, den der Krieg aus einem friedlichen, auf gründlichen Rechtskenntnissen basierenden Berufe in seine Feuerkreise zog, war als Artilleriekadett an der Isonzofront eingeteilt, und zwar als Beobachter. Der Beobachterstand lag am Rande eines wundervollen Parkes mit uralten Bäumen, in dem ein Glashaus stand, das eine große Sammlung der seltensten tropischen Pflanzen enthielt. Die italienischen Geschosse, die täglich splitternde Wunden in die Leiber der ehrwürdigen Parkbäume rissen und die Erde aufwühlten, hatten das Glashaus bisher geschont. Nun lernte der Artilleriefähnrich nach einer Ablösung während der Rast einen Offizier der Nachbarbatterie kennen, dem er im Gespräch von der fast zerstörten Schönheit des Parkes und von den seltsamen afrikanischen und südamerikanischen Pflanzen im Glashaus erzählte. Während dieser Unterhaltung stellte es sich heraus, daß der Offizier ein leidenschaftlicher Botaniker und Gartenliebhaber war. Er wollte auf der Stelle das Glashaus und den Park besichtigen. Der Beobachter erklärte ihm, daß der Park wegen des unausgesetzten Schrapnell- und Granatenhagels nur in tiefer Dunkelheit zu passieren wäre und der Mangel an Licht ja ohnehin ein Betrachten der Bäume und Blumen unmöglich mache. Am Tage sei an eine Besichtigung überhaupt nicht zu denken. Seufzend gab sich der Blumenfreund mit dieser Auskunft zufrieden.

Am dritten Tage nach dem Gespräch jedoch erschien er plötzlich gegen neun Uhr vormittags im Beobachterstand und verlangte mit dringender Hartnäckigkeit, der Kadett soll ihm das Glashaus zeigen. Er müsse es sehen, und zwar sofort. Vergeblich machte ihn der Beobachter aufmerksam, daß jeden Augenblick das italienische Trommelfeuer einsetzen könne. Der Offizier ließ aber nicht ab mit Drängen und Bitten. Jetzt gleich müsse er das Glashaus besuchen. Die sonderbare Dringlichkeit und nervöse Unruhe des Besuchers machte auf den Kadetten einen so merkwürdigen Eindruck, daß er der Bitte zu willfahren beschloß. Sie liefen nun beide im Schutz der Bäume dem Ende des Parkes zu, aber nach wenigen Schritten setzte ein so wütendes Artilleriefeuer des Feindes ein, daß ihnen nichts andres übrig blieb, als sich hinter einer alten Mauer auf die Erde zu werfen, da jedes Vor oder Zurück der sichere Tod gewesen wäre. Ebenso jäh, wie das Feuer begonnen hatte, verstummte es auch, und nun erklärte der Offizier dem Kadetten zu dessen größtem Erstaunen, jetzt interessiere ihn das Glashaus nicht mehr. Er wolle es gar nicht mehr sehen. Er wisse auch eigentlich gar nicht mehr recht, warum er gekommen sei. Am Morgen habe er plötzlich den unwiderstehlichen Zwang gefühlt, in den Beobachterstand zu gehen und den Kadetten aufzufordern, ihm das Glashaus zu zeigen. Er habe sich gegen diese Idee gewehrt, sie sei aber immer stärker geworden und habe zuletzt die Form eines kategorischen Befehls angenommen, der aus seinem Innern kam. Er mußte so tun, wie er getan hatte. Nun sei die qualvolle Spannung, die ihn befallen habe, vorüber, und sein Verlangen, die Pflanzen zu sehen, sei völlig erloschen.

Als sie wieder den Unterstand des Beobachters erreichten, fanden sie die Deckung von feindlichen Granaten völlig zerstört. Der Telephonist war tot, der beobachtende Stellvertreter des Kadetten schwer verwundet, und auf dem Platz, von dem der Offizier ihn zur Besichtigung des Parkes geholt hatte, war das Bodenstück einer 15-Zentimeter-Granate mit dem Eßgeschirr aus Aluminium zu einem Metallklumpen zusammengeschmolzen . . .

* * *

Fremdenblatt 9/IV 1916

Praterfreuden.

Den Zeitumständen Rechnung tragend, hat der Wiener Prater in dieser Woche sein 150jähriges Jubiläum in aller Stille begangen. Mit einigem Interesse werden seine Freunde vernehmen, daß ihm einmal die Auszeichnung zuteil wurde, in heroischen Hexametern besungen zu werden. Der im Jahre 1811 zu Wien im 60. Lebensjahre gestorbene wirkliche Geheime und zugleich Staats- und Konferenzrat Augustin Veith v. Schittlersberg, Präsident des k. k. General-Rechnungsdirektoriums, hat den lateinischen Musenritt vollbracht, und der Professor der Philologie Anton Stein hat die Hexameter in deutsche Jamben übertragen; er beschied sich damit, „daß man die gegenwärtige Uebersetzung für den nicht gänzlich mißlungenen Holzschnitt eines, hie und da mit tizianischem Kolorit ausgestatteten Gemäldes (!) halte." Das 976 Verse umfassende Prater-Epos hatte zunächst die selbst für bessere Dichter nicht alltägliche Schwierigkeit der lateinischen Umschreibung des Wortes „Prater" zu überwinden. Schittlersberg half sich mit der echt scholastischen Wendung: „Nemus urbi Vindobonensi proximum, vulgo Prater". Dann beginnt der Pegasusritt selbstverständlich mit dem Anruf der Musen:

Vicinum nemus augustae cantobo Viennae.
Pierides, nemorumque juvet regina canentem!
(Der Nachbarin der hohen Vindobona
Gilt mein Gesang. Seid ihr, o Pieriden,
Und du, der Haine Königin, mir hold!)

Mit dem Wildstand des Praters hat die Franzosen-Invasion vom Jahre 1809 gründlich aufgeräumt, und wenn man jetzt den „Stier" im „vulgo Prater" begegnet, so ist es einer in sehr übertragener Bedeutung, gegen den mit verschiedenen Mitteln und mit verschiedenem Erfolge angekämpft wird. Man frage nur den vielgeplagten Polizeikommissär, der unter den unbefugten Kleingewerbetreibenden da unten im Praterkommissariat amtshandeln muß. Zunächst empfiehlt sich die bunte Schar der Hausierer und Hausiererinnen ohne Lizenz der freundlichen Beachtung. Blumen, Würstel, Gebäck 2c. 2c. werden mit den Uebeltätern, die sie im Gedränge anbringen wollten, zum Amte gestellt. Die Waren werden konfisziert, die Leute nach Aufnahme des Protokolls entlassen, um am nächsten Morgen dem magistratischen Bezirksamt vorgeführt zu werden. In den schlichten einfachen Amtsräumen häufen sich inzwischen die reizendsten Stilleben. Dampfende Wurstkessel mengen ihren Duft mit dem Aroma der Veilchen und Rosen, die in ganzen Körben zum nutzlosen Verblühen verurteilt sind. Und kaum hat ein Wachmann, der diese Stilleben „über" hat, sie geschmackvoll geordnet, wird der vor einer Stunde protokollierte, das heißt polizeiprotokollierte Würstelmann, mit einem neuen „reich"besetzten Wurstkessel vorgeführt, den er à la Professor Hermann hervorgezaubert haben muß. Genau genommen übertrumpft er noch den Rekord des Professors von Prestidigitateursgnaden. Denn dieser förderte Aquarien mit Goldfischen im kühlen Wasser zutage, der zauberische Würstelmann aber läßt in diesen Fleischnöten heiße Wurstkessel ad libitum aufmarschieren.

Das altbekannte Lusthaus, in dem Kaiser Franz mit den in Wien versammelten Potentaten nach der Völkerschlacht bei Leipzig am 18. Oktober 1814 das Festmahl einnahm, ist unserem Dichter:

Dianens Haus . . .
Nicht ragt es stolz empor, noch glänzet es
Von Libyens Marmorsäulen, nicht ersteigt man
Auf prächt'gem Stufenbau die hohe Schwelle,
Nicht blinkt das Dach von schimmerndem Metalle;
Nicht strahlet Gold an buntbemalten Decken:
Einfach — so steht es da, einnehmend durch
Bescheid'nen Schmuck: so ziemt's der Göttin, die
Gebüsch und Wälder liebt, so ziemt's der Jungfrau.

Die Prater-Wirte, die ihre „Etablissements" zum Kaiserfeste immer so hübsch herausputzen, müssen schon zu Veith v. Schittlersbergs Zeiten sehr entgegenkommende Herren gewesen sein:

Den Scharen eilt sogleich der Wirte Schar
Und jugendlicher Wärter Trupp entgegen:
Die grüßen sie mit abgezogenen Käppchen
Und tragen stracks, des Gaumens Lüsternheit
Aufreizend, leckr'er Speisen Liste
Weitläufig her . . .

Was sich freilich auch ein klein wenig geändert hat bei diesem elendigen Zeitpunkte. Die unterschiedlichen Ringelspiele hat es Anno dazumal gegeben, wie heute:

. . . Hochragend auf
Geschnitzten Rossen sitzt hier munter Jugend,
Die von der Scheibe raschen Schwingungen
Mit fortgerafft, itzt flieht, itzt wiederkehrt
Und nach dem Ziel, das kaum mit Blitzesschnelle
Das Aug' erforscht, mit ungewissem Arm
Die Lanze schwingt, die oft es schon verfehlt.

Also eine Kombination von Karussell und Wurfscheibe; ein ritterliches Ringelstechen, das vermutlich aus Sicherheitsgründen abgeschafft wurde. Die Sicherheitsbehörde hat noch immer viel im Prater zu schaffen, freilich in komplizierterem Sinne als in der gemütlichen alten Zeit. Für 20 bis 30 Heller, die sie in abgegriffenen Portemonnaies armen Frauen im Gedränge vor dem Wurstel aus der Tasche ziehen, werden Burschen zu Verbrechern. Dabei müssen sie den riskanten Raub noch mit dem „Kollegen" teilen, der „die Mauer macht". Unausrottbar sind im Volksprater die Ringwerfer, Kettelzieher und Kosaken, unausrottbar wie ihre Opfer, die — nicht alle werden. Auch Kinder werden eingeliefert, die ihre lieben Eltern zum Betteln und Stehlen „angelernt" haben. Sie sind sich ihrer Freveltat kaum bewußt. Bringen sie nichts nach Hause, so kriegen sie fürchterliche Prügel und Fußtritte und müssen hungern. Das gefährliche Gesindel wartet, bis die Schatten des Abends sich über den weiten Prater hinabsenken. Mancher bekommt ein Messer zwischen die Rippen, während die Damenkapelle nicht weit davon mit ihren Geigen den „Alten Steffel" seufzt. Die Hinauswürfe aus den Wirtschaften mehren sich mit der fortschreitenden Stunde. Die Alkoholisierten sind eigentlich noch die sanftesten Exzedenten. Sie schlafen ihren Rausch im Arrest aus und gehen am Morgen ernüchtert ihrer Beschäftigung nach. Während die Lichter des Ringelspieles sich drehen und lautes Jauchzen und Lachen ertönt, fährt mit schrillem Pfiffe die Rettungsgesellschaft vorbei. „Drah' ma um ub drah' ma auf" — wer wird sich in der gehobenen Sonntagsstimmung um solche Kleinigkeiten kümmern! Die verbotenen „Wetten in sich" werden an den Renntagen auch auf dem Zwanzig-Kreuzer-Platz gemacht. Diese wilden Buchmacher mit ihren Aufschreibern und sonstigen Helfern, meist halbwüchsigen Burschen, stellen kein kleines Kontingent zu den polizeilichen Vorführungen. Sie lassen, um sich nicht durch Ausgabe von Tickets auffällig zu machen, die Wettenden und die Einsätze von zwanzig Heller aufwärts von ihren Komplizen notieren. Sie liquidieren die Gewinnquoten, solange sie ihren Gewinn dabei haben. Sie siegen immer, wie sie wollen, und geht es schief, so sind sie ihren verdutzten Kundschaften voraus. Es sind Individuen darunter, die territorial von weit mehr als allen Rennplätzen ausgewiesen sind; Oesterreich-Ungarn ist ihnen verboten.

Die leichten Reizungen im Wurstelprater sind überwunden. Immer machen es die großen Aktualitäten. Die Dame ohne Unterleib hat geheiratet und der Taucher im Maischbottich ist zum früheren Berufe des Zimmerputzers zurückgekehrt. Die Kriegsfackel war anno 1904 zwischen Eisvogel und Calafati entbrannt. Russen und Japaner schlugen aufeinander, wie hinterwärts in Ostasien. Die Waffen hoch und es lebe der Krieg! riefen die Praterleute, denn sie lebten vom Krieg, wie ihnen jetzt die Kinematographen alle Sensationen des Tages tausendfach verzinsen. Aber die großen und kleinen Kinder sind geblieben bis auf unsere Tage. Und im Hasten und Drängen werden die Kleinen von der führenden Hand gerissen und verschwinden im Gewoge. „Wo ist denn's Kind?" Die Frage muß im Prater entstanden sein, wo die Polizeistation an Sonn- und Feiertagen überlaufen wird von Suchenden. Inzwischen „verhört" der gestrenge Herr Kommissär so ein aufgegriffenes Wiener Mädel. „Wie heißt du?" — „Resi." — „Wie heißt dein Vater?" — „Watta." — „Wie heißt deine Mutter?" — „Mutta." — Und da soll man intervenieren! Da soll man, und das mit der durch die Humanität gebotenen Beschleunigung, Kind und Eltern zusammenbringen! Das Kleine ist eingeschüchtert. Man versucht's mit Milch, mit Zuckerln sich sein schätzbares Vertrauen zu erwerben. Aber mit einer Entschlossenheit, die der Jungfrau von Orleans zur Ehre gereicht hätte, bleibt das süße Wiener Mädel dabei, daß sein Vater „Watta" und seine Mutter „Mutta" heißt. Eine Zirkulardepesche mit genauem Signalement des Kindes geht an alle Wachstuben Wiens ab, und so gelingt es, selbst an den Tagen mit dem stärksten Verkehr, wie es Kaisers Geburtstag bei gutem Wetter ist, oft schon in ein bis zwei Stunden den verzweifelten Eltern am anderen Ende Wiens Nachricht vom gefundenen Kinde zu geben. Die Eltern tummeln sich, es abzuholen und überfließen vor Dank und Rührung. Die kleine Wienerin aber hat sich inzwischen „eingewöhnt". Es gefällt ihr beim Herrn Kommissär und sie sagt zu ihm schon „du". Unter die Eltern, die nachfragen kommen, mengen sich in Gedanken mit strammen Dragonern stehen gebliebene Dienstmädchen, denen sonst nichts als das ihnen anvertraute Kind fehlt.

Nicht immer ist „Wo is denn's Kind?" eine Wiener Posse mit Pratermusik und fröhlichem Schluß. Alljährlich am Tage, der den Toten frei ist, wandert ein Wiener Vater zur stillen Donau und senkt einen eisernen Kranz dort hinab, wo sein vierjähriges und siebenjähriges Kind von der Donaunixe in die Tiefe gezogen wurden. Das ist der elegische Ton des Praters, dessen Himmel voll Walzergeigen hängt, der dem Wiener das höchste geblieben ist im Wandel der Zeiten:

Du guater Himmelvater,
Ich brauch' la Paradies,
Laß du mir nur mein' Prater,
Weil das der Himmel is.

—ld.

Hinweis auf:
Spitzen und Perlenbeutel: Verein zur Hebung der Spitzenindustrie.
Schönheitspflege: Hoflieferant M. E. Mayer
Frisuren: Neumann-Heeberger
Uhren: M. Herz & Sohn

Fremdenblat

lusen.

3

5

Sommersorgen . . .

Einsommern. — Licht und Luft. — Die Sommerfrische Wien. — Der stille Prater. — Naiver Humor.

Ja, damals, als es noch kleine mondaine Sorgen waren, die bereits im Mai die verschiedenen blonden und braunen Köpfe beschwerten, da war es für die Frauen nicht schwer den Sommer zu erwarten. Diese mondainen Sommergedanken umschlossen gewöhnlich Rohrplattenkoffer, Kleider, Hüte oder einen Schlafwagenplatz, um in ein recht entlegenes, kostspieliges Seebad zu gelangen. — War all dies besorgt, lebte man ruhig und sorgenlos in den Tag hinein. Diese Sommersorgen der Damen haben sich aber ganz erheblich geändert, die mondainste Frau hat ihre Gedanken jetzt nur mehr auf praktische Wirtschaftsdinge eingestellt. Wie und wo erhalte ich Eier? Wer verschafft mir Fett? Wo bekommt man Mehl, gibt es frisches Gemüse, nun und wie sie alle noch heißen, diese neckischen Rätsellösungen.

Ist man dann über die Küchenfragen, die meist nicht zu beantworten sind, hinaus, kommt eine neue Wirtschaftssorge dran — das „Einsommern". Und siehe da, das intensive Nachdenken in Wirtschaftsdingen brachte es mit sich, daß man zu folgendem Schluß gekommen ist. Das Einsommern der schwersten Teppiche und Vorhänge geschieht jetzt im Hause selbst, da die verschiedenen diesbezüglichen Institutionen aus Kriegsgründen mit den Preisen enorm in die Höhe gingen. Rezept dazu: Peinliche Reinigung der Gegenstände, dann reichlich mit Naphtalin, gewöhnlichem Tabak überstreuen, in Terpentin getränkte Zeitungsblätter, die möglichst nach Druckerschwärze „duften", darüber legen und in Leinentücher zusammenrollen. In ein verdunkeltes, verschlossenes Zimmer befördern und sich bis in den Spätherbst nicht darum bekümmern. Dies Verfahren ist billiger und ebenso verläßlich wie die Einsommerung außer Haus, und somit wäre man eine der lästigsten Sommersorgen los. Die Wiener Wohnung, die man heuer meist auch in der Ferienzeit bewohnen wird, soll nach dem Prinzip „Licht und Luft" von allem Ballast befreit werden, alle Nippes werden für den Sommerschlaf hergerichtet und in die Vitrine gesperrt, die blumigen Ueberzüge hervorgeholt, über Divan und Lehnstühle gezogen, Blumen auf den Tisch gestellt und so der Sommer erwartet. Aber mit diesen rein hauswirtschaftlichen Notwendigkeiten ist noch nicht alles getan; was — so lautet die bange Frage — geschieht in freien Sommerstunden in der „Sommerfrische Wien"? Ein wenig Luft und Abwechslung ist dringend nötig! Abends zum Beispiel nach Rodaun zu fahren, nach der Rohrerhütte, zum Radetzky, Roten Stadl, oder wie sie sonst noch alle heißen, die schönen Sommerabend-Ausflüge, das ist durch die neue Verordnung oder durch Affichen der betreffenden Gasthäuser unmöglich gemacht. Denn hier gibt es zum Beispiel „Speisen nur für dort Wohnende", dort hört der Weg ins Vergnügen beim Ende des Stadtbildes auf — da Taxameter und Wagen nur zum Gebrauch innerhalb der Stadt erlaubt sind und zu diesen idyllischen Platzerln meist keine Elektrische fährt. Kurz, es ist ziemlich schwierig, sich Wien als Sommerfrische zurecht zu legen.

Und doch, es geht, man muß nur die richtigen Plätze zur rechten Zeit mit möglichen Verbindungen herausfuchen. Hat man tagsüber eine Stunde Zeit, dann sucht man unsere herrlich schönen Parkanlagen auf — vor allem den herrlichsten Park — in 20 Minuten vom Herzen der Stadt aus zu erreichen — Schönbrunn, mit seinen zierlich gestutzten Alleen und den märchenhaften Steingruppen, wo es Sonne in Fülle gibt und so viele ruhige, schattige Plätzchen. Oder der Schwarzenbergpark, mitten in der Stadt, der Wertheimsteingarten, in den die liebliche Wiener Bergkette taufrisch

Die Zeit 21. IV. 1916

124

Wiener Neuigkeiten.

Die Bratwurst.

Von F. St. Gunther.

Ja — „draußten!" Ja — „draußten!" Das ist freilich was anderes als wie bei uns herin! Ein himmelweiter Unterschied ist das! Dorten haben sie eine Einsicht und eine Umsicht und eine Voraussicht und eine strenge Einteilung — kurz, dort haben sie einen Ernst! Aber bei uns... O, du mein Gott... Unsere amtlichen Einrichtungen und öffentlichen Vorkehrungen... Na, reden wir lieber gar nicht davon...

Sie reden aber doch immer wieder davon, die gewissen Mitbürger und Zeitgenossen, von denen sicherlich jeder meiner sehr geschätzten Leser ein paar nennen könnte. Ich aber habe einen guten Bekannten — man gestatte mir, ihn Wirmann zu taufen, obschon er in Wirklichkeit ein bißchen anders heißt — einen Bekannten also, der die in jenen Worten und Sätzen ausgedrückte Ansicht geradezu zu seiner Lebens- und Weltanschauung und sich zu deren unermüdlichem Verkünder gemacht hat.

Oft und oft bekam ich sie seit Beginn des Weltkrieges in allen möglichen Abwandlungen und Abstufungen aus seinem Munde zu hören. So oft, daß ich sie längst auswendig kann; so oft, daß ich ihrer endlich ein klein wenig überdrüssig wurde; und daß ich es nicht allzu schmerzlich empfand, als eines Tages Herr Wirmann aus meinem Gesichtskreis entschwand und einige Tage lang nicht mehr in diesem auftauchte.

Neulich aber, als ich ins Kaffeehaus kam, sah ich ihn wieder an seinem gewohnten Platz sitzen, so hingebungsvoll ins Zeitunglesen vertieft, als ob er von niemandem darin gestört zu werden wünschte. Aber dieses Mal nahm ich auf seinen Wunsch keine Rücksicht, sondern trat auf ihn zu mit der Erkundigung:

„Wo war'n Sie denn gestern und vorgestern und vorvorgestern, Herr von Wirmann? War'n Sie etwa krank?"

Er legte die Zeitung nicht ohne Widerstreben aus der Hand:

„O nein. Verreist war ich... Ja, verreist. Eine dringende Geschäftsreise ins Reich hinaus."

„Ins Reich?" rief ich entzückt, indem ich mich ihm gegenüber niederließ. „Sie Glückspilz! Da müssen Sie ja viel Schönes und Gutes gesehen und erlebt haben! Erzähl'n Sie mir doch was, bitte — wie schaut's denn draußen aus?"

„Mein Gott... Wie soll's denn ausschau'n?" versetzte er achselzuckend und vieldeutig.

Aber ich ließ nicht locker:

„Waren Sie in Bayern? Oder in Sachsen?"

„In Berlin hauptsächlich."

„Ah, bravo, bravo! Darum beneid' ich Sie... Aber warum lachen Sie denn, Herr von Wirmann?"

Er hatte tatsächlich gelächelt, ein wenig bitter und spöttisch, wie mir deuchte.

„Mir is halt g'rad was eing'fallen," antwortete er.

„Ein Berliner Erlebnis? Bitte, bitte, erzähl'n Sie mir das, das interessiert mich ungeheuer!"

„Alsdann gut," sagte er. „Alsdann hör'n S' zu. Alsdann ich bin im Hotel Kurfürstenhut ab'gstiegen. Alsdann wie ich mich auf die Nacht in den Speisesaal setz', mit einem Mordstrumm-hunger, und mir die Speiskarten geben laß, so seh' ich darauf zuerst nichts als wie lauter Fischgerichte."

„Fischgerichte?"

„Ja. Sieben oder acht Seefische."

„Aha! Es war fleischloser Tag!" unterbrach ich ihn verstehend.

„Ja. So ein fleischloser Tag. Jetzt vertrag' ich aber, wie ich Ihnen vielleicht schon g'sagt hab', keine Seefisch. Absolut vertrag' ich die nicht. Alsdann such' ich weiter — und find' richtig ganz unten auf der Speiskarten noch was, was ich für mein Leben gern iß — eine Bratwurst mit Kraut."

---

nehmend, erhob, holte Steininger zum ersten, vernichtenden Schlage aus.

„Wenn es Ihnen paßt, lieber Freund, möchte ich gern morgen früh meine Rechnung mit Ihnen ordnen. Ich werde vermutlich in kürzester Zeit abreisen, und will doch vorher wissen, wie meine Angelegenheiten eigentlich stehen. Gute Nacht!"

Gerhard verließ wankenden Schrittes das Haus, denn er fühlte, daß er zugrunde gerichtet sei.

Natürlich hatte er gewußt, daß früher oder später diese Stunde schlagen werde, aber es verdroß ihn am allermeisten, daß Steininger mit teuflischer Berechnung so laut gesprochen hatte, daß ein halbes Dutzend Leute seine Worte hörten, und er fühlte, mehr noch als er sah, daß mitleidige Blicke sich auf ihn richteten. Doch von all jenen, die Mitleid hegten, würde sicherlich kein einziger bereit gewesen sein, ihm hilfreiche Hand zu bieten. Abgesehen von seiner Schuld an Capri, hatte er aber noch so manche namhafte Rechnung zu begleichen. Er befand sich in einer verteufelten Klemme und war sicherlich nicht der erste junge Mann, den Steininger zugrunde gerichtet hatte.

Schwankenden Schrittes begab er sich nach seiner Wohnung, erschöpft durch seelische Konflikte, aufgeregt durch den Genuß von zu viel alkoholischen Getränken. Die Worte Steiningers hatten ihn zwar einigermaßen ernüchtert, aber eben deshalb konnte er sich die Tatsache nicht verhehlen, daß er in einer fürchterlichen, unangenehmen Lage sei.

Zu Hause angelangt, fand er einen inzwischen eingetroffenen Brief, der die Mitteilung enthielt, daß sein Vater schwer erkrankt sei und er sich alsogleich nach Hause begeben möge. Der junge Mann stöhnte laut auf in unaufhaltsamem Weh.

(Fortsetzung folgt.)

Amtsblatt der Stadt Wien
26./V. 1916

26

127

Der Gedenktag der Schlacht bei Aspern.

In Anwesenheit zahlreicher militärischer und kommunaler Würdenträger fand am Montag den 22. Mai 1916 im Bezirksteile Aspern des XXI. Bezirkes die Gedenkfeier der Schlacht bei Aspern statt.

Die Feier wurde eingeleitet mit einer Messe, welche der Pfarrer von Aspern Hochwürden Jeglinger unter freiem Himmel las, worauf ein Vaterunser für die in Aspern gefallenen Helden gebetet wurde. Die Festgäste nahmen dann vor dem „Löwen von Aspern" Aufstellung und nachdem auf demselben Lorbeerkränze niedergelegt worden waren, hielt der Kommandant des Invalidenhauses Feldmarschalleutnant v. Trexler eine Ansprache, in welcher er darauf hinwies, daß die heutige Feier einer der glorreichsten Waffentaten unserer Armee gelte. Er schilderte dann eingehend die Kämpfe am 21. und 22. Mai 1809 und schloß mit einem begeistert aufgenommenen Hoch auf den Kaiser, worauf die Volkshymne gesungen wurde.

Vize-Bürgermeister Franz Hoß, der hierauf das Wort ergriff, entschuldigte zunächst das Fernbleiben des Bürgermeisters und fuhr dann fort:

„Nach frommer Stiftung wird alljährlich hier an geweihter Stätte eine Messe gelesen, zum Gedenken an die unsterblichen Helden, welche in großer Zeit ihr Leben für das Vaterland geopfert haben. Ernst und feierlich mahnten uns auch heute die Glocken der Kirche zum Gebete für die Gefallenen. Aber an jenem Tage, an welchem der Heldentod so reichliche Beute fand, da klangen sie lauter und schneller, sie riefen die Kämpfer zum Sturm. Und so manche Mutter hatte ihren Sohn zum letztenmal gesehen, als er auszog, für des Vaterlandes Ehre und Freiheit zu kämpfen, so mancher brave Landwehrmann richtete sterbend seine Blicke über den Strom zur Stadt, wo Weib und Kinder dem Donner der Geschütze ängstlich lauschten, und so manche Braut weinte verlassen dem jungen Glück nach, das in dem blutgetränkten Boden von Aspern für immer begraben wurde.

Aspern! Ein trauter Name jedem Wiener, jedem Österreicher! Wenn der Knabe den Heldengesängen der Vorzeit lauscht, dann lernt er singen den Ruhm von Aspern, wenn der Jüngling im Sturm und Drange voran, den leuchtenden Sternen der Ehre, der Freiheit und des Vaterlandes folgt, dann denkt er an Karl, den Helden von Aspern. Und weiter lebt die Heldentat von Aspern in der Brust der Männer und die Erinnerung ererbt sich fort von Geschlecht zu Geschlecht. So verleiht der blinkende Stern von Aspern dem Demantkranze unserer lieben Vindobona einen besonderen Glanz und als die alte Kaiserstadt sich verjüngte und so viele Gemeinden am linken Donauufer als ihre Kinder aufnahm, da mochte sie dieses Fleckchen Erde nicht missen und schloß auch das Heldenkind Aspern in die Arme.

Seit dieser Zeit feiert die Wiener Gemeindevertretung gemeinsam mit ihren Mitbürgern von Aspern dieses Maienfest, das der Königin der männlichen Tugenden gewidmet ist, der Tapferkeit, welche am herrlichsten gedeiht, wenn sie verbunden ist mit Fürstentreue und Heimatsliebe. Gleich unseren Vorfahren, deren Manen wir heute weihen, vereint auch uns alle die nie versiegende Liebe zu Kaiser und Vaterland und der ernste Wille, Gut und Blut für dieselben zu opfern. Es ist dies ein Einklang in unser aller Herzen, sowohl in den Herzen derer, welche daheim ihrem bürgerlichen Beruf nachgehen, als auch in den Herzen derer, welche an der Front Waffendienste leisten. Für unsere schlachtenerprobte Armee namentlich ist der Gedenktag von Aspern ein Ehrentag. Ihren herrlichen Traditionen ist unsere Armee in diesem fürchterlichen Weltkriege treu geblieben und hat Ruhmestaten vollbracht, die von keinem Lande und keinem Volke der Erde jemals übertroffen worden sind. Wir dürfen mit Stolz und Freude von ihr sagen, daß sich das immer glänzend bewahrheitet hat, was in unserer Volkshymne besungen wird: „Was des Bürgers Fleiß geschaffen, schütze treu des Kriegers Kraft." Und so bitte ich Sie, unserer Liebe und Dankbarkeit für unsere Armee Ausdruck zu geben, indem Sie mit mir einstimmen in den Ruf: Unsere ruhmvolle Armee, sie lebe hoch, hoch, hoch!"

Die Versammlung stimmte begeistert in die Hoch-Rufe ein.

Der Kommandant des Kriegerkorps Feldzeugmeister Exzellenz Wikullil dankte der Wiener Gemeindevertretung für die Veranstaltung der pietätvollen Feier und pries die Stadt Wien, welche nicht nur auf dem Gebiete der Fürsorge für die Soldaten und deren Angehörige Großartiges leistete, deren Bewohner mit Heldenmut und Hingebung alle Beschwerden, welche der Krieg mit sich bringt, ertragen. Er schloß mit einem Hoch auf die Stadt Wien.

Während der Feier sangen die Kinder unter der Leitung ihres Lehrers patriotische Lieder. Vize-Bürgermeister Hoß dankte schließlich dem Pfarrer für die Vornahme der heiligen Handlung, dem Lehrer und den Kindern für die Vorträge der schönen Lieder und allen Anwesenden für ihr Erscheinen bei der Gedenkfeier. Den Schluß bildete eine Defilierung des ausgerückten Kriegerkorps, welchem sich die Feuerwehr und die Schulkinder anschlossen.

Unter dem Galgen.

Von Benno Elkan.

In einem kleinen, ganz unorganisch zusammengebauten Städtchen Galiziens hielt ich nächtliche Wacht. Der Abend hatte längst das letzte Leben auf den Straßen verschlungen, und das Dunkel legte sich zäh und schwer über alles Bewegte und zerdrückte es. Noch war der Mond nicht aufgegangen; unnennbare Geräusche schwangen durch die Luft. Das fremde Land macht sich nie stärker fühlbar als in der Nacht. Wie anders Tracht und Sprache der Bewohner sind — am Tage tritt das Menschliche vermittelnd dazwischen. Nachts aber offenbart sich die fremde, die feindliche Seele des Landes. Unverhüllt durchzuckt die Luft der am Tage versteckte Haß, die Unsicherheit ergreift einen im Gefühl der von überall her sich rührenden, ungreifbaren Feindlichkeit. Von uns aber fällt das Tägliche, das All-Tägliche; unsere Seele ist empfindlicher und erwartet voll Grauen irgend ein Unerhörtes. Ganz still war es in der Wachtstube. Die Kerze brannte steif und ablehnend, wie wenn sie zu stolz wäre, Licht zu verbreiten, es genügte ihr, für sich zu leuchten. Sie hat nicht das plebejische Bestreben nach Wirkung, vornehm, ruhig und sensibel jedem Hauche, leuchtet sie milde und voll warmen Gehaltes. Ich sitze da und bin in merkwürdiger Spannung. Aus der Weite ertönen seltsam singende Stimmen. Auf ihren leise heranschwebenden Wellen werde ich des Irdischen entlastet und steige und sinke ohne eigenes Wollen. In den nächtlichen Zauber verwoben, bin ich ohne Atem, ohne Leben, in sanfter Schönheit erlöst von allem Uebel.

Da tasten wie unsichere Finger leise Geräusche heran, man weiß nicht, ob sie sind oder nicht sind. Wie Schritte in ungleichen, unruhigen Abständen, Stücke von Stimmen schwingen hindurch, immer aufregender, hastiger fallen einzelne Laute durch das Dunkel. Da tritt es in den Kreis der Sinne. Eine Anzahl Soldaten, Deutsche, und inmitten ein Kroat. Man macht bei mir Halt, schiebt den Kroat auf mich zu, bildet mit gespannten Gesichtern eine Reliefebene hinter ihm. Endlich bricht es aus mehreren Kehlen los: „Morgen wird einer gehängt!“, und aus dem Dunkel geistert mich das Weiße der Augen zuckend und erwartungsvoll an. Aber bevor ich etwas sagen kann, sprechen alle Stimmen durcheinander, auf mich, auf den Kroat, aneinander vorbei. Aus dem allen höre ich heraus, um was es sich eigentlich handelt. In Ruthene, bei dem deutsche Soldaten im Quartier lagen, hatte die Kosaken verständigt, und die Unsern waren nächtens überfallen worden; nun war er zum Galgen verurteilt. Was sie nur in der Kindheit schaudernd in ihrer Märchenphantasie gesehen hatten, hier sollte es Wirklichkeit werden, das Hängen eines Menschen. Und wie die verwirrende Nacht sie ergriff, wollten sie alle dabei sein. Sie waren vom blutigen Krieg noch nicht berührt, aber ihre zu tiefst verborgenen, frühen atavistischen Gelüste drangen jäh im Flackerlicht hervor zu diesem Abenteuer. Bei Tage mehr in scheuer Zurückhaltung, in ihrer beunruhigten Familienväter-eigenschaft, waren sie in dieser Stunde wie entfesselt.

Der Kroat, eine mittelalterliche Erscheinung, mit langem, seehundzahnartigen schwarzen Hängeschnurrbart, stemmt seine breiten Backen und die bucklige kleine Stirn dem Schwall entgegen. Was ist ihm ein Hängen! Hat er doch schon Dutzenden die Schlinge umgelegt und die Gerichteten teils hinuntergestoßen, teils fallen lassen, teils hochgezogen. An Bäumen im Walde und an der Landstraße, an Fensterkreuzen abgebrannter Villen und an sachgemäß gebauten Galgen auf dem Marktplatz galizischer Städte. Seine unheimlich flimmernden Augen sind mit Verachtung auf alle diese deutschen Bürger gesenkt, die eine einfache Hinrichtung so durcheinanderwirbelt, daß sie ihren Charakter — so wie er ihm bisher erschien — verändern kann. Eine gewisse Prüfung liegt zugleich in ihm, dem deutschen Zwitterproblem gegenüber, wie es wohl in der ganzen Welt herrscht, die nicht weiß, was sie aus dem seltsamen Zusammenwohnen von hartem Willen und grüblerischem Sinnen, aus wissenschaftlicher Exaktheit und mystischem Schweifen in unserem Wesen machen soll. Und die Unruhe, die ein nicht gelöstes Problem erzeugt, schuf uns ein Mißtrauen, das wir nie verstanden. Er wurde still, als er sah, wie sich diese Deutschen anboten, das Henkersamt zu versehen, daß sie nach den Wegen fragten, wie man dazu gelange.

Auch ich wurde still, verwirrt und verwundert über unbekannte Gründe in den Tiefen deutscher Seelen. Ich wußte es schon in dieser Stunde gewiß, daß langes Wachsen in Kultur und Gesittung so weit wesenbildend geworden war, daß sie morgen nicht ohne grauenvollen Abscheu hätten ausführen können, wozu sie sich jetzt drängten. Daß aber die gespensterhafte Stunde alte Erinnerungen, dunkel vergraben in den Tagen der Bauernkriege, ans Licht gezerrt hatte, die nun eine spukhafte Stunde der Auferstehung feierten und im unsicheren Bewußtsein ihrer Kurzlebigkeit doppelt gleißen und schimmern wollten. Ich kannte den anderen Vormittag im voraus.

Er brach nach unruhigen Träumen an. Schönes, gleichmäßig sonniges Wetter. Die ganze Kompanie, in der sich das Kommende herumgesprochen hatte, in unterirdischer Bewegung. Da entdeckt einer, daß man von einem Raum aus das frisch gezimmerte Gerüst sehen kann. Frivol, dennoch zaudernd schaut jeder hinaus und erschrickt im Innersten, obwohl nichts geschieht. Von den Helden der Nacht und ihren, aus dem Grauen stammenden Trieben war nichts mehr zu sehen. Ich gehe auf den Platz. Bei den letzten Häusern, die einen gutshofartigen Bau haben, erweitert sich die Straße zu einem länglichen Viereck. Die beiden kurzen Seiten nehmen die so malerischen galizischen Hütten ein, die mit warmen dichten Strohhüllen gedeckt, stets schön und machtvoll im Lande stehen, meist, wie auch hier, von herrlichen, hohen und reichen Weiden umstanden und überragt. Auf der anderen Langseite dehnt sich ein großer Bretterschuppen aus, unter der Russenherrschaft eine Stallung, jetzt leer gelassen. In der Mitte aber steht der Galgen, ein Pfosten mit beiderseits vorgestreckten Armen, die seitlich schräg abgestützt sind. Ein Strick hängt herab, eine bewegliche Stufentreppe befindet sich davor. Einfach, zweckmäßig und gräßlich.

Heischend steht der Galgen da, und aus gleichem, nur verschleiertem Zweck sammelt sich allmählich Volk. Langsam wie aus allen Ecken kriechend, erscheinen einzelne, die sich zu Gruppen zusammenballen und wieder voneinander ablösen. Alte, häßlich pergamentne Weiber mit straff angeklebten Kopftüchern, hassend wie Hexen. Ungarische, galizische, kroatische Soldaten, wilde Gesichter, knorrige Kerle. Dann deutsche Soldaten in aller Form, viel blond-blau und mit Befangenheit dem Ungewöhnlichen entgegengehend. Kamen jene zu einem Schauspiel, so diese getrieben von einer unbekannten knöchernen Hand. Dann ruthenische Bauern, in ihre härene Hülle, ihre dicken Mäntel und ihren Schmutz zurückgezogen, unerklärbar, unbestimmbar. Ihrer Gestalt, Züge, Haltung und Kleidung erinnert man sich, ihrer grobweißleinenen Röcke und spitzen Fellmützen. Ihres Blickes und ihrer Sprache nicht. Ganz besonders schöne Judenmädchen, zwölf bis sechzehn Jahre alt, sammeln sich, werfen unerhört bewußte Blicke aus wundervollen Augen, die die völlige Verwahrlosung ihres Anzuges vergessen machen. Ich spreche mit ihnen, eine seltene Sicherheit und eisige Ablehnung wechseln mit glühend angedeuteten Verheißungen. Aus solchem Stoff war Judith, war Salomeja, wie sie in Polen heißt. Alles Wirkliche, Lumpen und Schmutz fällt ab, sie erscheinen erblüht als Herrscherin, in der ganzen Fülle der Geschichte aller Länder und Zeiten. Die Hinrichtung lockt sie an, sie schnuppern die Totenluft. Inzwischen stehen sie schlank aufgerichtet in roten und blumigen Tüchern an den Balkenwänden verbrannter Hütten wie seltsame, gefährliche Blumen. Wenig Bürger, dagegen elegante junge Herren der Stadt und entzückende polnische Damen. Es ist wie ein Nachmittagstee. Man scherzt und macht sich den Hof mit halbunterdrückten Koseworten, Sonne, Krieg, Liebe, Galgen! Es zittert durcheinander.

Inzwischen schreitet die Zeit vor, man ißt Mitgebrachtes, bildet Gruppen-Unterhaltungen, die weit ab vom Sinn des Tages liegen. Oesterreichische Offiziere kommen und gehen, es wechseln Spannung, Langeweile und Ungeduld. Die Nervosität steigt. Schon heißt es, das Urteil würde heute noch über weitere Verräter gesprochen und sie sollten alle zusammen gerichtet werden. Da aber gärt und brodelt es vor Enttäuschung in dem giftigen Kessel dieser aus den seltsamsten Teilen zusammengebrauten Menge. Endlich, endlich nach unerträglich gewordener Stimmung ein Raunen und Rücken. Der Gleichschritt der Truppen! Ein Zug nähert sich, der dichte zähe Kreis öffnet eine Gasse, ungern, und herein strebt das Gericht. Voran deutsche Infanterie, dann Oesterreicher, die Offiziellen, der Verurteilte und wiederum Truppen. Sie schließen einen inneren Ring, die Hauptpersonen treten in die Mitte. Es beginnt die schauervolle Handlung.

So glaubt man, so erwartet, so befürchtet der Mensch, der zum ersten Male dergleichen erlebt. Nun aber kam die große Enttäuschung und die Erkenntnis. Denn nichts von Entsetzen, nicht von Grauen war bei der ganzen Szene. Banal und fast lächerlich eindruckslos, dies letzte Handeln und Leiden. Diesen Gegensatz und Zwiespalt darzustellen drängt es mich, und ihn zu erklären suche ich noch immer. Nach Eintritt der Hauptpersonen in den freien Ring, dessen Mitte der Galgen war, sah ich zum ersten Male von meinem erhöhten Standpunkt aus den Verurteilten. Ich weiß nicht, wie es kam, aber diesen Augenblick fürchtete ich am meisten. Den Menschen zu sehen, dessen naher Tod meinem unbedrohten Leben gegenüber stand. Aus dem Gewühl der vielen krabbelnden Dinge unter mir, aus dem Gewühl des unter das Menschsein Hinabgesunkenen trat wie leuchtend ein einziger Mensch vor. Er konzentrierte die Kraft der Tausende in sich, sog sie gierig auf und lebte sie aus tausend Poren. Wert oder Unwert mochte sein Leben sein — dies versank durchaus; aber heftig, jäh von ungeheurer Spannng emporgetrieben, schnellte der Begriff des Lebens mit ihm über tausend tote Kreaturen hoch empor, bis an mich diese Energiewelle heranschlug, und bis ins tiefe Innere packte, schüttelte, und ergriff. Dies Unerhörte erlebte ich in ergreifender Scham, daß ich hier dumm und sinnlos stehe, dort aber ein Mensch das Wahnsinnigste erlitt, die Todesangst. So fühlte, so sah ich die Abstände in dem Augenblick dieses Zusammenstoßes. Ich glaubte, es begänne, wenigstens für mich, eine gräßliche Steigerung. Nichts aber folgte, es blieb dies der einzige Höhepunkt.

Nun sah ich ihn an. Ein alter Bauer mit weitem,

Neues Wiener Tagblatt
28. IV. 1916
133

Der sechste Sinn.

Wiederholt ist im Verlaufe der letzten Jahre von einem „sechsten Sinn" gesprochen worden, und immer hat sein Begriff in jene nebulosen Gebiete des Transzendentalen hinübergelangt, aus dem uns hin und wieder der schwankende Schimmer eines Odlichtes, ein magnetisches oder elektrisches Fluidum oder irgendeine andre für uns noch unfaßbare Emanation erreicht. Unter allen Umständen aber ist das, was man unter einem „sechsten Sinn" verstehen mochte, etwas derzeit noch Uebersinnliches, Abstraktes gewesen, und es wird auch sicherlich wieder der Moment kommen, in dem man tastend in jene Regionen zurückfindet — zurückfinden muß.

Gegenwärtig jedoch hat sich der sogenannte „sechste Sinn" genau ins Gegenteil gewandelt: in etwas durchaus Konkretes. Er läßt uns Dinge bemerken und erkennen, an denen wir vor kurzem noch vorbeigeblickt haben, er gibt uns Vorstellungen, deren Interesse neu erwacht ist. Gedankenlos war man bisher zumeist, wenn man an Feldern und Wiesen vorbeiging. Nun hält man inne und fragt — ein bißchen beschämend ist es ja, daß so viele noch fragen müssen: Ist das Weizen oder Gerste? ... Wird da Korn oder Hafer gebaut? ... Ist das Zucker- oder Futterrübe? ...

Man erkundigt sich, wie der Kukuruz steht und wann der Buchweizen reift, jener zartrosa blühende, nach Honig duftende Heiden, der so charakteristisch ist für das Feldland der Südsteiermark und Kärntens. Und dann geht's weiter: Was wird aus diesem Mehl gemacht? ... Durch grünes Waldrevier wandert man und betrachtet den Boden vom Standpunkt der Streu, auf dem man sonst nur nach Erdbeeren, nach Pilzen und Zyklamen suchte. Vom Kompost und von Jauche, von all diesen Realien, über die Stadtmenschen bisher die Nase rümpften, läßt man sich andächtig berichten. Und es tut sich weit und wundervoll belehrend das unabsehbar reiche Land der Naturwunder auf.... Merkwürdig, daß man nie daran gedacht hat, wie lange es dauert, bis eine Kuh kalbt oder bis es Ferkel im Schweinestall gibt. Man hat gehört, daß im Hühnerhof Futtermangel herrscht, und mit einemmal ärgert man sich darüber, daß so mancher Küchenabfall verlorengeht. Und da man erfahren hat, daß der Gastwirt im Hause eine kleine Wirtschaft auf dem Lande besitzt, schickt man jeglichen Speisenrest als Schweinetrank oder Hühnerfutter zu ihm hinunter. Denn der Abfall beim Salatputzen, beim Grünzeug oder Spargel, die Erdäpfelschalen und so vieles andre kommt den Tieren zugute. Geflügelknochen und das jetzt allerdings recht spärlich gewordene Fleischfett werden einem Hund behagen, Brosamen vom Tische dem Taubenvolk....

Daß nur nichts verlorengeht! Alles muß verwertet werden. Jede Materie ist nützlich, da es an sich oder in irgendeiner Unwertung — das ist die Erkenntnis, die der sechste, der konkrete Sinn erforscht. Man hat den vertretenen Gummiabsatz der Stiefel einfach weggeworfen; jetzt hebt man ihn für die Gummisammlung auf, genau so wie das ausgedehnte Strumpfband oder die brüchige Schwimmhaube, den rissig gewordenen Regenmantel und die Gummirohre oder Gummiansatzstücke ärztlicher Instrumente. Bubis geplatzter Spielball gelangt wieder zu Ansehen und wird vielleicht als Radreifen für ein Auto neu erstehen, und aus den vielen, vielen Stückchen Stanniol, die man von Seifen und Schokoladen gesammelt hat, wird eine Metallegierung werden.

Die Köchin ist stolz, daß man die von ihr aufbewahrten Flaschenkapseln und Tuben von Zahncremes und Sardellenpasten am Metalltage gern entgegengenommen hat, und sie sammelt weiter. Sie war sonst gar nicht fürs Sparen zu haben, aber jetzt hat sie selbst vorgeschlagen, daß man aus einem alten Frottierbadetuch Bodentücher fabriziert. Alte Zeitungen werden den „Dänischen Decken" geschickt, die bekanntlich im Feld und in Spitälern günstige Dienste tun. Gebrauchter Tee ergibt in großen Mengen noch immer einen kräftigenden Trunk und man bewahrt ihn sorgfältig auf. Aus Zigarren- und Zigarettenstummeln wird Rauchtabak geschnitten, und wenn der Laufteppich stellenweise auch schon recht strapaziert worden ist, die guterhaltenen Teile nützen noch im Schützengraben.

In der Küche selbst ist man in der Verwertung von Abfällen geradezu erfinderisch geworden. Fleischreste werden gehackt, und es entstehen Fleischknödel oder -tascherln daraus. Fleischfett wird ausgelassen und für Suppeneinbrenn und als Gemüsezusatz verwendet. Und daß die Industrie der Surrogate ungemein in Schwung gekommen ist, wer wüßte es nicht? Ein Pulver aus Kakaokernen gewonnen, ersetzt Schokolade, Pflanzenfette sind fast ebenso wertvoll als die tierische Fettsubstanz, und Fleischpulver, Kaffeeersatz wurden zu gangbaren Handelsartikeln. Ueberall wird ausgenützt, kondensiert, konzentriert und konserviert — eine ganze, weitverzweigte Wissenschaft ist das geworden. Komprimierte Nährwerte und komprimierte Energien. Auf dem kleinsten Raume die größtmöglichen Arbeitsleistungen — das gilt jetzt auch im Ernährungsproblem. Und all diese Ausnützungssysteme, all diese Verdichtungsverfahren und äußersten Verwertungsmöglichkeiten findet der sechste Sinn.

Ist es einem früher eingefallen, zu fragen: Woher kommt denn das Tuch dieses Anzuges? Oder: Ist die Seide der Bluse Inlandsprodukt? Ist das Papier österreichisches Erzeugnis? Nun forscht man danach. Man hat Nesseln gesammelt und hat Stoffe daraus gewoben, die sich vorzüglich bewähren, man dreht Papierstreifen zu Spagat, man hat die Fabrikation der Kunstseide erweitert, und schon will man ein Verfahren gefunden haben, das die Kokons kalt spinnt. Die Pecher gehen durch den Wald, um bei uns jene Harze zu gewinnen, die man früher aus dem Auslande bezog, und man hat sich ohne Murren alter Wollreste, getragener Kleider oder gebrauchter Vorhänge entledigt, um den Wollbeständen aufzuhelfen.

Wie eine fixe Idee — eine sehr glückliche fixe Idee — ist es für uns, daß man alles verwerten muß, daß es, wie im Haushalt der Natur, so auch in jenem der Menschen, nichts gibt, was verlorengehen darf. Und es ist klar, daß diese Idee zum Segen werden kann. Nicht nur in ihrem unmittelbaren Erfolge des Erhaltens, sondern auch in weiterem Ausblick, in den daraus hervorgehenden neuen Anregungen. Denn, wenn man verwerten will, so findet man auch immer wieder neue Verwertungsmöglichkeiten. In der Küche werden dadurch neue Speisen erdacht und in der Industrie neue Fabriken ins Leben gerufen, im Staate neue Handelsbeziehungen erschlossen. Man sagt jetzt nicht mehr ohne weiteres: „Ich würde das tun, wenn ...", und: „im Falle, daß ...", und: „es geht nicht, weil ..." Sondern man sieht: Das ist vorhanden, das sind die Prämissen, mit denen ich rechnen kann, und siehe da, vieles, was vor kurzem noch kaum möglich gewesen wäre, läßt sich vollführen.

Das Wort: „Das haben wir vom Krieg gelernt" ist sicherlich schon oft mißbraucht worden. Hier, in den neu geübten Ausnützungstheorien, scheint es aber wirklich am Platz. Wir müssen auf so manches verzichten, und diese negative Tatsache setzt sich in die positive um, die da heißt: Was können wir uns dafür verschaffen? Es wird interessant sein, dereinst in Friedenszeiten, wenn man auf diese Jahre des Weltenwirrsals zurückblickt, feststellen zu können, wie viele neue Fabrikationen und Verwertungsmöglichkeiten in dieser trüben Spanne Zeit gefunden worden sind. Dann wird die Hausfrau ihre neuen Speisen und der Staat seine neuen Fabriken zählen können, und auch der Landmann wird erfahren haben, wie er leichter und ergiebiger sein Feld bestellt — nicht nur im Kriege, sondern auf dem dann tausendmal heißer gesegneten Boden des Friedens.

Es werden Lehren sein, die der „sechste Sinn", der Sinn für das unmittelbar Praktische und Konkrete, uns vermittelt hat.

Helene Tuschak

Verse zu sich nahm. Selbst [illegible]

Der häusliche Mann.

(Original-Feuilleton des „Neues Pester Journal".)

Seit jeher habe ich den Standpunkt vertreten, daß der Mann ins Haus gehört. Hier ist der richtige Rahmen für seine Begabung, der Boden, auf dem seine schönsten Tugenden zur hellen Blüthe reifen können. Und der Krieg hat meiner Ansicht, mit der ich sicher nie allein stand, zum Sieg verholfen. Allüberall sehen wir ein ebenso neues als reizendes Phänomen in der guten Gesellschaft: der häusliche Mann.

Bisher sprachen alle meine Bekannten männlichen Geschlechts, soweit sie gebildet waren, vom Tarock, bei geringerem Bildungsgrad von Goethe oder Romain Roland. Das ist anders geworden. Natürlich spielen sie immer noch Tarock und lesen noch immer nie Goethe, aber sie haben alle nur ein Gesprächsthema im Salon: die Wirthschaft. Sie entwickeln die allerinteressantesten Theorien über die Verwendung des Rüttelkrauts bei der Brotbereitung, sie machen leidenschaftlich Propaganda für Einbrenn ohne Fett und Mehl, und berechnen, falls sie unrettbar wissenschaftlich veranlagt sind, den Stärkegehalt von Kohl, Rüben und Stearinkerzen. Jeder von ihnen nimmt zu Besuchen den „Angenehmen Kriegsgesellschafter in der Westentasche" mit, in dem genau aufgezeichnet ist, wieviel Fett eine Gans von drei, vier und sechs Kilogramm ergibt und wie die Einbrenn für panirte Schnitzel bereitet wird. So ist er doch sicher, seine Tischdame gut zu unterhalten!

Doch genügt die theoretische Behandlung dem ehrgeizigen Geschlecht selbstverständlich auf die Dauer nicht. Der Mann will bekanntlich hinaus ins feindliche Leben, das heißt in diesem Fall, er will den Geschäftsverkehr mit Grünzeughändlerinen, Fleischhauern, Milchweibern persönlich leiten und einmal selbst sozusagen an der Wellenseite der Hauswirthschaft stehen. Den Anfang der Sparsamkeitsbestrebungen bildet, wie immer bei Männern, eine Ausgabe: die Beschaffung der standesgemäßen Ausrüstung. Unerläßlich ist dabei nur die Aktentasche. Sie muß unendlich würdig und gebildet aussehen, stets so, als ahnte sie nicht einmal in ihren wirrsten Träumen, was ein Kalbsbraten ist und wüßte nur von Schriften, Dokumenten und Staatspapieren.

So ausgestattet und mit einer Unzahl von guten Rathschlägen versehen, begibt sich der Herr Doktor auf den Markt. Leider ist in seinem Innern die Vorspiegelung der Aktentasche traurige Wahrheit; sein unschuldiges Gemüth birgt nicht die leiseste Ahnung, wie ein Kalbsbraten aussieht. Doch Gott verläßt die Seinen nicht und so leitet ein untrüglicher Instinkt den wackeren Hausmann, den Kalbsbraten weder bei den Mehlhändlern, noch bei den Grünwaaren zu suchen. Möglich, daß das kein reines Wunder ist, sondern in der wissenschaftlichen Vorbildung seine Ursache hat. Jedenfalls reicht die übernatürliche Hilfe nicht weiter als bis zum ersten Fleischverkaufstand, wo der Tapfere die Aktentasche weit aufsperrt und, auf das schönste, allerrötheste Rindfleisch weisend, die resolute Dame, welche dort die Wache hält, treuherzig fragt, wieviel dieser Kalbsbraten kostet. Die gute Frau wundert sich schon lange über nichts mehr, wenn Herren mit Zwicker und Aktentasche kommen, läßt ihn ohneweiters zum Professor vorrücken und packt ihm, ehe er weiß, wie ihm geschieht, den sehnigsten, knochenreichsten Kalbsbraten in die Tasche, den sie in der Eile ausfindig machen kann, und befiehlt ihn mit sehr vielen Worten Gottes Schutz, worauf sich der Herr mit der quälenden Unsicherheit im Herzen zurückzieht, ob es ein Kalb ist, das seinen Sonntagsbraten geliefert hat, ein Biber, ein Känguruh oder ein Rennthier. Nach einer Weile kehrt er zurück, stellt nach dem Tarif fest, daß er um drei Kronen und achtzehn Heller übervortheilt wurde und richtet nur die bescheidene Frage an die Allgewaltige, „wieviel Perzent des Bratens die Knochen betragen", womit er zwar abgewiesen wird, dafür aber — ganz außertourlich — zum Hofrath avancirt. Der Herr Hofrath verläßt verwirrt die Stätte seines Triumphes, beruhigt sich jedoch mit dem Gedanken, daß man ihm nichts beweisen kann und es ihm freisteht, so viel umgekehrtes „Körbelgeld zu machen", als er nur will.

Also plätschert er im Strome fröhlich weiter, verlangt vom Grünwaarenhändler Reis und Kaffee, weil das Vegetabilien sind, wie er dem ehrenwerthen alten Slovaken beweist, der ihm nicht widerspricht, weil er kein Wort versteht, erringt achtzehn Büschel Salat, die nach seiner Ansicht zu einer Mahlzeit für drei Personen knapp reichen, und ersteht eine größere Menge gelber Rüben, die ihm als besonderer Gelegenheitskauf erscheinen. Sie sind nämlich so groß und solid, trotzdem aber sonderbarerweise viel billiger als die kleinen, zarten. Der Herr Doktor lacht sich ins Fäustchen, wie er die dummen Verkäufer da zum Besten hat. Er notirt sich den Vorfall, damit er nur ja nicht vergißt, Abends bei seinen Freunden davon zu erzählen, obzwar die Sorge eigentlich gering ist. Viel größer ist schon die Sorge mit der Butter. Der tapfere Ritter hat sich nämlich anheischig gemacht, dieses wichtige Nahrungsmittel nicht über dem behördlich festgesetzten Höchstpreis zu beschaffen. Nach mehreren vergeblichen Versuchen findet er endlich eine Bude, in der wenig Leute stehen und die Verkäuferin Zeit hat, seinen Auseinandersetzungen

Die heutige Nummer umfaßt 16 Seiten.

Neues Pester Journal
30. IV. 1916
138

Neue Freie Presse
5./II. 1916
146

Sprengungen des Feindes südöstlich von Neuville-St. Vaast waren wirkungslos.

Auf dem linken Maasufer wurde ein schwächlicher feindlicher Angriff westlich der Höhe 304 leicht zurückgewiesen; ein Maschinengewehr ist von uns erbeutet.

Auf dem Ostufer sind die harten Kämpfe zwischen Caillettewald und Damloup weiter günstig für uns fortgeschritten; es wurden gestern über 500 Franzosen, darunter 3 Offiziere, gefangengenommen und 4 Maschinengewehre erbeutet.

Mehrere feindliche Gasangriffe westlich von Markirch blieben ohne die geringste Wirkung.

Bombenwürfe feindlicher Flieger töteten in Flandern mehrere Belgier. Militärischer Schaden entstand nicht. Bei Houlebeke wurde ein englisches Flugzeug von Abwehrkanonen abgeschossen.

Oestlicher und Balkankriegsschauplatz.

Es hat sich nichts von Bedeutung ereignet.

Oberste Heeresleitung.“

England überhaupt einen zureichenden Grund hatte, sich mit Deutschland in einen Streit auf Tod und Leben einzulassen, wird erst jetzt aufgeworfen werden. Die Engländer haben diesen Kampf für ungefährlich gehalten und sich daher mit der Vertiefung in seine Ursachen keine besondere Mühe gegeben. Belgien, die Menschlichkeit, der Schutz kleiner Staaten, diese Redensarten sind auch in London nach den Vorgängen in Griechenland, nach dem Angriffsplane auf Holland und nach manchen anderen Ereignissen so wenig ernst genommen worden wie der Plan zur Vernichtung des Militarismus, der mit dessen Ausbreitung geendet hat.

Jetzt wird sich England fragen müssen, ob es durch die starken Verluste seiner Flotte und durch die Verringerung ihrer Angriffsfähigkeit nicht Möglichkeiten heraufbeschwört, welche seine Weltstellung bedrohen. Es gibt neben der deutschen auch noch andere große Flotten, wie die amerikanische und die japanische. Nach dem Abschlusse des Friedens werden in Ostasien, wo England seinen Einfluß ohnehin schon dem wahnwitzigen Hasse gegen Deutschland geopfert hat, Angelegenheiten zu ordnen

schon das Bekenntnis von der Ueberlegenheit des deutschen Sicherheitsdienstes zur See und von dem Erfolge der gegnerischen Flotte nicht mehr verheimlichen.

Die Entente muß bitter enttäuscht sein. Von der englischen Regierung diplomatisch geführt und in den Krieg förmlich hineingelockt, ist die unzureichende militärische Leistung zu Land und zur See im Gegensatze zu den britischen Ansprüchen. Drei Schlachten sind jetzt im Gange. Wie es an der Grenze von Tirol zugeht, ergibt sich schon aus der gestern veröffentlichten Ziffer der italienischen Gefangenen. Auch der Druck der deutschen Armee bei Verdun wird immer stärker. Der russische Angriff in Wolhynien und an der Grenze von Beßarabien findet eine wohlvorbereitete, in vielen Schlachten bewährte Armee. Wenn vom russischen Trommelfeuer, von diesem Geschenke an Italien, abgesehen wird, werden die Kriegsereignisse von den Mittelmächten und nicht von der Entente bestimmt. Im dreiundzwanzigsten Monate des Krieges zeigen die Mittelmächte eine Kraft des Willens und einen militärischen Schwung, der die Entente nachdenklich stimmen muß.

Feuilleton.

Ein Besuch am Grabe Torresanis.

Ein Gedenkblatt aus der Kriegszeit

von **Theodor v. Sosnosky.**

(Vom Kriegspressequartier genehmigt.)

Als ich wußte, daß ich auf meinen Tiroler Frontfahrten auch nach Arco und Riva kommen würde, da war ich entschlossen, auch das Grab Torresanis zu besuchen, der in Torbole beerdigt liegt. Das heißt: so weit es auf mich ankam, denn da Torbole schon an der äußersten Peripherie unserer Front liegt, so war es immerhin denkbar, daß die Verwirklichung meiner Absicht auf Schwierigkeiten stieß. Ich hoffte jedoch, das werde nicht der Fall sein. . . .

Schon die Ankunft in Arco erinnerte mich lebhaft an Torresani: Es war beinahe vor zehn Jahren, als ich zum erstenmal nach Arco kam, und zwar hatte mein Besuch damals in erster Linie meinem intimsten Jugendfreunde gegolten, der dort das St. Pancratius-Sanatorium leitete. (Da seine Persönlichkeit und sein Name über ärztliche Kreise hinaus noch manchem Wiener in Erinnerung sein dürfte — er war zuerst Assistent bei Professor v. Schrötter, dann Universitätsdozent und Direktor der Heilanstalt Alland — so will ich ihn hier auch nennen: Dr. Alexander Ritter v. Weismayr).

Von Arco aus gedachte ich dann einen Abstecher nach Torbole zu machen, wo Torresani wohnte, und zwar wollte ich ihn überraschen. Er stand damals — April 1906 — nämlich gerade vor seinem 60. Geburtstage, der sehr festlich begangen werden sollte, und da wollte ich unversehens unter den Gratulanten erscheinen. Aber wie es schon zu gehen pflegt, sollte diese Absicht zu Wasser werden. Torresani war zufällig gerade am Tage meiner Ankunft in Arco ebendahin gekommen, um dort einen Besuch zu machen, und begegnete meinem Jugendfreunde, der sich auf dem Wege zum Bahnhofe befand, um mich abzuholen. Da dieser von meiner Ueberraschungsabsicht nichts wußte, machte er aus seinem Vorhaben natürlich kein Hehl, und Torresani, impulsiv wie er war, schloß sich ihm gleich an. Ich war daher nicht wenig

Neues Wiener Tagblatt 10./VI.1916

151

Soldatenausspeisung im Prater.

Zur Mittagstunde im „Winzerhaus".

Jede Stadt trägt heute ihr kriegerisches Gepräge — jede einzelne hat eine große Zahl von Gebäuden, die früher der Kunst, der Wissenschaft, der Repräsentation oder auch nur dem Vergnügen gedient, zur militärischen Einquartierung freigegeben, und an vielen, vielen von ihnen weht die Flagge mit dem roten Kreuz aus den Fenstern. In Großstädten verliert sich diese Erscheinung ja ein wenig im großen Gesamtbilde, aber die kleinen Städtchen erhalten durch sie eine ganz markante neue Note aufgedrückt.

Eine eigene kleine Stadt ist ja auch unser Prater, mit seinen eigenartigen Gassen und Gäßchen, seinen Häusern — eine kleine Welt für sich, mitten im Grünen, dem Vergnügungstrubel gewidmet. Und auch diese Stadt hat heute ihr feldgraues Gepräge, in ganz besonders hohem Maße sogar; und das nicht nur in den Nachmittags- und Abendstunden, wo die Urlauber hier flanieren und sich amüsieren, auch dauernde Einquartierung hat der Prater bekommen. Manches Praterwirtshaus hat seinen großen Gast- oder Tanzsaal in eine Soldatenschlafstätte verwandelt, in der, eng aneinander gerückt, Lager neben Lager steht, und fast ein jedes hat die Ausspeisung von Soldaten übernommen, deren Quartiere einer Küche entbehren.

Auch das „Winzerhaus" hat seine feldgrauen Mittagsgäste. Punkt zwölf kommen sie gewöhnlich herangezogen — in langem Trupp, unter den Klängen eines der lieben, trauten Marschlieder, die wir schon vergessen hatten und die heute wieder so ganz zu uns gehören und zu der Stimmung, die uns beherrscht. Aus den Fenstern des Winzerhauses wird eifrig nach ihnen Ausschau gehalten. „Sind sie's schon? Sind es schon unsre?"

„Papa Blasel" ist da, der allmittäglich den feldgrauen Gästen im Hause seines Sohnes die Honneurs macht. Ganz wunderbar, wie frisch und aufrecht der alte Herr sich erhält. Auch ihm hat das Kriegsjahr manche bittere Qual gebracht, es hat ihn dort getroffen, wo er am verwundbarsten ist — in seinem weichen, unendlich guten Herzen, indem es ihm den Sohn nahm, der im Felde fiel. Seit Monaten bangt er um den zweiten, und in Kürze wird auch der dritte hinausziehen. Aber er ist aufrecht und fröhlich geblieben — wohl um den geliebten Nächsten über das Schwere hinwegzuhelfen. Künstlertum und Wienerblut — die Mischung ist gut und bewährt sich in der Prüfung jeder Not.

In Feldgrau steht auch der Enkel neben ihm, der, gleich dem Vater, seit bald zwei Jahren als Kriegsfreiwilliger „mit dabei" ist und nun zum drittenmal ins Feld geht. Nur die Damen des Hauses haben keine Zeit, am Fenster Ausschau zu halten, die stehen in der Küche und bei der Anrichte und haben alle Hände voll zu tun, die Mahlzeit für die Ankömmlinge vorzubereiten.

Die scheinen schon recht hungrig und erwartungsfreudig zu sein. Das Lied verstummt mit einem Schlage, wenn sie das Haus aus dem Grünen auftauchen sehen, der Marschschritt wird zum langen Laufschritt, die Reihen lösen sich auf. Die „Chargen" verstehen es aber natürlich, in die ungeduldige Gesellschaft wieder Ruhe zu bringen. Im Garten wird Aufstellung genommen, und jeder wird mit der Speisemarke beteilt. Dann wird langsam vorgerückt — zu je zehn und zehn. Am Eingang zum langen Korridor, der um den Küchenraum herumführt, muß die Speisemarke wieder abgegeben werden.

Vor der Küche stehen drei Chargen, die die Austeilung vornehmen. Vor dem Riesentopf mit Suppe der eine, der zweite schöpft Sauce und Zuspeise in die Menageschalendeckel, der dritte verteilt die Fleischportionen. Eins — zwei — drei — das geht prompt und ohne Aufenthalt. Nur manchmal, wenn einer sich mit seinem Menageschalendeckel um den Gemüsetopf herumdrückt, gibt's ein gelindes Donnerwetter vom Herrn Gefreiten: „Da will schon wieder einer vom Sacher an Extrawurst, was? Hab' i gern, solche Tachenierer." Mit mehr Rücksicht werden die Spezialwünsche in bezug auf das Fleisch entgegengenommen. „Recht fett," möcht der eine, und „bitt' schön, ganz mager," der andre. Merkwürdig genug, sind's immer die mageren Burschen, die eine Abneigung gegen alles Fette haben. Wo mag da wohl Ursache und Wirkung liegen? — Flink und geschickt wissen manche ihr Mahl einzuholen und weiterzugehen, und mancher Ungeschickte verursacht einen Aufenthalt, der von den ungeduldig Nachdrängenden unmutig vermerkt wird. Aengstlich balanciert ein Muttersöhnchen die Menageschale vor sich hin, die ein wenig — allzu gut gemeint — übervoll geschöpft wurde, und läßt richtig einen Teil des Inhalts sich auf den Anrichttisch ergießen. „Is net ewig schad' drum," ruft empört ein volkswirtschaftlich Angehauchter, und von andrer Seite ergeht an den Unglückswurm die freundliche Aufforderung: „Jetzt könntest vielleicht glei den Tisch abschlecken ..."

Aber trotz aller kleinen Aufenthalte geht die Austeilung glatt und in unglaublich kurzer Zeit vor sich. Der große Gartensaal füllt sich mit der lärmenden, lustigen Gesellschaft. Auch am Chargentisch und am „Kanzleitisch" wird schon eifrig getafelt. In anderthalb Stunden ist alles vorbei, die Aufwaschfrau, die im Garten vor den großen Waschtrögen steht, reinigt die Menageschalen, nach Abzug der ganzen Gesellschaft geht's ans gründliche Reinmachen der Tische und Säle — und dann herrscht für eine kurze Weile wieder Stille.

Stille, die freilich der Hausfrau noch lange keine Ruhe bringt. Da steht der Fleischhacker und wartet auf seine Abrechnung, ein andrer Lieferant schleppt ein Riesenfaß voll Sauerkraut heran. Es müssen Abmachungen für die nächsten Lieferungen getroffen werden — welche Hausfrau könnte sich nicht vorstellen, mit welchen Schwierigkeiten heute die Frau zu kämpfen hat, die für so viele Menschen Küche und Keller versorgen muß! In der Küche beginnt man, für den Abendtisch der Privatgäste zu arbeiten, und ruft die Hausfrau um Rat und Hilfe, und am allerfrühesten Morgen, oft schon in den Nachtstunden, beginnt die Vorsorge für den Mittagtisch der Feldgrauen.

Seit fast zwei Jahren geht nun dieses Leben im Winzerhaus, tagaus, tagein, seit fast zwei Jahren hat Frau Dr. Blasel ihr Leben eingestellt auf die Sorge um die Mägen der Feldgrauen. Tagtäglich viele hundert Mann verköstigen (heute sind's noch immer 700, aber zuzeiten sind es auch schon weit mehr als 1200 gewesen), das Verrechnungswesen, die Sorge um die Approvisionierung ganz allein tragen, in der Küche nur ein kleines Personal zur Hand — kaum größer als in irgendeinem großen Privathaus: das bedeutet eine Fülle von Arbeit, gedanklicher und Körperarbeit, für die ein Tag nicht ausreicht, zu deren Bewältigung oft ein großer Teil der Nachtruhe geopfert werden muß. Denn Frau Dr. Blasel will auch für das verhältnismäßig geringe Entgelt des Staates trotz der fabelhaften Preissteigerungen aller Lebensmittel den Soldaten das Beste bieten — reiche Fleischportionen erster Qualität, treffliche Gemüse und Lieblingsmehlspeisen. Das alles durch Monate durchzuführen, eine Frau allein, auf ungewohntem Gebiete, ohne männlichen Rat und männliche Hilfe — das ist eine Kriegsdienstleistung, wie sie anstrengender und härter, aber auch wichtiger und segensreicher nicht gedacht werden kann.

Aber wenn man Frau Dr. Blasel fragt, ob sie sich nicht Ruhe wünscht, all das nicht aufgeben möchte, schüttelt sie den Kopf. Nicht, solange es notwendig ist und irgend geht, solange die künstlich angespannte Energie und Willenskraft ausreicht. Die Arbeit trägt auch ihren Lohn in sich. Das behagliche Zufriedensein der Schmausenden und die Dankbarkeit der guten Jungen, die aus dem Felde ungezählte Karten ins Winzerhaus schicken und nie vergessen, wenn ein Urlaub oder Krankheit sie nach Wien führt, ihre gütige Wirtin aufzusuchen. Man liebt heute jeden einzelnen von ihnen — um wieviel mehr tut es eine Frau und Mutter, die den Gatten und den Sohn in ihren Reihen weiß und in der Arbeit für sie gar oft auch das ängstliche, sehnsüchtige Mahnen des Herzens betäuben will. ...

Die Wienerin hat immer schon das „bunte Tuch" geliebt. Seit das bunte aber feldgrau geworden, hat diese Liebe etwas unendlich Hohes, Schönes, Rührendes bekommen, hat sie sich gar oft in heiligen Opfermut gewandelt. Immer wieder erlebt man es, freut sich daran, labt sich daran. ...

Tagesneuigkeiten.

Keine Sommerreise!

So wenig man aus den Veränderungen, die der Krieg im Leben der einzelnen Menschen geschaffen hat, auf die künftigen Gepflogenheiten Schlüsse ziehen kann, so klar ist nun manches, was der Vergangenheit angehört. Durchsichtig ist es nun, was der Eine oder der Andere aus aufrichtiger Neigung betrieb oder aus äffischer Nachahmungssucht, und in dieses Kapitel gehören auch die Sommerreisen.

„Keine Sommerreise", heißt es jetzt. „Man kann doch nirgends hinfahren. Die schönsten Gegenden sind Kriegsgebiet und dann — die schlechte Verpflegung! Man gibt ja nachgerade zuhause genug Geld aus. Und die Postverbindung am Lande — nein, ich danke!"

Die Kinder, die kleinen und die großen (es soll ja erfreulicherweise noch solche geben), sie stehen dabei, aber: „Die Kleinen", sie hören es — nicht —gerne. Für die Jugend ist Sommer gleichbedeutend mit Landleben, mit Wanderschaft, mit ihrer höchsten Lebensform, und es wäre traurig um sie bestellt, fände sie trotz schlechterer Postverbindung und mäßigerer Verpflegung nicht ihre Freude in der Natur, die unberührt von Deckungen, Verhauen und Baracken ihnen offen steht. Denn so gewaltig der Raubvogel Krieg auch seine Fittiche ausbreitet, Wald, Felder, Berge und Wiesen konnte er nicht völlig verschatten. Oesterreich zumal ist ja so überreich an schöner Landschaft, und wer über die Grenze will und das „Reich" nicht mit Mehresser belasten mag, der gehe in die Tatra oder an die ungarischen Seen. Kein Vorwurf treffe die Wanderer, die sich und dann andere mit den Bildern ferner Länder bereicherten, die sich Neuland erforschten in Abgeschiedenheit und Verlorensein im Fremden.

Vor jenen aber sei gewarnt, die der Einfalt beraubt, das Nahe zu genießen, nun das Kriegsende vornehmlich deshalb nicht erwarten können, um wieder ihrem verrauchten Gaumen Gemüse zuzuführen, die er entbehrte, weil ihm das, was er leicht haben kann, und sei es paradiesisch, nicht mundet. Diesen Verrätern an heimatlicher Schönheit gebührt nicht Zuspruch und Teilnahme. Aber auch jenen nicht, die klagen, sie könnten nicht aufs Land, weil alles jetzt so unbequem sei. Die Postverbindung und die wirtschaftliche Versorgung ist verhältnißmäßig am Lande eher besser. Wo man sich schwerer zu Neuerungen entschließt, nötigt man seinen Quellen das Möglichste ab. Dazu können sich Städter jetzt im Hause so versorgen, daß sie wochenlang, wenn es nötig ist, wie auf einem Schiffe, ohne Zufuhr von Lebensmittel anständig leben können. Eine klug ausgewählte Vorratskiste — und das Schreckgespenst der schlechten Verproviantierung ist in die Flucht geschlagen. Es gibt vorzügliche Dörrgemüse, ausgezeichnete Marken kondensierter Milch, köstliche Fischkonserven, eine größere Auswahl haltbarer Käse als zuvor. Aber hier muß ich innehalten: kulinarische Ratschläge führen zuweit und fängt eine Frau einmal damit an, so ist kein Ende abzusehen.

Aber es gibt noch andere Einwände, die zu widerlegen sich lohnte, predigte man nicht tauben Ohren. Zum Beispiel: „Wie kommt man auf die Bahn und von der Bahn? Schon das ist ein Kampf. Gibt es gute Schnellzugsverbindungen, gibt es Luxuszüge?" Nein, hoffentlich sind die alle für die Verwundeten bestimmt, die Anrecht haben, weniger gerüttelt zu werden als gesunde Reisende. Und wenn man nicht allzurasch an sein Ziel kommt, so hat man eben länger Muße, sich darauf zu freuen und mit dem garstigen Stadtmenschen in sich ehrlich abzurechnen. Und wer unbequeme Reisen scheut, der bleibe in der Umgebung, die wahre Köstlichkeiten an landschaftlichen Reizen aufzuweisen hat.

Durchstreift man die ehemals so beliebten Sommerfrischen, findet man noch viele zur Miete einladende Zettel. Und was besonders auffällt, viele Villen, die von den Besitzern allein bewohnt werden, stehen leer. Die sollten alle ihrer Vereinsamung entrissen, freigegeben werden für solide Preise. Das wäre auch eine Art Kriegsfürsorge für Kinder. Denn selbstverständlich dürfte es nicht heißen: „Parteien mit Kindern nehmen wir nicht", sondern: „Für kinderlose Leute öffnen wir nicht gegen unsere Gewohnheit unseren Garten. Wir wollen etwas Gutes für den Nachwuchs stiften." Wie oft haben ein paar Monate Landleben aus einem schwächlichen Kind einen kräftigen Menschen gemacht. Aber vor allem trachte jeder, den eigenen Kindern einen Landaufenthalt zu verschaffen. Sollte man in dieser opferreichen Zeit es verlernt haben, für die eigenen Kinder Opfer zu bringen, oder tat auch früher Hinz und Kunz nur das, was alle tun, und tun jetzt alle nur das, was ihnen bequemer ist und was sie früher aus Angst, für „minder" gehalten zu werden, unterließen?

War es denn vielen nicht umständlich über die Maßen, Sommerwohnungen zu suchen, an unzählige Hotels, Pensionen und Auskunftsstellen zu schreiben, dann sich mit den Vorbereitungen zu überstürzen, mit dem Einpacken abzumüden und schließlich auch manchmal eine Mißwahl getroffen zu haben, statt ruhig in seiner Ordnung geblieben zu sein? Lohnte das Landleben all die Plackerei? Die Frauen, die den Platz lieben, fanden manchmal eine Genugtuung, unter einer geringeren Anzahl von Toilettekonkurrentinnen hervorzuragen. Aber jetzt ist dergleichen, ohne Aergernis zu erregen, fast unmöglich. Für viele hat das Leben einen Reiz mehr verloren, wenn das Schlichte vornehm und selbstverständlich wird und der Aufwand unsympathisch. Die einzige Entschädigung ist da, mitzulästern. Dazu bot der Landaufenthalt immer reichlich Gelegenheit. Jetzt freilich, wo so wenige Männer da sind, kommt man schwerlich auf seine Rechnung. Sport kann man auch nicht recht betreiben.

Keine Sommerreise also! Aber die Kinder frage ich nochmals und abermals! Ihr Mütter könnt euch nicht ent-

Die Zeit 11.III.1916

Vom Einkaufen.

Von **F. St. Gunther.**

Unser großer Dichter A. B. Cerny — Sie kennen ihn doch? Nein? No, liegt auch nichts dran, Sie werden ihn gleich kennenlernen —, unser zeitgenössischer vaterländischer Dichter Alfons Balthasar Cerny also saß in seinem Arbeitskabinett am Schreibtisch und dachte angestrengt darüber nach, welches seiner beiden neuesten vaterländischen Gedichte er für das dringlichere halten und daher zuerst vollenden sollte. Das eine der zwei brauste nämlich so einher: „Hei Pulverdampf, hei Hufgestampf — Frischauf, frischauf zum wilden Kampf!", während das andere voll Anmut folgendermaßen begann: „Wie lieb die Friedensglöcklein bimmeln — Wie hold die weißen Jungfrau'n wimmeln ..."

Es war sehr schwer für ihn, sich zu entscheiden. Und eben als er einer Entscheidung nahe zu sein glaubte, wurde er jäh aus seinen Empfindungen und Erwägungen gerissen durch ein lebhaftes Zwiegespräch, das in der anstoßenden Küche seine Frau mit der Dienstmagd führte:

„Sie widerspenstige, halsstarrige Person, Sie," hörte er jene sprechen, „soll denn allerweil nur ich mir die Lungensucht auf'n Hals rennen und mir die Füß' in den Leib hinein stehen? Wozu sind denn nachher Sie da? Für was zahl' ich Sie denn? Können täten Sie schon, aber wollen tun Sie ganz einfach nicht!"

Die Magd erwiderte:

„Bitt' schön, gnä' Frau, Sie wissen ja selber, wie hoppatatschig als s' sein in dem verflixten Konsum. Was s' net hab'n, sag'n s', das können s' a net hergeb'n."

Aus hundertfältiger Erfahrung hätte Herr Cerny wissen können, daß es in derartigen Fällen für ihn weitaus das klügste sei, sich stumm und taub zu stellen. Aber Dichter schreiben bekanntlich weise und reden und handeln töricht. Zum hundertundersten Mal ritt unseren Cerny der Teufel, zu „intervenieren", die Tür zu öffnen und hinauszurufen:

„Um Himmels willen, Rosalia, schrei' doch nicht so! Du störst mich ja in der Arbeit. Mach' nur nicht immer gleich so ein Aufsehen wegen jeder Kleinigkeit!"

Worauf Frau Rosalia Cerny sofort das Gefecht abbrach und, mit kräftigen Schritten in das Kabinett tretend, sich wuchtig gegen den neuen Feind warf:

„Gestört willst du nicht sein? No natürlich, das is die Hauptsach', daß du nicht g'stört wirst! Und eine Kleinigkeit nennst du das, wann ich nirgends kriegen kann, was ich brauch' wie einen Bissen Brot? Du g'fallst mir! Ob ich mich zu Tod sorg' und ärger' und hetz', das ist dir eine Kleinigkeit, nicht der Red' wert! Probier's nur einmal selber, ein einzigesmal probier's — einzukaufen unter die Verhältniss'! Dann wirst schon schau'n! Dann wirst nimmer so dumm daherplauschen! Du willst natürlich alles haben zur rechten Zeit, viel und gut und billig. Das is freilich leicht. Ich soll die Sachen herschaffen, und du brauchst bloß ..."

„Ich brauch' bloß das Geld dafür herz'schaffen und herz'geben, weiter nichts," entgegnete Herr Cerny mit sanfter Ironie.

Aber damit goß er begreiflicherweise Oel ins Feuer. Ein Hohngelächter überschüttete ihn:

„Haha! Haha! O du Hascher! O du Patzer! Hahahaha! ... Alsdann so probier's einmal, das Einkaufen — ich stell' dir's ja frei, ich ersuch' dich sogar drum — alsdann bitte, probier's, probier's ..."

„Gut," sagte der Dichter Alfons Balthasar Cerny, der auch ein Ehrgefühl hatte, nach minutenlangem Ueberlegen. „Gut, du sollst deinen Willen haben; ich probier's. Meine Arbeit, die muß halt liegen bleiben. Also — was brauchst denn?"

„Alles mögliche."

„Alles mögliche ist mir zu unbestimmt."

„So ... No, so bring' mir ein Viertelkilo Schmalz."

„Mhm," sagte A. B. Cerny. „Alsdann, daß mir alles ruhig liegen bleibt auf dem Schreibtisch. Ich geh'. In einer halben Stund' bin ich wieder da."

Jedoch es dauerte nicht eine halbe, auch nicht eine ganze Stunde, sondern nahezu zwei Stunden, bis er „wieder da" war. Er schien etwas verstimmt und abgespannt und legte seiner Frau ein „Stanitzel" auf den Tisch.

Sie griff erstaunt und hastig danach:

„Ist das ein Viertelkilo —?"

„Ja," nickte Cerny. „Ein Viertelkilo — Ribisel ..."

„Was?" schrie Frau Rosalia Cerny auf, indem sie die Tüte öffnete. „Richtig, Ribiseln! Ja, warum hast denn Ribiseln 'kauft?"

„Weil ich weiß, daß du sie gern ißt," entgegnete der Gatte einfach und großartig. „Und weil Obst sehr g'sund ist für den Organismus. Und weil das Viertelkilo nur fünfundsiebzig Heller 'kost't hat. Wo anders hab' ich das Achtel um vierzig Heller ang'schrieb'n g'seh'n."

„No, weißt ... Und — das Schmalz?"

„Hab' leider noch keins aufgetrieben — vorläufig. Mußt du denn eins haben?"

„Freilich!" erklärte Frau Rosalia Cerny.

„Also — da muß ich noch einmal fortgeh'n?"

„No, was denn?"

Herr A. B. Cerny seufzte und ging nochmals fort.

Nach drei Stunden kam er zurück, sehr staubig, sehr müd und sehr nervös. In der Hand trug er ein unförmiges Paket aus mehrfach übereinandergeschlagenem Zeitungspapier. Aus den Rissen dieses Papiers quoll ihm eine zähflüssige, dunkelbraune Masse über die Finger.

„Ja, was is denn das?" staunte seine Gemahlin und schlug die Hände überm Kopf zusammen. „Das is doch kein Schmalz?"

„Nein," antwortete Herr Cerny. „Sondern ..."

„Sondern ...?"

„Sondern eine Schmierseif'."

„Bist verrückt? Zu was hast denn die 'kauft?"

„Zu was halt eine Schmierseif' gehört, zum Waschen," erklärte der welterfahrene Dichter. „Ich hab' einen andern Dank von dir erwartet. Ich hab' mir gedacht, ich tu' dir, weiß Gott, was für einen G'fallen damit. Oder hast du nicht schon so oft lamentiert, daß die Schmierseif' jetzt so teuer is?"

„Das schon ..."

„No alsdann. Ich hab' sie verhältnismäßig billig erstanden, glaub' ich. Herumrennen hab' ich mir g'nug drum müssen. Und jetzt, scheint mir, hast du nicht einmal eine Freud'."

„Nein," sagte Frau Rosalia.

„Warum nicht?"

„So ein Mann! ... Weil ich mit Schmierseif'net kochen kann! A Schmalz brauch' ich, a Schmalz!"

„Unbedingt?" fragte Herr Cerny zaghaft.

„Unbedingt!" erwiderte Frau Cerny fest.

„Heut' noch?"

„Sobald als möglich!"

„Also du meinst, du willst sagen — ich soll zum drittenmal fort ..."

„Selbstverständlich!"

Herr Alfons Balthasar Cerny brach zum drittenmal auf. Und dieses Mal blieb er so lang aus, daß sogar Frau Rosalia Cerny trotz ihrer Kaltblütigkeit und ihres guten Gewissens unruhig wurde und schon aufs Polizeikommissariat schicken wollte.

Endlich, es dunkelte bereits, kam er heim. Er atmete schwer, seine Beine zitterten. Und er setzte sich sofort aufs Sofa im Speisezimmer.

„Was krieg' ich denn zu essen?" fragte er mit heiserer Stimme.

„Ein paar weiche Eier von mir aus," entgegnete die Gattin hart.

„Sonst nichts?"

„Nein. Hast du mir a Schmalz 'bracht?"

Herrn Cernys Schweigen war Antwort genug.

„Aha! No ja, da hab'n wir's. Mehr als den halben Tag warst jetzt auf der Gassen, dreimal bist fort'gangen, und zum Schluß bringst nix. Rein gar nix."

„Oho!" sagte jetzt Herr Cerny, jedoch ohne besonderes Selbstgefühl. „Etwas hab' ich schon mit'bracht!"

„So? Was denn?"

Herr A. B. Cerny senkte rasch die Hand in die Tasche seines Jackets und zog sie langsam wieder heraus. Er hielt ein Päckchen hoch:

„Sohlenschoner ..."

„Soh—len—schoner?"

„Ja. Das neueste Patent. Sehr praktisch und dauerhaft. Von jedermann selbst zu befestigen. Kosten nur ..."

„Halts mich, ich fall' um!" rief Frau Rosalia Cerny entsetzt. „Hab' ich dich um Sohlenschoner g'schickt? Hab' ich g'sagt, ich brauch' heut' dringend Sohlenschoner? O, du ..."

„Du hast g'sagt, du brauchst alles mögliche," fiel ihr der Gatte in die Rede. „Alsdann g'hören etwa Sohlenschoner nicht zu allem möglichen?"

Frau Rosalia schlug ziemlich energisch mit der Hand auf den Tisch:

„Mir scheint gar, du willst dir ein' Witz mit mir machen!"

„Aber gewiß nicht!" entschuldigte sich Herr Cerny. „Keine Spur nicht! Meiner Seel' und Gott nicht! Aber ganz mit leere Händ' hab' ich doch auch nicht z'\ Hauf' kommen woll'n, verstehst ... Und da hab' ich halt das da in einer Auslag' g'seh'n und hab' mir denkt: Was man justament will, das kriegt man halt nicht immer ... Das reindeln s' einem nicht auf ... Kapriziert sein darf man heutigstags nicht ..."

„Ah, bravo!" triumphierte Frau Rosalia Cerny. „So hat's kommen müssen. Gott sei Lob und Dank, daß du's einmal selber probiert hast!"

„Sei nicht gar so grausam, Roserl! Mir is förmlich schlecht vor Müdigkeit und Hunger. Alsdann was is's mit meine weichen Eier?"

„Sei nicht gar so ungeduldig, Alfonserl! Delekier' dich halt derweil an deine Sohlenschoner ..."

„Rosalia, das wird dich bitter reuen, wann ich einmal tot bin."

„Glaub' kaum. Ich hab' nichts zu bereu'n. Wann wer was zu bereu'n hat, bist es du. Aber gut, ich mag nicht rachsüchtig sein ... Nur eins sag' mir aufrichtig: Siehst es jetzt ein, wie unrecht du mir 'tan hast?"

„Ja, ja, ja," antwortete der Dichter Alfons Balthasar Cerny. „Furchtbar schwer is es jetzt, das Einkaufen."

Frau Rosalia Cerny jedoch glaubte noch immer ein Restchen von Unüberzeugtheit aus seinen letzten Worten herausgehört zu haben, glaubte den Gatten vielleicht noch immer nicht entsprechend gedemütigt. Darum wendete sie sich, die Klinke der Küchentür schon in der Hand, noch einmal um. Darum sprach sie ein allerletztes Wort. Darum schleuderte sie dem Häuflein Elend, als das der blamierte vaterländische Poet in der Sofaecke kauerte, noch einen verachtenden, vernichtenden Blick und die niederschmetternde, aber freilich berechtigte Bemerkung zu:

„Schwerer schon als wie — 's Dichten!"

Österr. Volkszeitung
11./VI. 1916
156

Nachdruck verboten.

Nach der Generalmusterung.

Von **Richard Czermak.**

„Natürli, 's Gangfenster war heili' dö ganze Nacht wieder offen! Wann 's der Wind z'sammg'haut hätt', wer zahlat's dann? Und dö Pipen tropft a scho' wieder und is erst vorige Woch'n repariert word'n; aber natürli, bei dö viel'n Kinder im Haus, dena verflixt'n Fratz'n, halt ja nix lang!"

Die Frau Marie Brandl, Hausbesorgerin vom Stöffelhaus in Meidling, hielt dieses laute Selbstgespräch, als sie am letzten Donnerstag im Mai dieses Jahres im zweiten Stock sich anschickte, Gänge und Stiegen des Hauses zu reinigen.

Beim Kehren kam dann ihr Besen mit den Türstöcken und öfter auch mit den Wohnungstüren selbst in unsanfte Berührung, daß es manchmal nur so „pumperte".

Von den Hausbewohnerinnen ließ sich aber keine blicken; die wußten schon, daß es am besten sei, der Frau Brandl, wenn sie so „umteufelte", nicht in die Nähe zu kommen.

Und weil die Hausmeisterin bei ihrer Arbeit durch kein „Tratscherl" aufgehalten wurde, war sie diesmal mit dem Reinigen auch schneller fertig. Schließlich „beutelte" sie vor dem Haustor die „Dack'n" vom Stiegenhause aus, indem sie diese mehreremal dem linken Prellstein am Tor — einmal rechts, einmal links — um den kugelrunden Körper schlug, was dem aber weiter nichts zu machen schien, denn sein Aussehen war nach wie vor ein „glänzendes".

Dann stand die Frau Brandl eine Weile mit der „Dack'n" in der Hand ruhig da und sah angestrengt die Straße hinunter, schien aber dabei eine Frau, die gerade ins Haus treten wollte, nicht zu sehen.

„Guten Morgen, Frau Brandl! Was, Sie sind heut' schon fertig?" rief ihr diese Frau zu. Die Hausmeisterin erwiderte so leichthin: „Ah, gut'n Morg'n, Frau Kühlmeier!" und etwas schärfer: „Was heißt, schon ferti? I bin allaweil g'schwind ferti! Natürli, manchmal, wann ma von dö Partei'n aufg'halt'n wird, weil ma an Richter machen muaß, oder wann a'm dö Kinder d' Stiag'n oben wieder schmutzi machen, grad wann ma unten beim letzt'n Staffel is, dann freil — —"

„Da kommt ja der Herr Brandl!" unterbrach Frau Kühlmeier die Hausmeisterin dabei auf einen Mann zeigend, der aus dem nahen Wirtshause trat. Sie war froh, die Frau Brandl so auf andere Gedanken bringen zu können, denn mit den „Kindern, die oben die kaum gereinigte Stiege wieder schmutzig machen" — die Frau Kühlmeier wohnt im zweiten Stock — waren nur die ihren gemeint.

Die Hausmeisterin sah nach der angedeuteten Richtung, räusperte sich, schwang noch einmal die „Dack'n" — diesmal bekam der rechte Prellstein eine — und sagte dann zu ihrem mittlerweile herangekommenen Manne:

„Daß Du schon da bist; zwa Stund' hast braucht zum Zigarettenhol'n!"

Herr Lorenz Brandl, „ein kleberes Mandl mit zwa linke Füaß", wie seine Bekannten von ihm sagten, hatte nach einem flüchtigen Gruß an die Frau Kühlmeier ins Haus schlüpfen wollen, blieb aber auf die Anrede seiner Frau stehen und meinte:

„No ja, jetzt muaß ma si bei der Trafik a scho förmli anstell'n wia bei der Millifrau! A halbe Stund' hab' i wart'n könna, so viel Leut' war'n und zum Schluß hab' i erst nix kriagt; da bin i dann halt zum Alzinger —"

„Natürli, zum Alzinger ins Wirtshaus! Jetzt, bei dö himmelschreiend teueren Zeiten unter der Woch'n vormittags ins Wirtshaus z' geh'n, das vergunnt si jetzt net amal a Hausherr! Aber der Herr Brandl natürli, der hat 's Geld dazua!"

„Nur a Vierterl hab' i mir g'kauft, schand'nhalber, denn weg'n Zigarett'n allani kann ma do net ins Wirtshaus geh'n!"

„Mei liaber Lorenz, dös dazähl' wem andern! Du sitzt z'wa Stund' bei an Viertel, ha, daß i net lach'!"

„Wirkli, Marie, nur a Viertel. I hab' mi nun länger aufg'halt'n, wen der Berger Franzl a dort war: Zugsführer is er scho', hat jetzt vierzehn Täg' Urlaub und hat erzählt, wia 's in Russisch-Polen in dö Schütz'ngräben zuageht. Na und das hat mi halt interessiert, weil i ja do jetzt a einruck'n muaß."

„Was, Sie müssen einrücken? Sie? Ist das möglich?" fragte da die Frau Kühlmeier, die dem Disput der Hausmeisterleute zugehört hatte.

„Ja, gestern bei der Generalmusterung hab'n s' mi g'halt'n!" bekräftigte Herr Brandl.

„Ist denn das möglich?" fragte nochmals Frau Kühlmeier.

„No, no, warum denn nöt? Tuan S' Ihna net so dakreuzinga, Frau von Kühlmeier. Mei' Mann is ja schließli ganz g'sund, natürli so blad wia da Ihnere kann net a jeder sein!"

Ganz rot war die Frau Brandl jetzt im Gesicht.

„Komm', komm', geh'n ma, Du muaßt ja no alle Pipen und 's Messing von dö Gangfenster putzen!" sagte sie dann zu ihrem Mann, nahm ihn beim Arm und ging mit ihn ins Haus.

Kopfschüttelnd folgte Frau Kühlmeier. Im zweiten Stock traf sie eine Nachbarin.

„Denken Sie sich," sagte sie zu ihr, „unser Hausmeister ist gestern gemustert worden und muß auch einrücken."

„Was Sie nicht sagen! Nun, vielleicht, weil er ein Schuster ist!" meinte die Nachbarin.

„Aber ich bitt' Sie," entgegnete Frau Kühlmeier, „so einen armseligen Flickschuster, der nur zur Not Kinder- und Damenschuhe reparieren kann — einen derben Männerschuh bringt der so nicht über den Leist' — den können sie beim Militär doch nicht brauchen: wenn der nur durch eine Woche schwere Kommißstiefel machen muß, ist er vierzehn Tage marod."

Die beiden Frauen hätten vielleicht noch weiter über die körperlichen Qalitäten des Herrn Brandl gesprochen, wäre dieser jetzt nicht erschienen, um die ihm von seiner Frau aufgetragenen Arbeiten zu verrichten. Die Frauen gingen in ihre Wohnungen und Herr Brandl begann mit der Wasserleitungspipe im zweiten Stock sein Reinigungswerk. Gegen Mittag war er so ziemlich fertig, er putzte noch an der Haustorklinke herum, da rief ihn seine Frau zum Essen.

Es war heute zwar kein behördlich „fleischloser" Tag, aber die Frau Brandl hatte doch nur Erdäpfelsuppe und Topfennudeln gekocht.

Nach der Suppe nahm sich Herr Brandl nur ein wenig von der Mehlspeise auf seinen Teller.

„Nimm Dir nur mehr Nudeln, wann s' a a bißl schwarz san," sagte da Frau Brandl, „von solchene Nudeln wird ma dick! Dö Leut' sag'n eh allaweil, i gib Dir nix z'essen; aber natürli, von Dein'n vielen „Biberln" is Dein Mag'n scho' ganz z'sammg'schnupft und Du hast nur Appetit auf scharfe Sach'n! A Paprikaschnitzel, was, das wär' Dir recht? Dannst Dir ja auf dö Nudeln a an Paprika geb'n!"

Herr Brandl erwiderte nichts, nahm sich gehorsam noch einen Löffel Nudeln, aß dann recht langsam und nahm öfter einen Schluck Wasser. Nach dem Essen sagte er unvermittelt:

Du, Marie, in werd' morg'n in d' Sparkassa geh'n!"

„Zu was?" wurde ihm scharf entgegnet.

„No waßt," — Herr Brandl suchte verlegen nach Worten — „nämli — no der Berger Franzl hat mir Ratschläg' geb'n, wia ma si am besten fürs Feld ausrüst't, no und weil dö Sach'n do alle Tag' teu'rer werd'n. — — —"

„Na, mei' Liaber," schnitt ihm die Frau die Rede ab, „i brauch' dö Ratschläg' vo Berger Franzl net. Ausg'rüst muaßt ja vo Militär werd'n und was D' sonst brauchst, da werd' i Dir schon besorgen; morgen ruckst ja no net ein!"

Darauf ging sie in die Küche und er setzte sich auf sein Schusterstockerl, eine Flickarbeit vornehmend.

Zwei Stunden mochte er gearbeitet haben, als er dann sachte aufstand, zur Küche schlich und hineinsah. Dort saß die Frau Brandl auf dem „Wasserbankl": sie war eingeschlummert und hielt ein Zeitungsblatt in der herabgesunkenen Hand.

Im Nu war Herr Brandl jetzt beim Haustor und sagte da zu sich: „Auf dö Nudeln muaß i mir a Viertel kaufen, sonst bring i s' net aus'm Mag'n!"

Nicht lange danach klopfte jemand bei der Hausmeisterin, die erwachte und rief: „Herein!" Es war die Frau Kühlmeier, die um den Bodenschlüssel kam. Den Schlüssel in Empfang nehmend, sagte sie: „Frau Brandl, ich kann es noch immer nicht glauben, daß Ihr Mann „tauglich" befunden wurde! Hat Herr Brandl einen Musterungsschein?" „Natürli, warum soll er kan hab'n? Du Lorenz", rief jetzt die Hausmeisterin, „geh', zeig' der Frau Kühlmeier Dei'n Musterungsschein, weil S' gar so neugieri is!"

Da der „Lorenz" aber keine Antwort gab, ging Frau Brandl ins Zimmer. „Jessas", rief sie „der is schon wieder fort, sicher wieder zum Alzinger! Aber warten S'", sagte sie zu der ihr nachgefolgten Kühlmeier, „vielleicht hat er den Schein no in sein' Sonntagsröckl steck'n."

Sie ging zu einem Kasten um den Sonntagsrock ihres Mannes und fand in einem Sacke auch den Musterungsschein. Die beiden Frauen lasen ihn dann zusammen durch. Die Frau Kühlmeier war dabei schneller, sie rief alsbald aus:

„Nun? Da steht ja: Zu jedem Landsturmdienst untauglich!"

Die Frau Brandl war sprachlos, was bei ihr selten vorkommt.

Triumphierend lächelnd entfernte sich Frau Kühlmeier und sagte noch:

„Das hab' ich mir ja so gedacht!"

Auch darauf fand Frau Brandl keine Worte. Sie ging hinter der Frau Kühlmeier aus der Wohnung, schnell zum Haustor hinaus und schickte einen Buben von der Straße um ihren Mann zum „Alzinger".

In zehn Minuten war dann Herr Brandl zu Hause. Dort fand er seine Frau im Zimmer beim Tisch stehend, ein Papier in der Hand.

„Was is 's denn?" fragte er.

Frau Brandl stemmte die Arme in die Hüften, sah ihren Mann von oben bis unten an, und sagte nichts.

„No, was is 's denn?" fragte er nochmals. In unheimlich ruhigem Ton fragte sie jetzt:

„Waßt, was Du bist?"

Dann immer lauter werdend, sagte sie:

„A Schwindler, a ordinärer Schwindler, a ordinärer, gemeiner Schwindler! Untauglich bist, da steht 's" — sie hielt ihm das Papier, den Musterungsschein, unter die Nase — „und mir sagst Du, Du muaßt einruck'n?"

Sie versuchte jetzt in Tränen auszubrechen, was ihr aber nicht gelang.

„Mir umsunst so an Schreck'n einz'jag'n! Aber natürli, i waß scho', Du hast 'glaubt, i laß Di dann alle Tag' ins Wirtshaus geh'n — aus der Sparkassa hast eh schon a Geld außanehma woll'n — Du erbärmlicher Charakter Du!" ...

Frau Brandl wischte sich jetzt mit der Schürze über die Augen.

„Aber Marie", entgegnete kleinlaut nun Herr Brandl," was glaubst denn? Das is net mögli', da muaß st' der Schreiber g'irrt hab'n! Wie i' gestern zur Musterung zum „Dreher" kommen bin, hat 's von allen Anfang g'haß'n „heut' g'halt'n s' alles" und dann hat der Regimentsarzt bei mir ganz bestimmt g'sagt, daß i taugli' bin; den Schein hab' i eigentli' gar net recht ang'schaut!"

„Was, jetzt willst a no liag'n?" schrie Frau Brandl.

„Aber i schwör' 's und paß' auf, wann i net einruck', kommt a Patrouill' und spirrt mi ein!" jammerte Herr Brandl.

„Wann s' Di nur ordentli einsperr'n möcht'n!" Frau Brandl warf den Musterungsschein auf den Tisch und ging zornbebend in die Küche.

Allein geblieben, ergriff Herr Brandl den Musterungsschein, sah kopfschüttelnd hinein, kratzte sich und steckte ihn dann ein. Zum Schluß setzte er sich wieder auf sein Stockerl, nahm eingeweichtes Sohlenleder zur Hand und bearbeitete es mit wuchtigen Schlägen.

Aber auch in der Folge blieb er dabei, daß er bei der Musterung tauglich befunden worden war, und daß der Schein falsch ausgestellt sei.

Neue Freie Presse 18.VII.1916

164

Sommerwohnung gesucht.

Von **Ludwig Hirschfeld.**

Diese Skizze fängt merkwürdigerweise im Kaffeehause an, zwischen elf und zwölf Uhr nachts. Wo und wie sie enden wird, das weiß ich jetzt noch nicht, vielleicht wieder im Kaffeehause — übrigens, das wird sich ja zeigen. Eines jener eleganten neuen Lokale, in die man nachtmählen geht, um unter der Maske der Sparsamkeit mehr auszugeben als sonst, und wo man von den Ananaserdbeeren bis zur Gansleber alles bekommt, was sich ein Ehemann nur nicht wünschen kann. Die anwesenden Damen versicherten auch einstimmig, daß sie in diesem sympathischen Kaffeehause noch lange Zeit durchhalten könnten, und auf die Art wurde es sehr spät. Die wichtigsten Themen vom Tage waren erörtert, das Derby, die „Troerinnen" des Euripides und der Preis der heurigen Erdäpfel, als das schon stockende Gespräch durch eine sommerliche Wendung belebt wurde: Wohin gehen Sie heuer? Die Frage wurde allerdings nicht mit solcher Wichtigkeit und Dringlichkeit gestellt wie ehedem, denn die meisten Herren am Tische waren seit langem durch irgendeine strenge Pflicht, die nicht die kleinste Unterbrechung duldet, in Wien festgehalten, und als nun von Urlaub und Erholung gesprochen wurde, sagten sie verweisend: „Bitte, keine Fremdworte." Aber auch die Damen, so verschieden sie waren, bekundeten in dieser Sommerdebatte eine bemerkenswerte Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, was mich lebhaft an jene längstvergangenen guten Zeiten erinnerte, wo man mit einer Zehnkreuzerumsteigkarte via Schottentor und Jörgerstraße nach Dornbach aufs Land gehen konnte, ohne Ansehen und Kredit zu schädigen. Diese längstvergangenen guten Zeiten sind jetzt wieder da, natürlich nur soweit es sich um den Sommeraufenthalt handelt. Alle drei Damen, die Wohlgenährte, die gern reichlich wirtschaftet, die schlanke Aesthetin, die sich nur in moderner Kultur und raffiniertem Komfort wohl fühlt, und die zierliche, lebenslustige Mondäne, alle sagten genau dasselbe: nur auf kurze Zeit fort und nur nicht weit. Irgendwohin in die nächste Umgebung, wo es still und einfach ist und wo man Milch, Eier und Butter bekommt. Und nun kam das Gespräch wieder auf die Lebensmittel und die Marktpreise, wie man überhaupt beobachten kann, daß selbst die feinsinnigsten Menschen jetzt sehr viel vom Essen sprechen und daß der Appetit nie so lebhaft und angeregt gewesen ist, was jedenfalls eine Wirkung der feindlichen Aushungerungspolitik sein muß. Diesen Gesprächsmoment benützte auch der tüchtig aufmerksame und menschenkundige Kellner, um eine frische Schüssel Erdbeeren auf den Tisch zu stellen.

Das alles ist mir so deutlich in Erinnerung geblieben, weil es sich erst vor acht Tagen zugetragen hat, am Samstag vor Pfingsten. Als es für ein kaltes und sparsames Nachtmahl schon hinreichend spät geworden war, traf ich Anstalten, zu zahlen, unter dem Hinweis auf das morgige frühzeitige Aufstehen. Da neigte sich die wohlgenährte junge Frau liebevoll zu mir: „Richtig, Sie machen ja morgen wieder eine Ihrer großen Landpartien. Da könnten Sie uns eigentlich einen großen Gefallen erweisen. Nehmen Sie für uns Sommerwohnungen auf. Das macht Ihnen gar keine Mühe, stört Sie durchaus nicht in Ihrem Vergnügen und wir sind die Sorge los. Schließlich haben Sie uns im Winter so oft vom Theater abholen und nach Hause begleiten dürfen, daß Sie sich wirklich einmal revanchieren können." Mein entsetztes Schweigen wurde offenbar als freudige Zustimmung aufgefaßt, denn nach dieser Einleitung überhäuften mich die drei Damen sofort freigebig mit speziellen Wünschen, Weisungen und Aufträgen. Da ich bloß 95 Worte in der Minute stenographiere, konnte ich mir leider nicht alles merken: Morgensonne, Abendsonne, Benützung der Waschküche und des Klaviers, Charakter der dortigen Gelsen und des Fleischhauers, Bier vom Faß und den Wald vor der Nase. Es darf nur ein abseits gelegener, wirklich ländlicher Ort sein, wo man ohne Hut spazieren gehen und wo die Kinder sich austoben können, denn nur ihretwegen geht man aufs Land; ferner soll die Hausfrau liebenswürdig, die Wohnung trocken und vor allem lächerlich billig sein. Und die Mondäne fügte mit einem berückenden Lächeln hinzu: „Sie werden das leicht finden, Sie kennen sich aus, Sie sind praktisch und erfahren." Wenn man nämlich jemand einen unangenehmen Auftrag gibt, verleiht man ihm immer solche Eigenschaften, die er nicht hat. Und an der Ecke, beim allerletzten Händedruck: „Rufen Sie uns gleich Dienstag früh an. Wenn Sie Ihre Sache gut gemacht haben, dürfen Sie zur Belohnung an dem fleischlosen Tag bei uns essen." Küß' die Hände, gute Nacht, angenehme Pfingsten, viel Vergnügen.

Wie das schon so ist, gerade wenn man einmal verschlafen möchte, wacht man rechtzeitig auf. Es war zwar am Pfingstsonntag kein Ausflugswetter, aber ich bin tat-

21./11. 1916

167

Grenzen staatlichen Könnens.

Die Brotmarke hat auf das öffentliche Denken vieler eine stark suggestive Wirkung gehabt. Der Staatssozialismus feiert in ihren Köpfen phantastische Triumphe. Sie meinen, der Staat werde allmählich die ganze Volkswirtschaft regeln können, sobald nur erst die dazu nötigen Marken fertig gedruckt seien. Später werde dann das Kriegsernährungsamt zum Friedensernährungsamt der Zukunft übergeleitet werden. Viele gehen aber noch darüber hinaus, indem sie die keineswegs allgemein befriedigenden Erfahrungen im Wirkungsbereich der materiellen Wirtschaft für das geistige Leben nutzbar machen wollen. Auch hier, meinen sie, müsse die Staatshoheit befugt und befähigt sein, die nationale Produktion und den nationalen Bedarf zu regeln. So wird in einem auf der äußersten Rechten stehenden Blatte von einem Schriftsteller die Forderung eines „Kunstdiktators" erhoben, wobei freilich der Schriftleitung des Blattes nicht ganz wohl zu sein scheint; sie wünscht den Vorschlag des Herrn Verfassers nur „zur Erörterung" zu stellen, aber sie hält ihn doch der Erörterung für wert.

In der schablonenhaften Uebertragung des „Diktatur"-Gedankens vom Materiellen auf das Geistige bekundet sich eine mangelhafte Schulung des staatlichen Denkens, die für leider weite Kreise bezeichnend ist. Ein Lebensmittelamt soll dazu dienen, unsere knappen materiellen Vorräte zu strecken, unter Umständen auch ihre Produktion zu beleben und schließlich ihre Verteilung nach Maßgabe des Bedarfes zu ordnen. Ein geistiges Kriegsernährungsamt brauchen wir aber nicht; einmal weil unsere geistigen Vorräte keineswegs knapp sind und obenein noch durch tägliche Neuproduktionen stärker ergänzt werden, als die Papierindustrie vertragen kann; dann aber auch deshalb nicht, weil die Leute sich ihren quantitativ und qualitativ sehr verschiedenen, dabei recht unregelmäßig eintretenden Bedarf nicht zuteilen lassen wollen, sondern ihn decken, wenn er grade eintritt. Brot braucht Jedermann alle Tage; das liegt in der menschlichen Natur so fest begründet, daß der Staat damit rechnen kann. Aber ob und wann der Mensch in ein Theater gehen will, und in was für eins, das weiß er manchmal selbst nicht genau. Viele haben überhaupt keinen künstlerischen Bedarf. Ein Kunstdiktator ist also etwas ganz anderes als ein Lebensmitteldiktator, nämlich einfach ein Zensurbeamter mit unbegrenzten Vollmchten. Man darf sich wundern, eine solche Forderung in einem Blatte zur Erörterung gestellt zu sehen, das mehr als alle anderen Zeitungen in Deutschland über die jetzt schon geltenden Zensurbefugnisse geklagt hat.

Anlaß zu dieser Forderung ist dem Verfasser „die Vergiftung der Volksseele" durch gewissenlose „Kunstgeschäftsleute". Er klagt über „schmutzigste, sinnenkitzelnde, unkünstlerische Mache" in gewissen Theatern, die er „Amüsierlokale" nennt; er fürchtet dann, daß „alle Gutgesinnten den Zerfall ihrer nationalen Hoffnungen erleben" und verlangt einen Kunstdiktator, der „den ganzen dramatischen Schund der Possen, Operetten usw. verbietet", echte deutsche Dichter unterstützt und künstlerisch unzuverlässigen Theaterdirektoren ihre Konzession entzieht.

Auf die Einzelheiten dieser Forderungen einzugehen, kann man sich deshalb versagen, weil das Thema von der sittlichen und unsittlichen Kunst seit Jahrzehnten erörtert worden ist, ohne daß es den Wohlmeinenden auf beiden Seiten gelungen ist, die Grenzen zwischen beiden Gebieten scharf zu ziehen und ohne daß alle die Schrecknisse des Verfalls eingetreten sind, die uns die Fanatiker geweisagt haben. Das Thema begeht übrigens hinsichtlich des Theaters grade jetzt eine Zentenarfeier. Im Jahre 1816 begann nämlich Friedrich Wilhelm III. sich für Schauspiel, Oper und Ballett zu interessieren, ein Interesse, das ihn nicht selten bis hinter die Kulissen führte. Damit setzte zu gleicher Zeit die heute unbestrittene Blüteperiode der Berliner Bühnenkunst ein. Trotzdem sahen die „Frommen" von dazumal in der plötzlich erwachten, übrigens durchaus ehrbar betätigten Neigung Friedrich Wilhelms eine „sündhafte Liebhaberei" und begrüßten den 1817 erfolgten Brand des Schauspielhauses als eine grechte Strafe des Himmels.

Doch das nebenbei.

Was grundsätzlich an der Forderung einer Kunstdiktatur interessiert, ist das naive Vertrauen zur Fähigkeit der Staatsgewalt, und die völlige Verkennung der Aufgaben des Staates. Es ist nicht anzunehmen, daß im ganzen Deutschen Reiche

Tägliche Rundschau 22/VI. 1916

Wiener Kriegsallerlei.

Von Adam Müller-Guttenbrunn.

Wien, 15. Juni 1916.

Die Eintönigkeit aller Vorgänge während vieler Monate ließ den Anreiz zum Briefschreiben gar nicht aufkommen. Aber schließlich muß man doch wieder einmal zum Ausdruck bringen, in welcher Verfassung Wien sich befindet. Der Umstand, daß wir keinen Reichsrat haben während dieses langen Krieges, hat der österreichischen Hauptstadt viel von ihrem Schwergewicht genommen. Hand in Hand mit der Einschläferung der parlamentarischen Tätigkeit vollzog sich auch eine weitgehende Beschränkung in der Tätigkeit aller übrigen Körperschaften, und das sogenannte öffentliche Leben ist in dem langen Burgfrieden beinahe erstickt. Nur der Wiener Gemeinderat tritt ab und zu zusammen, um die Notwendigkeiten des städtischen Haushaltes kurz zu erledigen. Die gesamte Gesetzgebung und der innere Weiterbau in Staat und Land und Gemeinde sind eingestellt, nur was unerläßlich scheint, wird mit Regierungsverordnungen durchgeführt, und nur was mit dem Krieg zusammenhängt, gilt als unerläßlich. Es ist eine stille, entschlossene Zusammenfassung aller Kräfte nach der einen Richtung fühlbar, aber es wird wenig darüber geredet. Selbst die ministeriellen Beratungen über den von zehn zu zehn Jahren nötigen Ausgleich zwischen Oesterreich und Ungarn werden diesmal geheim geführt. Auch die Zeitungen enthalten nichts davon, sie leben ausschließlich vom Kriege und den mit ihm zusammenhängenden Veranstaltungen und Begebenheiten. Ein Eigenleben ist eigentlich nur in den wirtschaftlichen Körperschaften. Da wird beraten und verhandelt, da gibt es Zukunftsprogramme und Gegenwartssorgen, neue Möglichkeiten tun sich ihnen auf, die Milliarden rollen. Nicht ohne Eindruck bleiben die vielfachen gegenseitigen Besuche von Politikern aus Deutschland, Bulgarien und der Türkei, aber es sind doch immer nur verhältnismäßig enge Kreise, die damit beschäftigt werden. Der äußere Gesamteindruck von Wien ist der eines ungewöhnlichen Stillstandes auf allen Linien. Die Größe und Schwere dieses Krieges, dem jegliches parlamentarisches Echo versagt ist, gibt dem Leben in der österreichischen Hälfte der Donau-Monarchie ein besonderes Gepräge. Man beklagt es eigentlich gar nicht, daß der Reichsrat nicht zu Wort gekommen ist während des ganzen Krieges, denn seine Zerfahrenheit und Arbeitsunfähigkeit war so offenkundig, daß niemand etwas von ihm erwarten konnte, und dennoch fehlt er. Eigentlich fehlt uns das, was er sein sollte und könnte, nicht das, was er seit Jahren gewesen. Und wir fragen uns jetzt gar oft, ob dieser blutige Krieg uns bringen werde, was wir nie besessen: einen festen politischen Mittelpunkt und eine stetige Entwicklung. Wie reich ist doch dieses Land und wie glücklich könnte es sein, wenn die Reibungen, unter denen alles leidet, nur ein wenig vermindert würden! Nichts fehlt uns als der Wundermann, der das zustande brächte. Vielleicht geht er aus diesem Kriege hervor, der so viele ungeahnte Kräfte zur Entfaltung gebracht hat.

Es ist jetzt die Zeit der Rosen. Sie blühen allerorten; auch auf den Schlachtfeldern blühen sie blutigrot, im Süden, im Westen, im Osten. Der Mai hat uns hochgestimmte Freuden gebracht, der Juni dämpft sie wieder, damit wir nicht übermütig werden. „Seit vielen Wochen kein Schuß!“ schrieben unsere Söhne aus Wolhynien. „Ist das ein Krieg?“ Sie langweilten sich schon. Am 2. Juni aber schrieben sie plötzlich, wir sollten uns nicht wundern, wenn jetzt längere Zeit keine Feldpost käme. Und es kam keine, wir warten noch heute voll Sehnsucht darauf. So mancher der allzu Hoffnungsseligen wird uns wohl eines Tages aus Sibirien schreiben ...

Ganz großartig sind unsere Ernteaussichten. Es ist eine Freude, jetzt einen Ausflug über Land zu machen, etwa in das nahe Marchfeld, wo der Roggen zwei Meter hoch steht und der Weizen mit ihm wetteifert. Und schon schimmert alles gelb, Ende Juni beginnt der Schnitt. Die Kartoffeln blühen bereits und eine Heuernte, wie sie seit Jahrzehnten nicht erlebt wurde, ist eingebracht. Und neues Gemüse überall in Hülle und Fülle. Noch zwei Wochen Sonne, und es kann uns nichts mehr geschehen, wir sind auf ein weiteres Jahr versorgt. Vielleicht werden auch die Preise der Lebensmittel dadurch ein wenig geregelt, denn die sind wild und sprunghaft, man kann kaum noch Schritt halten mit ihnen. Aber wer sie zahlen kann, der hat alles, was er braucht. Wir haben bis jetzt nur Brot-, Mehl- und Zuckerkarten eingeführt, alles andere ist noch frei. Eine Milchkarte für Kinder und Kranke gibt es wohl auch, aber die kommt nur dort zur Anwendung, wo es nötig ist, sie räumt nur einen Vorzug ein. Der Fleischverbrauch ist schon längst etwas eingedämmt worden durch die Festsetzung von zwei fleischlosen Tagen, aber niemand hat ihre strenge Einhaltung bisher überwacht, bloß die hohen Fleischpreise haben sich als Mithelfer erwiesen. Es war jedem mittleren Haushalt willkommen, einer Anordnung zu folgen, die zur Einschränkung aufforderte. Die Fettpreise sind fast unerschwinglich, und es ist auch wenig Fett zu haben, hingegen beziehen wir die schönste Butter aus den Provinzen, von Güterverwaltungen und landwirtschaftlichen Betrieben wie im Frieden, wenn auch zu mehr als doppelten Preisen. Jeder bessere Wiener Haushalt hat eben seine alten Beziehungen zu den Urerzeugern, und die Post befördert die Fünfkilobutterkistchen allwöchentlich ohne Anstand. Es kann von Not keine Rede sein bei uns, wir können nur von hohen Preisen sprechen. Ab und zu gab es ja eine ärgerliche Stockung im Brot- und Kartoffelverkehr, aber die Wirkungen zeigten sich stets so elementar, daß sogleich abgeholfen wurde. Auch im Eierhandel gab es im Mai eine arge Krise. Der Versuch, diesen ganzen Handel in die Hände einer Gesellschaft zu legen, ist an der zornigen Ungeduld des Publikums und den Kniffen der Händler gescheitert. Es gab plötzlich nicht ein Ei in ganz Wien, und ein wahrer Entrüstungssturm brach los. Im Mai kein Ei? Ei, ei! Die Frauen tobten, und der Plan der Regierung wurde aufgeschoben. Unsere Hennen legen jetzt zu erhöhten Preisen, und es gibt überall Eier, so viel man braucht.

Diese wirtschaftlichen Vorgänge im Kleinleben des Alltags sind uns in dieser Zeit unendlich wichtig geworden. Die Sorgenlast der Hausfrauen hat sich in einer Weise gesteigert, daß keine gute Laune mehr aufkommen kann, und der Mann, der sich der Anteilnahme an diesen Sorgen verschließt, fährt schlecht. Ein Marktbericht gehört zu den Beigaben jeder Mahlzeit, und es schmeckt einem doppelt, wenn man unterrichtet ist über die Schwierigkeiten der Herbeischaffung jeder Kalbskeule und den Preis jeder Gurke. Linsen mit Speck sind ein Leckerbissen ersten Ranges geworden für die fleischlosen Tage. Wer aß ehedem Linsen ohne Rebhühner? Und wie der Salat mit Essig ohne Oel schmeckt, darf man auch nicht laut sagen, ohne den Hausfrieden zu gefährden.

Was tut's? Sie werden uns nicht unterkriegen. Wir haben das Gefühl, daß es uns noch viel zu gut geht und daß wir auf ein Drittel alles dessen herabgesetzt werden könnten, was uns heute an Nahrungsmitteln zur Verfügung steht. Und bis dahin ist es wohl noch weiter, als John Bull glaubt. Nur langsam hat es sich hier durchgesetzt, daß er der eigentliche Feind ist, nur er; jetzt aber sitzt die Erkenntnis tief in allen Gemütern, daß der Welttyrann gestürzt werden muß, daß das vereinigte Europa ihn eines Tages wird stürzen müssen. Und der große deutsche Seesieg hat denn auch einen namenlosen Jubel in Wien hervorgerufen. Was in Wien an Aufklärung über England etwa noch gefehlt haben sollte, das ergänzte jetzt Baron Burian, unser Minister des Aeußeren. Er bewies, daß unsere Botschafter in Petersburg und in Paris schon 1908 ganz dieselben Beobachtungen gemacht haben wie die Deutschen. Unser damaliger Botschafter in Petersburg war Graf Berchtold, und er hat über Mr. Nicolson dasselbe, wie Graf Pourtalès nach Berlin, nach Wien berichtet. Wer noch immer gezweifelt haben mag an der Blutschuld Englands, der wird nun doch bald sehend werden. Und diese restlose Aufklärung über die Planmäßigkeit unserer Einkreisung, die jahrelange Vorbereitung über unsere Aufteilung kommt gerade recht in der jetzigen Stimmung über die Erfolge der Russen an der Ostfront. Sie gibt uns die nötige Entschlossenheit zurück. Vielleicht hatten wir die Ostfront zu sehr entblößt, um den Streich gegen Italien führen zu können, vielleicht ist nun der Krieg abermals verlängert worden, sagt man sich in Wien — wir werden es tragen. Für ein paar Tage konnte man uns die gute Stimmung verderben, nicht aber die Zuversicht über den Endsieg rauben. Schon geht Wien wieder seinen Geschäften nach. Es glaubt nicht daran, daß der neue Russensturm mehr als eine Episode dieses Krieges sein werde, mehr als einen der vielen Wechselfälle, die ein solcher Ringkampf nun einmal mit sich bringt.

Das Straßenbild von Wien ist in diesem Frühsommer belebter als je. Zwar sind die hunderttausende Flüchtlinge aus dem Osten längst fort, aber die Wiener selber haben bis jetzt ihre allsommerliche Auswanderung nicht angetreten. Die nahen Sommerfrischen des Wiener Waldes sind fast leer, denn der Bahnverkehr dahin ist zu spärlich, die Ehemänner, die in Wien ein tägliches Geschäft haben, können sich ihm nicht anvertrauen. Ehedem fuhren selbst die Gymnasiasten in Scharen hin und her, das ist jetzt auch zu unsicher geworden. Außerdem sind die nötigen Uebersiedlungswagen für einen Umzug kaum zu bezahlen. Die Haferpreise sind um 1000 v. H. gestiegen und die Preise der Schwerfuhrwerke um nicht viel weniger. Ein Möbelwagen nach der Sommerfrische, einer zurück — das verdoppelt für die kleinen Leute den Preis der Sommerwohnung. Und so bleiben sie eben in Wien. Die Mode dieser allgemeinen Auswanderung war schon wie eine Wiener Krankheitserscheinung, die Weltstadt hatte ihre tote Saison wie ein Badeort. Dem ist jetzt gesteuert durch den Krieg. Es werden ja auch die Kreise heuer daheim bleiben müssen, die den Hochsommer in den Bergen zu verbringen gewohnt sind. Wo sollten sie hin? Die engere Heimat kennen sie kaum, sie ist ihnen uninteressant. Das südliche Kriegsgebiet aber reicht bis in die Steiermark, das südwestliche bis nahe an die Salzburger Grenze. Es bleibt beinahe nur das schöne Seenviertel in Oberösterreich, im sogenannten Salzkammergut des Hofes. Traunsee, Attersee, Wolfgangsee, Mondsee, Hallstätter See, Gmunden und Ischl. Eine herrliche Welt. Aber es war uns dort schon früher immer so, als ob wir auf dem Korso der Wiener Ringstraße spazierten. Wie mag es heuer dort werden? Die Welt ist kleiner geworden durch diesen Krieg. Am Ende entdecken wir jetzt all die lieblichen Gegenden der Heimat rund um Wien, an denen wir sonst achtlos vorüberfuhren, weil die Ferne, die Fremde uns reizvoller erschien.

Netzleibchen, Ruderleibchen, Sporthüte, Sportkrawatten, Sporthemden. A. Herzmansky, Wien, VII. Mariahilferstraße 26, Stiftgasse 1, 3, 5, 7.

Fronleichnam.

Die Prozession bei St. Stefan.

Zum zweiten Male gaben die Ereignisse ernster Kriegszeit dem Fronleichnamsfest, jenem Fest des Himmels und der Erde, das für den Wiener mit dem Zauber glänzendster äußerer Prunkentfaltung und innigster religiöser Sammlung einen besonderen Charakter trägt, sein eigenartiges Gepräge. Zwar ist seit etlichen Jahren, da der Kaiser die Prozession auf dem Michaelerplatz erwartet hat, die Teilnahme des Hofes, die prunkvolle Auffahrt der Mitglieder des Kaiserhauses, der prächtige Zug der k. k. Orden entfallen. Es ist nicht mehr der „Umgang, bei dem der Kaiser selbst mitgeht". Doch die Beteiligung des gläubigen Volkes, die Zahl der lieblichen Mädchen, die im weißen Kleid, mit aufgelösten Haaren, aus zierlichen Körbchen ihre Blumen vor jedem der vier Altäre streuen, der poetische Charakter dieses Volksfronleichnams ist unter dem Druck des Krieges nicht geringer und ärmer geworden. Auch diesmal sah man frischen Schmuck von Birkenzweigen und Tannenreis den berußten Stein der alten Großstadthäuser verstecken. Bei aller weisen Sparsamkeit wurde auch heuer das Fronleichnamsfest, das von dem günstigsten Wetter begünstigt war, überall in Wien, soweit es bereits heute begangen wurde, mit würdigem Glanz gefeiert, welcher der ernsten Bedeutung entsprach, die der volkstümliche Wiener Oberhirt in dem Aufruf an seine Erzdiözesanen dem heutigen Fronleichnam als dem Tage der Vereinigung im Gebet mit unsern an den Reichsgrenzen in entscheidenden Schlachten kämpfenden Soldaten gegeben hatte. Sowohl bei St. Stefan als in den äußeren Bezirken war die Beteiligung eine großartige.

Bald nach 6 Uhr war Sicherheitswache in großer Zahl ausgerückt, um in der Innern Stadt den Verkehr zu regeln. Um diese Zeit schon pilgerten Tausende und Tausende aus den Bezirken in das Herz der Stadt. Die Pfarreien kamen mit altehrwürdigen bunten Kirchenfahnen. Die Mitglieder der geistlichen Orden erschienen in ihren verschiedenen Ordenstrachten; dann kamen vollzählig die Mitglieder katholischer Vereine im Festgewand mit Bannern und Fahnen, die Würdenträger, die Gemeinderäte mit der goldenen Ehrenkette und zahllose Andächtige aus allen Bezirken Wiens. So lange Platz war, zogen die Ankommenden in die Kirche ein, und dann füllte sich der Platz um den Dom, füllten sich die Straßen, die die Prozession berühren sollte. Die Truppen waren in Marschadjustierung mit Feldzeichen von Eichenlaub. Die Vereine stellten sich im festlich geschmückten Dome nach den Anordnungen des Ordinariatssekretärs Konsistorialrates Msgre. Merinsky auf, Männerkongregationen, Frauenorganisationen, Sodalen, marianische Kongregationen, die Pfarrgruppen des Katholischen Schulvereines und des Piusvereines, die städtischen Rats- und Amtsdiener, die Waisenkinder, die Jungschützen und die Knabenhorte, viele mit ihren Musikkorps; dann fanden sich die wenigen nicht im Felde stehenden Mitglieder der katholischen Studentenverbindungen, die Mitglieder der Bürgervereinigung, des Diözesankomitees, der Wählervereine, Bezirksräte und Armenräte sowie Beamte des Magistrates ein. Noch mehr als 1915 fehlten diesmal Jünglings- und kräftiges Mannesalter.

Vor 7 Uhr kündigte feierliches Glockengeläute an, daß der Kardinal-Fürsterzbischof sich mit den Bischöfen und den Mitgliedern des Domkapitels aus dem fürsterzbischöflichen Palais zur Kirche begebe, und schon schritt im Kardinalspurpur Kardinal-Fürsterzbischof Dr. Piffl in die Kirche und begab sich zum Hochaltare. Der Kardinal hielt mit großer Assistenz das Pontifikalamt. Nach dem „Pange lingua gloriosi" bewegte sich dann die Prozession aus dem Dome. Die beiden Kompanien von Bolfras-Infanterie eröffneten den Zug und begleiteten den ersten Teil. Die ausgangsfähige rekonvaleszente Mannschaft der im 1. Bezirke gelegenen Sanitäts- und Rekonvaleszentenanstalten schritt, geführt von ihren Chargen, in langen Reihen. Dann kamen die Zöglinge der kaiserlichen Waisenhäuser, die Knabenhorte, die städtischen Amts- und Ratsdiener, die Straßenbahner, der Katholische Jünglingsverein, der Meister- und Gesellenverein, die Pfarrgruppen des Katholischen Schulvereines, die anderen katholischen Vereine, die marianischen Kongregationen, die Genossenschaften und der Dritte Orden. Weißgekleidete Mädchen folgten, dann die Ordensgeistlichen, die Stadtpfarren. Hinter der Domkapelle schritten die Alumnen, die f.-e. Kurgeistlichkeit und die Mitglieder des Metropolitankapitels zu St. Stefan. Vor dem Baldachin, den Bürger trugen, dessen Quasten kommunale Würdenträger hielten, gingen die Herren der Assistenz des Kardinals: Domdechant Prälat Karl Seidl und Weihbischof und Generalvikar Dr. Josef Pfluger. Unter dem Baldachin schritt Kardinal-Fürsterzbischof Dr. Piffl, zu beiden Seiten gaben Chargierte der katholischen Studentenverbindungen in voller Wichs das Ehrengeleite. Dem Baldachin folgten Bgm. Doktor Weiskirchner, die Vizebürgermeister Hierhammer, Hoß und Rain, viele Stadt- und Gemeinderäte, Magistratsdirektor Dr. Nüchtern mit den Magistratsräten und dem Präsidialvorstand Magistratsrat Formanek sowie vielen Beamten des Magistrates, die Bezirksvertretung der Inneren Stadt

Die Kaffeekarte. (Originalzeichnung von Theo Zasche.)

Wachmann: „Ja, wo ist denn Ihre Kaffeekarte?"

Nachmittags-Schwarzer bei Herrn und Frau H. Amster.

Kolschitzky: „Kruzitürken, jetzt hätt' i mit mein Kaffeehaus a G'frett in Wien."

Österr. Volkszeitung 25./IV. 1916

Neue Freie Pr

Ich esse zu viel.

Blicke in verschiedene Kriegsküchen.

Von **Ludwig Hirschfeld.**

Ja wohl, schon wieder vom Essen. Es kommt mir nämlich so vor, als ob dies bis auf weiteres die wichtigsten Angelegenheiten wären, über die man sich jetzt am meisten zu sagen hat: der Kriegsbericht und der Marktbericht, der große Kampf draußen um die Zukunft und hier der kleine Kampf um die alltägliche Gegenwart, der Kampf des Magens. Zum Erfolg des großen Kampfes können wir nicht viel beitragen und müssen uns begnügen, ihm mit einer Nachhut von Anteilnahme, von Wünschen und Hoffnungen zu folgen. Aber in dem kleinen Kampf des Magens hat jeder einzelne Esser seine taktische Aufgabe, sein Teil Pflicht und Verantwortung. In einer Stadt, die so gern gut und reichlich ißt, muß man jetzt immer wieder über dieses früher nicht gesellschaftsfähig und banal gewesene Thema sprechen, das vorläufig viel wichtiger, interessanter und tiefsinniger ist, als alle Konversationen über die diversen malenden, komponierenden, dichtenden und tanzenden Neutöner, Expressionisten und Futuristen. Es soll mich also nichts davon abhalten, vom Essen zu sprechen: weder allgemeine literarische Bedenken noch die Erwägung, daß ich mir dadurch meine ohnehin etwas unsichere Anwartschaft auf den Grillparzer- und Bauernfeld-Preis endgültig verscherze, und nicht einmal die Fülle von ebenso liebenswürdigen wie anonymen Korrespondenzkarten weiblichen Geschlechtes, die mir bei solchen Anlässen auf den Schreibtisch zu flattern pflegt. Nebenbei bemerkt: wann wird denn das Briefporto erhöht? Wenn es sich noch machen läßt, möchte ich vorschlagen, vor allem das Porto für anonyme Zuschriften ganz besonders zu erhöhen: ich glaube, das würde den anonymen Absendern ein namenloses Vergnügen bereiten.

Wovon wollte ich eigentlich sprechen . . . ja, ich weiß schon: von den kleinen rosafarbenen Zetteln, die unlängst den Brotkarten beigelegt worden sind, von der unverbindlichen Anfrage an die Wiener Haushaltungsvorstände, betreffend die Errichtung von Kriegsküchen. Um das ökonomische Wirtschaften mit den vorhandenen Lebensmitteln zu fördern, sollen in jedem Bezirk Kriegsküchen warme Mahlzeiten herstellen, die an jeden, der die Speisen mit eigenen Gefäßen abholt, zu geringem Preise abgegeben werden. Also eine Massenausspeisung ohne ihre sonstige Gemütlosigkeit, eine Volksküche, die den Familiensinn, das Behagen des Einzelnen und auch seine falsche Scham respektiert. Denn es gibt ja manchen, der sparen möchte, aber ohne Zuschauer, und der nicht will, daß man ihm die bescheidene Existenz, die er in seinen vier Wänden führt, auf der Straße ansieht. Die meisten Brotkartenbesitzer, die außerdem genügend viel besitzen, um sich auch jetzt die gewohnte reichliche oder behagliche Lebensführung leisten zu können, werden den kleinen rosafarbenen Zetteln nicht viel Beachtung geschenkt haben.

Eine Mahlzeit um 60 Heller, was kann denn das sei 0·3 Liter Suppe, 0·5 Liter Gemüse, 20 bis 30 Dekagram Mehlspeise. Wahrscheinlich Erbsen, Bohnen, Konserv Knödel und ähnliche Speisen, die man doch unmöglich Tage essen kann. Das ist so ungefähr der erste Gedan des verwöhnten Essers, und dann sagt er sich noch schwichtigend: es ist eben eine für kleine und bescheid Leute berechnete Mahlzeit, die essen das gern, es ist gesund, und so wird mit den vorhandenen Lebensmitt ökonomisch hausgehalten . . . worauf sich der verwöhn Esser beruhigt zu seinem reichlichen Mittagessen begibt. D Kriegsküche ist eine sehr schöne und nützliche Einrichtun die sich gewiß vortrefflich bewähren wird, sie hat bloß ein Fehler: daß sie nur für die kleinen und bescheidenen Leu berechnet ist. Jeder müßte in der Kriegsküche essen, wenig stens einmal in der Woche. Alle, die zwar über die teure Lebensmittel schimpfen, aber davon mehr kaufen als je die noch immer unbekümmert und gedankenlos weiter esse wie früher. Ihnen kann nur durch eine neue Aktion geholfe werden: eine Kriegsküche für Bemittelte, eine Massenaus speisung für solche Mitbürger, denen es zu gut geht und die zu viel essen.

Die meisten Stadtmenschen, die es sich erlauben können, essen für die gegenwärtigen Verhältnisse entschieden zu viel nämlich ohne wirkliches Bedürfnis und wahrscheinlich, ohne es zu wissen. Das klingt vielleicht im ersten Moment wie eine scherzhafte Uebertreibung, aber wenn man von den Mittelstandsfamilien mit Kindern absieht und einen Blick in verschiedene Wirtschaften und Küchen wirft, in private und öffentliche, kann man dieses Zuviel tagtäglich in allen Formen konstatieren. Nur ein paar typische Beispiele. Ein anscheinend den besser genährten Ständen angehörender Herr betritt am Morgen sein Stammkaffeehaus. Bevor er sich noch niedergesetzt hat, ruft der Kellner schon frohlockend: „Wie gewöhnlich. Hautglas, Portion Butter, zwei Eier natur." Dazu zwei Stücke Brot, die der Gast mißtrauisch aushöhlt, um nur die Rinde zu verzehren, worauf er sich noch einige Stücke Zwieback reichen läßt. Derselbe gut genährte Herr kommt dann nach getaner schwerer, dreistündiger Bureauarbeit mittags ins Gasthaus, wo er sich in die Lektüre einer Speisenkarte vertieft, auf der vier Vorspeisen, drei Suppen, sieben Braten ebensoviele Gemüse und Salate, drei warme und acht kalte Mehlspeisen verzeichnet sind, welche Auswahl dem Herrn den schmerzlichen Ausruf entlockt: „Jeden Tag dasselbe, nie was Gescheites." Und da er heute ohnehin keinen richtigen Appetit und einen Gusto auf etwas anderes hat, bestellt er einen Fisch mit Oeleiertunke (zu der man genau so viele Eier braucht wie zu einer Mayonnaise), eine Kotelette mit Häuptelsalat und harten Eiern und eine Omelette. Und wenn seine Appetitlosigkeit endlich gestillt ist, verläßt er vergnügt das Lokal, ohne zu ahnen, daß er mindestens sechs Eier auf dem Gewissen hat. Den Schwarzen nimmt er im Kaffeehause, in das er pünktlich um 7 Uhr wiederkehrt, um die erste frische Melange nicht zu versäumen. Abends speist der gut genährte Herr in einem eleganten Stadtrestaurant oder in einem einfachen, gemütlichen Bierlokal, das ist ganz egal, auf jeden Fall muß er, da er jetzt erkennt, daß das Mittagessen doch zu reichlich war, zuerst eine Kleinigkeit essen, die den Appetit anregt, nach der Hauptspeise etwas, um den Geschmack zu verbessern, und schließlich noch einen Bissen, der Durst macht. Er trinkt nicht, weil er nach dem Essen Durst hat, sondern er ißt, weil er Durst haben möchte. Muß das wirklich sein? Jawohl, das muß sein, solange man dem gut genährten Herrn die Möglichkeit bietet, fortwährend kulinarisches Mitleid mit sich selbst zu haben, solange man ihn nicht unerbittlich vor die Wahl zwischen zwei Einheitsmenüs oder Speisenfolgen stellt. Aber das ist offenbar ein schwieriges Wiener Problem, das auch diese Zeit nicht lösen wird.

Wenn aber dieser Herr irgendwo eingeladen ist, zum Beispiel bei einer befreundeten Familie, die nur aus einem kinderlosen Ehepaar besteht, dann treibt er es noch ärger. Diesmal ist er jedoch unschuldig, denn die Hausfrau hat beim Telephon schüchtern geflötet: Ich mache Sie aufmerksam, nur ein ganz bescheidenes Kriegsnachtmahl. Und da marschiert folgendes über den Tisch: Spargel, junges Gans mit Gurkensalat, heurigem Kraut und heurigen Erdäpfeln, Erdbeeren mit Rahm, Rettiche, Butter und Käse, schwarzer Kaffee, diverse Liqueure — ein bescheidenes Kriegsnachtmahl im vierundzwanzigsten Kriegsmonat. Muß das sein? Jawohl, es muß sein, weil das Ehepaar, durchaus keine neuen Millionäre, sondern nette ruhige Leute, auf dem Standpunkt steht, daß man sich gerade jetzt nichts absparen soll. Das heißt natürlich, die Frau steht auf dem Standpunkt, und der Mann steht folgsam daneben.

Woher ich das alles so genau weiß? Weil ich selbst nicht anders bin und genau so lebe, natürlich. Ich bin der gutgenährte Herr aus dem Kaffeehaus und dem Restaurant, ich bin der Gast des kinderlosen Ehepaares, an dessen Tisch ich meine besseren Ueberzeugungen verleugne und alles hinunterschlucke. Wenn ich sage „ich", so meine ich natürlich nicht gerade mich allein, sondern den Herrn Ich, den feschen gemütlichen Wiener, der noch immer nicht ausgestorben ist, und jeden, der ihn in seiner Gemütlichkeit stören will, für einen „Fadisten" erklärt. Ich bin leider nicht anders, ich sehe es ein, aber kann ich etwas dafür? Man läßt mich bis zur Besinnungslosigkeit Eier essen, man gibt mir Speisekarten zur Lektüre, reichhaltig wie eine moderne Orchesterpartitur, man lädt mich an fleischlosen Tagen ein und serviert mir Filet . . . da kann man nichts tun. Das heißt, man könnte schon etwas tun. Man müßte es mir eben erschweren, mich verhindern, es mir unmöglich machen, so gedankenlos üppig zu leben, müßte mich zur Einfachheit und Mäßigkeit zwingen — ich kann ohne strenge Vorschriften und Nahrungskarten einfach nicht mehr sein. Genug an dem, daß ich meine Schwächen und Fehler selbst erkannt habe. Beim Anblick der rosafarbenen Zettel, die zur Teilnahme an der Kriegsküche auffordern, bin ich für einen Moment zur Besinnung gekommen, und den Moment habe ich benützt, um diese Anzeige gegen mich selbst niederzuschreiben. Ich habe meine Schuldigkeit getan und die maßgebenden Behörden und Instanzen auf mein üppiges Treiben aufmerksam gemacht. Es ist höchste Zeit, daß endlich gegen mich energisch eingeschritten wird.

Die Zeit 9./VII. 1916

Der Wüterich.

Von F. St. Gunther.

„No ja," sagte die Sekretärsgattin Frau Malwine Parvus mit leidvollem Gesichtsausdruck zu der erwartungsvoll vor ihr stehenden Kleinbäuerin Petronella Kohlschlögl, „no ja, die Sommerwohnung g'fallet ja mir soweit ganz gut. Aber mein Mann . . ."

„Ah, der Herr Gemahl wird scho' z'frieden sein bei uns," fiel ihr die Bäuerin ins Wort, indem ihr Blick die stramm aufgerichtete, besonders nach der Breite recht üppig geratene Gestalt der Sekretärin unwillkürlich zum soundsovielten Male bewundernd umfaßte. „Der Herr Gemahl wird g'wiß nix dageg'n hab'n."

„Meinen Sie?" war die bedeutungsvoll gegebene Antwort. „Also Sie kennen meinen Mann halt nicht. Der hat seinen eigenen Kopf. Daß der Ihnen zum Beispiel für das Zimmer und das Kucherl zweihundert Kronen zahlt . . ."

„Aber gnä' Frau!"

„Ich sag' ja eh' nichts. Aber um mich handelt sich's nicht. Mein Mann, der ist sehr genau und parsam, fast knickerisch."

„Mhm. No, in Gott's Nam'. so sag'n m'r halt — um daß ma' an' anständige Partei kriagt — hundertneunz'g."

„Mein Mann zahlt Ihnen höchstens hundertachtzig. Also hundertachtzig — abgemacht? Abgemacht! Aber den Tisch im Garten müssen S' richten lassen, nicht wegen mir, selbstverständlich. Meinen Mann kann nichts auf der Welt so in Wut bringen, als wie ein wackleter Tisch. Und dann das Türl bei dem — na, dorten, Sie wissen schon, was ich mein' —, das schließt nicht ordentlich, da krieget mein Mann einen schönen Zorn. Sie wissen freilich nicht, wie akk'rat er g'rad in dieser Beziehung is. Und dann . . ."

Und dann hatte die Sekretärin noch anderthalb Dutzend kleinerer und größerer Uebelstände an der Sommerwohnung anzuführen und auszustellen, nicht in ihrem Namen, beileibe nicht, bloß in dem ihres Gemahls, mit dem nun einmal gar nicht zu spassen war.

Endlich war der Mietvertrag beiderseits abgeschlossen, freilich nicht, ohne daß Frau Malvine noch seufzend ihre Bedenken äußerte, wie sich der Herr Sekretär „gebärden" werde, wenn er erst die Wohnung mit eigenen Augen gesehen habe . . .

„Was recht is, is recht," sagte die Bäuerin Petronella Kohlschlögl am Abend desselbigen Tages zu ihrer Nachbarin Theresia Krautschneider. „Die Stadtlinger san g'spassige Leut'. Jed's Mandl hat a Brandl, manniger gar an' tüchtigen Brand, das woaß ma' eh', und der Meinige kann scho' ah recht z'wider werd'n. Aber die Frau von Parvus muaß mit dem Ihrigen scho' gar koan' Haupttreffer nit g'macht hab'n, der muaß ja rein den Teuxel in eahm hab'n. Derer bin i nit neidig, naa, i nit . . ."

Gegen Ende Juni, an einem Montag, kam die Sekretärsgattin zum Sommeraufenthalt, aber vorerst allein. Ihr Gatte, der Wüterich, sollte am Samstag nachfolgen und dann jedesmal über den Sonntag auf dem Lande bleiben. Die gewünschten Adaptierungen waren so halbwegs zur Zufriedenheit ausgefallen — das heißt zur Zufriedenheit der Frau Parvus; ob auch zu der des Herrn Parvus, das war sehr fraglich. Und die Verpflegsverhältnisse machten der bedauernswerten Dame die größte Sorge. Sie hätte sich ja gern mit wenigem beanügt, aber der Gemahl hatte ihr strengstens aufgetragen, sich möglichst gut zu nähren und überdies Vorräte zu sammeln. Den Kummer anzusehen, mit dem sie ihr erstes Frühstück, ihr zweites Frühstück, ihr Mittagmahl, ihre erste Jause, ihre zweite Jause und ihr Abendessen verzehrte, war manchmal wirklich herzzerreißend.

„Am Sonntag will mein Mann unbedingt seine Hendelsuppen, sonst is's mit ihm einfach nicht auszuhalten," wehklagte sie. „Hab'n S' alsdann keine Suppenhenn' zum verkaufen?"

„Tuat mir load, naa," entgegnete die Bäuerin.

Sie log. Denn sie hatte tatsächlich ein Federvieh der gewünschten Gattung auf Lager, aber sie gedachte es, so rücksichtslos und ränkevoll sind manche Leute selbst in unserer heutigen großen Zeit, auf den eigenen Tisch zu bringen.

Am Samstag früh jedoch sagte sie:

„Heunt' am Ab'nd kommt er bestimmt, der Herr Gemahl?"

„Ganz bestimmt!" antwortete die Frau Sekretär und seufzte dabei zentnerschwer und klaftertief.

„In Gott'snam'," sagte die Bäuerin, „so stich' i eahm halt die schwarze Henn' ab. Daß Sö eppa an' Verdruß hab'n, gnä' Frau, das will i nit."

Die Sekretärin ergriff ihre schwielige Hand und drückte sie innig:

„Ich dank' Ihnen tausendmal . . . Aber — schau'n Sie einmal — steigen dort nicht Gewitterwolken auf? No, das könnt' uns fehlen, daß heut' ein Wetter kommt! Da steh' ich für nichts gut!"

„Ja, da kann i ah nix machen," versetzte die Bäuerin ein wenig unwirsch. „Da muaß er si' scho' an unsern liaben Herrgott wenden, der Herr Gemahl!"

Aber siehe, das Firmament heiterte sich wieder aus. Der liebe Herrgott selber schien Mitleid mit der geängstigten Frau Malwine und Respekt vor ihrem Gatten zu empfinden.

Durfte man es da den armen, schwachen Menschenkindern übelnehmen, wenn sie der Ankunft des Herrn Sekretärs Felix Parvus mit Zittern und Bangen entgegensahen? Wenn die Bäuerin Haus und Hof aufs sauberste fegte, wie kaum zu den höchsten kirchlichen Festen, und sich dann in ihren schönsten Sonntagsstaat warf? Wenn der Bauer Andre Kohlschlögl, der sonst keine schwachen Nerven hatte, erklärte, er wolle den Abend zu einem längst notwendigen Geschäftsgang nach dem fernen Marktflecken benützen? Wenn die Dirn die Hälfte ihres gesegneten Appetits verlor und ernstlich [illegible] sich zu Rate ging, ob sie sich nicht doch im Bach die Füße baden sollte? Wenn der russische Kriegsgefangene, der dem Kohlschlöglschen Hofe als Aushilfe zugewiesen war, und der während des Jahres seiner Gefangenschaft genug Deutsch erlernt hatte, um von dem drohenden Unheil in beiläufiger Kenntnis zu sein, plötzlich längst vergessene Befürchtungen wieder in sich aufleben fühlte und in dem Herrn Sekretär Felix Parvus jenen grausamen Oesterreicher ahnte, der ihm, dem armen, unschuldigen Iwan, die Ohren ausriß und die Zähne kleinweis ausbrach? . . .

Der Zeiger rückte unerbittlich vor, und zwischen sieben und acht Uhr abends kam Herr Parvus, von der Gattin abgeholt, von der Bahn. Sein Empfang war just kein stürmisch freudiger. Nur die Bäuerin Petronella Kohlschlögl machte ihm in der Küchentür von fern einen Knicks und verschwand dann schleunig, die übrigen Hausinsassen, der kluge alte Tyras nicht ausgenommen, hielten sich verborgen und lugten zwischen Türspalten und durch Astlöcher hervor.

Was sie erspähten, war ein kleines, spitzbäuchiges Männlein mit einer großen, runden Glatze, aus dessen verkniffenen Gesichtszügen man allerdings alles Beliebige herauslesen konnte.

Poltern, schreien, schelten tat Herr Felix Parvus nicht. Schweigend besichtigte er unter Führung der Gattin Zimmer, Küche, Hof und Garten und äußerte weder über den nun festgerammten Tisch noch über das nicht mehr klappernde Pförtlein des gewissen, geheimnisvollen Ortes ein Sterbenswort.

„Da is er am allermeisten zum fürchten," flüsterte später die Frau Malwine der Frau Petronella zu, „wann er so stumm und finster dahergeht."

Am sonnenhellen Sonntag wich alles scheu und ehrerbietig dem grimmen Herrn Parvus aus. Als er auf den Bauer Andre Kohlschlögl zutrat, mit einem Griff nach der Brusttasche, als wollte er ihm eine Zigarre anbieten, da vermutete dieser eine arge List und ging, ohne sich umzuschauen, in entgegengesetzter Richtung ab.

„No, was sagt der Herr Gemahl? Zu der Wohnung? Und zu der Henn'?" fragte die Bäuerin nach dem Mittagessen die Sekretärin.

„Mein Gott, frag'n S' mich gar nicht und reden S' nicht so laut! Am Montag, wann er fort is, werd' ich Ihnen schon alles sagen . . ."

In der Mittagsschwüle hielt sich der Herr Sekretär mäuschenstill im Zimmer eingeschlossen — entweder schlafend oder, was natürlich viel wahrscheinlicher war, Böses brütend. Am Nachmittag ging er allein in den Wald. Und am Abend, als seine Gattin gerade nicht anwesend war, huschte er plötzlich zum Tor hinaus und begab sich hurtig — ins Gemeindewirtshaus.

Dort trank er einsam und abgesondert ein Glas Wein. Weit weg von ihm saß der Bauer Andre Kohlschlögl in einer Runde von Berufsgenossen, denen er mit gedämpfter Stimme, scheuen Seitenblicken und düsterer Beredsamkeit das Charakterbild eines modernen blutrünstigen Tyrannen entwarf.

Um neun Uhr entfernte sich Herr Parvus.

Um zehn Uhr ging auch Herr Kohlschlögl heim.

Als der die Tür seines Vorhauses öffnete, recht behutsam, um ja nicht den schlafenden Tiger zu wecken, hörte er mit Staunen und Erschrecken, daß dieser noch gar nicht schlief, sondern in seiner Stube verhaltenen Tones eben also sprach:

„Aber, liebe Malwine, hör' doch schon endlich auf zum Schimpfen! Seit einer Stund' bin ich wieder zu Hause, und seit einer geschlagenen Stund' machst du mir ununterbrochen Vorwürfe."

„Genieren werd' ich mich vielleicht," erwiderte ebenfalls halblaut, aber trotzdem unverkennbar streng und hart eine weibliche Stimme. „Du hast nichts verloren im Gasthaus, du hast überhaupt nirgends hinzugehen ohne meine Erlaubnis und ohne mich. Möcht' wissen, was du da wieder alles zusammeng'red't hast!"

„Nicht ein vermeidbares Wort hab' ich gesprochen," versicherte eifrig der Gatte.

„Du hast dich nicht wieder beklagt über dein Schicksal?"

„Nein."

„Du hast dich nicht als Märtyrer hingestellt?"

„Keine Spur."

„Niemandem vorgeraunzt, daß du eigentlich ein seelenguter Mensch bist, der keine Fliege kränken kann?"

„Mein heiligstes Ehrenwort — nein!"

„No, dann hast du's halt durch deine wehleidige, scheinheilige Miene so deutlich ausgedrückt, daß es niemand hat mißverstehen können. O, du erzählst mir nichts! Dich kenn' ich!"

„Malwin'!"

„Ruhig bist!"

„Malwine, auch der Wurm krümmt sich, wann er getreten wird . . . Warum machst du einen Wauwau aus mir, warum schiebst du allerweil' mich vor, wann dir irgendwo irgendwas nicht paßt?"

„Warum? Haha! Weil's die Leut' nicht zu wissen brauchen, daß ich keinen Mann hab', der ein Mann is. Und damit du doch wenigstens zu was gut bist, du Traumichnicht, du Letfeig'n, du Walperl! Darum! Verstanden?"

Darauf folgte ein schauerlicher Seufzer, den aber nicht die seufzerreiche Frau Sekretärin tat. Und hierauf eine stumme Pause, deren Länge jedoch der mit angehaltenem Atem und immer weiter offenem Munde im Finstern lauschende Herr Andre Kohlschlögl nicht beurteilen konnte, da er ihr Ende nicht abwartete.

Sondern er drehte sich auf dem Absatz um und ging wieder zur Tür hinaus.

Zweierlei war ihm in diesen nächtlichen Minuten sonnenklar geworden: erstens, daß er das seltsame städtische Geheimnis, das sich ihm enthüllt hatte, sofort mit jemand Vernünftigem, also männlichen Bäurischem, gründlich besprechen mußte; zweitens, daß er die mögliicherweise auch ihm drohende Gefahr eines nur entfernt ähnlichen traurigen Loses, wie es dem Herrn Sekretär Felix Parvus gefallen war, durch eine kraftvolle Tat unverweilt bannen und im Keim ersticken mußte.

Aus diesen beiden triftigen Gründen ging er erhobenen Hauptes und wuchtigen Trittes ins Wirtshaus zurück.

Reichspost
12./VII. 1916
194

alles abverkauft, und zwar bis auf 235 Fleisch- und 70 Stück Fettschweine. Der Marktverkehr setzte erst gegen ¼1 Uhr ein.

Der Lebensmittelmarkt.

Der heutige Verkehr in der Großmarkthalle stand im Zeichen des fleischlosen Tages und verlief in flauer Stimmung. Die Nachfrage erstreckte sich auf Schaffleisch, Würste, etwas Geflügel und Fettstoffe. Die Vorräte waren auf allen Gebieten vollkommen ausreichend. Der Großhandelsverkehr gestaltete sich sehr schleppend. Im Einklang mit der Tendenz auf dem Rindermarkte in St. Marx wurden die Preise für hiesige Rindfleischsorten amtlich um 10 bis 20 Heller per 1 Kilogramm ermäßigt. Der Fettstoffbedarf war mit dem Angebote von 900 Kilogramm mehr als gedeckt. Angeboten wurden 600 Kilogramm Rindsspeisefett à Kronen 8.—, 200 Kilogramm Rückenspeck à 9.40 bis 9.60, sowie 100 Kilogramm Margarinfett à 9.60 bis 10.60. Es wurde noch ein kleiner Rest erübrigt. Die Bahnzufuhren blieben aus. Es kam nur 1 Waggon mit 500 Kilogramm Fleisch an. Der Verkehr auf dem Fleischmarkte steht gegenwärtig unter dem Einfluß der warmen Witterung sowie der Obst- und Gemüsesaison und ist fast belanglos. Die Fischereigesellschaft „Nordsee" setzte ihre Preise teilweise herab. Kabljau, Seelachs, Dorsch und Knurrhahn kosten bei ihren Geschäftsstellen nur mehr 4 Kronen das Kilogramm. Es kamen in die Viktualienhalle 38.600 Stück ungarische Eier. Die österreichische Verkaufsgesellschaft erhielt 56 Kisten à 1440 Stück ungarische Eier. Man bekommt 7¼ bis 8 Stück um 2 Kronen je nach Größe und Qualität. Im Einzelkauf kostet 1 Stück 24 bis 28 Heller. Knapp sind die Butterzufuhren. Auch auf dem Rudolfsheimer Eier- und Buttermarkte fehlten die Eierwagen heute gänzlich. Die Zufuhren auf den Gemüsemärkten war überaus günstig. Reichlich vorhanden waren Fisolen, Erbsen, Paradeiser. Die Preise gingen bedeutend zurück. Auch die Kartoffelzufuhren besserten sich. Der Obstmarkt war besonders mit Marillen beschickt. Es ist somit Hausfrauen reichlich Gelegenheit geboten, für den Winter Vorräte zu sammeln, besonders da die Preise diese Woche bedeutend zurückgegangen sind.

Nachdenkliche Städtebilder aus Albanien.

In unserem Durz.

Von k. k. Oberleutnant Josef Neumair.

(Vom Kriegspressequartier genehmigt.)

Aus Albanien, Juni 1916.

III.

Griechische Kolonisten, Korinther und Kerkyraner, gründeten die Stadt, es heißt im Jahre 627 v. Chr. und nannten sie Epidamnos. Die Römer, die einige Jahrhunderte später die wohlgegründete in Besitz nahmen, fanden im Stamme — damn — (Schaden) ein Haar im Süppchen, man kennt ihren Vorgang bei derlei Angelegenheiten von Maleventum—Beneventum, und wählten den andern Griechennamen Dyrrhachion, änderten ihn zu Dyrrhachium und mit der Zeit wurde daraus Durratium. Als die Serben den Ort neu zu benennen sich zuständig fühlten, bekam er den Namen Dratsch, aber ein Zweig der stolzen Abkömmlinge edlen Römertums, die Venezianer, bildeten aus dem lateinischen Wort das italienische Durazzo und das hielt sich. Vereinzelt taucht in einem geographischen Werk des 12. Jahrhunderts der Name Adrasto auf, aber die Einheimischen, die Albaner, schrieben und schreiben Durrës; das E ist stumm und so bildete sich der Name Durz. So heißt die Stadt heute und wird, hoffen wir, des weiteren so heißen, Durz, die Hauptstadt Albaniens, Durz am Fuße der Hügelreihe Mali Durzit, am Meer gelegen und an der Kneta Durzit.

Schön ist der echteste und neueste Name nicht und die Stadt auch nicht und sie ist kleiner, als je ein Fremder, der von ihr so viel zu lesen und zu hören gezwungen war, sich vorzustellen vermag. Auch beim dichtesten Belag serbischen und türkischen Familiengebrauchs gibt sie nur 4500 Menschen Raum. Einige enge Straßen, ein Marktplatz und ein „Hauptplatz", einstöckige und ebenerdige Häuser mit türkischen Geschäftsbuden, drei christliche Kirchen und drei türkische Gebetshäuser, Djamien, einige wenige öffentliche Gebäude, das Wied-Palais, das österreich-ungarische und italienische Konsulat, das Hafenamt, der Molo, dem die Schiffe nur auf 300 Schritte nahen können, ein alter Befestigungsturm, zwei Torbogen und Reste alter, starker Stadtmauern, Gerümpel, Reste, Schmutz, türkische Friedhöfe, Zisternbrunnen, Mauern, böses Klima Gelsen und Malaria.

Das soll Durz sein? Das alte, stolze, vielgenannte, vielumworbene, heißumkämpfte? Die feste, fast uneinnehmbare Burg, zu deren Erstürmung Heere bis zu 100.000 Mann auszogen, vor der Kaiser und Sultane in höchsteigener Person das Kommando führten, die große, weite, wichtige Seestadt, deren Mauern zwei Stunden im Umkreis maßen? Ja, ja. Es war der größte Platz zwischen Spalato und Griechenland, wer es besaß, nannte sich Herr von Albanien. Um die Stadt stritten die größten Heere der Welt, die herrlichsten Namen im Nimbus der Jahrhunderte müssen herbeigezogen werden, will man ihre Geschichte darstellen; von Pyrrhus über Philipp und Alexander den Großen zu Caesar, Pompejus, Cicero, Diokletian und Justinian; von Geiserich, dem Vandalenführer und Alarich dem Westgotenkönig und Odoaker zu Theodorich-Dietrich von Bern; von Robert Guiskard, Boemund, Raimund von Toulouse zu Karl von Anjou und Manfred von Sizilien; dann Dogen der Signoria von Venedig wie Enrico Dandalo, Serbenkaiser und -könige und Fürsten und der Bulgarenzar Simeon und andere, Sultan Mohammed II., Skanderbeg, Papst Pius II., der Albanerfürst Karl Topia, der seinen Stamm auf keinen Geringeren als Karl den Großen zurückführte, und schließlich nach vielen, vielen anderen, Serben, Arnauten, Türken, Kreuzfahrern usw. Kaiser Barbarossa, Timur, Wallenstein, Prinz Eugen. Man fragt: wer war nicht in Durz? Zwar Barbarossa kam nicht ganz dahin, war aber in Nisch und Adrianopel und ihn wie Wallenstein und Prinz Eugenius bewegte das Problem: Durz. Was in der Orientgeschichte Namen hat, fast wahllos kann man es irgendwie in Beziehung bringen mit diesem Platz. Er war der Ausgang der Handelsstraße nach Saloniki und Konstantinopel, erster Waffenplatz am östlichen Ufer der Adria, ein Bollwerk mit gewaltigen Mauern, ein Stützpunkt für alle Unternehmungen in Albanien und weit im Innern, Kulturzentrum, Metropolitensitz der katholischen und serbischen Kirche, ein Zankapfel für adriabeherrschende Völker und solcher, die es werden wollten, ein Faustpfand abenteuernder Unternehmer, Mitgift herzoglicher Damen, Stätte des Glanzes, der Kämpfe, der wechselnden Ueberzeugungen und Seeräuberhöhle. Innerhalb 300 Jahren hat die Stadt nicht weniger als 37mal ihren Herrn gewechselt, fast ebenso oft die politische Gesinnung und einige Male auch die Religion. Alle Welt raufte sich um ihren Besitz, fast alle europäischen Völker herrschten einmal, kurze Wochen, kurze Jahre in ihren Mauern: die Griechen, Römer, Illyrier, Makedonier, Byzantiner, Germanen und Deutsche, aller Art Slaven, von den Montenegrinern bis zu den Russen, die im übertragenen Sinn ihren Einfluß hatten, Vandalen, Normannen und Norweger, Venezianer, Neapolitaner, Tarentiner, Türken und Araber, Mongolen, Bulgaren und Ungarn, Franzosen Ragusaner, schließlich die Albaner nicht zu vergessen; im Jahre 1492 stellte sie sich samt Mittelalbanien gar in den Schutz eines Carlo Emmanuele von Savoyen und jüngst, bis wir kamen, wehte die Fahne des geeinigten Italien mit dem Schlachtruf „Avanti Savoja" über den Festungsmauern.

Die Stadt ist ein Repetitorium der Weltgeschichte Europas; wehe dem Maturanten, der an diesem Stoff die Festigkeit seiner Geschichtskenntnisse wird bewähren müssen. Seit dem Peloponnesischen Krieg, der aus Epidameus schlangenhauptumwunden auszog, bis zum 27. Februar 1916 eine fast ununterbrochene Reihe von Kämpfen und Ereignissen geschichtlicher Prägung, eine Stätte unerhörter Helden- wie Schandtaten, des Verrats, der Meuterei, Verschwörung; Meuchelmord, Entführung, Bestechung, alle Laster und viele Tugenden gediehen hier zu besonderer Blüte und Kampf war das Milieu. Wie oft heißt es in der Geschichte: die Stadt wurde zerstört, die Bevölkerung in Massen hingeschlachtet, das Blut floß in Strömen, Pest wütete und Hungersnot, die ganze Umgebung wurde verwüstet, ein Großteil der Einwohner verschleppt; Einzelheiten der Grausamkeit und Schlechtigkeit und Heldenhaftigkeit werden als Beispiele angeführt, es ließen sich Novellen und Erzählungen bauen, ein Dekamerone von Durz. Und immer Bewegung, um die Stadt und in ihr. Schon die Titel ihrer Herren sind ein artiges Register, etwa: Kaiser, König, Fürst, Doge, Dux, Bischof, Graf, Kapitän, Generalkapitän, Ritter, Rettore, Clan, Sultan, Pascha, Aga, Beg, Mutesarif, Kaimakan, Bairaktar, Richter, Despot, Zar, Sebastos, auch Bürgermeister; Herren und Frauen; Heiden, Katholiken, Orthodoxe, Türken; es war Republik, Piratenstaat und alles, alles, ein buntes, überraschendes, immer neues Kaleidoskop, wie endend das Gewoge um Dyrrhachium, Durazzo, Dratsch und Durz. Fast möchte man im guten Vertrauen irre werden und glauben, es müsse so weiter gehen weil es immer so gewesen ist.

Unser Einzug in Durz.

Wir wußten von dieser Sphinx, wir sahen sie vom 22. Februar an weich gebettet am Meeresufer liegen, wir hörten den Riesenlärm um sie und erlebten die Bemühungen mit, und als wir sattsam gespannt einzogen, was sahen wir?

Die Kneta Durzit, ein versumpftes Haff, zwei bis vier Kilometer breit und etwa acht lang, schließt die Stadt und das Gebirge, an dessen Fuß sie liegt, wie eine Halbinsel ab, im Norden nur ein enger, kaum einen Kilometer breiter Zugang, im Süden führt eine Brücke über den Ausfluß der Nehrung. Diese Brücke hatten die Italiener hinter sich abgebrannt und wir neu hergestellt. Wir rückten darüber. Eine Straße zeigt zur Stadt, zuerst durch den Sumpf, gradaus leer, dann rechts und links einige Häuser und ein türkischer Friedhof. Eines dieser Gebäude war Munitionsmagazin und am Tag vor unserm Einmarsch in die Luft geflogen; noch rauchte und roch es. Bevor die Straße nach links abbiegt, zweigt ein Nebengäßchen ab, daraus hebt sich ein stattlicher Bau mit rotem Ziegeldach, die österreich-ungarische Gesandtschaft, und nicht weit davor standen vier riesenhafte Geschütze, noch die langen